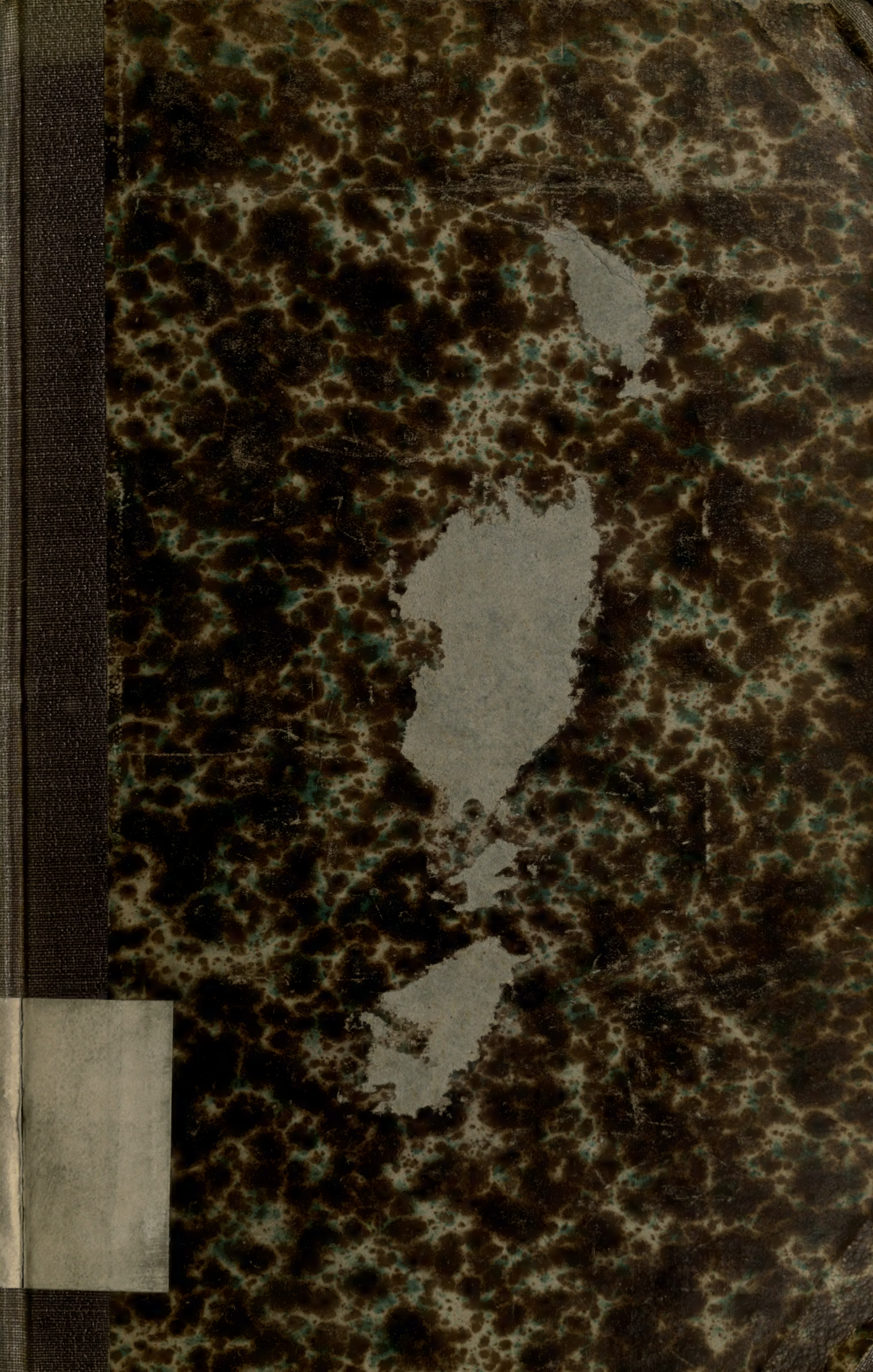
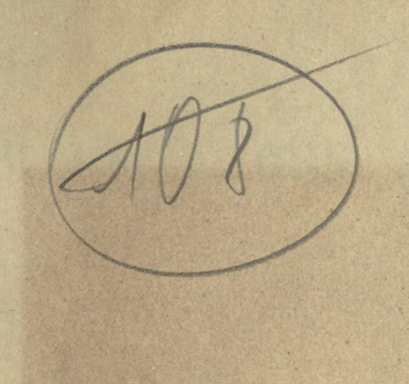



Bischöfl. Convictsbibliothek zu Speyer.
BISCHÖFL. KONVIKT
SPEYER
E 9,16

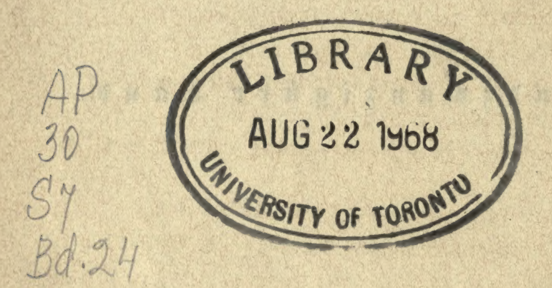

108

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Vierundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1883.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des vierundzwanzigsten Bandes.

Seite

Recensionen.

Miscellen.

Der Eid und die Grundvesten der gesellschaftlichen Ordnung.

I.

Die liberale Ära räumt mit gar Vielem auf, was die Menschheit seit ihren Uranfängen als Heiligthum bewahrt hat. Wie die Dinge sich anlassen, scheint der Geist der Revolution, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so grauenhaft in die Erscheinung trat, noch einmal seinen Rundgang zu machen, nicht durch Frankreich allein, sondern durch Europa. Nur kommt er bedächtigeren Schrittes einher. Vor einem Jahrhundert kam er in Sturmeswehen: gewaltsam fegte er Alles weg; aber bald auch war seine Kraft gebrochen. Diejenigen, welche ihn heute heraufbeschwören, wollen in vorsichtigerer Arbeit den Gifthauch tiefer und nachhaltiger in die Herzen der Menschen eindringen lassen.

Einen solchen Gifthauch, der aus dem Revolutionsgeiste emporsteigt, nehmen wir wahr in der Befehdung des Eides, welche auf die Abschaffung desselben abzielt. Es ist dieß ein blasphemischer Schachzug gegen Gott, aber auch ein zerstörender Eingriff in die Fundamente der menschlichen Gesellschaft.

Zum Ruhme Deutschlands sei aber gesagt, daß selbst im Jahre 1876, als der Culturkampf in höchster Blüthe stand, die große Mehrheit der Reichstagsmitglieder dem Wunsche einer kleinen Fraction, durch Unterdrückung der Anrufung Gottes den Eid aus der Welt zu schaffen, entschiedenen Widerstand entgegensetzte: die Strömung in diesem Punkte wird hoffentlich inzwischen nicht nach links gegangen sein. Dem Abgeordneten Puttkamer (Sensburg) gebührt das Verdienst, damals gegen den dießbezüglichen gottfeindlichen Antrag des Abgeordneten Herz mit Entschiedenheit das Wort ergriffen zu haben. Mit Recht hob er hervor: „Um dieses wirklichen oder angeblichen Bedürfnisses einer verschwindenden Minorität willen der Gesammtheit der Nation ein Joch aufzu-

zwängen [nämlich das einer nichtssagenden Eidesformel], welches sie von sich weist, das nenne ich eine Beschränkung der Gewissensfreiheit." In schneidiger Weise unterstützte der Abgeordnete Windthorst diese Entgegnung; er sagte u. A.: „Ich halte heute noch an dem Satze der Schrift: ‚Nur die Thoren sagen, es gibt keinen Gott' . . . und für solche mache ich keine Gesetze." [1]

Bekanntlich sagt schon der alte Plutarch: „Du kannst Städte sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Münzen, ohne Schrift; aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Übungen und Opfer hat noch Keiner gesehen." [2] So sehr der Begriff der Gottheit auch immer verunstaltet wurde, ja so gotteslästerlich das Unterfangen war, die unendliche, untheilbare Gottheit auf einen Haufen Götzen zu übertragen und damit den wahren Gott zu schänden und zu verstoßen: die Idee eines höhern Wesens blieb dennoch bestehen. Dieser noch so sehr entstellten, aber in ihrem Kerne dennoch ein Stück Wahrheit enthaltenden Idee entsprach es denn auch, daß sie überall, bei gebildeten sowohl wie auch bei ungebildeten Völkern, zu einem gleichmäßigen Ausdrucke gelangte. Es war zunächst das Opfer, wodurch alle Völker ihren Glauben und ihre Überzeugung bekundeten, daß über ihnen ein höchstes Wesen walte; sie wollten zeigen, daß es sie anginge, und wie sie zu ihm ständen. In all seiner Verzerrung, in welche der heidnische Aberglaube das Opfer gebracht hatte, blickte doch unverhohlen die Absicht durch, das absolute Abhängigkeitsverhältniß, in welchem der Mensch sich der Gottheit gegenüber fühlte, darzuthun, und dem Schuldbewußtsein, dessen er sich nicht entschlagen konnte, einen concreten und passenden Ausdruck zu verleihen.

Nicht minder glimmte unter der Asche und dem ganzen Schutt des krassesten Aberglaubens derselbe Funke wahrer Gotteserkenntniß in dem Eide fort, der durchgängig bei allen Völkern in Brauch war und mit dem die menschlichen Verhältnisse thunlichst in den Bereich der Religion und des Göttlichen emporgehoben wurden. Der Eid ist neben dem Opfer der menschlichste Ausdruck der Gottesverehrung und der Gottesfurcht.

Der Eid ist nämlich die Bekräftigung einer Aussage oder eines Versprechens durch die Anrufung Gottes als Zeugen. Um aber die ganze Tragweite zu würdigen, welche dem Eide als einem Acte der

[1] Stenogr. Bericht, Jahrg. 1876, Bd. I. S. 231 ff.
[2] Adv. Colot. c. 31.

Gottesverehrung zukommt, müssen wir ihn in seinen Verhältnissen zur gesellschaftlichen Ordnung betrachten.

Die gesellschaftliche Ordnung beruht ganz besonders auf Wahrhaftigkeit und Treue. Der Mensch ist ganz auf andere Menschen angewiesen, besonders wenn es sich handelt um Kenntnißnahme so vieler Dinge, welche ihn innigst berühren und von hoher Wichtigkeit sind für ihn selbst und für das glückliche Gedeihen des Gesammtwohles. Kurz, die Auctorität ist für den Menschen ein Mittel zur Erreichung der Wahrheit, das in vielen Dingen allein ihm genügen muß, in vielen andern, ja den meisten, zur weitern und tiefern Erforschung den ersten Anstoß gibt. Wer nur seine eigene Erfahrung und eigene Einsicht zur Richtschnur und zur Bedingung der Gewißheit nehmen wollte, der würde zu straucheln beginnen bei den alltäglichen Sachen, selbst bei Erforschung der Verhältnisse, welche als die heiligsten Bande der Natur für ihn die primärsten Pflichten und Rechte bedingen. Und wie erst würde er bei jedem Schritt und Tritt straucheln und zweifeln, den er in weitere Kreise hineinwagt? Ohne die Mittheilung Anderer und ohne die sichere Gewähr, diese Mittheilung unbeirrt als Wahrheit annehmen zu können, sind die Bande gelöst, welche den Menschen als sociales Wesen zum Handeln befähigen und lebenstüchtig machen. Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Verbindung zu Familie, Vereinen, Gemeinde und Staat haben ihr Fundament verloren, wenn der Austausch der Wahrheit von dem Einen an den Andern nicht mehr gesichert ist, wenn die menschliche Auctorität ihre Bedeutung nicht mehr behält.

Und doch, diese Auctorität des menschlichen Zeugnisses beruht darauf, daß derjenige, welcher als Zeuge oder Vermittler der Wahrheit auftritt, genügende Einsicht besitze, also Kenntniß von der Sache genommen habe, und daß mir seine Wahrheitstreue genugsam gesichert ist, An sich aber ist der einzelne Mensch dem Irrthume und der Leichtfertigkeit in der Kenntnißnahme unterworfen, sowie der Fähigkeit des Truges auch in dem, was er selber irrthumslos erkannt hat. Werden diese beiden Schwächen, welche der menschlichen Natur ankleben, die Auctorität untergraben?

Zum Glück ist das in den Fällen, welche eine unzweifelhaft sichere Überzeugung erheischen und dennoch durch menschliche Mittheilung bedingt sind, nicht möglich. Es gibt ja in der That Fälle, und deren sind nicht wenige, wo ein vernünftiger Zweifel, sei es an der hinlänglichen Kenntnißnahme, sei es an der Wahrhaftigkeit des Zeugen, nicht möglich

ist. In Dingen, welche dem Menschen vor Augen liegen und welche durch ihre Bedeutung seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, ist eine irrthumslose Kenntnißnahme nicht nur möglich, sondern ein Irrthum oft geradezu unmöglich. Die Wahrheitstreue aber, von welcher der Mensch abfallen kann, vermag dennoch nicht einmal der Einzelne ohne irgend welchen Grund scheinbaren Interesses zu verläugnen; noch viel weniger können Mehrere ohne gemeinsame Übereinkunft, ohne Verfolgung gleicher Zwecke in derselben Fiction oder demselben Widerspruch der Wahrheit sich begegnen. Während die Wahrheit der geraden Linie gleich Eine Richtung hat, läuft die Lüge ohne feste Richtung in vielfachen und verschiedenen Krümmungen und Windungen von ihr ab. Sie ist deßhalb bei sorgfältiger Prüfung schon zu entlarven, vor Allem, weil es dem innersten Wesen des Menschen als eines vernünftigen Geschöpfes widerspricht, bei irgend einer Handlung, also auch beim Versuch der Täuschung und des Truges, nicht wenigstens nach einem vermeintlichen Gut zu ringen. So ist es denn möglich, daß auf menschliche Autorität hin unter gewissen Umständen eine unumstößliche Gewißheit erlangt wird.

Allein wir müssen zugestehen, in den wenigsten Fällen des gewöhnlichen menschlichen Lebens sind wir im Stande, all die Vorsicht aufzuwenden, all die Prüfung anzustellen, welche uns zu einer solchen Gewißheit hinaufhöbe. Praktisch müssen wir uns meist mit einem geringeren Grade von Gewißheit begnügen, mit einer Gewißheit, welche von einer großen Wahrscheinlichkeit nicht verschieden ist. Allein es liegt gerade unter solchen Verhältnissen manchmal sehr im Interesse des Betheiligten, diese Wahrscheinlichkeit möglichst zu steigern, ja sie zu einer wirklichen Gewißheit zu erheben, mit anderen Worten, das Vorhandensein der Kenntniß und Wahrheitsliebe dessen, der die Mittheilung macht, möglichst außer vernünftigen Zweifel zu stellen. Da ist beim Mangel anderer genügender Beweismomente der Eid der kürzeste Weg. Der Bezeugende beruft sich auf die Allwissenheit und die untrügliche Heiligkeit Gottes, um mit ihnen gleichsam seine Aussage zu besiegeln; er setzt dessen Untrüglichkeit wie zum Pfande für seine Behauptung ein. Damit gibt er selber ein heiliges Pfand dafür, daß er betreffs seiner Behauptung und Mittheilung es weder an gehöriger Aufmerksamkeit und Sorgfalt in der Kenntnißnahme habe fehlen lassen, noch auch von der Absicht zu täuschen irgendwie geleitet werde. Denn er ist sich wohl bewußt, welch ein Frevel es wäre, Gott, den unendlich Heiligen, als Zeugen der Unwahrheit anzurufen; er ist sich wohl bewußt, daß der heilige und gerechte

Gott hier oder drüben solchen Frevel auf's empfindlichste zu strafen nicht unterlassen würde. Diese seine Überzeugung setzt er zum Pfande; seine eigene Seele setzt er zum Pfande, da er sie im Falle der Lüge, so viel an ihm liegt, dem Verderben übergibt — gewiß ein weit gewichtigerer Einsatz, als die Hinterlage einer Summe Goldes und Silbers; seine eigene Ehre und seinen guten Namen setzt er zum Pfande; denn falls er unter solchen Umständen auf Täuschung und Lug betroffen würde, so wäre sein Ruf geschändet als der eines Menschen, welcher gegen Gott den schwärzesten Frevel sich erlaubt und des Ewigen Macht und Weisheit in Frage zu stellen scheint. Wo also noch ein wenig Überzeugung von der Heiligkeit Gottes festgehalten wird, da liegt in dem Eide eine Bürgschaft für die Wahrheit einer Aussage, wie sich eine festere und höhere nicht denken läßt.

So wichtig es für die menschlichen Verhältnisse ist, auf die Aussage eines Andern mit Gewißheit bauen zu können, ist es nicht minder wichtig, sich der Zusage eines Andern zu versichern, und ohne Zagen und Schwanken auf ihn sich verlassen zu dürfen. Auf die Zuverlässigkeit einer gegebenen Zusage stützen sich so viele Anordnungen, Vorkehrungen, Maßregeln, die der Einzelne zu seinem Schutze und zur Wahrung seiner Interessen vorzunehmen hat, daß das Schwinden der Treue den vitalsten Punkt des ganzen socialen Lebens angreift. Der Einzelne vermag ja sehr wenig zu leisten im Vergleich zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens; erst die Vereinigung Vieler gibt der menschlichen Thätigkeit jene Schwungkraft, vor welcher selbst hoch aufgethürmte Schwierigkeiten nicht Stand halten, und durch welche die scheinbar unausführbarsten Pläne sich zur dauerhaften Wirklichkeit umsetzen. Der Kitt, welcher die Kräfte Vieler zusammenhält, ist die Treue bei gegebener Zusage. Gilt diese nicht mehr, treten an ihre Stelle nur die Gewalt und die Berechnung des eigenen Vortheils, wird zu dessen Verwirklichung auf Täuschung des Mitmenschen hingearbeitet: dann ist permanente Fehde, allseitiger Krieg der Zustand, in den sich die menschliche Gesellschaft schließlich auflösen muß — eine weit trostlosere Befehdung als diejenige, in welcher die wilden Thiere der Urwälder sich bekriegen, weil diesen bloß physische Kraft, den Menschen aber List und Ränke und erfinderische Tücke zur Seite stehen.

Verschmitztheit und Bosheit ist aber nicht einmal der einzige Feind jener Treue und jener Zuversicht, welche ein gegebenes Wort einflößen sollte. So weit in die Pflicht- und Gottvergessenheit hinein braucht man nicht zu graben. Die Wankelmüthigkeit des menschlichen Willens ist

schon der vollen Zuversicht ein lästiger Widersacher, jener vollen Zuversicht, welche der Mensch in wichtigen Dingen gerne aus dem Versprechen eines Andern schöpfen möchte. Um dieser Wankelmüthigkeit die Spitze abzubrechen, ist es wiederum der Eid, welcher als wirksames Mittel dient. Die schwere Verpflichtung, welche damit Gott gegenüber eingegangen wird, gibt Bürgschaft dafür, daß der Wille des Versprechenden von der einmal geleisteten Zusage nicht so leicht abweiche. Je schwerer diese Verpflichtung in's Gewissen fällt, je stärker die Überzeugung von der hohen Heiligkeit Gottes ist: desto schwieriger wird's, daß der so gefestigte Wille von solchen Banden sich löse und in Bosheit sich verkehre. Deßhalb beruhigt sich Jeder bei der eidlichen Zusage eines noch in etwa gewissenhaften Mannes. Jeder ist überzeugt, daß, wenn Gott selbst, der Allheilige, gleichsam als Bürge für die Erfüllung des gegebenen Versprechens oder richtiger als feierlicher Zeuge der Zusage eingesetzt ist, daß dann dessen Strafgerechtigkeit, welche hier oder sicher im Jenseits den Mißbrauch seines heiligen Namens furchtbar züchtigt, den Versprechenden mahnt, seines gegebenen Wortes nicht eidbrüchig zu werden, sondern treu bei demselben zu verharren. Diese Mahnung zu mißachten, dazu gehört schon ein starker Grad von sittlicher Verkommenheit, zu welcher gewöhnlich der Mensch nicht herabsinkt.

Besonders da, wo menschlicher Zwang sich ohnmächtig erweist, liegt es im Interesse des Betroffenen, jenes Band dem eigenen Gewissen und Gott gegenüber möglichst fest zu knüpfen. Wo in einem geordneten Gemeinwesen oder Staat privatliche Rechtsverhältnisse abgeschlossen, durch feierliche Versprechen geschaffen oder besiegelt werden, da läßt sich schließlich die Form des Abschlusses so wählen, daß gegen die Wankelmüthigkeit des Einen dem Andern die Strenge des Gesetzes und dessen Zwang zur Seite steht. Allein selbst hier schon geschieht's, daß dieser Zwang in vielen Fällen Manchen zu sehr anwidert; und wie soll erst in allen, zumal öffentlichen Verhältnissen derselbe sich geltend machen? Wo zwei Paciscenten keinen höhern Dritten über sich haben, gibt es als Zwang nur den Krieg. Dieser hat aber so viele und große Übel im Gefolge, daß Alles aufgeboten werden muß, um seine Verwirklichung zurückzudrängen und um für die Barrière, welche jener drohende Zwang gegen die Wankelmüthigkeit errichtet, einen anderweitigen Ersatz zu finden. Da ist es eben wieder die Schärfung der Gewissenspflicht, die specielle Bezugnahme auf Gott durch den Eid, welche der Verfestigung der menschlichen Zusage den ganzen Nachdruck geben muß.

Mit besonderer Sorgfalt wurde daher immer darauf gehalten, daß bei öffentlichen internationalen Verträgen, Bündnissen u. s. w. durch Eidschwur die gegenseitige Übereinkunft geheiligt wurde. Ebenso pflegt in den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Rechtes, wenn die Erfüllung der übernommenen Pflicht einer beständigen Controle nicht unterliegen kann oder doch zu spät unterläge, durch Eidesleistung eine erhöhte Bürgschaft der Treue angestrebt zu werden. Zu dieser Klasse gehört der sogenannte Constitutionseid, durch welchen öffentliche Beamte und diejenigen, die als active Factoren an der Leitung des Staates theilnehmen, durch Eidschwur sich zur Wahrung der Gesetze und der verfassungsmäßigen Gerechtsame verpflichten; der Amts- oder Diensteid, durch welchen bei Übernahme eines Amtes sorgsame Pflege und Erfüllung der amtlichen Obliegenheiten angelobt wird; der Fahneneid, mit welchem die einberufenen oder freiwilligen Soldaten Gehorsam ihrem Führer und muthige Treue im Waffendienste versprechen.

In all diesen und den meisten andern Fällen ist es nicht so sehr eine ursprüngliche Pflicht, welche durch den Eidschwur in's Leben gerufen wird, als vielmehr eine Verschärfung der schon vor dem Eid obwaltenden Pflicht. Es erweitert dann der Eidschwur nicht den Umfang der Verbindlichkeiten und dehnt ihn nicht auf andere Verhältnisse aus, sondern er fügt eine neue Art der Verbindlichkeit, und zwar eine höhere Art der Verbindlichkeit hinzu. Daher das Axiom: „Der Eidschwur folgt der Natur des ihm unterstehenden Actes", d. h. um den Umfang und die Tragweite der eidlichen Verpflichtung zu erkennen, muß man erforschen, wie gestaltet der Act ist, welcher durch den Eid gefestigt werden sollte, ob es sich z. B. um ein einseitiges, auf bloße Treue lautendes Versprechen, um einen auf Gegenseitigkeit beruhenden Vertrag, um eine durch andere Verhältnisse schon abgegrenzte Verpflichtung handle: nicht alle diese verschiedenen Verpflichtungen sind in gleicher Weise auszulegen, falls ihr objectiver Inhalt festgestellt werden soll; der Eid ändert daran meistens nichts. Unter Umständen kann zumal ein einfaches Versprechen, eine Zusage durch Veränderung der Sachlage hinfällig werden; auch die Hinzufügung des Eidschwures hebt diese mögliche Hinfälligkeit nicht auf: denn obgleich in diesem Falle die Hinfälligkeit nicht so leicht constatirt werden darf, so können doch die Umstände derartig sich ändern, daß man vernünftigerweise nicht annehmen kann, es habe sich die Zusage auch auf die so veränderte Lage bezogen. Doch in eine deßfallsige nähere Erörterung kann hier unmöglich eingegangen werden.

Nur ein Umstand, der auch eine eidliche Zusage entweder von vornherein hinfällig macht oder nachträglich dieß bewirken kann, ist zu wichtig, als daß wir ihn nicht kurz berühren sollten: nämlich der Umstand, daß der Gegenstand des Eides oder der eidlichen Zusage ein unerlaubter ist oder ein unerlaubter wird. Nie und nimmer kann der Eidschwur zum Bande der Ungerechtigkeit werden. Es wäre ja in der That ein arger Hohn auf Gott und seine Heiligkeit, wenn man ihn als Bürgen der Schlechtigkeit, als Beförderer sündhafter That, als Rächer einer Unterlassung hinstellen wollte, die von seiner Heiligkeit gefordert werden muß. Sobald also die Sündhaftigkeit einer Handlung erkannt wird, welche scheinbar unter das eidliche Versprechen fällt, oder sobald durch Änderung der Verhältnisse das eidlich Versprochene sündhaft wird, ist selbstverständlich von einer Verbindlichkeit, die etwa der geleistete Eid auflege, nicht die Rede. Würde z. B. in den Landesgesetzen ein inhaltlich ungerechtes und sittlich verwerfliches Gesetz vorgefunden, so könnte der noch so oft geleistete Schwur auf Landesgesetze und Verfassung nicht im mindesten die Befolgung eines solchen Gesetzes anbefehlen oder entschuldigen. Wer aber wissentlich geradezu auf die Leistung einer sündhaften Handlung eidlich sich verpflichten wollte, der würde eben dadurch den ärgsten Frevel der Gotteslästerung auf sein Haupt laden, da er Gott zum Mitschuldigen der Sünde zu machen sich erfrechte. Daran läßt sich so wenig rütteln, daß selbst dann, wenn das Versprechen nur auf eine an sich läßlich sündhafte Handlung gerichtet wäre, der Eidschwur es zu einem todsündlichen Frevel machen würde, sowohl das Versprechen zu geben, als es des Eidschwures wegen zu erfüllen. Wir berühren hiermit einen der eclatantesten Mißbräuche des Eides, auf den wir später zurückkommen müssen.

Nachdem wir die Bedeutung des Eides zur Verfestigung der Aus- und Zusage überblickt haben, ergibt sich leicht, inwiefern im Eide ein feierliches Gottesbekenntniß und ein feierlicher Act der Gottesverehrung liegt.

Der Eid ist zunächst bei dem, der ihn ablegt, und bei dem, der ihn fordert — wenn anders nicht die gröbste Heuchelei getrieben wird — ein feierliches Bekenntniß, daß ein höchstes Wesen existirt, welches über dem Menschen waltet und seine Geschicke leitet, welches mit seiner Allgegenwart und allwissenden Kenntniß den Handlungen der Menschen als lebendiger Zeuge beiwohnt und in das Innerste der Seele hineinschaut, alle Gedanken und Regungen des Herzens erforscht: die Berufung auf

ihn als Zeugen dessen, was vorgeht, ist ja sonst nur eitel. Der Eid ist ein feierliches Bekenntniß Gottes als des höchsten Gesetzgebers, dem Alle unterworfen sind, auch die, welche dem weltlichen Gesetze unerreichbar wären; ein Bekenntniß Gottes als des strengen Bestrafers jeder bösen That, besonders der Verletzung gegen Gottes Majestät selbst: — eine Verschärfung der Pflicht, eine Festigung des Bandes, welches den Menschen seinem Gewissen unterthan macht, ist ja sonst undenkbar. Der Eid ist damit zugleich ein feierliches Bekenntniß der Unterwürfigkeit, welche dem lebendigen, allwissenden und allheiligen Gott dargebracht wird; der Mensch bekennt durch den Eid Gott gegenüber seine Schwäche, seine Unkenntniß, seine Wankelmüthigkeit, seine unbedingte Abhängigkeit in dieser und der jenseitigen Welt. Das Alles geschieht durch den Eid, der an Gott als Zeugen der Wahrheit gerichtet wird, sei es für die Wahrheit einer Aussage oder eines Versprechens. In beiden Fällen nämlich können und müssen wir Gott als Zeugen der Wahrheit ansehen. Auch dem Versprechen liegt ja die wahrheitliche Aussage zu Grunde, daß es ernst gemeint sei mit der zu machenden oder gemachten Zusage; so finden sich denn im Versprechungseid alle Momente, welche im Aussage-Eid enthalten sind. Doch auch in der Erfüllung des eidlichen Versprechens liegt wiederum ein neuer Act der Gottesverehrung. Hat ja der Eid die übernommene Verpflichtung geadelt, sie in die höhere Sphäre einer direct auf Gott sich beziehenden Handlung hinaufgerückt.

Bei einem Atheisten wäre der Eid nur als ein Act großartiger Heuchelei denkbar. Wie kann derjenige Gott zum Zeugen anrufen, der dessen Existenz läugnet? Unmöglich und heuchlerisch wird der Eid auch bei einem Pantheisten. Wer sich unter Gott ein unpersönliches, unfreies Princip denkt, wie kann der bei Gott schwören, bei Gott, der alle Wahrheit mit seinem reinen Auge durchdringe und dem lügenhaften Menschen als Rächer gegenübertrete? Nur ein persönliches Wesen kann Zeuge sein, nur ein mit Freiheit in das Weltgetriebe eingreifender Herr die freie That des Meineides strafen. Unmöglich und heuchlerisch ist der Eid endlich bei einem Deisten. Wer sich einen Gott träumt, der hoch über den Wolken thront, ohne sich um das Treiben der Menschen zu kümmern, wie kann ein Solcher Verfestigung der Pflicht suchen oder übernehmen mit Rücksicht auf Gott als den Herzenskundigen und als den Rächer des Unrechts? — Nur auf theistischem Standpunkt, nur bei der Überzeugung, daß ein Gott lebt, der dem Menschen nahe ist, der sein Thun und Lassen durchschaut und es auf der Wagschale fleckenloser

Heiligkeit abwägt, der ihn für jeden Frevel zur Rechenschaft ziehen wird: nur bei dieser Überzeugung hat der Eid Sinn und Bedeutung. Es brauchen, das geben wir zu, jene Wahrheiten nicht mit aller Klarheit dem Menschen vor die Seele zu treten; nein, sie können selbst getrübt und dicht beschattet sein von Irrthum und Entstellung, die sich etwa um die Idee „Gott" abgelagert haben: allein wie ein matter Schimmer des reinen Lichtes müssen diese Wahrheiten dennoch in der Seele aufdämmern, und sie schimmern wirklich durch bei allen Völkern gerade durch die Heiligkeit, mit der sie durchweg den Eid behandeln oder wenigstens ihn zu behandeln sich für gebunden erachten.

Wir dürfen daher kühn den Schluß ziehen, gerade im Eide und in der Eidespraxis haben wir bei all den Völkern, bei welchen wir in flüchtiger Rundschau über Zeiten und Länder den Eid und dessen Heilighaltung antreffen, ein lautes Zeugniß für die Unvertilgbarkeit der tief in's Menschenherz eingegrabenen Schrift: es gibt einen Gott, der über den Menschen und seine Handlungen wacht und als Rächer oder Belohner nach diesem Leben Alles vor sein Gericht ziehen wird.

Wir können bei der Kürze des uns zugemessenen Raumes es nicht versuchen, auch nur von den hauptsächlichsten Völkern Zeugnisse für den Eid und die Eidesidee anzuführen: wir müssen uns mit einigen wenigen begnügen. In seiner Reinheit treffen wir den Eid natürlich nur bei dem Volke, bei welchem der wahre Gottescult erhalten geblieben, d. h. in der vorchristlichen Zeit bei dem israelitischen Volke. Die heiligen Bücher des Alten Bundes warnen das Volk mit aller Strenge vor Mißbrauch des Eides durch falschen Schwur und Meineid, und ermahnen es, den Schwur nur beim Namen des wahren Gottes abzulegen [1].

Die Überzeugung der Griechen von der strengen Verpflichtung des Eides geht sattsam hervor aus unzähligen Stellen der griechischen Schriftsteller, wie des Xenophon [2], Plato [3], Polybius [4], Herodot [5] u. s. w., worin sie der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß der Meineidige wegen des Frevels, den er an der Gottheit begangen habe, in auffälliger Weise von deren Strafgerechtigkeit ereilt zu werden pflege. Einen recht drastischen Ausdruck dieser Überzeugung finden wir in der citirten Stelle

---

[1] Ex. 20, 7. Levit. 19, 12. Deut. 6, 13.
[2] Anab. 2, 5. 7. [3] De republ. II, 69.
[4] IV, 33. 3. [5] VI, 86.

Herodots, wo die Geschichte des Glaukos erzählt wird, welcher nicht gerade einen falschen Eid geschworen, wohl aber in Delphi angefragt habe, ob ein solcher nicht statthaft sei: für diesen Frevel, bloß darnach zu fragen, heißt es nun, wurde er sammt seinem ganzen Geschlechte dem Untergange geweiht. — Die Ceremonien, mit welchen der Eid umgeben wurde, prägten dieselbe Überzeugung aus und sollten sie den Schwörenden recht lebhaft zum Bewußtsein bringen. Am gewöhnlichsten und einfachsten war es, daß eine Fluch- und Segensformel zur Betheuerung sogleich hinzugefügt wurde, wie: „Der Fluch des Verderbens treffe mich selbst und mein Haus, wenn ich irgendwie von diesem Eide abweiche; Heil aber und Segen, so ich ihn halte.“ [1] Feierlicher war es, wenn bei Bundeseiden Opfer, von symbolischen Gebräuchen begleitet, vorausgingen. Das Opferthier wurde berührt zum Zeichen, daß es den Meineidigen wie dem zu tödtenden Thiere ergehen solle, oder es ward gar in kleine Stücke zerschnitten und mit Opferwein begossen unter der Verwünschung, daß der Eidbrüchige wie das Opferthier zu Grunde gehe und sein Blut wie der Wein vergossen werde [2].

Wo möglich noch schärfer tritt diese Überzeugung von der Furchtbarkeit des Meineids und der Größe der göttlichen Strafe bei den Römern sichtbar hervor. Bei besonderen Gelegenheiten war es Sitte, daß der Schwörende die Erde faßte, den Himmel zum Zeugen anrief und sich, sein Haupt, seine Familie, Hab und Gut verpfändete, d. h. erklärte, Alles das solle der Rache des Himmels verfallen sein, wenn er falsch schwöre [3]. Sonst war es ein häufig von ältester Zeit her gebräuchlicher Ritus, daß man beim Schwören einen Stein in die Hand nahm mit den Worten: „Wenn ich wissentlich die Unwahrheit sage, dann möge mich Jupiter hinwegwerfen aus Haus und Hof, so wie ich diesen Stein hinwegwerfe.“

Wie vielfach die Anwendung des Eides war, sei es bei internationalen Angelegenheiten, sei es bei Übernahme öffentlicher Ämter, bei der Heeresfolge, bei Gericht, ist allbekannt: allein grundsätzlich galt es doch immer als eine heilige Sache, durch einen Schwur sich an die Gottheit als Zeugen zu wenden, und auch das verirrte heidnische Gewissen konnte es nicht billigen, durch zu häufiges und unnöthiges Schwören die Heilig-

[1] Vgl. Demosthenes gegen Timokrates, § 149, wo solches als Clausel des Richtereides angeführt wird.

[2] Vgl. Liv. I. c. 24.

[3] Vgl. Virg. Aen. XII. 200 sqq.

keit der Handlung herabzuwürdigen und zu falschem Schwur die Wege zu ebnen.

Es wäre ein Leichtes, der Reihe nach alle Völker zu durchgehen und aus der Eidespraxis festzustellen, wie alle insgesammt in dem Eide ein feierliches Gottesbekenntniß sahen und ein menschlich nothwendiges Mittel zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung und des auf Treue und Glauben beruhenden Verkehrs.

Doch was brauchen wir eigentlich solche Daten? Wir haben hierüber das Zeugniß des heiligen Geistes selber, der uns durch seinen Apostel belehrt, wie Gott selbst, der Gepflogenheit der Menschen sich anpassend, bei seiner feierlichen Verheißung des Erlösungswerkes sich nicht mit bloßer Zusage begnügte, sondern zu einer noch augenfälligeren Bekräftigung einen Eidschwur hinzufügte. Über diese menschliche Gepflogenheit heißt es: „Die Menschen schwören bei Einem, der höher ist als sie; als Beendigung jedweden Zwistes ist ihnen zur Bekräftigung der Eid", und gleichsam als neue Bekräftigung der Unverletzbarkeit des Schwures wird dann die gnädige Herablassung Gottes zu den Menschen also beschrieben: „Da nun Gott um so verschwenderischer den Erben der Verheißung die Unwandelbarkeit seines Rathschlusses zeigen wollte, fügte er einen Eidschwur hinzu, damit wir so durch zwei unentwegte Dinge, bei welchen ein Trug für Gott unmöglich ist, den sichersten Trost besäßen." [1] Es muß darnach ausgemacht sein, daß es nach dem Urtheile des Menschengeschlechts im Großen und Ganzen ein durchschlagenderes Mittel nicht gibt, um beim Mangel evidenter Beweise die Wahrheit zu erforschen, als den Eid, und — was folgerichtig damit zusammenhängt — daß der Meineid ein Verbrechen ist, dessen man seiner Bosheit wegen durchgängig den Menschen nicht für fähig erachtet.

Auf dieser Unterlage erhält die Frage, was die Profanirung und Abschaffung des Eides bedeute, eine recht düstere Gestalt, und ihre Beantwortung ist eine sehr trübe Prognose für die Zukunft. Die Profanirung und Abschaffung des Eides ist, um es kurz zu sagen, ein Erschüttern und Sprengen der tiefsten Fundamente, auf welchen die ganze gesellschaftliche Ordnung beruht. Ihr nächstes Fundament ist menschliche Wahrheit und Treue, ihr letztes die Überzeugung von Gottes allwaltender Vorsehung und Gerechtigkeit.

Der Eid kann vermieden werden aus gesteigerter Ehrfurcht vor dem

---

[1] Hebr. 6, 16 ff.

göttlichen Wesen. In dieser Hinsicht wäre es der vollkommenen sittlichen Ordnung mehr entsprechend, wenn man einer Betheuerung durch Eid nie bedürfte — die Nothwendigkeit desselben gründet sich ja auf die geistige und sittliche Schwäche des Irrthums und der Täuschung —; in diesem Sinne sagt auch der Erlöser, daß der Eid vom Bösen sei, im Bösen und in dessen Möglichkeit seinen Grund habe. Wenn nun gewisse Secten aus eigensinniger Übertreibung und aus mißverstandener Ehrfurcht vor Gott den Eid nicht wollen, so kann dabei ein subjectiv recht edler Beweggrund den Ausschlag geben. Allein solche Rücksicht schwebt den eigentlichen Eidesbekämpfern nicht vor; sie wollen den Eid als werthlose Sache weggeworfen wissen — und was wollen sie dafür geben? Die Berufung auf die Mannesehre und das eigene Gewissen. Armseliger Tausch, wenn man die Ehre und das Gewissen näher betrachtet! Wie kann derjenige auf Ehre Anspruch erheben und auf Ehre rechnen, welcher mit der principiellen Verwerfung des Eides Gott und dessen Heiligkeit verwirft! Wir wenigstens gestehen es, daß dessen Ehre und guter Name uns zur vollständigen Null geworden ist; doch nein, sie stehen uns auf noch tieferer Scala. Ein gewisser Heiliger sagt ein sehr wahres Wort: „Es gibt keine Ruchlosigkeit, welche der Unglaube nicht überböte.“ Nach diesem Ausdruck steht ein erklärter Ungläubiger und Gottesläugner so tief, daß es einem Angriff auf seine Ehre nicht mehr gleich erachtet werden kann, wenn man ihn, was Achtung seiner Person betrifft, unter die schlimmsten Verbrecher setzt: einen festen Halt hat er ja gegen keine einzige unsittliche, aber verlockende That. Eines Solchen Ehre geht ganz auf in Goldhaufen, in Genuß, in Gewalt. Und das Gewissen? Wie ein gottvergessener, ungläubiger Mensch nur von einem Gewissen reden kann, wie er nur sein Gewissen als Pfand seiner Treue und Redlichkeit anbieten kann, ist unerfindlich. Gewissen*los* tritt er die äußersten Schranken jeder sittlichen Ordnung nieder, und erkennt ja nur sich und seines Gleichen mit all seinen Launen und Leidenschaften als oberste Richtschnur seines Handelns an — und da soll man ihm auf's Wort vertrauen, daß Treue und Redlichkeit ihm höher ständen, als etwa sein eigener Nutzen? Doch ja, er kann sein Gewissen anbieten, aber ein Gewissen, welches er als beständigen Ankläger mit sich herumträgt, als Zeugen der widernatürlichsten Verstöße gegen die Ordnung des Rechten und Guten, als lästigen Rächer und Bestrafer des Zwiespaltes, in welchen er sein Thun und Reden mit der tiefinnersten, nie ganz austilgbaren Überzeugung der menschlichen Seele setzt: wenn dieses Gewissen ein Pfand

sein soll, so ist es ein sicheres Pfand des Luges und Truges, der Heuchelei und Doppelzüngigkeit, der List und der Gewalt. Für ein solches Fundament der gesellschaftlichen Ordnung kann man nur den Wunsch hegen, daß es möglichst bald seine wahre Natur offenbare und die Völker und deren Leiter durch grausige, aber rasche Enttäuschung gründlich ernüchtere.

Derartige Enttäuschung wird jedenfalls um so bitterer sein, als es kaum ausbleiben kann, daß ein öffentlicher Abfall von Gott eine besondere Züchtigung von Seiten Gottes nach sich zieht; solch ein öffentlicher Abfall oder vielmehr die Besiegelung desselben ist aber die principielle Abschaffung des Eides. In dieser Hinsicht machen wir uns die Worte des gefeierten Cardinals Manning zu eigen, mit welchen dieser dasselbe Thema beleuchtet: „Ein Volk entscheidet über sein eigenes Schicksal. Wird es treu befunden, dann wird Gott, den Einige zwar bei Seite schieben oder ignoriren wollen, die wohlbegründete Macht desselben befestigen; sollte es aber abtrünnig werden, dann spricht es sich selber das Urtheil; derjenige, den es verwirft, wird dann vielleicht gleicher Weise auch es verwerfen. Jeder Befähigungsact des Parlaments, durch welchen auch Solche, die Gott und seine Gesetze anzuerkennen sich weigern, zum gesetzgebenden Körper zugelassen werden, ist nichts Geringeres, als ein Act, der in verdeckter Weise Gott von den öffentlichen Angelegenheiten des Landes ausschließt. Einige Wenige handeln so im vollen Bewußtsein dessen, was sie thun; die größte Anzahl handelt unbewußt, erst wenn es zu spät ist, werden sie erkennen und einsehen, daß sie dazu gebraucht wurden, unsere alte und geheiligte öffentliche Ordnung, für welche Manche ihr Leben hinzugeben bereit wären, der Zerstörung preiszugeben.“ [1]

(Schluß folgt.)

A. Lehmkuhl S. J.

---

[1] Nineteenth Century, Sept. 1882.

Neue Funde alter Höhlen.

Die unterirdischen Höhlen, die durch den Reiz des Geheimnißvollen und Schaurig-Ernsten schon an und für sich des Menschen Neugierde und Phantasie mächtig anregen, weckten bekanntlich in unseren Tagen durch die aus ihnen zu Tage geförderten Thatsachen auch hohes wissenschaftliches Interesse vorab bei den Geologen, Paläontologen und Anthropologen, sowie bei den Archäologen und Culturhistorikern, dann aber auch bei den Meteorologen, Physikern, Naturhistorikern und überhaupt bei allen Naturfreunden. Die Höhlenkunde stellt seit Kurzem einen eigenen selbständigen, mehrfach gegliederten und sehr emsig cultivirten Zweig der Naturforschung dar. Unter dem Vorsitz des Ritters von Hauer reihte sich 1880 in Wien der erste geschlossene „Verein für Höhlenkunde" den anderen wissenschaftlichen Gesellschaften ebenbürtig an, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die „wissenschaftliche und touristische Durchforschung der Höhlen möglichst zu fördern". Das allgemein erwachte Interesse zeitigte aber auch reichliche Früchte. Neben den längst gepriesenen Zauberhöhlen im finsteren Schooße der Erde, die gleich der $2^1/_2$ Meilen langen Adelsberger Höhle in Krain durch ihre imposanten, phantastisch geformten, wildschönen Tropfsteingebilde, durch ihre ungewohnten Scenerien in künstlich greller Beleuchtung, durch ihre todstille, dunkle Seen und ihre ruhig schleichenden Wasser nicht minder als durch stürmisch niederstürzende, ringsum wiederhallende Gießbäche den Besucher in Staunen versetzen, haben sich in letzter Zeit allerwärts neue classische Verließe geöffnet, die zum Theil das bisher Bekannte noch überbieten; so die wundervolle „Dobschauer Eishöhle" im hohen Tatra, mit ihren feenhaften, eiskrystallenen „Corridoren" und „Sälen", ihrer flimmernden, silberblinkenden „Laube" und ihrem feststarren, in tausend Reflexen funkelnden „Wasserfall"[1]; so die fabelhaft große Höhlenunterwelt Süd-Kentucky's voll Tunnels und Katakomben, mit breiten Flüssen und Seen, welche wahrscheinlich ein Areal von 250 englischen Quadratmeilen einnehmen und zu denen sowohl die kolossale „Mammuthhöhle", das „Kaninchen-

[1] Vgl. „Natur", 1879, S. 391 u. 408. Schon 1871, im ersten Jahre der Entdeckung, wurde die Höhle von ca. 300 Personen besucht; 1877 stieg die Zahl der Besucher schon auf 1570.

loch" und andere gewaltige Höhlen in Edmonson County, als auch die „Schachte" in dem oberen Gebiete des Green River nur die Eingangsportale sind[1]; so endlich die geräumigen Grottensäle „von außerordentlicher Schönheit" in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, in welchen ein Wasserfall niederbraust und in krystallenem Bette ein Bach fließt, in welchen unzählbare Fledermäuse, aufgeschreckt aus ihrer Ruhe und geblendet durch das ungewohnte Licht, den Besucher gespenstisch zu umschwirren pflegen[2].

Viel zahlreicher sind die neueröffneten Höhlen einer anderen Art. Minder bestechend zwar für das Auge, pflegen sie um so ergiebiger für die Wissenschaft zu sein. Man nennt sie „Knochenhöhlen". Denn bald bergen diese natürlichen Erdlöcher in schroffen Thal- und Bergwänden Überbleibsel von wilden Säugern der Urzeit, sei es nun, daß diese, wie der Höhlenbär, der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne, in ihnen wirklich gehaust haben, sei es, daß die Wasser ihre Knochen hier nur zufällig zusammengeschwemmt. Bald weisen sie außerdem unzweideutige Spuren menschlichen Daseins auf, welche darthun, daß die ersten Einwanderer unseres eigenen Geschlechtes hier entweder eine kümmerliche Zufluchtsstätte gesucht und ein elendes Leben gefristet, oder aber ihre Todten zur letzten Ruhe gebettet haben. Diese in allen Ländern gemachten Aufschlüsse haben mit einem Male den Schleier von der Wiege unserer frühesten Vorfahren hinweggezogen und gestatten uns auf breitester Grundlage eine weittragende Rückschau in ihre Lebens- und Culturverhältnisse, in ihre Sitten und Gebräuche. Sie enthüllen uns den Sinn der alten Sagen, die alle dorthin weisen, wo fabelhafte Gestalten

„umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge
rings in gewölbeten Grotten und Jeglicher richtet nach Willkür";

überliefern uns wohlerhalten ihre Kleider und Nahrungsreste, ihre Waffen und Schmucksachen, sowie ihr sonstiges Mobiliar; zeigen sie uns auf der Jagd und im Kampfe, in einsamer Wohnstätte und bei geselligen Schmausereien, bald so bald anders, je nach den Stufen der jedesmaligen Entwicklung, oder richtiger der Verbildung unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse. Plastisch klar und mit Händen greifbar stellen sie so die einzelnen factischen Verhältnisse der Urbewohner unmittelbar vor uns hin; über die wichtigeren allgemeinen Fragen ihres Alters, ihres

---

[1] „Ausland", 1880, S. 849.
[2] Ebendas. S. 199.

Herkommens, ihrer Verwandtschaft unter einander und mit uns lassen sie aber leider auch heute noch die Wahrheit nur in sehr unbestimmten Umrissen und in stark verwischten Zügen durchschimmern. Die allgemeine Überzeugung haben jedoch die neueren Funde überall zum Durchbruch gebracht, daß das Alter des Höhlenmenschen lange nicht so weit in die Vergangenheit zurückzuversetzen ist, als man früher in der ersten Übereilung sich hatte beifallen lassen, daß allmähliche Übergangsstadien vom Thiermenschen oder von anthropoiden Thieren zum heutigen Homo sapiens nur in der erregbaren Phantasie zweifelhafter Forscher umgegangen, während in den Knochenhöhlen thatsächlich ihr vollkommenes leibhaftiges Ebenbild aus- und einging. „Erhaltene Schädeltheile," sagt Professor O. Fraas[1] im Hinblick auf die süddeutschen Höhlenfunde, „zeigen so wenig eine Abweichung von den Schädeln in den jüngeren sogenannten Hügelgräbern, als die Knochen und Extremitäten. In ihrer Gestalt liegt lediglich kein Grund, in denselben einen anderen Volksstamm zu vermuthen, als den arischen." 1877 nahm Professor R. Virchow in seiner vielberufenen einschneidenden Rede während der 50. Naturforscher-Versammlung Haeckel, Schaafhausen und Anderen gegenüber entschieden Partei für die Ansicht, daß der europäische Urmensch seiner körperlichen Veranlagung nach nicht niedriger stand, als der dermalige Culturmensch. Eben dieser Überzeugung redete auch Professor J. Ranke das Wort in einem zwei Jahre später in München gehaltenen Vortrage: „Soweit die bisherigen Funde ein Urtheil gestatten, steht die Gehirnbildung in jenen uralten, vorhistorischen Perioden nicht etwa unter der mittleren Gehirnausbildung der gegenwärtigen Bewohner derselben Gegenden, sondern überragt dieselbe mehrfach. — Wir brauchen uns also nicht zu schämen, auch wenn wir uns als die directen Nachkommen des Gailenreuther Troglodyten bekennen müßten. Überhaupt vereinigen sich ja in der neueren Zeit so manche Ergebnisse der exacten Forschung, welche uns die europäischen Urmenschen nicht mehr als autochthone Wilde erscheinen lassen, sondern als Einwanderer, welche Cultur- und Kunsterinnerungen in die neuen, unwirthlichen Sitze aus einer glücklicheren Urheimath mitgebracht haben."[2] Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in ihnen urwüchsige Kraftgestalten erblicken, die sich nicht scheuten, ihren Fuß in unsere dichten Urwälder zu setzen und den Kampf aufzunehmen mit dem grimmen Leu, der fürchterlichen Höhlenkatze und dem damals allgemein

[1] Die alten Höhlenbewohner. Berlin 1872.

[2] Vgl. seine Broschüre: Anfänge der Kunst. Berlin 1879. S. 30.

verbreiteten Bären, der den gefährlichen grauen Bär Nordamerika's noch an Größe übertraf, da sein Skelet über drei Meter mißt. Weit entfernt, auf sie vom Standpunkte der heutigen Culturstufe mit mitleidiger Geringschätzung herabzublicken oder sie gar zu Repräsentanten einer niedrigen Rasse zu stempeln, sehen wir mit O. Fraas[1] in ihnen viel lieber jene Vorbilder, welche die spätere Dichtung und Sage verherrlichte, ja selbst in das mythische Gewand übermenschlicher Wesen kleidete, um sie als solche den schweren Kampf mit den entfesselten Naturgewalten siegreich auskämpfen zu lassen.

Ob nun diese Höhlenmenschen alle von Osten her eingedrungen und unmittelbare Stammverwandte seien, oder aber ob sie, wie es jetzt ziemlich gewiß ist, zu verschiedenen Zeiten theilweise von Westen und theilweise früher schon von Süden her über Griechenland, Italien und Spanien Europa bevölkerten, das ist ziemlich gleichgiltig. In dem einen wie in dem anderen Falle werden wir zu einer gemeinsamen Wiege aller geführt, die irgendwo in Asien gestanden. Über die Zeit dieser ersten Einwanderungen lassen sich nur grobe Muthmaßungen aufstellen. Wenn Virchow meint, daß mit neun oder zehn Jahrtausenden mehr als ein hinlänglich großer Zeitraum geboten wäre für einen mehrmaligen Wechsel der europäischen Urbevölkerung, so wollte er damit nur einen maximalen Grenzpunkt fixiren. Mit weniger als der Hälfte dieser Zeit kommt man sicher für alle Bewohner der Knochenhöhlen Europa's reichlich aus. Sie stellen aber, wie die einfachste und natürlichste, so auch die älteste Art menschlicher Niederlassungen dar; erst später, nachdem die eingewanderten Nomadenjäger seßhaft geworden und dem Ackerbau sich zuwendeten, zogen sie aus den engen Thälern der Berggegend hinaus in's offene, flache Land und machten sich in selbstgegründeten Pfahlbauten heimisch. — Dieses hindert jedoch nicht, daß wir auch heute noch vielfach die den Knochenhöhlen-Menschen eigene Art, zu leben und zu wohnen, antreffen. Ebenso wie die übrigen alten Cultur-Etappen an einzelnen Orten der Erde ungeändert in das weit fortgeschrittene 19. Jahrhundert hineinragen, so hat sich auch die unterste Stufe der Knochenhöhlen selbst in Europa nicht mit einem Male ausgelebt, sondern neben den ihr folgenden Culturzuständen oft noch sehr lange fortbestanden. Deßhalb wurde es schon längst als ein arger Mißgriff der früheren Anthropologie erkannt, nach der Entwicklungsstufe, welche die jedesmaligen Höhlenfunde

[1] A. a. O. S. 31.

bekunden, das Alter ihrer einstigen Insassen taxiren zu wollen. Chronologisch verlief die Culturentwicklung überall höchst ungleichmäßig. Jedoch auch bezüglich der nacheinander durchlaufenen aufsteigenden Stadien läßt sich ein allgemein giltiger Maßstab nicht anlegen, da die Fortentwicklung keineswegs an allen Orten denselben Verlauf nahm, ja selten an einem und demselben Punkte eine stetig voranschreitende war. Die durch Völkerwanderungen von Anfang an veranlaßten Verschiebungen und Vermischungen griffen überall störend in den normalen Gang ein und läßt sich gerade der Einfluß dieses hochwichtigen Factors für jene weitentlegene Vorzeit heute nur im Allgemeinen ahnen, seinen einzelnen Wirkungen nach aber noch nicht in Rechnung bringen.

Wieder einer anderen, überaus interessanten Art von Höhlen sind in den siebenziger Jahren die Amerikaner Professor F. V. Hayden, A. D. Wilson und W. H. Jackson auf die Spur gekommen. Bei Gelegenheit der Hayden'schen Landesvermessungs-Expedition entdeckten sie im fernen Südwesten Nordamerika's ausgedehnte Städteruinen mit Resten gewaltiger pittoresker Steinbauten, sowie Ruinen unzähliger kleinerer, isolirter Wohnplätze, Alles klarredende Zeugen für eine uralte zahlreiche, dichtgedrängte Bevölkerung, die schon längst, bevor Columbus seine Sohle auf amerikanischen Boden gesetzt, zu einem ungeahnt hohen Grad von Civilisation sich erschwungen haben mußte, da schon die vor 400 Jahren eindringenden Spanier von ihr und ihren „Casas Grandes" als von längst gefallenen Größen durch Hörensagen Kunde erhielten. Der Flächeninhalt, über den diese Ruinen ausgestreut liegen, beträgt mehrere Tausend englische Quadratmeilen und umfaßt die zusammenstoßenden Theile von Colorado, Utah, Arizona und Neu-Mexico, heute eine weit ausgespannte, abschreckende Wüstenei, die von dem civilisirten Leben Hunderte von Meilen abliegt, deren Vegetation nur aus vereinzelten Salbeibüschen und verkrüppelten Talgbäumen besteht, deren Einsamkeit nur durch Klapperschlangen, Hornkröten und giftige Spinnen (Tarantulas) belebt wird. Die vom Felsengebirge strömenden Flüsse haben durch diese Einöde seltsame lange Thäler geschnitten und die Felsen zuweilen bis zu einer Tiefe von 2000 Metern fortgewaschen, so daß sich zu beiden Seiten der Flüsse scheinbar hohe, steil aufspringende Gebirge, thatsächlich aber nur hohe Felswände erheben, die terrassenförmig zur Hochebene der Prairie hinaufführen. Auf diese Weise wird das ganze Land, ursprünglich eine große Felsplatte, in lauter kolossale unregelmäßige, kantige Blöcke zerklüftet und der Gegend jener fremdartige, typische Charakter

aufgedrückt, den man nach ihr „Cañon-Landschaft“ genannt hat, weil diese kanalartigen Thalschluchten in dortiger Gegend den spanischen Namen „Cañon“ führen.

Dieses Schluchtennetz nun ist es, welches mit den großartigen Ruinen der lange verschollenen [1] Ureinwohner erfüllt ist. In den engen Cañons sind die Wohngebäude gleich Vogelnestern unzugänglich der Felswand unmittelbar angeklebt. So liegt am Rio Mancos ein großes Dorf in isolirten Häuschen derart über die fast senkrechte Wand hingesät, daß das unbewaffnete Auge von der Thalsohle aus sie kaum noch als Punkte zu unterscheiden vermag und ein Zutritt zu ihnen heute weder von oben noch von unten möglich ist. Wo sich die Schluchten weiter aufthun, lagern außerdem größere Städte auf den beiderseitigen ebenen Uferstreifen. Kreisrunde Wachtthürme, die von hochliegenden Felszinnen aus das Thal weithin beherrschen, wiederholen sich in ungleichen Abständen längs der Schlucht. Vor diesen wildromantischen Vesten und Thürmen der kühnen Cliff-Dwellers oder Felsklippen-Bewohner des Rio Mancos, R. San Juan, R. de Chelley, des Hovenweep u. a. m. erscheinen die Erdbautenreste, welche man früher schon in den Prairien gefunden, als unbedeutend. Ja, wenn die amerikanischen Forscher die alten Baudenkmale nicht in zu rosigem Lichte gesehen haben, so würden die größeren derselben nicht nur die schönsten Monumente der peruanischen Incas in Schatten stellen, sondern auch „an Umfang und Großartigkeit des Entwurfes keinem der jetzt in Amerika vorhandenen Gebäude, das Capitol in Washington kaum ausgenommen, etwas nachstehen und sogar mit dem Pantheon und dem Coliseum Roms sich vergleichen lassen“.

Die allersichersten Zufluchtsstätten boten den Cliff-Dwellers ohne Zweifel die Höhlenwohnungen. Weil das geschichtete Gestein der Gegend aus alternirenden Bänken von festem Kalkstein und Sandstein besteht, denen weichere Schieferthone eingelagert sind, die Letzteren aber unter dem Einfluß der Luft und des Wassers zerfallen, so haben sich in den Felswänden viele Höhlen geöffnet, die unseren Felsenvögeln sehr zu Statten kamen. Die einen wurden durch feste Steinwände von hinten

[1] Die amerikanischen Archäologen erblicken in den jetzigen „Pueblo-Indianern“ Neu-Mexico's und Arizona's die entarteten Nachkommen dieser Ruinenbewohner. Obwohl sie jetzt meilenweit von denselben entfernt in elenden Schlammhütten wohnen und nicht die geringste Tradition von den imposanten Bauten der Vorfahren besitzen, so sollen doch in ihren religiösen Gebräuchen und in ihren Hütteneinrichtungen Anzeichen sich finden, die auf frühere höhere, jenen Urbewohnern verwandte Civilisation schließen lassen.

her nach vorn in mehrere Abtheilungen getheilt und der Eingang durch eine aus dem Gestein des umgebenden Felsen so geschickt gefügte Mauer geschlossen, daß dem Beschauer unten in der Schlucht der künstliche Bau nicht auffiel. In die anderen wurden wirkliche Häuser hineingesetzt, bald kleinere und einfachere, bald größere und reichgegliederte, je nach der Beschaffenheit der Höhle und nach dem Stande des Besitzers. Denn unverkennbar bestanden unter den Cliff-Dwellers schon ausgeprägte Rangunterschiede. Neben taubenschlagähnlichen, armseligen Häuschen trifft man wahre Höhlenpaläste. So fand Mr. Jackson nahe bei den Montezuma-Bergen „ein reizendes kleines Heimwesen, rein und ordentlich wie eine holländische Küche", das nur etwa drei Meter im Geviert hatte, in einer kleinen ovalen Höhle, vor strömendem Regen und glühenden Strahlen wohl geborgen, während in einer gegen 60 Meter hohen Höhle der San-Juan-Schlucht auf einem Felsensockel in der Mitte ein mehrstöckiges, castellartiges Haus stand mit verschiedenen Wohnzimmern und Werkstätten, einer Küche und einer geräumigen Vorhalle, die als Versammlungsort oder Veranda gedient haben mag. Wegen der „erstaunlich oft reverberirenden Resonanz der Höhle, welche auch dem leisesten Flüstern des Besuchers Tausende von lauten Geisterstimmen antworten läßt", nannte Jackson dieses Castell „Casa del Eco". In einer Höhle des Chelley-Thales ist ein drei Stock hohes Haus untergebracht, das allein in seinem Erdgeschoß 76 Zimmer enthält; eine andere barg selbst ein vierstöckiges Gebäude [1].

In allen diesen Ruinen hat man bis jetzt nur Geräthe gefunden, die der sogen. „Steinzeit" entsprechen. Die Ausführung und Einrichtung der Bauten, die gefundenen Thongefäße, deren Bemalung einen edlen, geschmackvollen Kunstsinn, und deren exacte, gefällige Form große technische Fertigkeit verräth, bekunden aber so hohe Culturentwicklung, wie sie wohl nirgendwo mit Steinäxten und Steinwaffen sich paart. Ferneren Nachforschungen muß es vorbehalten bleiben, über den Grad der Civilisation und die ethnologische Stellung der Felsklippen-Bewohner ein definitives Urtheil zu ermöglichen.

Unsere Absicht war indessen nicht darauf gerichtet, über alle diese bereits wohlbekannten Höhlenarten heute des Weiteren zu berichten; wir wünschten den Leser vor Allem über künstliche Höhlen zu orientiren, die erst seit vier Jahren die Aufmerksamkeit der deutschen Forscher auf

---

[1] Vgl. „Kosmos", 3. Jahrg., 1879—1880, Bd. VI. S. 40.

sich gezogen haben. Gegen Ende des verflossenen Decenniums deckte man nämlich in Oberbayern räthselhafte unterirdische Höhlungen auf mit Kammern, Schlupfgängen, Nischen, Brunnen u. A. m., wie man sie bisher nirgends gesehen [1]. Wenig später gelang es Dr. M. Much und dem Benedictiner-Pater L. Karner, ganz analoge unterirdische Bauten auch in Niederösterreich nachzuweisen. Letzterer unterzog dieselben darauf einem ebenso ausgedehnten, mühsamen und gefährlichen, als glücklichen und erfolgreichen Studium und brachte die exacten Resultate in zwei längeren Abhandlungen in dem neunten und elften Bande der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" zu allgemeiner Kenntniß [2]. Sie dienen auch nachfolgenden Zeilen zur Grundlage.

Die niederösterreichischen Höhlenanlagen liegen durch das ganze Gebiet zerstreut, das sich zwischen der Donau und der March einerseits und zwischen den Wassern der Thaya und Pulka und dem Manharts-Gebirge andererseits ausbreitet und auf seinen hügelig-bergigen, an Thälchen wie Schluchten reichen Geländen so vielen und vortrefflichen Wein erntet, daß ihm nach dieser Richtung hin in der Monarchie nur Ungarn den Rang streitig macht. Seit uralten Zeiten bevölkert, führen nicht nur manche seiner Ortschaften, wie Laa und Stockerau, ihren Ursprung bis und über die Zeiten Karls des Großen hinauf, sondern haben auch Grabhügel und natürliche Höhlenwohnungen viel früherer Zeit der Archäologie schon manche Beute zugeführt. Es sind aber die österreichischen Höhlen, von denen wir reden, keineswegs auf diesen Landstrich beschränkt; P. Karner hat selbst schon südlich von der Donau, in Meiding bei Göttweig, künstliche Höhlen gefunden und geprüft, die mit den nördlich gelegenen ganz übereinstimmen, und in neuester Zeit wurden auch in Mähren ebensolche bekannt.

Diese unterirdischen, in ihrer Ausdehnung und Anlage oft großartigen Menschenwerke pflegt man nur dort anzutreffen, wo der Untergrund, dank seiner weichen Beschaffenheit, leicht sich bearbeiten läßt und doch wieder so viel Cohärenz besitzt, daß ein Zusammensturz nicht so bald zu befürchten stand. Deßhalb sitzen fast alle in dem zähweichen,

---

[1] Künstliche Höhlen in Oberbayern. Separat-Abdruck aus „Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Bayerns", 1879.

[2] Nachher gab der Verfasser dieselben separat heraus in zwei Broschüren unter den Titeln: „Künstliche Höhlen in Niederösterreich" (gr. 8°, 56 S., mit 3 Taf. Wien 1880), und „Künstliche Höhlen in Niederösterreich, zweiter Bericht" (gr. 4°, 59 S., mit 4 Taf. und 2 Abbild. im Text. Wien 1882).

etwas lehmigen Löß- oder in festem Sandboden. Unter den 44 Höhlensystemen, die P. Karner geometrisch aufgenommen und bis in's letzte Detail beschrieben, finde ich nur den einen Bau von Maigen ganz aus porösem Kalkstein herausgehauen. Außerdem führt noch derjenige von Klein-Meißeldorf theilweise durch festen Fels, sogenannten „Plattenschiefer", und alterniren in dem Erdverließ von Pulkau Sandschichten mit solchen von hartem Stein. Alle Höhlen liegen nicht sehr tief unter der Oberfläche, die meisten 4—6 Meter; einige versteigen sich indessen auch so hoch, daß zufällige Belastung nicht selten einen unerwarteten unliebsamen Durchbruch veranlaßt hat. Halten sie sich auch vielfach an Dörfer und Städte, dieselben kreuz und quer unterminirend, so dürften sie, nach den gemachten Erfahrungen zu schließen, ebenso oft ganz entfernt von ihnen vorkommen und zu ihnen in keiner nothwendigen Beziehung stehen. Man findet sie mitten in einsamer Waldesgegend und gewahrt ihre Eingänge in unwegsamen Schluchten, die stundenweit von menschlichen Wohnorten abstehen. Gerade diese wohl verborgenen, einsam abliegenden Erdbauten sind auch jene, welche sich am besten, ja oft wunderbar schön bis auf heute erhalten haben. Ihre Frequenz ist über alles Erwarten groß; die 44 Höhlensysteme, in die uns P. Karner einen Einblick thun läßt, bilden nur einen kleinen Theil jener, von deren Existenz er bereits Kunde hat. Er hält dafür, daß z. B. das ganze Thal, welches der Schmidabach durchfließt, kaum eine Ortschaft und in den Wäldern kaum eine Schlucht haben dürfte, die nicht künstliche Höhlen aufzuweisen hätte. — Im Hinblick auf diese Verbreitung und Lage der Höhlen müßte es gewiß sehr auffallend erscheinen, wenn sie bis jetzt der Beachtung der Leute sich entzogen hätten. Sie waren im Gegentheil von Jung und Alt unter dem Namen von „Erdstätten" gar gut gekannt. Wurden sie ja mehrfach beim Anlegen von Kellern, sowie beim Graben von Fundamenten geöffnet und sind viele Höhlenkammern von den Hauskellern aus zugänglich oder auch zu Kellern erweitert worden. Doch was lag dem gemeinen Mann an diesen engen dunkeln Löchern: wußte ja jeder vom Vater oder Großvater her, daß sie nur verlassene, nutzlose Schlupfwinkel seien aus der Türken- und Schwedenzeit her. Unüberwindliche Furcht hielt ihn zudem zurück, sein theures Ich diesen unwegsamen Labyrinthen „voll Gefahr" anzuvertrauen, um kindische Neugier zu befriedigen. Sie hielt die Leute selbst ab, dem P. Karner bei seinen Schlupfpartien das Geleite zu geben, so daß er gezwungen war, oft mutterseelenallein unter der Erde herumzukriechen. So erklärt es sich,

daß bei aller Bekanntschaft, welche diese Höhlen bei der Bevölkerung immer besessen, ihr Inneres dennoch in geheimnißvolles Dunkel sich barg, bis P. Karner mit kräftigem, kühnem Griff den Schleier von ihm wegzog.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir versuchen, aus dem detaillirten, mannigfaltigen und überaus reichen Materiale, das unser Gewährsmann zu Tage gefördert, ein getreues, allseitig umfassendes Gesammtbild von der Beschaffenheit dieser räthselhaften Höhlenwelt zu entwerfen, das einstweilen nur den Thatbestand kurz und bündig wiedergeben soll.

Im Wesentlichen combiniren sich die uns beschäftigenden Höhlenbauten nur aus zwei Grundelementen, aus „Gängen" und „Kammern". Letztere bilden, trotz ihrer auffallend beschränkten Ausdehnung, ohne Zweifel die Hauptsache. Der Mehrzahl nach 2—3 Meter lang, 1,5—2 Meter breit und 1,6 Meter hoch, sind sie beinahe immer im rechtwinkligen Viereck construirt, über welches sich die Decke im Kreisbogen oder Spitzbogen, — den dort die Leute „Gais-" oder „Saurucken" nennen, — schön und wohlgeformt herüberwölbt. Manche gut erhaltene Kammern schrumpfen indessen noch um ein Beträchtliches zusammen, indem sie so niedrig werden, daß ein Erwachsener darin nicht mehr stehen kann und ihre Länge und Breite unter anderthalb und selbst auch unter ein Meter fällt. Umgekehrt verlängern sich andere wohl auch zu 7 und 12 Meter, während Breite und Höhe selten 2 Meter erreicht oder darüber hinausgeht. Zu den viereckigen Kammern gesellen sich dann auch in geringer Zahl solche, die gerundet sind und deren Querschnitt gewöhnlich einer mehr oder minder regelmäßigen Ellipse gleicht Nur einmal wurde eine vollkommen kreisförmige und in einem anderen Falle eine sonderbar dreitheilig gerundete Kammer angetroffen, die im Grundriß genau die Form eines Kleeblattes hat.

Die Gänge, die in Wahrheit jedoch keine Gänge zu sein pflegen, weil man in ihnen meist nur auf dem Bauche oder doch nur auf den Knieen sich voranbewegen kann, sind sehr exact geformte Kanäle, beiderseitig mit senkrechten glatten Wänden und oben wieder mit Rundgewölbe oder Gaisrucken. Ihre Dimensionen schwanken noch viel mannigfaltiger auf und ab, als die der Kammern, und dieses nicht nur, wenn wir verschiedene Gänge mit einander vergleichen, sondern selbst auch bei einem und demselben zwischen zwei Kammern liegenden Gangabschnitte. Es ward diese Variation keineswegs nur von der Laune des Arbeiters ein-

gegeben, rührt auch nicht etwa von dessen Ungeschicklichkeit her, sondern verräth im Gegentheil bei sehr geschickter und genauer Arbeit überall kluge Berechnung und die Absicht, den uneingeweihten Eindringling von einer Verlegenheit, Verwirrung und Beklemmung in die andere zu stürzen. Während z. B. hier die Sohle stetig zur Tiefe sinkt, zieht die Decke horizontal weiter fort, bis auf einmal in dem sehr hoch gewordenen Gang urplötzlich eine gerade Wand von der Decke niederfällt, unten nur ein kleines, leicht zu übersehendes Loch lassend, durch welches die Fortsetzung nur schwer zu erzwingen ist. Dort verengt sich ein weiter Gang plötzlich, oder auch seltener allmählich, daß man sich in die Verlängerung oder in die dahinter gelegene Kammer nur mühsam durchdrücken kann. Wie gesagt, sind im Allgemeinen die Gänge wegen ihres kleinen Lumens nur auf allen Vieren zu passiren, oder noch öfter nur der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt; das mittlere Maaß der Öffnung dürfte auf 0,6 Meter Höhe und 0,5 Meter Breite anzusetzen sein. Mehr denn einmal kam P. Karner, der ausdrücklich hervorhebt, eines Anfluges von Corpulenz sich nicht rühmen zu können, sogar in der letzteren Körperlage ohne fremde Beihilfe nicht mehr voran; durch einen 4 Meter langen aufsteigenden Gang in Röschitz gelangte er nur dadurch, daß sein Begleiter ihn bei den Füßen fassend vorschob. Dieses war übrigens keineswegs die engste Röhre, durch die seine Energie ihm den Durchweg erzwang.

In Bezug auf die Richtung, welche die Gänge nehmen, und die Verzweigungen, in die sie auseinander gehen, spottet der mannigfaltige Wechsel jeder allgemeinen Schilderung. Aus der horizontalen Lage springen sie unter den verschiedensten Winkeln in schief nach oben oder unten geneigte über, fallen schnurstracks in die Tiefe wie ein Schacht, oder richten sich gleich einem Schornsteine lothrecht gen Himmel. Hier laufen sie viele Meter bolzengerade, dort schwenken sie in enger und weiter gespanntem Bogen gleichmäßig nach links oder rechts; hier biegen sie nach kurzen Zwischenräumen in rechtem Winkel wiederholt scharf um, dort schlängeln sie sich in unbestimmt variirenden Curven voran, oft drehen sie sich im Bogen nach der entgegengesetzten Richtung herum und laufen dann unmittelbar neben erster Gangstrecke durch mehrere Kammern hindurch wieder nach rückwärts. Plötzlich spaltet sich ein Gang in zwei, drei und noch mehr, die dann bald in gleicher Flucht bleiben, bald verschiedenen Niveaus zusteuern, sei es, um zu verschiedenen Kammern zu führen, sei es, um in einer und derselben zusammenzutreffen, sei es, um schon vor Ein=

mündung in eine Kammer, sich wieder zu verbinden. Zu wiederholten Malen wurde auch die auffallende, gewiß nicht bedeutungslose Erscheinung wahrgenommen, daß ein Gang nach fünf Biegungen, ein perfectes Fünfeck beschreibend, in sich zurückläuft. In dem einen Orte Röschitz kehrte dieselbe viermal wieder und nur von einem dieser vier Gangpentagone zweigte sich ein Gang zu einer seitlichen Kammer ab. Da gibt es ferner wieder Gänge, die übereinander herlaufen und vermittelst senkrechter Schlote communiciren. Bedenkt man weiter, wie dieses wirre Gangwerk viele verschieden große und verschieden geartete Kammern sich einflicht; beobachtet man, daß die von P. Karner aufgenommenen Systeme, die doch zehn und mehr Kammerräume umfassen und in denen der auf kürzestem Wege durchlaufende Gang 40 Meter lang wird, nur Theile größerer Systeme sind, so daß wahrscheinlich die jetzt getrennten Höhlenbauten, die unter ganzen Dörfern herumziehen und größere Hügel durchwühlen, früher ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten: so wird man die Schwierigkeit begreifen, in diesen verwickelten Labyrinthen überhaupt sich zurechtzufinden, oder auch, wenn man gut orientirt war, sich durch dieselben durchzuzwängen. Man wird nun aber auch ahnen, welche Arbeit und Beschwerden es P. Karner gekostet haben muß, 44 Höhlenbauten in allen ihren Details genau auszumessen und ihren Plan auf Papier zu bringen; man wird ahnen, in welche beklemmende, gefährliche und fatale Situationen er manchmal hineingerathen, da ja heute die mehrere hundert Jahre alten Gänge und Kammern baufällig geworden, vielwärts auch bereits eingestürzt sind oder, von eingedrungenen Wassern und Thieren unterminirt, einen bevorstehenden Zusammenbruch fürchten lassen. Im Nachstehenden sei nur eine Situation erwähnt, die weniger ihrer Gefährlichkeit halber als wegen ihres tragisch-komischen Charakters verdient, als Curiosum hier eine Stelle zu finden. Während er mit Leibeskräften durch einen theilweise eingestürzten Gang sich durcharbeitete, schlug er mit dem Handleuchter an die Decke und löschte die brennende Kerze aus. Zum Glück war die Kerze nicht herausgefallen und in die Tiefe des steil niedergehenden Schlundes gerollt. Er retirirte im Dunkel wieder zurück in die nächste Kammer, um sie wieder anzuzünden. Kaum begann jedoch freundliches Licht den unbeschreiblich düsteren Raum im Schooße der Erde zu erhellen, und eben hatte er angefangen, wieder freier zu athmen, als unmittelbar über ihm deutlich ein trauriges Grablied ertönte. Er befand sich nämlich gerade unter einem Friedhof und wurde über ihm, dem Lebenden, ein

Todter in's Grab gelegt! — Dr. Sepp muß in den ganz ähnlichen Höhlen Altbayerns ebenfalls mit nicht geringen Nöthen zu kämpfen gehabt haben, „triefte er doch dabei von Schweiß wie in Todesangst".

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Zur

Encyklika Papst Leo's XIII.

auf das

siebente Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi.

(Fortsetzung.)

III. Franziskus in seiner Zeit.

Gott pflegt, der socialen Veranlagung des Menschen folgend und ihrer sich bedienend, seine welterneuernden Gedanken und Thaten in einem Heiligen Fleisch und Leben annehmen und von da in den Besitz eines Ordens übergehen zu lassen. Der Orden ist die geistige Erweiterung und die unsterbliche Verjüngung seines Stifters; ihm werden die Goldbarren der göttlichen Wahrheit und Gnade übergeben, damit er sie zu currenter Münze auspräge und in das currente Leben der Menschheit umsetze. Gott vererbte den Schatz des Lebens eines hl. Franz auf einen Orden, der, in seinen Anfängen volkreich wie kein anderer und in seinem Wachsthum sich elastisch wie keiner vor und nach ihm in fünfzig verschiedene Abarten ausrankend, die christliche Welt als vielfach verzweigtes Geäder durchziehen und mit dem Geiste seines Einen Patriarchen durchleben sollte.

Beim Anblick des Heiligen fühlte das Jahrhundert, daß es gerettet und ein neuer Welttag angebrochen sei. Je mehr der heilige Thor sich und das Geschlecht, das ihm entstammte, erniedrigt, um so gewaltiger flammt seine Größe auf und über das Jahrhundert hin, und um so begeisterter drängt sich dieses ihm nach auf die „schmalen Pfade". Geradezu reißend sind Franzens Eroberungen, zunächst die Ausbreitung seiner Familie.

Gleich bei seinem Ausgang aus dem Felsen ästet sich der Strom in zwei breite Arme. Während Franz zu Assisi sein Werk mit einigen Kleinbürgern beginnt, fühlt sich in gleicher Stadt die Tochter des mächtigen Grafenhauses der von Sciffi — die achtzehnjährige Clara (1194—1253) — vom selben Geiste erfaßt. Durch das Christenthum aus der Acht der antiken Welt befreit, durch die ideale Majestät christlicher Jungfräulichkeit oder sacramentaler Mutterwürde geadelt, durch demüthiges Walten im Kreise stiller, aber unermeßlich bedeutsamer Aufgaben sich mehr und mehr in der Verehrung der christlichen Menschheit erhebend — konnte es nicht fehlen, daß nach Gottes Absicht das Weib an der damaligen Entwicklung und Auswerthung der Kraft, durch die es frei und groß geworden, einen um so bedeutenderen Antheil nahm, als ja das Verderben jener Zeit nicht bloß die eine, sondern vielfach gleichmäßig auch diese andere Hälfte der Menschheit angegriffen hatte. Clara empfängt am Palmsonntage des Jahres 1212 aus des Heiligen Hand das braune Gewand und den knotigen Strick der Buße und verurtheilt sich wie er zur äußersten Armuth. Ihre Schwestern, ja die eigene Mutter, unzählbare Jungfrauen wetteifern bald — ein Volk von Heiligen — mit ihr in den Demüthigungen und Schmerzen der Armuth. Hinter ewigen Riegeln verschlossen, ziehen sie durch Opfer und Gebet göttliche Sieghaftigkeit auf das Wort und Beispiel der alle Welt durchziehenden Minderbrüder herab. Das war der zweite Orden des hl. Franz. Wir können ihn vom ersten nicht mehr trennen.

Eine Ausbreitung, wozu andere Orden Jahrhunderte gebraucht, findet nun der seraphische bereits zu Lebzeiten seines Stifters.

Zuvörderst konnten die Brüder nur Buße predigend und Frieden stiftend Tuscien, die Romagna und die Mark von Ancona durchziehen; aber ihr Wirken ließ Größeres ahnen. Das wissensstolze Bologna, die königlichen Schwestern Mailand und Florenz küssen bald den Saum ihres armen Kleides. Sicilien öffnet Messina's, Palermo's und Syrakus' uralte Thore. Italien und Sicilien gehören ihnen; ja bald nach des Stifters Tode thront seine geliebte Armuth auf Roms stolzesten Überresten. Das Capitol, das gefesselte Könige und den Tribut bezwungener Länder zu seinen Füßen gesehen, trägt auf seinem Scheitel die Kirche Santa Maria in Campidoglio, von Innocenz IV. den Franziskanern übergeben. Indessen wachen des Heiligen arme Söhne seit siebenhundert Jahren inmitten der verfluchten Ruinen des Judenthums und der Schrecken des Islam über dem heiligen Grabe, in das die Armuth ihren

gekreuzigten Bräutigam einst gelegt hatte. — Über die Pyrenäen trug auf dem Wege nach Marocco Franz selbst sein armes Kreuz und sein gewaltiges Wort nach Spanien. Burgos übergibt ihm Alphons IX., das Volk aber Barcelona und Logronno; es folgen bald Lerida, Saragossa und Toledo [1]. — König Sancho und Uracas, Alphons' II. Gemahlin, öffnen die Thore von Coïmbra und Lissabon, und damit Portugal. — Das erste Land nordwärts von den Pyrenäen, in das die kaum geschriebene Regel sich verbreitete, war Frankreich. Bruder Pacificus führt seine Brüder erst in mehrere kleinere Städte, dann nach Paris; dort leben sie eine lange Weile, die Aussätzigen pflegend, obdachlos in den Straßen, bis sie auf einer Wiese von St. Germain durch die Gnade der dortigen Benedictiner einige Zelte zu stetigem Aufenthalte schlagen dürfen. Von da verbreiten sie sich rasch über alle Provinzen. — In England landen sie als die „Gray Friars", gewinnen in Franzens Todesjahre Oxford, Canterbury und London, Schottland zwei Jahre vor und Irland vier Jahre nach demselben. — Schweden sah sie bereits 1222. Von da gingen sie nach Schleswig hinüber; in Dänemark, so erzählen die Annalen des Ordens [2], seien einige Brüder mit nackten Füßen angekommen und von König, Volk und Geistlichkeit freudigst aufgenommen worden, worauf sie sich schnell durch das Königreich verbreitet hätten.

Gleichzeitig ungefähr war Europa's Osten gewonnen. In Ungarn rang ihre Demuth und Geduld dem wilden Volke Sitze ab, obschon die Hirten der Pußten ihre Hunde auf sie hetzten und sie mit Steinen und Knitteln verfolgten. — Nach Griechenland zog 1219 Benedict von Arezzo, und Rumänien ward bald eine blühende Provinz des Ordens [3]. — Nach Deutschland endlich stiegen unter Bruder Cäsarius von Speyer ihrer zwölf. Heute noch zeigt das Volk über Trient und Brixen hinauf durch das unwegsame Tirol ihre Straße bis hinein in das „goldene" Herz Deutschlands, in das schwäbische Augsburg. Da sammelten sich dreißig Novizen, die Setzlinge für Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und für die bischöflichen Städte Würzburg, Bamberg, Magdeburg, Regensburg, Eßlingen.

Zeuge der allermeisten dieser friedlichen Eroberungen war Franz noch selbst gewesen. Im Jahre 1209 sah er zwei Gefährten um sich;

[1] Chavin de Malan 119.
[2] Hist. de inchoat. O. frat. min. in Dania; in Langebek. SS. T. V.
[3] Chavin de Malan 289.

zehn Jahre später kamen zum Generalkapitel deren 5000 — und wie Viele hatten fern bleiben müssen! 500 Novizen stießen dort zu der schon erprobten Schaar. Um Assisi lagerten die Tausende unter Zelten von Matten, und weithin erschollen ihre Psalmengesänge. Von Nah und Fern strömte Klerus, Adel und Volk herbei, um, wie der Vorsitzende der Berathungen, Cardinal Hugolino, entzückt ausrief, „das Heerlager des Herrn zu schauen". Es wurde beschlossen, die überseeischen Länder der damals bekannten Continente in die Sphäre ihrer Arbeit zu ziehen, und so sah man denn die Brüder in die fernsten Weltgegenden eilen; Marocco, Ägypten, Syrien, die Mongolei sind ihnen nicht zu unwirthlich, die Völker und ihre Herrscher nicht zu wild und grausam, um es nicht wenigstens zu versuchen, sie unter Christi Joch zu beugen. Franz behielt sich Syrien und Ägypten vor: er hoffte, dort das Martyrium zu finden. Aber das Morgenland schickt ihn dem Abendland zurück; hier soll er als Bundeslade seines Ordens bleiben und Europa nicht mit seinem Blute, sondern mit dem Strome der Liebe befruchten, der sich aus seinem Herzen ergießt.

Von Neuem weiten sich die Grenzen des Ordens wunderbar aus. Nach kaum fünf Jahrzehnten besitzt derselbe 33 Provinzen, darin über 8000 Klöster mit wenigstens 200 000 Brüdern. Sie müssen sich noch gemehrt haben, wenn nach einem Jahrhundert der „schwarze Tod" ihrer 124 000, großentheils als Opfer der Liebe, dahinraffen konnte[1]. — Selbst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, nachdem doch die alle Klöster erschütternden Stürme der Reformation und ihrer Folgen auch über Franzens Werk gezogen waren, zählte dasselbe 7000 Männer- und 1000 Frauenklöster, jene mit 115 000, diese mit 28 000 Bewohnern, welche sich auf fast alle Staaten Europa's und sporadisch auf alle Continente vertheilten.

So schlang sich in weitgeschweifter Zeichnung bereits ein Doppelkreis um Franziskus. Ein dritter sollte bald in noch weiterer Dehnung die beiden ersten überflügeln.

Der Anstoß, welchen der neue Apostel der erschlafften Zeit mittheilte, war bald so allgemein, die Umwälzungen, die er in allen gesellschaftlichen und privaten Verhältnissen hervorrief, waren so gewaltig, daß die Klugheit auf Mittel zu denken rieth, wie die gottverliehene Kraft gezügelt und in dieser Milderung bedacht und stetig für weitere Flächen

---

[1] Heineccius, Antiq. Goslar. 351.

und Tiefen der Gesellschaft wirksam gemacht werden könne. Überall stieß der Heilige auf Schaaren Volkes, Männer und Weiber, die Haus, Hof und Familie verlassen und sich ihm anschließen wollten. Ganze Dörfer erbaten sich die Gnade, in seine Schule aufgenommen zu werden, um an der eigenen und an der Wiedergeburt der Christenheit mitzuwirken. Es stand zu befürchten, zu viele Ehen würden sich lösen, weite Gegenden möchten entvölkert oder allzu sehr gelichtet werden. Sollte er die Bittenden abweisen und so die Regeneration ersticken? Franz fand, durch Gottes Weisheit geleitet, den weisen Mittelweg, um das Leben in der Welt mit dem Leben nach dem Geiste des Ordens zu verschmelzen. Er nahm von drüben die Formen der standesgemäßen Pflichten, von hüben den belebenden und erhaltenden Geist, gliederte das neue Gebilde dem Organismus seines Ordens als der steten Grundquelle an, leitete das klösterliche Leben in die Familien, in alle Gruppen wie Schichten der Gesellschaft, und schuf so 1221 den „dritten Orden". Eine geradezu unzählbare Menge von Christen beider Geschlechter floß nun täglich, den Strömen gleich, aus dem Schooße des Landvolkes und der Städte, des Klerus, der Universitäten, der Armeen und der Paläste in dieses Meer. Die Gründung einer neuen Großmacht in Europa's Mitte mit Verschiebung der Grenzen aller anderen Staaten wäre ein Geringes gewesen gegen die Bewegung, welche damals die Zeit ergriff. Es war der retrograde Gang der Kreuzzüge, der, wie er, mit dem Jahrhundert aufsteigend, Christi Grab gerettet hatte, so im Niedergange Christi Leben in die Generation zurückführte. Der Kaiser und Renegat Friedrich II. klagte laut und offen, der „dritte Orden" vereitle seine Pläne gegen die Kirche Gottes, und sein Kanzler, Peter de Vineis, jammert in seinen Briefen, es scheine die ganze Christenheit in diesen Orden eingetreten zu sein; durch sein Umsichgreifen sei nun schon in dieser Welt die geistliche Macht furchtbarer und einträglicher geworden, als die weltliche[1]. Nach sieben Jahrhunderten spricht Leo XIII., wie schon Gregor IX. und Pius II. gesprochen: „Häuslicher Friede und öffentliche Sicherheit, Reinheit und Milde der Sitten, rechter Gebrauch und Schutz des Eigenthums, die besten Stützen der gesellschaftlichen Ordnung auf Erden, sind aus dem ‚dritten Orden' des hl. Franz wie aus ihrer Wurzel emporgewachsen. Die Erhaltung dieser Güter schuldet Europa zum großen Theil dem hl. Franziskus."

---

[1] Helyot, VII. 22.

Was doch ein Mann werth ist, der sich seinem Gott ganz hingibt! Was doch ein Wort Christi vermag, das in eine große Seele fällt!

Es vermochte noch mehr. Jenseits dieser drei Kreise — der drei Orden —, die um den Heiligen wie um ihre Sonne in den gebundenen Linien seiner Gesetzgebung kreisen, von ihm Bewegung, Licht und Wärme empfangend, trieb in wogender, fluthender Freiheit die „Welt". Aber auch sie stand unter der übermächtigen Herrschaft des gewaltigen Mannes, bildete um ihn eine vierte Sphäre voll erneuerten Lebens höchst eigener Art und Gestaltung.

Wir sagten schon früher, kein anderer Ordensstifter habe sich wie Franz in das Volk eingelebt. Das Volk mit seiner schlichten Kindesseele, seinem unbefangenen Sinn und Urtheil, seinem anspruchslosen, dankbaren Herzen und seiner reinen, schwieligen Hand — das Volk, dem das Evangelium der Armuth Christi zuerst von Engeln und Aposteln gebracht worden, und das, dem Heilande an die Meere, in die Wüsten, wie unter die Augen der hohen Feinde nachdrängend, ihn mit seinen Königsrufen zuerst umjubelt hatte — das Volk, dem das Himmelsthor kein Nadelöhr, dem alle Leiden der Erde, aber auch alle Seligkeiten Christi gelten — das Volk, dieses Kind Gottes, dieser Blutsverwandte Jesu Christi, war Franz und seinen Söhnen allzeit Freund, Vaterland und Erbe. Und hinwieder aus des Volkes kerngesundem Fleisch und Geist erwachsend, daraus sich generationenweise verjüngend — für des Volkes Noth und Trost in seiner ganzen Originalität aus- und eingebaut — von des Volkes offenem und durch die Leiden seines Lebens beständig geschärftem Sinne in dem Heroismus freiwilliger Armuth, Demuth und Liebe verstanden und ergriffen: — wie konnte es anders sein, als daß Franz und sein Orden gerade der Apostel, der Erneuerer, der Vater des Volkes, d. h. der niederen zwei Drittheile aller Menschheit, wurde? Braucht der Reiche Propheten, barfuß, im rauhen Gewand und Gürtel des Jeremias und Ezechiel, die ihn erschüttern, demüthigen und erweichen: so braucht und liebt das arme Volk Männer, die freiwillig seine Armuth wie Könige tragen, wie Brüder theilen, wie Engel trösten. Ihnen erschließt es Aug' und Ohr und sein bitteres, stummes Herz. An der Flamme ihres Heroismus entzündet es die eigene Opferkraft, das harte Leben leicht zu tragen, oder sich wenigstens mit dem zu versöhnen, was es den Ehrgeiz und die Hoffnung der Edelsten werden sieht. Dieses heilige Feuer heroischer Liebe zur Armuth und Entsagung loderte auf 8000 Herden — so viele Klöster zählte der Orden — durch die Zeit.

Um die armen Prediger sammelte sich das Volk zu Tausenden. Dem hl. Antonius von Padua lauschten Massen von dreißig, dem gottseligen Berthold von Regensburg von sechzig Tausenden. Auch das arme Volk hat ja ein Herz, das erschüttert werden will, hat in seiner Seele Falten, wo die Wahrheit schläft, und die Beredsamkeit sie überraschen, aufrütteln muß. Die Kirche hat in ihrer Fruchtbarkeit Redner geboren für die Höfe wie für das Land, für die Könige wie für die Armen. Der Bossuet des Volkes, der Hofprediger der Armen — das ist der Kapuziner mit seinem gebräunten Antlitze und seinem populären Worte. Das findet immer Glauben und Sympathie bei dem mißtrauischen Herzen des mit Noth und Niedrigkeit ringenden Volkes. Franz hatte ja eben, erwägend, daß damals in der Christenheit die regelmäßig wiederkehrende und deßhalb stetig wirkende Predigt noch fehle, seinen Orden als ersten Missionsorden gegründet, und ihm wie der Genossenschaft des hl. Dominicus fiel nun großentheils Predigt und Katechese in Stadt und Land zu. So drang Franzens Geist durch Hunderttausende von Organen und Kanälen auf unermessene Weiten hin in die gesammte Christenheit ein, so erfüllte sich seine gottverliehene Sendung, vollzog sich die Regeneration seiner Zeit.

Daß aber diese Überströmung seines Geistes keine oberflächliche, bloß nach der Weite sich messende blieb, wie sehr sie vielmehr in alle Tiefen des damaligen Zeitlebens eindrang und dasselbe als erneuerndes Element vergeistigend und vergöttlichend beherrschte und umbildete — das können wir ermessen, wenn wir die Edelart der Früchte betrachten, welche sie, besonders in den Franzens Einflusse minder zugänglich erscheinenden Regionen, wo der Reichthum und der Stolz wohnt — in den Höhen der Gesellschaft —, zeitigte. Der Baum, der solche Früchte unter ungünstigen Verhältnissen reifte, mußte durch und durch veredelt und mit einer unermeßlichen Energie und Fruchtbarkeit treibenden Lebens durchsättigt sein.

Die beiden jungen Orden des hl. Franz und des hl. Dominicus schenkten von ihrem Entstehen an und das halbe Jahrhundert hindurch, von dem wir reden, der Kirche mehr Heilige und eine reichere Menge von Charismen jeder Art, als sie in so kurzer Frist, seit langer Zeit, gesehen hatte.

In Franziskus' Tagen hatten schon zwölf seiner Söhne die Krone des Martyriums, fünf in Marocco, sieben in Ceuta gewonnen. Es waren die ersten purpurnen Sprossen der Riesenpalme, welche Innocenz III.

an den Stufen des päpstlichen Thrones, diesen schirmend und schattend, im Traumgesichte hatte emporwachsen sehen. Wie hoch aber hob die Palme sich zu den Wolken in den beiden Kronzweigen, die als Erstgeborene Franzens — in Antonius und Clara — dem ehrwürdigen Stamme entstiegen! Antonius der Heilige, die Sprachengabe wie die Apostel, die Gewalt über die Natur wie sein heiliger Vater besitzend, von Papst Gregor IX. seiner Wissenschaft wegen „die Bundeslade beider Testamente" genannt, von den Häretikern und den Ezzelins des europäischen Südens gefürchtet wie ein „Hammer", starb, 36 Jahre alt, nachdem er, predigend wie Keiner, Frankreich, Sicilien und Oberitalien aufgerüttelt und in der Verehrung und Begeisterung der Christenheit fast die Lücke ausgefüllt hatte, welche sein größerer Vater, der zum Himmel steigende Seraph, hienieden hinterließ. — Clara, die Rathgeberin dreier Päpste und die Meisterin fast aller Heiligen ihrer Mitzeit, sah sich in wenigen Jahren an der Spitze eines ganzen Heeres von edlen Frauen, Fürstenkindern und Königinnen, die als ihre armen Töchter ihr nach — die höchsten Höhen mystischer Heiligkeit erklommen. Es war ein wunderbarer Gedanke Gottes, daß damals schon der Orden des Bettlers gerade aus den Töchtern der Könige seinen edelsten Zuwachs gewinnen sollte und die Einen in die Schule der hl. Clara aufnahm, während Andere sich mit den Regeln des dritten Ordens begnügen mußten. Da erscheint Ungarns wunderbare Knospe, Deutschlands schönste Blume, ihm von mütterlicher Seite entsprossen, — die „liebe heilige Elisabeth" von Thüringen. Sie lebt als erste Reichsfürstin nach der Regel und stirbt unter den Gesängen der Engel im Gewande des hl. Franziskus. Von allen ihren Schätzen besaß sie nur noch ein Kleinod, den Mantel, den ihr der seraphische väterliche Zeitgenosse auf des Papstes Geheiß einst geschickt hatte.

Von Elisabeth entflammt, bittet ihre Base, Agnes von Böhmen, nachdem sie die Hand des römischen Kaisers und des Königs von England ausgeschlagen, brieflich die hl. Clara um Aufnahme und um die Gnade, arm sein zu dürfen, wie sie es sei. Clara antwortet, indem sie ihrer königlichen Novizin einen irdenen Napf, den Strick der Buße und ein Crucifix sendet. Agnes gleich, lehnt Isabella von Frankreich, des hl. Ludwig heilige Schwester, die kaiserliche Hand Konrad' IV. ab, um als Clarissin heilig zu sterben, wie ihr königlicher Bruder als Büßer des dritten Ordens heilig gestorben war. Ihrem Beispiele folgen des hl. Ludwig Wittwe, Königin Margaretha, die beiden Töchter des

hl. Ferdinand von Castilien, und Helena, die Schwester des Königs von Portugal. — Das Blut der Heiligen aber war inzwischen in dem Hause der hl. Elisabeth von der Wartburg nicht erstorben. Ihr und ihrer Base Agnes folgend, klopft ihre Schwägerin, die gottselige Salome, Galiziens Königin, — klopft ihre Nichte, Polens heilige Herzogin, Kunigunde, an die arme Pforte der hl. Clara, — während endlich die Enkelin ihrer Schwester, die Königin von Portugal, nach ihr Elisabeth genannt, — als Tochter des dritten Ordens, wie sie selber, heilig stirbt. — Jede dieser heiligen Königinnen, welche Lection, welch eine Leuchte für ihre Völker — durch ihren Heroismus neue Feuer in allen Höhen und in allen Tiefen des Jahrhunderts zündend! Nach den Königinnen folgt demüthig und doch ebenbürtigen Geistes an Clara's Hand die große Büßerin Margaretha von Cortona und das wunderbare Kind der Unschuld, die Rose von Viterbo. Zehn Jahre alt, hatte sie auf öffentlichem Markte die Rechte des verbannten Papstes gegen den kaiserlichen Dränger vertheidigt und dessen Macht erschüttert; war, 15 Jahre alt, von Friedrich II. selbst der Heimath verwiesen, mit der siegreichen Kirche aber zurückgekehrt und enteilte, 17 Jahre alt, unter Clara's Mutteraugen und der Bewunderung Italiens zum göttlichen Bräutigam. Das waren Clara's königliche Töchter. Sie, die größte unter Allen, ist in der Demuth so tief gegründet, daß man sie nur einmal im Leben den Blick erheben sah, als sie den Papst um seinen Segen anflehte. Er war bei ihrem Tode zugegen, und in seiner Canonisationsbulle feiert Alexander IV. sie als „die Klare unter allen Klaren, das Licht des Tempels Gottes, die Fürstin der Armen, die Herzogin der Demüthigen".

Auch die Wissenschaft und Kunst haben ihre Fürsten und Dynastien. Demüthig senken auch sie die leuchtende Stirn unter die Gesetze des „Armen Christi". Da war Duns Scotus, der dem Riesengeiste, Thomas von Aquin, die Herrschaft der Schule streitig machte; da blühte neben ihm als Bruder der hl. Bonaventura, „doctor seraphicus" genannt, der gerade das Geschirr der Klosterküche wusch, als man ihm den Cardinalshut brachte; da war Roger Baco, der, wie drüben das große Licht der Dominikaner, Albertus, das Studium der Natur erneuerte und Erfindungen späterer Jahrhunderte durch seine Fingerzeige vorgriff. — Die Kunst der Töne vererbte sich mit des Vaters seraphischer Leier auf die großen Söhne, die einen ganzen Sängerkreis bilden. Thomas de Celano besingt im „Dies irae" die heiligsten Schrecken und der selige Jacopone im „Stabat mater" die heiligsten Schmerzen, in der unübertrefflichen

Einfalt und Wärme, die dem seraphischen Orden eignen. Die Kunst des Regierens endlich in Kirche und Welt weiß sich auch mit der Demuth und Armuth des Franziskaners in einem Manne zu verbinden. Päpste, Cardinäle und Kirchenfürsten jeden Ranges stehen als Söhne des hl. Franz in späteren Zeiten neben einem Laurentius Octavius, den schon 1220 Tugend, Gelehrsamkeit und Regentengabe auf Upsala's erzbischöflichen Stuhl und nach König Erichs Tode zur Reichsverwaltung Schwedens riefen, ohne daß solche Würden ihn zur Milderung seiner Lebensstrenge verleitet hätten, während der große Ximenes später des großen Schweden Werke und Tugenden in Spanien erneuerte. Beide sind die wohl nicht immer erreichten Muster jener Brüder, die als Rathgeber der Könige und Feldherren den Höfen und Armeen folgten.

Wollen wir aber den schöpferischen Einfluß, den des Heiligen gottgeschenkte Kraft auf seine Mitwelt ausübte, nach rechtem Maße messen, und in der Menge der einzelnen Äußerungen die pragmatische Einheit und Klarheit des beherrschenden Gedankens walten lassen: dann wird es nöthig sein, das Stück Zeit, das unmittelbar unter Franzens segensvoller Obmacht stand, in seinem Zusammenhange mit dem ganzen Ausschnitte der Weltgeschichte, welchen wir Culmination des Mittelalters nennen, und darin Franziskus selber als edelstes organisch verbundenes Glied in dem Complex der providentiellen Kräfte zu betrachten, durch die Gott damals wirkte, was er sonst nie mehr, vorwärts oder rückwärts im Laufe der Zeiten, gewirkt haben mag.

Schwere Leiden hatten in der unmittelbaren Vorzeit Franzens auf Kirche und Reich gelastet; aber heldenmüthige Kämpfe und große Trübsale, für hohe Ideen und Güter bestanden, haben allzeit eine unermeßliche geistige Fruchtbarkeit zur Folge. Auf die schreckenvollen Drangsale der Kirche um ihre äußere Freiheit und innere Reinheit folgte, freilich unter stetem Kampfe, eine Periode, wie sie glänzender wohl nie aufgegangen war. Bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Macht des Islams gebrochen — der Orient und die Schätze des hellenischen Alterthums durch die Faust des kreuzfahrenden Ritterthums erschlossen — die christlich-germanische Gesellschaft in fast allen ihren Organismen zur höchsten Blüthe entwickelt — die Städte mit ihren freien und wohlgegliederten Bürgerschaften an Hoheit und Reichthum mit Königen rivalisirend — Papstthum und Kaiserthum in höchster Majestät — das canonische Recht, diese Schutzwehr christlicher Civilisation, in vollster Entwicklung begriffen, und durch Entstehen der Nationalgesetzbücher voll hochherziger Frömmig-

keit das unheilvolle römische Recht überall zurückgedrängt — die christliche Wissenschaft in den sublimsten Sphären menschlichen Forschens, in Theologie und Philosophie, zu einer Höhe emporgestiegen, zu der Heidenthum wie christliche Vorzeit nur Vorstufen waren — die Künste von plumpen Anfängen bis zur Divina Commedia eines Dante, zu den himmlischen Bildern eines Fiesole und jener Doppelarchitektur aufgeblüht, die uns in den romanischen Domen von Speyer, Worms, Mainz und in den gothischen Kathedralen von Marburg, Straßburg, Rheims, Köln, Salisbury, Regensburg entgegenwinkt — dazu eine jugendliche Frische und Klarheit der Geister, eine Tüchtigkeit der Charaktere, ein mit kindlicher Glaubensdemuth gepaarter Freiheitssinn — endlich eine Fülle der Heiligkeit und des mystischen Lebens, eine Fruchtbarkeit an Werken der Nächstenliebe, welche diese natürlich große Zeit auch in übernatürlicher Verklärung und Schönheit erstrahlen läßt. Wenn wir aber den verborgenen Quellen nachforschen, aus denen der christliche Geist seine Verjüngung trank, so werden wir immer wieder aus dem Lärme der Welt in die Einsamkeit der Klöster geführt und finden in der christlichen Ascese die Mutter jener schöpferischen Weisheit und Stärke. Einsiedler predigten und rüsteten die Kreuzzüge; in den ritterlichen Mönchsorden empfing der Zweihänder des heldenhaften Mittelalters seine furchtbarste Schärfe und zugleich durch die Barmherzigkeit, welche diese starken Männer übten, seine milde Salbung. Schlug Bernhard seine Zellen auf in der Tiefe waldiger Thäler und setzte er von dort Europa durch das Leuchten seiner Heiligkeit und die Gewalt seiner Rede in Bewegung, so hing der deutsche Bruno, noch strenger als Bernhard, seine erste Karthause wie einen Adlerhorst an die Kämme der Alpen, damit dort die Contemplation sich einschließe; erneuerte ein zweiter Deutscher, Norbert, im Orden der Prämonstratenser den Geist des hl. Augustin, und kamen die Männer vom Carmel mit dem Geiste des Propheten Elias aus dem heiligen Lande herübergezogen. Doch war es nicht genug, in der Einöde zu beten oder zu schweigen, zu malen, zu meißeln, zu schreiben, oder zu pflanzen und zu pflügen: es hieß auch in der Welt zu kämpfen für den durch Häresie entstellten Glauben, für die in Schlaffheit sinkende Sitte. Da erhebt sich das Ritterthum der Predigt, an ihrer Spitze zwei Helden: Dominikus und Franziskus. Beide bedecken mit ihren Klöstern alle christlichen Reiche und öffnen in denselben unsterbliche Pflanzschulen großer Charaktere. Sittliche Kraft bis zum Heroismus ist ja die natürliche Grundlage des Lebensberufs dieser ernsten Männer. Sie sind die Träger der Charakter-

größe in ihrer klarsten und tiefsten Prägung. Schweigen und Beten ist die Nahrung, Predigt, Almosen, Wissenschaft sind die Gaben dieser „Starken in Israel". Daher welche Macht in dem Worte, in dem Erscheinen dieser Mönche, die an nichts mahnen als an die Gewalt, die es braucht, das Himmelreich an sich zu reißen und Großes hienieden zu schaffen! Durch die Kraft ihres Gebetes, ihres Wortes, ihrer Armuth überwinden sie die Häresien des Gedankens und den Materialismus des Lebens, reinigen Geist und Herz und Hand ihrer Zeit und kräftigen sie dadurch zu den großen Werken, die geschaffen wurden. Aus der Schule dieser „Bettelmönche" ging bald eine christliche Wissenschaft und Kunst hervor, vor der heidnische und saracenische Cultur erbleichen mußte. Die wissenschaftlichen Dome, welche die vier Genies der beiden jüngsten Orden, Albert der Große, Thomas von Aquin, Bonaventura, Duns Scotus, auf dem Grunde göttlicher Offenbarung, durch die tiefste und schärfste Speculation erbauten, sind nicht minder hochgewachsen und festgefügt, als die steinernen Münster, in denen jene Zeit den Epigonen aller kommenden Jahrhunderte ewige Monumente des hohen und idealen Geistes hinterlassen, welchen sie aus den Quellen eines Franziskus und Dominicus getrunken hatte.

Und was der alte Steinmetz mit Stichel und Gebet ausmeißelte zu Dom und Bild, die himmlischen Gedanken und Gesichte jener Mönche, das trug hinüber in die Zauber der Farben der Pinsel eines Fra Angelico und Cimabue, der Schulen von Pisa und Siena, von Flandern und Köln, welch letztere damals schon über dem Niederrheine gleich einer Morgenröthe aufblühte, um bald wie keine andere die Unschuld des Ausdrucks mit dem Glanze des Colorits in ihrer Sonnenhöhe zu verbinden.

Was sollen wir aber sagen von der Poesie, in die der Menschen Denken und Trachten, Liebe und Haß, Schuld und Freude sich am ersten und vollsten ausgießt? Mit der Begeisterung und Geschmeidigkeit neu erwachender Jugend wirft sie sich fast in allen Ländern Europa's in alle Formen — des Epos, der Ode, der Elegie, selbst des Drama's, und liest man ihre Gesänge mit einer Seele, die Verständniß und Sympathie fühlt für ihre religiöse Gluth, und Gerechtigkeit besitzt, um in der leicht und frei gehaltenen Form nur das Übergewicht des Geistes über die Materie zu sehen, so fragt man sich mit Recht, was denn die Dichter späterer Jahrhunderte zu bieten vermögen für die göttlichen Schätze des Inhalts, welche sie von den Voreltern um eine classisch-menschliche Form eingetauscht haben. In Deutschland vor Allem spielt die glänzendste Periode

dieser himmlischen Poesie des Mittelalters. Keine Poesie ist schöner, keine zugleich so das Lied der Jugendfrische, der männlichen Kraft und Reife, der kindlichen Reinheit und Einfalt, keine so der Triumphgesang neu erstandenen christlichen Lebens und Hoffens. Der christlich-germanische Dichtergarten umduftete wie ein heiliger Hain die Kirche und goß über ganz Europa seinen Balsam aus. Das war — in kurzer Schilderung — der erhebende, vergeistigende, man möchte sagen, der vergöttlichende Cultureinfluß der armen Orden aus jener Zeit. Er war und blieb welthistorisch. Ein gar großer Bruchtheil dieser bildenden Energie und ihrer Werke fällt, wenn wir theilen wollen, zweifelsohne dem ärmsten und verbreitetsten dieser Orden, dem des hl. Franziskus, zu. In ihm war ja die regeneratorische Kraft, die eigene Vergeistigung, durch göttliche Gnade und eigene Opfer, war das übersinnliche Leben zur höchsten Potenz gediehen und hatte somit für die Hebung und Verklärung des geistigen Gesammtlebens jener Zeit die größte Spannkraft erlangt, während ihn selbst die Charismen des Himmels und die Begeisterung der Völker mit aller Farbenpracht der Poesie und dem reinsten Lichte der Idealität umspielten. — Deßhalb huldigte und umwarb den großen seraphischen Patriarchen vor Allem Plastik und Malerei. In der Entwicklung und Steigerung, welche die göttliche Liebe durch Franziskus erhalten, schien die Kunst das Geheimniß ihrer ganzen Begeisterung gefunden zu haben. Sein und der hl. Clara Leben stellt sie in seinen ergreifendsten und tiefsten Motiven dar; alle Maler seines und des folgenden Jahrhunderts schmücken wetteifernd seine dreifache Basilica in Assisi, indessen über dem glorreichen Grabe seiner deutschen erstgebornen Tochter, der hl. Elisabeth, Deutschland im thüringischen Marburg den erstgebornen vollendeten Dom gothischen Stils, und zwar aus den milden Gaben des pilgernden Volkes, erbaute.

Die Poesie aber wurde damals im hl. Franz „canonisirt". Italien trat später als Deutschland und Frankreich in den dichterischen Wettstreit der Nationen jenes Jahrhunderts ein. Allen Sängerschulen, die auf seinem gegen Ende desselben so fruchtbaren Boden erstanden, allen Dichtern Siciliens, deren Klänge rein und zart, Pisa's und Siena's, die ernst und feierlich, Florenz', die fromm und überfließend sangen, allen war Franziskus vorausgeeilt, hatte alle übertroffen. Wie sein Einfluß die Kunst beseelte, so weckte sein Beispiel die Dichter. Ihm entquoll die Poesie, die einen Dante und Petrarca bilden sollte.

Sollen wir aber endlich nicht, um das große Bild von Franz'

Einfluß und Herrschaft über seine Zeit zu vervollständigen, noch einen Zug anfügen, der sich freilich in seiner mystischen Singularität der Nachbildung entzieht, aber doch jedem Auge die Vollkommenheit enthüllt, bis zu welcher der Heilige die Durchherrschung und Durchgeistigung selbst der vernunftlosen und materiellen Welt durch die Energie seiner reinen, an Gott hingegebenen Seele wunderbar verwirklicht hat? Franzens Liebe umfaßte die ganze Natur, belebte und unbelebte, als Gottes Werk und somit gleichen Ursprungs mit ihm selbst. Es gab daher keine Creatur, die ihm nicht Bruder, Schwester war und hieß, der er nicht das Wort des Vaters Aller predigen, deren Schmerz zu übernehmen er nicht gewünscht hätte. „Warum," so fragt er einen Metzger, „hängst und quälst du so meine Brüder, die Lämmer?" Zu eingesperrten Tauben tritt und klagt er: „Ihr, meine lieben Schwesterchen, ihr einfachen, unschuldigen, keuschen Turteltauben, warum habt ihr euch so fangen lassen?"[1] — Hinwiederum gewannen vor dem in der Einfalt und Schuldlosigkeit des Paradieses wandelnden Manne die Creaturen ihre paradiesische Traulichkeit wieder. Der Wolf der Apenninen wurde sanft vor seinem aufgehobenen Finger, Schafe liefen ihm entgegen und liebkosten ihn, Hasen suchten Zuflucht bei ihm, Cicaden zirpten, Vögel sangen zu Gottes Ehre, wenn er befahl, die Schwalben schwiegen, wenn er ihnen gebot: „Schwestern, ihr habt nun genug geplaudert, jetzt ist's an mir, zu reden, höret Gottes Wort, und schweiget, bis es verkündet ist!" Schaaren von Falken, Spechten, Raben, Lerchen rief er drei Tage lang zu seinen Predigten auf einen Berg, als die Römer ihn nicht hören wollten, bis diese, durch das Wunder gerührt und erschreckt, ihn in Prozession in die Stadt heimholten[2].

So verlieren sich die Grenzlinien der Kraft und Reize seines vergeistigenden und einigenden Einflusses auf alle Creatur in das Übersinnliche, Wunderbare, Göttliche, oder besser, es erscheinen, wie im Palimpsest, die ersten Risse des göttlichen Planes, in welchem die Einheit aller Dinge und die Katholicität der Welt Gottes grundgelegt war.

Verlieren wir uns nicht weiter. Wunderbar! dieser Mann predigt dasjenige, was wie Feuer den empfindsamsten Nerv menschlicher Natur abstößt und beleidigt, — Armuth, Demuth: und die ganze Welt drängt

---

[1] S. Bonavent. V. S. F. 176.

[2] Mat h. Par. 135.

sich ihm nach und läßt durch ihn sich im Gesetze der Entsagung zu einer großen geistigen Einheit zusammenschließen! Es bildet sich um ihn eine weltumfassende organische Einheit, die in vier-, fünffachem Ringe alle Barrieren der Racen, Nationen, Stände und Geschlechter überfluthet, — eine Einheit, die Elasticität genug besitzt und läßt, um sich, innerhalb der engeren Kreise wenigstens, in fünfzigfachem Wechsel der Form aus der Grundform auszuranken, und bei aller Dehnbarkeit stringent genug bleibt, um alle fünfzig Formen des einen Ordens sich in der einen Scheitelidee des einen Patriarchen wieder zusammengipfeln zu lassen — eine Einheit, die sich erobernd fort und fort ergießt und über sieben Jahrhunderte ausweitet, — die, sich vertiefend in das innerste Leben der Seelen, ihre Verdienste, Gebete, Anliegen, Hoffnungen, Bestrebungen und Errungenschaften zu solidarischem Eigenthume Aller macht. Dieser geheimnißvollen Einheit bindendes und beherrschendes Centrum ist nicht Talent und Dictatur: Franz lebte ja als einfacher Bruder unter den Brüdern, die Leitung seines Ordens in Demuth Anderen überlassend; — ist nicht ein Codex eiserner Gesetze und eine Armee eiserner Wächter: der Regeln des Heiligen sind gar wenige, und diese sind Aphorismen des Evangeliums; die Regierung des Ganzen und der Theile aber ist demokratischer, als die aller anderen Orden; — das Bindemittel dieser Einheit ist nicht der überwältigende Zauber irdischer Interessen und Leidenschaften: sie mußten schweigen und sterben; — das große, stille Centrum der unendlichen Peripherie, von dem alles Leben in die Weiten strömte, zu dem Alles zurückgravitirte, in dem Alles zur Einheit sich zusammenfand, die Centralsonne dieser neuen Schöpfung war der „Seraph", die Wundzeichen der göttlichen Liebe tragend, — war „ein unbekannter Bettler" — erat mendicus quidam (Luc. XVI, 20).

Seine Aufgabe für sein Jahrhundert und darüber war gelöst, sein Wunsch und Gruß: „Gott gebe euch seinen Frieden!" war erfüllt.

(Schluß folgt.)

Philipp Löffler S. J.

Niederländische Skizzen.

1. Das holländische Limburg.

Meine früheste Idee von Holland knüpft sich an einen Wagen, der einige Zeit alljährlich beim großen Jahrmarkt in meiner Heimathstadt erschien und Jung und Alt mit „frischen, holländischen Waffeln" erfreute. Mit diesem leichten Gebäck bewaffnet, zog man dann in die benachbarten Panoramen, Schaubuden und Menagerien. Holland mußte wohl ein glückliches Land sein, wo man sicher alle Tage Waffeln aß! Die zweite Berührung mit Holland führte J. P. Hebels wunderschöne Geschichte von Kannitverstan herbei. Die dritte Etappe meiner holländischen Studien bildete das Geschichtswerk des alten van Meteren, das ich als Student, um der vielen Bilder willen, auf einer Auction erstand, dessen protestantische Geschichtsbaumeisterei mir aber sofort Mißtrauen einflößte und fast alle günstigen Eindrücke zerstörte, welche Holland durch seine Waffeln auf mich gemacht hatte. Was ich sonst noch von diesem Lande hörte, vereinigte sich in der Vorstellung, daß die Holländer sämmtlich dick, gemüthlich, phlegmatisch, reinlich, Tulpenliebhaber, starke Raucher und Protestanten sein müßten. Spätere Studien vermochten diese Vorstellungen nicht mehr gänzlich zu verdrängen. Ich habe Grund, zu glauben, daß manche Leute in Deutschland mit ähnlichen Vorstellungen behaftet sind. Genug, es kam mir ganz wunderlich vor, als unsere Ausweisung aus Deutschland im Jahre 1872 viele meiner Freunde und später mich selbst in dieses reiche, reinliche und protestantische Holland führte.

Da fand ich mich denn in einem einsamen, nichts weniger als glänzenden Heidehaus. Weit herum in großen Zwischenräumen wohnten nur einige Bauern. Alle waren katholisch. Ihre Reinlichkeit ließ zu wünschen übrig. Von Reichthum war nicht viel zu merken. Der „Baas", unser Nachbar, erschien in einer höchst prosaischen, ärmlichen Tracht jeden Tag in unserer kleinen Kapelle. Seine Töchter pflanzten keine Tulpen, sondern hüteten das liebe Vieh: ihr höchster Luxus bestand in rothen Strümpfen, deren Glanz durch die schweren und nichts weniger als leuchtenden Holzschuhe bedeutend verdunkelt wurde. Die Söhne, tapfere Wagenlenker, rauchten zwar den ganzen Tag, aber nicht aus Meerschaumpfeifen und auch keine Havannas. Das Haus war ein Tolhaus, d. h. ein Haus, an welchem jeder vorübergehende Wagen einen kleinen Tol oder Wegesteuer entrichten mußte. Die Fuhrleute in ihren blauen Wämsern und rauhen Hosen sahen durchweg nicht als Verkörperung dessen aus, was ich mir unter holländischer Reinlichkeit eingebildet hatte. In dem ganzen Heimwesen sah es lange nicht so blank aus, wie in einem Bernerhäuschen und in der zugehörigen Sennerei. Noch viel ärmlicher stand es in den kleineren Kötterhäuschen auf der Heide. Manche hatten den bloßen Lehm als Boden und als Dach bloß Stroh oder halb Stroh-, halb Ziegel-

bedeckung. Auffallend war bei der sonstigen Ärmlichkeit das Plaisir an rothen Strümpfen. Die Hauptstraße der Gegend, eine alte Napoleonische Chaussee, war musterhaft gehalten — breit, schön, mit Alleen bepflanzt. Doch konnten die Bäume nicht viel Schatten geben; denn sie wurden zu oft geköpft und gerupft. Auf der Heide sammelten die armen Leute fleißig das Haidekraut, ebenso in niedrigen Föhrenwäldchen die Nadeln, so daß sich kaum ein ordentlicher Humus bilden konnte. Überall zeigten sich Erscheinungen großer Armuth. Doch strömte das Volk fleißig in die nächste Pfarrkirche. Das Schulhaus, vor dem eine Reihe Linden stand, war geräumig und schön. Um die Kirche standen außer dem Postkantoor einige stattliche Häuser. Was ich von meinen Jugendvorstellungen am ehesten bewahrheitet fand, war eine gewisse Gemächlichkeit und Gemüthlichkeit, die sich in allen Dingen kundgab. Weder die Post noch die anderen Wagen hatten große Eile. Wenn Briefe heut nicht ankamen, so kamen sie morgen an. Selbst für die Eisenbahn brauchte man nicht so zu pressiren, als in andern Gegenden. Die Fuhrleute hielten nicht nur an den Tolhäusern, sondern auch an den Wirthshäusern an und gehörten, bei chronischem Durst, offenbar nur dem gemäßigten Fortschritt an.

Gar sehr fiel mir das Alles auf, als ich ein zweites Mal einige Zeit in England zugebracht hatte. Aus dem Gewühle von London und aus den Palästen des Westendes in diese allerschlichteste Landeinsamkeit plötzlich versetzt zu sein, war ein entschieden wunderlicher Contrast. Time is money! hatte es in England geheißen. Maar zachtjes aan! hieß es hier. Bis Maestricht hatte mich der Dampf unaufhaltsam weiter geführt. Hier hörte die wilde Hast auf. Ich konnte ein paar Stunden warten und über mein Schicksal nachdenken. Dießmal kam ich in ein etwas anderes Revier, ein freundliches Hügelland, mit Kornfeld, Obstgärten und schönen Weiden. Doch die kleineren Straßen waren, wie an dem andern Platz, nichts weniger als schön und sauber. Die Ökonomie war durchaus nicht nach ästhetischen Reinlichkeitsprincipien organisirt. Ja, der Dünger drängte sich nicht nur überall nasenpolizeiwidrig in den Vordergrund, sondern in den größeren Gehöften wurde er förmlich als Mittelpunkt des ganzen Heimwesens begünstigt. Vier Flügel umfaßten ihn in's Gevierte, und ein großes Portal führte an ihm vorbei in die Speicher und Remisen. Nachts konnte er mit allem Übrigen unter Schloß und Riegel gelegt werden. Auch hier gewahrte man übrigens neben reicheren Bauern und Pächtern viel arme Leute, Kinder, die eine einzige Kuh den ganzen Tag an der Böschung eines Weges weideten, arme Frauen, die aus dem Walde dürres Reisig gesammelt hatten, alte Leute, die mit großer Anstrengung ihr kleines Gärtchen bestellten. Am Sonntag aber war die Kirche bei wiederholtem Gottesdienst, auch des Nachmittags, dicht gefüllt. Bei den Roratemessen im Advent strömte in aller Frühe schon die ganze Gemeinde zusammen. Überall wurde man als Priester freundlich gegrüßt. Nirgends waren Spuren von religiösem Zank und Hader. Man lebte da, ohne Dampf, Elektricität und Gas, noch still und friedlich, wie in der guten, alten Zeit. Für das Dreschen wurde allenfalls der Dampf verwerthet, aber

im Übrigen war man nicht von der Wuth erfüllt, schon zum Besten der jetzigen Generation Luft, Wasser und den ganzen Erdball künstlich auszusaugen. Gott der Herr gab Regen und Sonnenschein, und meines Wissens ist in der ganzen Zeit weit und breit Niemand Hungers gestorben. Der Friede, der überall waltete, tröstete mich über die nach längerem Regenwetter schrecklichen Wege, über die schwierige Communication mit der Außenwelt und über andere Nöthen ländlicher Einsamkeit.

Noch mehr fühlte ich mich mit all diesen kleinen Übelständen nach einem längern Aufenthalt in Belgien versöhnt. War da ein politischer Lärm, Zank und Streit bis in die entlegensten Dörfer hinein! Überall Wahlmanöver, Agitation, Erbitterung, religiös-politische Confusion. In einfachen Dorfwirthshäusern fand man die Étoile und ähnliche Skandalblätter mit ihren unwahren Sensationsnachrichten, ihren frechen Lästerungen gegen Recht und Kirche, ihrem miserabeln Feuilleton. Überall machte sich der eiserne Druck fühlbar, mit dem die Gewaltherrschaft des liberalen Ministeriums den Freisinn des Volkes sich dienstbar zu machen, dem milden Einfluß der Kirche aber zu entfremden suchte. Dann der unwirthliche Zwiespalt der Katholiken unter sich, die gegenseitigen kleinlichen Plänkeleien unter den Geschützen des gemeinsamen Gegners! Dann die verhängnißvolle sogen. Aufklärung in den untersten Schichten des Volkes, die mit ihr verbundene Unzufriedenheit, das ewige Freiheitsgeschwätz und die Knebelung, welche die heiligsten, in der Verfassung garantirten Rechte erfuhren!

Da lobte ich mir doch meine ruhigen Limburger wieder, die im Fortschritt noch nicht so weit waren! Da die ganze Provinz katholisch und zwar fast allenthalben gut katholisch war, so verlor die moderne Staatsschulgesetzgebung ihren schlimmsten Stachel. Die Staatsschule auf dem Lande war katholisch, der Schullehrer durchweg ein braver Katholik. Die Bürgermeister und kleinen Beamten waren ebenfalls brave Leute, gingen mit dem Klerus meist freundlich zusammen. Wo ein verkehrter Constitutionalismus nicht alle Leidenschaften aufwiegelt und mit allen Agitationsmitteln abhaust, da ist immer unendlich viel gesunder Sinn im Volke — und mit diesem geht Loyalität gegen Fürst und Heimath, Gehorsam, Ordnung und Religiosität Hand in Hand. Manches in der gegenwärtigen holländischen Administration ist sicher lästig, z. B. die Fenstersteuer, welche die Leute zwingt, möglichst dunkel zu wohnen, die Ofensteuer, welche in einem so feuchtkalten Klima die Zahl der Öfen auf ein Minimum herabdrückt, das Festhalten an steinuralten Postreglementen, nach welchen man in etlichen Provinzen gar keine Paketsendung per Post befördern kann. Aber für diese kleinen Belästigungen und Pedanterien wird das Land reichlich dadurch entschädigt, daß es nicht einer ewigen halbrepublikanischen Komödie preisgegeben ist, sondern einer großen Ruhe genießt. Weder Polizei noch Militär sind zu erdrückenden Auswüchsen des Staatskörpers ausgebildet, ebenso wenig ist das Volk der Willkür agitatorischer Advocaten und Wühler überantwortet. Ein Bürgermeister, mit dem ich einmal Geschäfte hatte, war ein ganz schlichter, etwas reicherer Bauer. Sein Vater, ein Greis von 92 Jahren, war vor ihm Bürgermeister

gewesen und wußte noch viel von den Zeiten des alten Napoleon. Die Sohnsfrau pflegte den alten Mann mit aller Liebe eines treuen Kindes, der Sohn waltete in seinem Sinn und Geist — fromm, schlicht, conservativ, ohne Abscheu gegen die neuen Zeiten, aber keineswegs bereit, das erprobte Gute früherer Zeit jeder neuesten Träumerei zum Opfer zu bringen. Einmal kam ich mit einer ganzen Schaar Bürgermeister zusammen, die ihre Rekruten nach Maestricht bringen mußten. Die „Jongens" sangen und johlten, wie es die Rekruten auf der ganzen Welt thun; die Bürgermeister aber waren sämmtlich schon ältere, bedächtige Leute, die mir überaus respectabel vorkamen. Es war keine einzige jener hungrigen, abgerackerten, halbverlotterten Agitatorengestalten dabei, welche anderswo die Souveränität „freier" Völker repräsentiren, sondern kräftige Leute mit offenem Gesicht, würdiger Haltung und Sprache, ehrlich, treu, gesund an Leib und Seele.

Diese und andere Wahrnehmungen trugen nicht wenig dazu bei, mich allmählich mit dem Lande meiner Verbannung zu befreunden. Da wir sehr zurückgezogen lebten und an der Seelsorge gar keinen Antheil nahmen, so war es zwar schwer, dergleichen Beobachtungen fortzusetzen und zu ergänzen. Allgemach hellten sich aber doch meine Ansichten über Holland auf und gelangte ich auch zu der Überzeugung, daß Limburg zwar politisch zu Holland gehört und recht gut niederländisch gesinnt ist, daß es aber das ältere, geschichtliche Holland als Nation und Land nur annähernd repräsentirt.

Geographisch ist es zwischen Deutschland, Belgien und dem holländischen Nordbrabant eingekeilt, ein verhältnißmäßig schmaler Landstreifen, der sich von Maestricht bis gegen Nymwegen an der Maas hinzieht, sich bald nach rechts, bald nach links um etliche Stunden erweitert, aber nirgends von natürlichen Scheidelinien abgegrenzt wird. Der südliche Theil ist eine Fortsetzung des Hügellandes bei Aachen, dessen Mergel- und Sandschichten sich bis über den Petersberg hinausziehen. Der nördliche Theil, der Maas entlang, ist nur durch unbedeutende Bodenerhebungen vom Stromgebiet des Rheines getrennt und läuft ohne deutliche Marken in die nordbrabantische Peel aus — einen weiten Complex von Heideland, Morasten und Torfgrund, der sich bis an den Wilhelmskanal fortsetzt. Im Süden ist großer Verkehr nach Belgien hin, besonders Lüttich und Antwerpen. Französisch, Vlämisch, Holländisch und Deutsch begegnen sich da in buntem Gewirr neben Grenzdialecten, welche dem Amsterdamer ebenso fremdartig vorkommen mögen, als dem Süddeutschen, während ein Westfale oder Rheinländer bald Anknüpfungspunkte gewahrt. Von Maestricht an abwärts verschwindet das belgische Element rasch; der Sprachmischmasch vereinfacht sich auf ein wunderliches Gemengsel von Hoch- und Niederdeutsch. Die officielle Amtssprache, sowie die Sprache des Schulunterrichts ist Holländisch; doch der Grenzverkehr bringt immer deutsche Elemente herüber, und die Schulsprache kann sich nicht so rein erhalten, wie in Leyden oder im Haag. Dazu bildet die Provinz kein altes, organisches Ganze, wie etwa Friesland oder Groningen, sondern sie ist durch Erbschaft, Heirath, Krieg, Tractate so wunderlich zusammengeflickt, wie kaum eine andere Land-

schaft Europa's, — ein wahres Kunststück des Völkerrechts und der europäischen Diplomatie.

Von dem ehemaligen österreichischen Herzogthum Limburg umfaßt sie die nördliche Hälfte. Das einstige Bisthum Lüttich trat die Grafschaft Horn und das Dorf St. Peter davon ab; das Herzogthum Brabant lieferte ihm die Hauptstadt Maestricht und das Gebiet von Oud-Vroenhofen; von Obergeldern ging der größte Theil daran über. Die selbständigen Herrschaften Wilre und Cartiels, die Grafschaften Wittem und Gronsfeld und die Baronie Rijckholt gingen spurlos darin auf. Beim Pariser Frieden 1814 kam ein Stück des ehemaligen Herzogthums Jülich dazu und 1815 ein Stück von Cleve. Im Mittelalter war das Land in seinen einzelnen Bestandtheilen der Schauplatz ewiger Fehden; später stritten sich Spanier, Holländer und Franzosen darum. Nicht nur Maestricht, sondern auch die kleineren festen Plätze haben von vielen Belagerungen zu erzählen. Selbst nach den Orgien der französischen Revolution trat noch kein bleibender Friede ein. Im Jahre 1838 gab Belgien die Festungen Venlo und Maestricht heraus und erhielt die Provinz ihre heutige Gestalt. Erst 1866 wurde sie aus dem Verbande des deutschen Bundes abgelöst und trat vollständig und rückhaltlos in den Kreis des niederländischen Staatslebens ein. Ihr Flächeninhalt beträgt 2204,26 qkm. Am 1. Januar 1840 zählte sie eine Bevölkerung von 196 719 Seelen, am 1. Januar 1880 war dieselbe auf 239 692 gestiegen.

Ohne herben Druck, mit weiser Bedachtsamkeit und Schonung der concreten Eigenthümlichkeiten hat die niederländische Regierung die heterogenen Bestandtheile des kleinen Landes zum einheitlichen Ganzen organisirt und mit der allgemeinen Administration des Landes verbunden. Maestricht wurde Hauptstadt, Sitz des königlichen Commissärs und der Provinzialstände. Für Rechtspflege und Steuerwesen wurde das Land in zwei Arrondissements getheilt, für die Wahlen in 15 Wahldistricte, für die Nationalmiliz in 14 Cantone, für das Schulwesen in acht Schuldistricte. Da die Bevölkerung bis auf einen geringen Bruchtheil von Protestanten und Israeliten katholisch war, fanden es die Politiker klug, die Kirche im Ganzen unangefochten zu lassen. Ohne Kampf und Noth wurde das apostolische Vicariat Roermond, das die Provinz umfaßte, im Jahre 1853 zur Diöcese erhoben. Ihr allgemein beliebter und verehrter Oberhirt, Johann Augustin Paredis, steht seit mehr als 40 Jahren an der Spitze der kirchlichen Verwaltung. Als früherer Seminarregens und als Bischof hat er nahezu seinen ganzen Klerus persönlich herangebildet, fast alle seine Diöcesanen selbst gefirmt, und die kirchlichen Verhältnisse in einer patriarchalischen Continuität geregelt, wie man sie heute leider selten trifft, wie sie aber dem inneren Frieden und der gedeihlichen Entwicklung des Landes nur zum größten Vortheil gereichen konnte. Das religiöse Leben erfreut sich der schönsten Blüthe und trägt in die ärmsten Hütten Trost und Freude hinein. Die religiösen Institute genießen volle Freiheit. Aus der Mitte des Volkes hervorgegangen, vom Volke geliebt und geehrt, sorgt ein treuer Klerus für jene wahre Bildung, welche der Staat ohne Kirche keinem Volke gewähren kann. Nur auf dem Gebiet der Schule hat der

Staat durch seine confessionslose Volksschule den segensreichen Einfluß der Religion durchkreuzt, aber es doch nicht vermocht, ihn vollständig zu hemmen.

Vom Tourismus ist das holländische Limburg bis jetzt durch ein glückliches Geschick bewahrt geblieben. Für eine holländische Reise schreibt Bädeker das noch uncivilisirte Grenzland nicht vor, für eine belgische Reise läßt er es mit einem Besuch von Maestricht mit dem Petersberge bewenden. Maestricht gibt auch, wie in seiner Geschichte, so in seinen Verhältnissen und Zuständen annähernd eine Idee von der Provinz; doch ist die letztere durch diese eine Stadt keineswegs erschöpfend charakterisirt.

Mit seinen 28 000 Einwohnern gehört Maestricht noch immer zu Hollands volkreicheren Städten. Nur zehn andere Städte haben eine größere Bevölkerungszahl. Seit 1845 hat es nur um etwa 4000 Einwohner zugenommen, während das industrielle Tilburg in Nord-Brabant (ebenfalls vorwiegend katholisch) allein von 1869—1879 um 7000 Einwohner gewachsen ist. Von dem Ruhm moderner Industrie weniger begünstigt, ist Maestricht eine durch seine Geschichte ehrwürdige Stadt. Verschiedene antiquarische Funde deuten die von Agrippa angelegte Heerstraße an, welche von Rheims über Tongern hierher und dann weiter über Jülich nach Köln führte. Der Name selbst, „Tricht", Trajectum, bezeichnet einen alten Maasübergang, Trajectum superius, der oberen Fährte, im Gegensatz zu Trajectum inferius, der unteren Fährte, wie Utrecht heißt. Bei Tacitus wird sie als Pons Mosae, bei Ammian als das Castellum erwähnt, in welchem Kaiser Julian 357 eine Schaar Germanen belagerte und zur Übergabe zwang. Von den Hunnen aus Tongern vertrieben, ließ sich der hl. Servatius in Maestricht nieder und starb daselbst am 13. Mai 384. Durch ihn wurde die Stadt zum Bischofssitz. Die zwanzig Bischöfe, die ihm folgten, werden sämmtlich als Heilige verehrt. Der vorletzte derselben, St. Lambert, wurde in der Nähe von Lüttich umgebracht, worauf sein Nachfolger, St. Hubert, eine Kirche an seinem Grabe baute und später (722) dahin übersiedelte. Dafür ward die wohlbefestigte Stadt unter Childerich zeitweilig Sitz der Könige von Austrasien, später Hauptstadt der Gaugrafschaft Mosagau oder Maasland und theilte die Wechselfälle von Lothringen, wozu sie gehörte. Als erbliches Lehen kam sie mit Nieder-Lothringen 1138 an Gottfried von Brabant; doch behielt der Bischof von Lüttich einige richterliche Gerechtsame, sowie das Münzrecht und den Zoll an der Maas. Weitere Folgerungen, welche die Bischöfe aus diesen Rechten zogen, führten langwierige Fehden herbei. Die Stadt hatte wiederholt harte Belagerungen auszustehen. Da sie für einen der festesten Plätze von Europa galt, dauerte das auch in die neuere Zeit hinein. Ihre Geschichte ist eine fast ununterbrochene Geschichte von Kämpfen und Belagerungen. Die kirchliche Revolution regte sich daselbst schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; 1566 kam es zum Bildersturm, und die städtische Regierung sah sich gezwungen, mit den Aufrührerischen einen Compromiß zu schließen. Zwei Jahre später zogen die Spanier ein, und der Herzog von Alba selbst nahm daselbst zeitweilig sein Hauptquartier. Im Jahr 1576 empörte sich die Bürgerschaft gegen die Spanier, nahm den spanischen Gouverneur Montes Doca gefangen und ver-

trieb mit Hilfe deutscher Truppen die Besatzung nach der jenseits der Maas gelegenen Vorstadt Wijk. Da hatte der spanische Oberst d'Ayala den Einfall, die Frauen von Wijk vor seinen Truppen aufzustellen und so über die Maasbrücke zu ziehen. Die Bürger von Maestricht waren menschlich genug, nicht auf die wehrlosen Frauen zu schießen. So drang die spanische Besatzung wieder in die Stadt und rächte sich an der Bürgerschaft durch eine schreckliche Plünderung. Zwei Jahre später ward indeß die Stadt geräumt, schloß sich den Staaten an und erhielt von diesen einige Besatzung. Doch schon 1579 ward sie von Alexander Farnese abermals belagert und nach langem Widerstand eingenommen.

Bädeker, der sonst von Maestrichts Geschichte nicht viel erwähnt, verbreitet sich mit höchster Andacht über diese Belagerung. Er sagt: Presque toute la population périt par l'épée, par le feu ou dans les flots de la Meuse. Schauderhaft! Presque toute la population! Wie muß es einem „redlichen" Protestanten zu Muthe sein, wenn er an der Stadt vorbeifährt und aus seinem Reisehandbuch fast die ganze Bevölkerung die Maas hinabtreiben sieht. Diese blutigen Spanier! Diese scheußlichen Papisten! Das Märchen ist nicht neu. Die protestantische Geschichtschreibung hat es sorgfältig zwei Jahrhunderte bewahrt. Erfunden haben es zwei der berühmtesten holländischen Geschichtschreiber, van Meteren und Peter Corneliszoon Hooft, der Drost von Muyden. Sie versichern in allem Ernst, daß die Spanier die ganze Bürgerschaft bis auf 300 Seelen (der andere läßt noch 100 mehr am Leben) niedergemetzelt hätten. Dann sei Lütticher Gesindel in die Stadt gedrungen und habe sich darin niedergelassen.

Zwei katholische Geschichtsforscher, die Jesuiten P. Haakman und P. Allard, haben nun aus den Pfarregistern und Bürgerlisten und andern Documenten constatirt, daß von den Einwohnern der Stadt, nach mäßigster Berechnung, wenigstens 18 000 die Belagerung überlebt haben, daß sich unmittelbar nach der Belagerung dieselben Rathsmitglieder, Schöffen, Gildemeister, Stadtboten, Thürhüter, Rentmeister, dieselben Bäcker, Fleischer, Weinschenke, Bierbrauer u. s. w., kurz nahezu alle Familien und Geschlechter wiederfinden, welche vorher die Stadt bewohnten. Über 17 000 Einwohner hat also die protestantische Geschichtschreibung einfach — todtgelogen. Eine Kleinigkeit! Damit erhält sich das alte Märchen und der Katholikenhaß lebendig und das ist ja die Hauptsache.

In protestantische Hände gerieth die Stadt erst viel später durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der sie nach zweimonatlicher Belagerung am 22. August 1632 für die Vereinigten Niederlande eroberte. Die Generalstaaten erkannten den Bischof von Lüttich als Mitsouverän an. Die Ausübung der katholischen Religion blieb gewährleistet, aber alle Beamten, welche die Generalstaaten anstellten, mußten Reformirte sein. Nur die fünfjährige Besetzung der Stadt durch Ludwig XIV. (1673—1678) unterbrach diesen seltsamen Zustand, der später wieder bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts fortdauerte. Auch im österreichischen Successionskrieg erlitt die Stadt 1747 eine Belagerung durch die Franzosen unter dem Marschall von

Sachsen, kam für einige Zeit in französische Hände, wurde aber bald an Holland zurückgegeben. Während der französischen Revolution wurde sie 1793 von dem General Miranda bombardirt, 1795 von Kleber genommen. Nachdem sie fast zwanzig Jahre Hauptstadt des französischen „Département de la Meuse inférieure“ gewesen, ward sie 1814 Hauptstadt der Provinz Limburg — und blieb es bis 1830. Kaum hatte sie sich von all den Wechselfällen der vorhergehenden Kriege ein wenig erholt, als abermals ein neunjähriger Belagerungszustand sie in ihrer Entwicklung aufhielt. Erst 1839 konnte sie endlich aufathmen und des Friedens genießen, den ihr nach dem Londoner Tractate die bescheidene Stellung einer holländischen Provinzialstadt bot. Im Jahre 1867 drang auch endlich die Überzeugung durch, daß die Festungswerke durch die Veränderung der gesammten militärischen Strategik ihre Bedeutung verloren haben. Die Schleifung der Festungswerke wurde beschlossen, und nach fast 19 Jahrhunderten des Kampfes ist Maestricht endlich zur Ruhe gelangt.

Friedlich und freundlich lagert es sich jetzt in dem weiten, fruchtbaren Maasthal. Schon die Vorstadt Wijk, die man vom Bahnhof aus erst durchwandern muß, hat durch eine neue, gothische Kirche etwas Pracht und Ansehen gewonnen. Gleich hinter der Kirche gewährt ein hoher Quai die Aussicht auf die Maas, die stattliche Maasbrücke und die merkwürdige Stadt, welche von dieser Seite her ihren alterthümlichen Charakter noch völlig bewahrt hat. Die Brücke stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1684 wurde der erste Bogen derselben auf der Stadtseite unter der Leitung eines Dominicaners, Franz Romanus von Gent, im Auftrage der Stadt wieder erneuert. Als der geschickte Mönch — nicht etwa zum Ketzerverbrennen, sondern zum Bau des Pont-Royal über die Seine — nach Paris berufen wurde, leitete mit zwei andern Baumeistern der Augustinermönch Jan van der Port die weitere Wiederherstellung. Die Brücke ist 155 Meter lang und 9,2 Meter breit, ein stattlicher Bau, der aber dadurch verloren hat, daß man die steinerne Brustwehr durch eiserne Geländer ersetzt hat, um zwei Trottoirs zu gewinnen. Nur längs der Brücke kann man etwas in die Stadt hineinsehen. Sonst ist sie nach dem Fluß hin durch ältere Häuser abgeschlossen, zwischen denen sich eine oder andere Kirche zeigt, während zahlreiche Thürme über die ernste, wehrhafte Stadt emporragen. Ihr Hauptschmuck ist die altehrwürdige Collegiatkirche des hl. Servatius, deren ältere Theile dem 11. Jahrhundert anzugehören scheinen, während die Krypta wahrscheinlich noch viel älter ist. Obwohl einige spätere Theile im gothischen Stile ausgeführt sind, ist der gesammte Bau doch ausgesprochen romanisch. Die Chorapsis mit ihrer zierlichen Gallerie und zwei schlanken Seitenthürmen, rechts und links, steht offen nach dem schönsten Platze der Stadt hin, dem sogen. Vrijthof, der mit schönen Baumreihen und ansehnlicher Häuserreihe in's Gevierte begrenzt ist. Von dem Platz aus zeigt sich hinter dem Chor auch der übrige imposante Bau (93 Meter lang und 43 breit), insbesondere der große Thurm, unter dessen dreifacher Säulengallerie eine prächtige romanische Kapelle den Namen Karls des Großen trägt. — Unmittelbar neben St. Servaz steht die

gothische St.-Johanneskirche, mit einem schönen spitzen Thurm. Die Reformirten haben sich dieselbe 1632 annexirt und seither nicht mehr fahren lassen, obschon sie dieselbe nur am Sonntag brauchen und dann nicht gar zu viel. Kirche und Thurm sind indeß renovirt und gereichen der Stadt zur Zierde. Viel alterthümlicher sieht die Pfarrkirche Unserer Lieben Frau aus, die mit ihrer festungsähnlichen Hauptfront, fast ohne Schmuck und Fenster, oben mit ein paar romanischen Thürmchen gekrönt, einen kleinern Platz der Stadt beherrscht. Man hielt sie früher für ein Denkmal der römischen Zeit; doch stammt sie wahrscheinlich erst aus dem 11. Jahrhundert. Sie hat zwei Krypten, eine unter dem düsteren, altersgrauen Frontbau, eine zweite, reichere und schönere unter dem prachtvollen, romanischen Chor, dessen Umgang mit bemerkenswerthen Sculpturen verziert ist. Die Kirche war vormals die Pfarrkirche der Lütticher Eingesessenen; sie hatte ihr eigenes Kapitel, und in ihr hielten die Bischöfe von Lüttich ihre entrée joyeuse, während St. Servaz die Pfarre der Brabanter war und der Huldigung der brabantischen Herzoge diente. Andere Kirchen sind profanen Zwecken anheimgefallen: die alte Dominikanerkirche ist in ein Gymnasium mit sogen. höherer Bürgerschule, die Augustinerkirche in eine städtische Armenschule, die alte Franciscanerkirche nach manchen andern Metamorphosen in eine Stadtbibliothek, und die frühere Jesuitenkirche in ein Theater verwandelt worden. Franciscaner und Jesuiten haben sich indeß von Neuem in der Stadt niedergelassen und sich andere Kirchen gebaut. Dank der Intoleranz der reformirten Staatsreligion durften die Lutheraner nach dem Siege des Protestantismus (1632) sich zwar ein Kirchlein bauen, doch nur ein verborgenes, ohne Thurm und Glocken, nach der Straße hin durch ein gewöhnliches Vorhaus geborgen. Die Waalschen oder französischen Reformirten sind im Besitz einer ehemaligen katholischen Kapelle, die Juden haben sich 1840 eine kleine Synagoge gebaut.

Außer dem Vrijthof hat Maestricht noch einen andern prächtigen Platz, den großen Markt. Diesen schmückt das Rathhaus, eine Schöpfung jener Periode, die in Holland überhaupt die baulustigste gewesen zu sein scheint. Man war bei Geld, fühlte sich — und überall sproßten große Stadthäuser aus dem Boden. 1657 vereinigte sich der indivise Magistrat, ihre beiden Souveräne, die Generalstaaten sowohl als den Bischof von Lüttich, um Erlaubniß zu fragen, ihr altes Dinghaus durch ein würdiges Amtsgebäude zu ersetzen. Der holländische Architekt Post lieferte den Plan. Der Bau wurde noch glücklich ein Jahrzehnt früher beendigt, ehe Ludwig XIV. sich der Stadt bemächtigte. Charakteristisch für die Stadt ist die „Prinzenkammer“, d. h. das Zimmer, welches früher den Vertretern von „Beyde genaedige Heeren ende Princen“ zweimal jährlich für Erledigung der Steuerangelegenheiten und andere Regierungsgeschäfte als Sitzungslokal diente. Gegenwärtig werden daselbst die Trauungen vorgenommen. Die prächtigen alten Wandteppiche stellen Scenen aus der Geschichte des Alten Testamentes dar. Das eigentliche ältere Stadthaus, die „Landskroon“, besteht nicht mehr. Was man das „alte Stadthaus“ nennt, ist ein gothisches Gebäude, schmal und hoch, aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das als Dinghaus, d. h. als Gerichts-

lokal sowohl für das Lütticher als für das Brabanter Gericht diente. Später wurde es Linnenhalle, Gefängniß, Militärapotheke und Rekrutirungskantoor. Endlich hat sich der Verein für limburgische Geschichte und Alterthümer des ehrwürdigen alten Baues erbarmt und darin eine Kunst- und Antiquitätensammlung angelegt. Ihr Vorsteher ist ein katholischer Priester, der hochwürdige Herr J. Habets, der in ganz Holland als der tüchtigste Alterthumsforscher von Limburg bekannt ist und voriges Jahr von der Regierung zum Reichsarchivar der Provinz ernannt wurde.

Große Verdienste um die kirchlichen Alterthümer und Kunstschätze der Stadt hat sich der Herr Decan von St. Servaz, der hochwürdige Herr Rütten, und der gelehrte Vicar Willemsen erworben. Die Schatzkammer der einst bischöflichen Kirche ist zwar nicht so reich und glänzend wie diejenigen von Köln und Aachen, doch für jeden Freund christlicher Kunst bemerkenswerth. Höchst ehrwürdige Reliquien vom heiligen Kreuze und von der Dornenkrone u. s. w. sind darin mit kostbaren Andenken der ältesten christlich-germanischen Vorzeit vereint. Wie die merkwürdigen Krypten des einstigen Domes, bezeugen diese Reliquien des hl. Thomas, Martin, Servatius, Monulphus, Gondulphus, Lambertus, daß Maestricht zu den wichtigsten Ausgangspunkten des christlichen Apostolats gehört. Das augenfälligste Prachtstück ist der Reliquienschrein des hl. Servatius, vollständig mit vergoldetem Kupfer bekleidet und mit reichem Bildwerk in Metall und Email geziert. Die Darstellung zeigt Christus, der mit seinen Engeln und Aposteln als Richter kommt, um seinen Heiligen, der sich in den Werken der Barmherzigkeit bewährte, mit dem Diadem ewiger Glorie zu krönen. Maestricht hat wie Aachen seine Heiligthumsfahrt. Dann werden die Heiligthümer der geschmackvoll restaurirten Schatzkapelle in das majestätische Chor der herrlichen Kirche hinübergebracht, und das gläubige Volk von Nah und Fern strömt herbei, um in den Überresten seiner ersten Väter und Hirten den Hirten aller Hirten zu ehren. Leider war es mir nie vergönnt, diesem schönen, katholischen Volksfeste beizuwohnen; doch habe ich mich in Aachen überzeugt, wie tiefergreifend — von rein menschlichem Standpunkte betrachtet — solche Wallfahrten sind, wie viel erhebender und geistvoller, als das Treiben des modernen Tourismus, der am Heiligen ehrfurchtslos vorübergeht, die große Vergangenheit wie ein buntes Bilderbuch durchblättert, um dann ebenso gedankenlos moderner Oberflächlichkeit und Eitelkeit das Opfer der allereitelsten Verehrung zu spenden.

Wenn von sieben zu sieben Jahren die großen Reliquien in Aachen der Verehrung der Gläubigen ausgestellt werden, treffen ganze Pilgerzüge aus Holland mit den deutschen Wallfahrern zusammen. Es ist eine rührende Feier. Das moderne Aachen mit seinem Fabrikgewühl, seinen eleganten neuen Quartieren, seinem liberalen Polytechnikum und seiner jesuitischen Marienkirche, seinen belebten Bahnhöfen und seinem prächtigen Marienspital, verschwindet dann gegen die Erinnerungen einer längstverflossenen Zeit, die noch kein Deutschland und kein Holland kannte, sondern nur das heilige römische Reich, das aus einem heidnischen ein christliches geworden. Ehrfurchtsvoll drängen sich Kinder des 19. Jahrhunderts um den kostbaren, herrlichen

Schrein, der die sterblichen Überreste des ersten und größten deutschen Kaisers beherbergt. Majestätisch ragt neben der zierlichen Karlskapelle das ehrwürdige Octogon, das der Kaiser selbst erbaut und das Alcuin als ein Wunder von Pracht beschrieben. In der Gallerie steht der steinerne Thron, auf dem man seine Leiche fand. Die Reliquie seines Hauptes, Krone, Schwert und Scepter vergegenwärtigen seine riesige Gestalt. Die Freskogemälde im Kaisersaal machen die Erinnerung noch tiefer und lebendiger. Man glaubt ihn zu schauen, den Ahnherrn der deutschen Kaiser, den Patriarchen des christlichen Europa, wie ihn Otto III. beim Scheine der Fackeln in seiner Gruft sitzen fand. Der Sturz der Irmensäule, die Schlacht von Cordova, der Einzug in Pavia, die Taufe Wittekinds, die Krönung in Rom ziehen in reicher Composition und lebendigen Farben am Geiste vorüber. Zwei andere Bilder rufen uns von den weiten Grenzen des karolingischen Weltreiches in seine Lieblingsstadt zurück: er baut das Münster zu Aachen; sein Sohn Ludwig wird darin gekrönt. Es weht hier eine ganz andere, viel grandiosere Poesie, als diejenige, die sich in dem starrköpfigen Wittekind personificirt. Der eigensinnige Sachsenhäuptling verschwindet in dem Glanzgemälde karolingischer Herrlichkeit.

Doch der große fränkische Weltmonarch verkörpert nicht dynastische und kleinliche nationale Interessen. Die Wallfahrt gilt nicht ihm, sondern den ehrwürdigen Schätzen, die er von seinen kaiserlichen Vorgängern in Byzanz überkommen, den ehrwürdigsten Reliquien der Christenheit, vor denen der große Kaiser selbst seine Krone und sein Scepter in den Staub legte. Der große Gedanke der Menschwerdung und des Erlösungstodes Christi ist es, der die Aachener Heiligthumsfahrt beherrscht.

Niemand, der sich noch einen offenen Sinn für religiöse und geschichtliche Überlieferung bewahrt hat, wird ohne Rührung dem feierlichen Augenblick beiwohnen können, wo von der Höhe des Münsters die sogen. großen Heiligthümer dem Volke gezeigt werden. Schon die architektonische Scenerie ist sehr schön. In zwar älteren, aber doch zum Theil schon modernisirten Häusern tritt die Stadt der Jetztzeit an den Domplatz hinan, zu nahe, um allen Beschauern einen günstigen Standort zu bieten, aber gerade recht, um an das Alter der Stadt zu erinnern. Die Bäume des Domplatzes beleben mit ihrem Grün das sonst zu matte Colorit. Die ungarische Renaissance-Kapelle, das hohe gothische Chor, das ernste byzantinische Octogon vereinigen die Kunstgeschichte eines Jahrtausends zu einem Bilde. Der Ungläubigste wird wohl kaum bezweifeln, daß er in dem Octogon ein Denkmal der karolingischen Ära vor sich hat und daß sich die Geschichte der Heiligthümer mit großer Sicherheit bis in jene Zeit verfolgen läßt. Wenn er bedächtig die Ursachen erwägt, welche der jahrtausendalten Verehrung zu Grunde liegen, so wird er finden, daß sie auch für die übrigen acht Jahrhunderte Geltung hatten und zum wenigsten einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit bieten, daß die Reliquien echt sind. Er wird die Menge nicht belächeln, die ehrerbietig zu dem altersgrauen Münster emporschaut und sehnsüchtig begehrt, sich ganz in das Andenken ihres Heilandes und Erlösers zu versenken.

Das katholische Volk ist übrigens nicht zu jener kalten Grübelei erzogen, mit welcher der Unglaube das Heiligste und Ehrwürdigste anzuzweifeln pflegt, um mit Zurücksetzung von Gott, Welt und Geschichte nur die eigene Individualität zu verehren. Es vertraut auf die geschichtliche Überlieferung, auf die kirchliche Autorität und mehr noch auf den Schutz der göttlichen Providenz, welche den demüthigen Glauben von Tausenden und Millionen unmöglich einem schädlichen Irrthum preisgeben kann. Freudig verehrt es darum die heiligen Überreste, die, nicht ohne hinlängliche Beglaubigung, von Geschlecht zu Geschlecht bis zu uns gelangt sind, und ehrt in diesem Cultus denjenigen, der die gefallene Menschheit erlöst und die entzweite zu einer großen Gottesfamilie vereint hat. Mit dieser ebenso großartigen als freundlichen Erinnerung verlassen wir die alte Kaiserstadt und überschreiten die Grenze.

In weniger als einer Stunde führt die Bahn — der Grand Central — von Aachen nach Maestricht. Es ist die gewöhnliche Straße von Köln über Aachen nach Belgien: eine Beschreibung von dem, was der Blick nach rechts und links etwa aus dem Waggonfenster erhaschen kann, also ziemlich überflüssig. Es ist ein freundliches Hügelland, durch das man fährt: dann und wann öffnen sich artige Prospecte, besonders bei Valkenburg, wo eine alte Burg einen der Hügel krönt, und von Meersen an, wo das Thal der Geul sich erweitert und in das ansehnlichere der Maas auslauft. Dem Fußgänger, der nicht durch großartige Bergpartien verwöhnt ist, bieten sich sowohl südlich als nördlich von der Bahn anmuthige Ausflüge dar. Freundliche Thälchen durchschneiden die Hügelwellen; reiches Laubholz wechselt mit fruchtbaren Weiden und Feldern; neben den kleinen Häuschen der Pächter zeigen sich stattliche Bauernhöfe und Kasteele, von Zeit zu Zeit auch Dörfer und Städtchen.

Es lohnt sich wohl der Mühe, von Aachen aus erst nach Herzogenrath zu fahren und von da aus das große bischöfliche Gymnasium Rolduc zu besuchen, das höchst malerisch auf einer Anhöhe dem noch deutschen Städtchen gegenüberliegt. Es war ursprünglich eine Augustiner-Abtei, die im Beginn des zwölften Jahrhunderts durch einen heiligen Priester aus Flandern, Namens Ailbert, gegründet wurde. Der köstlichste Überrest derselben ist ihre romanische Krypta, einer der schönsten Bauten dieser Art in Belgien, Holland und dem Rheinland. Otbert, Bischof von Lüttich, weihte sie zu Ehren Unserer Lieben Frau und des heiligen Engels Gabriel am 13. December 1108. Die Mönche der Abtei verwalteten nicht bloß die Seelsorge der umliegenden Gemeinden Kerkrade, Limburg, Herzogenrath, Afden, Baelen, Welkenrade, Hersel, Mombach u. s. w., sondern entwickelten auch eine bedeutende Thätigkeit in Westfriesland und gaben sogar Schleswig einen Bischof. Glücklich überdauerte die Abtei die Zeiten der großen kirchlichen Revolution und der spanisch-holländischen Kämpfe. Erst die französische Revolution machte ihrem Dasein ein Ende. Der letzte Abt, Chaineux, für seine Zeit ein bedeutender Mineraloge, starb als Verbannter in Hamburg. Das Kloster und seine Güter wurden zum Verkauf ausgeboten; die vertriebenen Mönche hatten den

guten Gedanken, mit kirchlicher Genehmigung selbst als private Käufer aufzutreten und so den ansehnlichen Bau mit den zugehörigen Ländereien ihrer ursprünglichen Bestimmung zu erhalten. Als der Tod ihre Reihen zusehends lichtete, übermachten sie die Abtei 1817 dem damaligen Capitularvikar des Bisthums Lüttich zur Errichtung eines bischöflichen Seminars. Nach verschiedenen Schwierigkeiten, zu denen auch das preußische Ministerium beitrug, wurde die Schenkung 1819 notariell vollzogen. Es dauerte aber noch bis 1831, ehe das neue „Lütticher" Seminar eröffnet werden konnte. Nach kaum acht Jahren jedoch wurde seine Existenz schon wieder in Frage gestellt. Derjenige Theil von Limburg, zu dem es gehörte, wurde von Belgien definitiv an Holland abgetreten. Wohl bedurfte die neue Provinz, ein ganz katholisches Ländchen, sowohl ein Priesterseminar als ein katholisches Gymnasium, das jenem als Vorstufe dienen sollte. Allein das Gebäude war zu diesem Zweck nur ungenügend eingerichtet. Nicht ohne viele Anstrengung brachte der erste Director, Msgr. Peters, die nöthigen Geldmittel zusammen. Mit 60 Zöglingen wurde der Anfang gemacht; heute zählt die Anstalt ihrer mehr als 300. Der ursprüngliche Bau wurde bedeutend erweitert und nimmt sich mit seinen hohen und weiten Terrassen, Höfen, Gärten und Nebengebäuden von Herzogenrath her sehr stattlich aus. Die Hauptfront ist auf der entgegengesetzten Seite. Der Thurm der alten Kirche theilt die Façade in zwei Hälften; die Kirche begrenzt zwei Hofräume rechts und links, die von den andern drei Seiten je von ansehnlichen Flügeln eingeschlossen sind. Die Neubauten haben den klösterlichen Charakter des Ganzen nicht verwischt. Doch beschränkt sich die Anstalt keineswegs auf Erziehung von Priestern. Neben den Klassen eines vollständigen Gymnasiums bietet sie auch eine Anzahl Realcurse, welche es katholischen Jünglingen ermöglichen, sich hier auf den Handelsstand oder weitere technische Studien vorzubereiten. Unter den tüchtig gebildeten Weltpriestern, welche die Erziehung leiten, sind mehrere durch schriftstellerische Leistungen bekannt. Der Director, Herr Everts, ist Verfasser einer geschätzten niederländischen Literaturgeschichte.

Durch reiche Kornfelder gelangt man von Rolduc zu dem freundlichen Dorf Kerkrade. Die Schule, dicht neben der Kirche gelegen, ist für ein Dorf ein wahrer Palast und verdunkelt nicht nur das nahestehende, höchst einfache Gemeindehaus, sondern auch sämmtliche übrigen Baulichkeiten der Ortschaft. Durch die neuere Schulgesetzgebung ist der Schulmeister in den Niederlanden überhaupt ein großer Mann geworden, und die liebe Jugend mit mehr Gelehrsamkeit geplagt, als ernstere und bedächtigere Jugendfreunde, Protestanten wie Katholiken, im Ganzen für praktisch erachten. Der Hauptort des Districts heißt Heerlen, ein kleines Städtchen, das aber ebenso wenig als die umliegenden Dörfer besondere Merkwürdigkeiten bietet.

Nicht ohne Interesse ist dagegen der Besuch des Städtchens Valkenburg, das unmittelbar an der Bahn liegt und das man von Kerkrade in dritthalb Stunden bequem zu Fuß erreichen kann. Es hat zwar keine tausend Einwohner, aber es ist doch eine Stadt mit ein paar netten, kleinen Straßen und war einst Hauptsitz der „Grafschaft" Valkenburg.

Es liegt unweit von der großen altrömischen Heerstraße, welche einst von Tongern nach Jülich führte und deren Existenz durch zahlreiche Funde von Antiquitäten constatirt wird. Einige suchen an dieser Stelle das alte „Coriovallum“. Doch erscheint der Name „Falkenborgh“ erst im Anfang des elften Jahrhunderts als der eines Landgutes, das Kaiser Heinrich III. seiner Nichte Irmengarde schenkte. Schon am Ende dieses Jahrhunderts aber taucht ein Geschlecht auf, das sich von Falkenburg nannte und zugleich die Herrschaft von Heinsberg besaß. Ihre Burg, auf einer romantischen Felshöhe gelegen, ragte stattlich über die umliegenden bewaldeten Hügel empor und riß bald die Herrschaft der ganzen Gegend an sich. Die Heirathen und frommen Stiftungen, Fehden und Kriegszüge ihrer Besitzer, unter denen Walram der Rothe (um 1268) die größte Rolle spielt, bezeichnen zugleich die Hauptkapitel ihrer Rittergeschichte und diejenige der ihr zugehörigen Stadt. Besonders romantisch wird dieselbe im 14. Jahrhundert, wo ein kühner Abenteurer, Reinhold von Schoonvorst, sich in den Besitz der ganzen Herrschaft zu setzen suchte, aber von einem anderen „Walram“ mit den Waffen zurückgeschlagen wurde, während die Äbtissin Elisabeth von Maubeuge aus Anhänglichkeit an das Erbgut ihrer Väter das Kloster verließ, um auf dem alten Felsenschloß zu sterben. Das vielbestrittene Schloß, das sich im Laufe der Zeit zu einer kleinen Festung entwickelte, rettete seinen Kriegsruhm auch in die neuere Zeit, hielt in dem spanisch-niederländischen Kriege mehrere Belagerungen aus. Ludwig XIV. hat den traurigen Ruhm, es in eine Ruine verwandelt zu haben. Ein festes Thor, durch das man in den Bereich der Feste eintritt, die zum Theil noch erhaltene Schloßkapelle und viele Reste von stattlichem Mauerwerk zeugen noch von der Größe und Pracht derselben, bieten, von reichem Grün umwuchert, von allen Seiten malerische Scenerien dar und eine reizende Aussicht auf das ganze Thal.

Die andere Merkwürdigkeit, die Valkenburg besitzt, sind seine sogenannten Katakomben. Das sind im Grunde nur unterirdische Steinbrüche — aber Steinbrüche, die schon seit Jahrhunderten ausgebeutet worden sind und mit ihren Höhlen längst ein ausgedehntes Labyrinth bilden. Ein paar Häuschen, hart an die Felswand gelehnt, maskiren den Eingang. Da findet man immer einen Führer, der Fackeln bereit hat, um die unterirdischen Gänge zu erleuchten. Der Stein, der hier gewonnen wird, ist ein ziemlich weicher, gelblicher Mergel, der sich bequem zersägen läßt, aber an der Luft verhärtet und ein gutes Baumaterial abgibt. Eine Menge Versteinerungen bezeugen seinen neptunischen Ursprung und sind von fleißigen Geologen längst gesammelt, rubricirt und beschrieben worden.

Das Wunderbare natürlicher Tropfsteinhöhlen können solche künstliche Gänge, wie sich von selbst versteht, nicht besitzen. Wenn man genau zusieht, so kann man des Menschen Hand darin bald erkennen. Doch wo sie zu größerer Spannweite gelangen und der Schein der Fackel sie von fern nur trüb erreichen kann, gewinnen sie bald das Unheimliche düsterer Grotten, die alles phantastischen Schmuckes entbehren. Finster und kerkerhaft ziehen sich die Gallerien hin. Wir wollen weiter einen langen Gang hinab; doch der

Führer läßt uns durch eine engere Höhle schlüpfen, die sich bald zu einem viel höheren, düsteren Felsensaal erweitert. Unterwegs wird dann und wann eine an die Felswände angebrachte Zeichnung beleuchtet — so das Porträt eines alten Arbeiters, der bis zu seinem 81. Jahre hier gearbeitet und dafür, wie er leibte und lebte, mit seiner Säge und Schnupftabaksdose abkonterfeit ist — dann das Bild einer Locomotive, zum Andenken an die Eröffnung der Bahn von Aachen nach Maestricht — dann auch die artige Skizze eines Madonnenbildes. In einer der weiteren Grotten fällt von einem kegelförmig zugespitzten Stein in kleinen Zwischenpausen seit undenklichen Zeiten ein Tropfen auf den untenstehenden Felsen und hat darin mit unbesieglicher Beharrlichkeit eine Höhlung hervorgebracht. An den Wänden versichern uns zahlreiche Namen von der Schaulust und Eitelkeit des Publikums. Doch all das stört im Grunde nur den Eindruck, dem man sich eigentlich am meisten hingeben sollte und auf den eine sinnige Reihe von Inschriften den Wanderer hinweist.

Diese Inschriften führen in eine unterirdische Kapelle mit einem Altar und etwa zwölf Kniebänken, sämmtlich aus dem Fels gehauen. Vor dem Altar verkündigt eine Inschrift:

„In dieser Kapelle ist das heilige Meßopfer 21 Monate lang dargebracht worden.“

In der Altarnische heißt es: „Dominus ibidem“, auf der rechten Mauer daneben: „Der Herr war wahrhaft an dieser Stätte“, auf der linken: „Der Platz, wo du stehst, ist heilig.“

In der That ist diese Stätte nicht nur durch längere Feier der heiligen Geheimnisse geheiligt worden, sondern auch ein rührendes Denkmal der Treue, mit welcher das Volk der Umgebung auch in den düstersten Zeiten an seinem katholischen Glauben hing, ein Ehrendenkmal auch des Seeleneifers, mit welchem hochherzige katholische Priester unter allen Gefahren der französischen Revolution den Gottesdienst der römischen Katakomben hier fern im Norden erneuerten. Eine weitere Inschrift deutet das nur an:

„In den Jahren 1798—1800 sind die hochwürdigen Herren Schepers, Pastor von Berg, und Max de la Croix, Priester, hier versteckt worden durch Johannes Ubaghs, gestorben zu Valkenburg den 30. April 1833.“

Die zwei Geistlichen waren nicht bloß vorübergehend hier versteckt, sondern pastorirten hier und in ähnlichen Katakomben der Nachbarschaft fast zwei Jahre lang die ganze Umgegend. Hier wurde Messe gelesen, gepredigt, getraut, getauft, Beicht gehört, von hier aus besuchten die wackern Priester die Kranken und Sterbenden. Während in den Katakomben von Valkenburg hauptsächlich Max de la Croix thätig war, hatte Schepers seine Residenz in den Steinbrüchen von Geulhem, die unter dem benachbarten Dorfe Berg-Terblijt sich befinden. Hier leiten noch schönere Inschriften in die unterirdische Kirche hinein, die etwa 70 Fuß lang und mit zahlreichen Sprüchen und einfachen Bildern geschmückt ist.

„Lobet den Herrn, ihr Diener des Herrn! Sonne und Mond, lobet den Herrn! Sterne und Licht, lobet den Herrn! Nacht und Finsterniß,

lobet den Herrn!" So heißt es am Eingang in die finsteren Gänge. Und während der herrliche Lobgesang den Wanderer freudig weiterbegleitet, gemahnen andere Sprüche zu Ernst, Trauer und flehentlichem Hilferuf.

„In Finsterniß hat uns der Herr versetzt, wie die ewig Todten."

„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu dir!"

„Erleuchte diejenigen, die in den Finsternissen und im Schatten des Todes sitzen."

„Da saßen wir und weinten."

„Feindliche Kämpfe drängen uns."

„Der Feind hat an alles Liebe und Theure seine Hand gelegt."

„Gib Frieden, o Herr! Es werde Friede durch deine Kraft!"

„Befreie mich von den bösen Menschen."

„Gut ist der Herr denen, die auf ihn hoffen."

Diese Inschriften sind aus späterer Zeit, vergegenwärtigen aber sehr wahr und tief die Gefühle derjenigen, die hier Schutz suchten gegen das siegreiche Unrecht und gleich den ersten Christen, in äußerster Noth und Bedrängniß, in kerkerähnlicher Nacht, im unheimlichen Dunkel der Erde, vertrauensvoll zu Gott flehten und treu in Übung ihres Glaubens das Heil von seiner mächtigen Hand erwarteten. Die Geschichte der Katakomben von Geulhem ist im Wesentlichen dieselbe, wie jene derjenigen in Valkenburg.

Nachdem die französische Republik sich der Stadt Maestricht bemächtigt hatte, wurden im September 1796 durch Gesetz 116 klösterliche Institute allein im Departement der unteren Maas aufgelöst. Im Mai des folgenden Jahres wurde von allen Priestern der Eid auf die Verfassung gefordert — ein Eid, den kein treuer Priester schwören konnte. Sämmtliche Priester der umliegenden Dörfer verweigerten den Eid, unter ihnen Johann Schepers, Pfarrer der nächstgelegenen Gemeinde Berg-Terblijt, und sein Kaplan, Johann Matthias van den Eerdewegh. Der Letztere fiel den Revolutionsbeamten in die Hände, wurde zur Deportation verurtheilt und entging nur durch die Dazwischenkunft eines Freundes aus Maestricht dem schrecklichen Loos, das damals so viele Priester traf. Der Pfarrer Schepers wurde aus seinem Pfarrhaus vertrieben, die Kirche geschlossen, Glocken und Kirchengeräthe von Soldaten nach Maestricht geschleppt. Schließlich wurde auch der treue Seelenhirt in die Acht erklärt und zur Deportation verurtheilt. Da flüchtete er in diese unterirdischen Gänge. Eines seiner Pfarrkinder, Johann Claessen, richtete ihm hier eines der Felsengemächer zur Wohnung ein, ein anderes zur Kapelle, ein anderes zur Sacristei. Auch für Beichtstuhl und Taufstein wurde gesorgt. Der bekannte Philosoph J. C. Ubaghs, Professor in Löwen, wurde hier am 26. November 1800 getauft. Seitengänge wurden dazu eingerichtet, um vor frommen Bildern zu singen und zu beten. Für Processionen wurde ein etwa fünf Minuten langer Gang eingerichtet: der Platz der Kerzenlichter ist noch zu sehen, derjenige, wo die Monstranz ruhte, durch das Bild einer Monstranz oder eines Ciboriums erkennbar. Fast zwei Jahre pastorirte hier Schepers seine Gemeinde, während im ganzen Departement die revolutionäre Gewaltherrschaft triumphirte. Es gab Sonntage, an

denen über 6000 Personen herbeiströmten, um in diesen Katakomben die Geheimnisse zu feiern, die man im Namen der „Vernunft“ dem Volk verboten hatte.

Die Paramente und Alles, was zum Gottesdienste nöthig war, wurden jeden Tag sorgfältig versteckt, um es vor Entheiligung zu sichern. Trotz aller Vorsicht aber war die Pastoration nicht ohne große und andauernde Gefahr. Denn von Maestricht aus wurde beständig auf die verborgenen Seelsorger gefahndet.

In Valkenburg erschien eines Tages eine colonne mobile, d. h. ein Trupp von vierzig Soldaten, um sämmtliche Steingruben zu durchforschen und die renitenten Geistlichen, sowie die jungen Leute, die sich dem Kriegsdienste der Republik entzogen, einzufangen. Sie zwangen die Bergleute, ihnen den Weg zu zeigen. Mit Fackeln versehen und wohl bewaffnet zogen sie, die Werkleute in der Mitte, in die Höhle, wo der fromme Max de la Croix eben anwesend war. Doch war der Eingang zur Kapelle mit großen Blöcken und verbröckelten Steinen wohl verschlossen. Schon waren sie ziemlich tief in die unterirdischen Gänge gedrungen, als einer der wackeren Werkleute, Peter Lemmens, alle Gefahr durch eine höchst einfache List abzuwenden wußte. „Herr,“ sagte er zu dem befehlenden Offizier, „wenn Ihr so den ganzen Berg durchsuchen wollt, so müßt Ihr wenigstens die Hälfte der Fackeln auslöschen lassen.“ Der Offizier begriff die Warnung, und da ihm die Höhle so schrecklich groß vorkam, gab er sofort Befehl, wieder umzukehren, und der treue Priester war gerettet.

In Geulhem war einmal gerade Gottesdienst, als ein Piquet Franzosen ankam, die sich aber ohne Geleit, wie sie waren, nicht in die Höhle hineinwagten. Sie blieben also am Eingang stehen, um auf den Pfarrer Schepers zu warten und ihn da abzufangen. Ganz erschrocken brachten ihm Leute hiervon Nachricht und warnten ihn. Alles gerieth in Angst um ihn. Nur er behielt seine volle Ruhe und sagte: „Beruhiget euch, Kinder! Wir stehen in Gottes Hand; man wird mir nichts Leides thun!“ Dann warf er einen blauen Bauernkittel über seine Kleider, zog einen breitrandigen Hut über den Kopf und verließ im dichten Volksgedränge das unterirdische Heiligthum, ohne daß die Häscher ihn erspähten.

Wie bei allen Kirchenverfolgungen, so fanden sich auch bei dieser Spione und Denuncianten. Ein solcher Spion machte den Bürger Christian Coenegracht, administrateur du département de la Meuse inférieure, aufmerksam, daß sich noch immer Geistliche in den Steinbrüchen von Geulhem und Valkenburg aufhielten, und bot sich an, dieses Höhlengesindel aufzuspüren. Coenegracht wollte jedoch nichts davon wissen und entledigte sich des Spions mit dem schlechten Witze, daß ihm über die Unterwelt keine Jurisdiction zustehe: „Toute puissance m'a été donnée sur la terre; elle se borne là: ce qui est au-dessous, est au diable.“

Man kann die moderne Staatsallmacht kaum reizender ausdrücken, als dieser Citoyen. Auch der Citoyen Diable hat sich übrigens vor achtzehn Jahrhunderten schon angemaßt, die Welt zu verschenken; es ist aber ein Stärkerer

über ihn gekommen und hat ihn mit seiner hungrigen Brodindustrie, Flugtechnik und Genievergötterung von dannen gejagt. Und so ist es auch hier geschehen. Nach kurzer Prüfung ist die Kirche wieder aus den Katakomben hervorgetreten; das treue Volk, das die Feuerprobe so glänzend bestanden, ward zum Kern einer segensreichen Neugestaltung und Blüthe des religiösen Lebens. Auf die Ära der Katakomben folgte jene der Klöster. An die Stelle der alten Kapitel, Abteien und Stifte, welche die Revolution hinweggefegt, traten neue — arm und gänzlich an die Vorsehung gewiesen, aber um so mehr auf die hohen Ziele des Ordenslebens bedacht. Wetteifernd mit den Orden, erstarkte der Säkularklerus in dem mühsamen Aufbau neuer Organisation. Wenig berührt von dem neuern Industrialismus, begnügte sich das schlichte Volk meistens mit seinem Ackerbau, seiner Viehzucht und dem Kleingewerbe der guten alten Zeit. Wo indeß Gelegenheit war, wie in Maestricht und andern Städten, haben sich auch die Katholiken mit Erfolg an den industriellen Bestrebungen betheiligt.

Gerne möchte ich nun ein wenig die Ortschaften und Schlösser beschreiben, die zwischen der Maas und der deutschen Grenze und dann der Maas entlang nach Roermond und von da nach Brabant hinüber liegen; doch würde eine gewisse Einförmigkeit hierbei nicht zu vermeiden sein. Das Interessante aber liegt meist in der Einzelheit einer verwickelten Lokalgeschichte, die für das größere Publikum wenig Reiz hat. Das Dorf Berg-Terblijt, Heer und andere Plätze weisen römische Alterthümer auf; das Dorf Meersen spielt in der karolingischen Ära seine Rolle, das Schloß Rijckholt war vor der französischen Revolution Sitz eines selbständigen Reiches von nicht ganz 300 Einwohnern. In Thorn führte eine Äbtissin Scepter und Schwert. Das Schloß von Horn bei Roermond ist Stammsitz der Grafen, die durch den niederländischen Aufstand eine europäische Berühmtheit erlangt haben, während die Kirche zu Weert ihre irdischen Überreste bewahrt. Sittard ist ein gemüthliches Landstädtchen, das ohne seine Erziehungsanstalten und Klöster nicht viel zu bedeuten hätte. Weert mit ca. 6000 Einwohnern, der Geburtsort des berühmten Reitergenerals, besitzt ein katholisches Gymnasium, das von Weltpriestern geleitet wird, und ein großes Franziskanerkloster, wo die jüngeren Ordensmitglieder ihre Philosophie und Theologie studiren. Venlo kennt Jedermann. Es ist ein Centralpunkt des großen Eisenbahnnetzes, das Deutschland mit Holland, Belgien und England verkettet. Früher eine vielbelagerte Festung, sucht es sich jetzt gemüthlich auszudehnen und die Vortheile zu genießen, welche der große Verkehr ihm verschafft.

Bei weitem die bedeutendste Stadt nächst Maestricht ist Roermond am Zusammenfluß der Roer mit der Maas. Es hat durch die Bahn ebenfalls gewonnen, sich erweitert und allgemach etwas modernisirt. Doch trägt der Plan der Stadt noch einen vorwiegend ältlichen Charakter. Den großen Marktplatz beherrscht wie überall das Rathhaus. Über die nicht sehr hohen Häuser ragt der um so höhere Thurm der Kathedrale herein, geschmückt mit dem Bilde des hl. Christophorus, der das Christkind hoch in den Lüften trägt. Der Thurm ist selbst ein wahrer Christoffel von Größe

und Kraft und dominirt weithin die Maas und alle Straßen und Wege. Zur Bischofstadt ist Roermond durch Philipp II. geworden. Er hat ihm 13 Städte und 214 Dörfer zugetheilt, von denen heute viele in andern holländischen Provinzen und in Deutschland liegen. Die Circumscription des neuen Bisthums ist eine ganz andere geworden. Es zählt heute 169 Pfarreien, 360 in der Seelsorge angestellte Geistliche, ein Priesterseminar, zwei bischöfliche Gymnasien, 67 Klöster und Ordensniederlassungen, von denen indeß viele erst seit der deutschen Culturkampfsära gegründet worden sind.

Als Bischofsstadt signalirt sich Roermond nur durch seine Kathedrale und das stattliche bischöfliche Seminar. Der Bischof selbst wohnt in einem anspruchslosen Privathaus in der Nähe der Kathedrale. Unter den übrigen Kirchen der Stadt ragt das Liebfrauenmünster hervor, früher Klosterkirche der Cistercienserinnen, ein überaus schöner Bau in romanischem Stil und von dem aus der Stadt selbst gebürtigen Architekten Cuypers, unter Berathung der tüchtigsten Kunstkenner, Viollet-le-Duc, Reichensperger u. A., stilgerecht erneuert. Von einem schönen freien Platz umgeben, zwischen der Station und dem Markte, bildet sie die bedeutendste Zierde der Stadt.

Von Maestricht an erweitert sich das Maasthal zu einförmigem Flachland. Den mächtigen Strom selbst umgeben beiderseits die üppigsten Wiesen, die sich dann und wann zu anmuthiger Landschaft erweitern. Doch sowohl rechts als links drängt sich bald die Heide zwischen die bebauten und fruchtbaren Ländereien. Immer zahlreicher werden die Moore und Sümpfe, bis in der Peel endlich ein ganz trostloser Landstrich beginnt. Auch dieser hat indeß seine Oasen, d. h. behäbige Dörfer oder Städtchen mit einem freundlichen Umkreis wohlbebauten Landes. Die Kirche von Venray ist so groß wie eine Kathedrale und setzt einen höheren Wohlstand der Bevölkerung voraus, als man bei der melancholischen Wanderung über die Heide anzunehmen geneigt ist. Der lebendigste Mittelpunkt des nördlichen Limburg liegt aber nicht mehr auf holländischem Boden. Es ist das schon deutsche Kevelaer. Da wallfahrtet jedes Jahr das ganze katholische Holland hin. Aus Amsterdam und dem nördlichsten Holland, aus Seeland und Friesland kann man da Pilger finden; aus den südlichen Provinzen strömen die Pilger den ganzen Sommer über zu Tausenden herbei und treffen da mit den Katholiken des ganzen deutschen Rheinlandes zusammen. Was soll das?

„Ein schrecklicher Aberglaube!" seufzt der fromme Protestant. „Das alte Kunststückchen der indo-germanischen Priesterkaste", grinst der Professor der vergleichenden Mythologie. Wer nicht selbst einmal ein andächtiges Ave Maria gebetet hat, dem muß Kevelaer in Ewigkeit ein unverständliches Räthsel bleiben. Doch über diesen Wallfahrtsort ein ander Mal!

A. Baumgartner S. J.

Weihnachten in der Provence.

(Schluß.)

Wir wollen und können hier unmöglich einen Überblick über den ganzen Reichthum der provençalischen Literatur an Weihnachtsliedern geben. Als Andeutung genüge es, daß uns nicht weniger als drei verschiedene Sammlungen allein aus dem Avignoner Kreise vorliegen. Da haben wir zuerst das Lou libre Calendau oder Li nouvè de Micolau Saboly e di Felibre herausgegeben von F. Mistral[1]. Ein zweites Bändchen, herausgegeben von Theod. Aubanel, enthält: Li nouvè de Antoni Peyrol et de Danis Cassan[2]. An dritter Stelle nennen wir das in diesen Blättern bereits ausführlich behandelte Bételèn des Abbé Lambert, das freilich an poetischem Gehalt alles Andere weit hinter sich zurückläßt, aber an Alter und Popularität von den anderen, besonders aber von Saboly durchaus übertroffen wird. Von den neuern Felibre ist es besonders der Gründer der Schule, J. Roumanille, welcher alle seine Rivalen an packender und dabei doch edler Natürlichkeit und Popularität im Weihnachtsliede bedeutend überragt und in einzelnen Nummern glücklich an Saboly erinnert.

„Wer war denn jener Saboly, von dem man soviel Redens macht?“ So fragt Mistral in seinem Vorwort zu den Nouvè und antwortet in seiner Poetenmanier: „Ich will's Euch in wenig Worten sagen; denn wozu eine lange Salbaderei über das bescheidene Leben des Organisten von St. Peter? Es ist recht und sogar nothwendig, von Grund aus zu studiren und zu kennen das Leben jener, die durch ihre Handlungen einen schönen oder häßlichen Weg durch die Menschheit gemacht haben, als da sind die Könige, Eroberer, Gesetzgeber, Volkswohlthäter, — aber das Leben eines Mannes wie Saboly, braucht man ebenso wenig zu kennen, als das einer Nachtigall oder einer Cicade. Sein Leben liegt in seinen Liedern, denn wie jene brachte er es singend zu.“

Eigentlich weiß man auch wenig über den Krippensänger und dieß Wenige dürfte den Nichtprovençalen auch wohl kaum interessiren. Nikolaus Saboly wurde am 30. Januar 1614 geboren. Obgleich Hugenotten, schickten ihn seine Eltern zur Erziehung in die Schulen der Jesuiten zu Avignon und Carpentras. Saboly trat später zum Katholicismus über und empfing die heiligen Weihen. Bis zum Jahre 1658 blieb er als Prior des Magdalenenstiftes an der Kathedrale von Carpentras, wurde dann zum Baccalaureus bei der Universität von Avignon creirt und in Folge dessen zum zweiten Beneficiat an St. Peter daselbst zugelassen. Als Musikmeister des Kapitels hatte er den Gesang zu leiten und die Orgel zu spielen. Er

---

[1] Avignon, Frères Aubanel, O. J. 8°. 180 S., meist doppelspaltig.

[2] Ebendas. 1869. 8°. 108 S. wie oben.

starb am 25. Juli 1675 als eine der populärsten Gestalten der damaligen Provence; seine Lieder aber sind heute nach 200 Jahren noch ebenso bekannt und geliebt, wie damals, als er selbst sie noch auf seiner Orgel begleitete.

Der Grund dieser unverwüstlichen Frische, welche die Revolution und die Aufklärung überdauert hat, ist einzig und allein in der gesunden Volksthümlichkeit zu suchen, welche sie dem heutigen Provençalen ebenso verständlich und anheimelnd macht, wie den Kindern des 17. Jahrhunderts. Wohl fehlt es nicht an localen und individuellen Anspielungen, welche ihnen zur Zeit ihrer Entstehung einen besonderen Beigeschmack pikanter Actualität geben mußten, im Allgemeinen überwiegt jedoch das immer Giltige, mehr als dieß z. B. bei Peyrol der Fall ist, der höchstens für den Avignoner Alterthumsforscher noch ganz verständlich bleibt.

Um einen Begriff von Saboly und seiner Art zu geben, lassen wir in möglichst wortgetreuer Übersetzung einige Proben aus seiner 75 Nummern umfassenden Sammlung folgen. Beginnen wir, um uns nicht gänzlich in dem bunten Durcheinander zu verlieren, gleichsam mit einem historischen Cyklus, indem wir das Markanteste dessen hervorheben, worin die verschiedenen Scenen der Weihnachtslegende geschildert werden [1].

Da haben wir denn gleich den Aufbruch zur Reise nach Bethlehem in unnachahmlichem Realismus voll Leben und Naivetät:

„Zur Zeit des römischen Kaiserreiches — es war vor mehr als 1600 Jahren —, als es noch Afrika besaß, Europa, Asien und Amerika noch unter seiner Hand standen:

Sprach Kaiser Cäsar Augustus zu den Prinzen seines Hauses: „Daß ein Jeder mir helfe; in einigen Tagen muß ich wissen, wie viel Menschen es auf der Welt gibt."

Tausend Couriere zu Roß und zu Fuß eilen durch Stadt und Land, überall lassen sie ausrufen, „ein Jeder müsse seinen Namen abgeben unter Strafe seines Kopfes".

In allen Städten gab's da Beamte und Commissäre, den Tribut zu empfangen und die Namen, Zunamen und Eigenschaften der Leute aus der Nachbarschaft aufzuzeichnen.

Auch der Trompeter von Nazareth brachte die Leute in Bewegung; Alle waren eilig und flink, ihr Sach' zu sagen und der Strafe zu entkommen.

Maria sprach zu Joseph: „Du siehst es, ein Jeder ist eilig; du hast den Trompeter gehört; willst du mir glauben, so machen auch wir uns morgen auf den Weg und führen das Saumthier mit."

Und am folgenden Tage führten Beide zusammen diesen Plan aus; allein die Tagereise war zu groß. Als sie nach Bethlehem kamen, war es stockfinstere Nacht (XXV).

Das Noël, welches wir jetzt mittheilen wollen, ist das bekannteste von allen; Mistral meint, wer auch sonst nichts wisse, der kenne doch wenigstens sein Lied vom „Wirth und St. Joseph". Es ist selbstverständlich realistisch, wie alle anderen:

---

[1] Die am Schluß der Gedichte beigefügte Nummer zeigt die Reihenfolge derselben in der Mistral'schen Sammlung an.

St. Joseph: Hollah he! Wirth! Meister, Meisterin, Diener! Kellner! Keiner da? Ich klopfe doch oft genug und keiner kommt. Ist das Anstand?

Der Wirth: Schon dreimal bin ich aufgestanden; geht's so weiter, dann werde ich wenig schlafen die Nacht. Wer klopft da? Was soll das Alles? Wer seid ihr? Was wollt ihr? Was gibt's?

St. Joseph: Mein guter Freund, nehmt euch einmal die Mühe, die Treppe herunterzukommen. Wollt ihr uns, mich und meine Gattin, nicht in euer Haus aufnehmen?

Der Wirth: Ach was! Störefriede seid ihr, Landstreicher, die nur darauf denken, einen bösen Streich zu führen; gehabt euch wohl — meine Thüre ist geschlossen.

St. Joseph: Ich bin aus Nazareth und durchaus kein solcher, für den ihr mich haltet; ich bin ein Zimmermann, mein Name ist Joseph, und meine Gattin heißt Maria.

Der Wirth: Ich hab' schon Gäste genug und will keine mehr; geb' euch Gott ein besser Glück! — Glaubt mir und fordert ein Unterkommen beim Mondwirth.

St. Joseph: O, so nehmt uns doch auf, bringt uns unter um jeden Preis, und wär's in einem Winkel; wir werden unser Mahl bezahlen, als ob wir an der Table d'hôte gewesen.

Der Wirth: Ich fürchte, euer Abendessen ist schlecht gekocht und eure Küche ist sehr mager; denn fürwahr, auf der Straße ist für euch gedeckt.

St. Joseph: O, nicht so — nicht so! Ach, seht, was für ein Wetter! So öffnet doch; denn, währt's noch lange, so findet ihr uns todt vor eurer Thür.

Der Wirth: Eure Gattin dauert mich und stimmt mich milder; so will ich euch denn um Gotteslohn unterbringen in einem armen schlechten Stall (XXVI).

Immer wieder kommt der alte Sänger auf diesen „armen schlechten Stall", wie er stereotyp genannt wird, zu sprechen.

„Der Zustand jenes erbärmlichen Stalles brach St. Josephs Herz; der Raum war so schmutzig und verächtlich, daß die treue Seele meinte, todt hinfallen zu müssen.

Der Ekel, der Verdruß, die Traurigkeit, der Geruch, die Nacht, das rauhe Wetter, der Hunger, der Durst, die Kälte und Schwäche waren der Grund davon.

Der Angstschweiß trat auf seine Stirne, jeder Schritt that ihm weh. Ohne die Jungfrau hätte er sicher den Muth verloren; die aber trocknete ihn mit ihrem Schweißtuch.

Und sagte zu ihm: ‚Ich, die ich ein viel zarteres Herz habe, ich widerstehe Allem; ich bedarf nichts mehr. Daß Du der erste bist, der den Muth verliert, werden die Leute kaum glauben.'

Da faßte St. Joseph einen neuen Muth, schöpfte tief Athem und redete wieder einige Worte. Nach einer Weile gebar sie ohne Schmerz und Angst ein wunderholdes Kind" (XXVII).

Es ist selbstredend, daß bei einem Volk von Landleuten und Hirten, wie es die Bewohner der Provence damals noch mehr als heute waren, die Hirten und ihre Betheiligung an dem großen Geheimniß in den Vordergrund der Festlieder treten. Es ist nicht zu sagen, wie ungemein fruchtbar sich hier nicht nur die Phantasie eines ganzen Volkes, sondern sogar die eines einzelnen Mannes, wie Saboly z. B., erweist. Da heißt es in rechtem Volkston:

„Ein wenig nach Quatember
Die Hirten standen dort,
Sie wußten nicht weßwegen
Und sprachen auch kein Wort.
Gleich eines Wolfes Schlunde
Das Wetter war zur Stunde
Und schwarz — schwarz wie ein Mohr.

Da brach aus dunkler Wolke
Ein heller Flammenstrahl,
Und leuchtet aller Seiten
Weit über Berg und Thal —
Da schrien All' zusammen:
‚Halt, Werda! mit den Flammen! —
Was soll so neues Licht?'

Und noch ein größer' Wunder
Nach jenem Blitz geschah —
Deſſ' hatten All' ein Freuen,
So viel ihr'r standen da:
Sie hörten Engel singen
Und Gott im Himmel bringen
Ein schallend Gloria.

Und sieh, was noch viel schöner —
Es flog ein Engelein,
Viel schneller als die Schwalbe,
Bis auf den Felsenstein:
Da kündet es mit Schalle,
Wie in dem armen Stalle
Ein' Jungfrau Gott gebar." (VI)

Ebenso volksthümlich im besten Sinne ist das folgende Lied, welches freilich nicht allein die Hirten, sondern die ganze Weihnachtslegende kurz zusammenfaßt und außerordentlich sangbar ist.

Herrgott, ist das ein Licht?!
Was mag da Wunders werden?
Ein Engel singt auf Erden,
Ich hör's und täusch' mich nicht.

Wer wettet um fünf Sous,
Ein Unglück traf die Hirten,
Daß sie wie Narren irrten
Und rannten ab und zu!

Ganz offen steht der Stall,
Vergessen Schloß und Riegel,
Und Böcke, Schaf' und Ziegen
Sind unbehütet all.

Gott führ's zum guten Port —
Ein Segelschiff von Ferne,

Geführt von einem Sterne,
Zieht stracks zum Hafen dort.

Wer sagt, wohin es geht,
Wer sagt, woher sie kommen,
Die Herren drei, die Frommen,
Mit Ostens Farb' und Red'?

Du scheu'st nicht Kält, fürwahr,
Herodes, scheeler Traurer!
Was willst du, schuft'ger Laurer,
Mit deiner Schlächter Schaar?

Du sinnst auf böse That,
Dem Teufel mag sie gelten —
Die Schuld'gen laß entgelten,
Das ist mein guter Rath. (II)

Wie rührend ist ferner die Sorge des Hirten um die heiligen Bewohner des „armen schlechten Stalles".

... „Ich verlasse euch, Kameraden" — so sagt einer der zum Stall pilgernden Hirten — „ich verlasse euch und laufe voraus, um ihnen zu sagen, ohne zu lachen: ‚Geht fort von hier; ich zittere vor Furcht, daß der Stall über euch zusammenstürze; denn die Mauern sind allzusammen keinen Sou werth.

„‚Eines unglücklichen Abends zwang mich die Tücke eines Gewitters, meine Heerde in diesen Stall zu treiben; eine ganze Wand stürzte zusammen und begrub meine armen Lämmer.

„‚Die Erfahrung, welche über Wissenschaft geht, die Erfahrung dessen, was ich gesehen, ist der Grund, weßhalb ich ohne Aufenthalt hergekommen bin, euch zu mahnen; mein Schaden wird euch klug machen, einem guten Freunde sollt ihr glauben.'"

Aber der gute Hirt bedenkt sich zuletzt: „Sie würden mich für einen Schwätzer halten, denn man soll nicht fürchten; unser Herr, das Gotteskind, wird sie sicherlich vor jedem Schaden bewahren." (XXXIII)

Doch geben wir jetzt auch einige Proben provençalischer Realistik und Naivetät.

„Nikolaus, unser Hirt, der ungeschlachte Tölpel, geht der und beschaut die Sterne, wie's die Astrologen thun. Du sprichst sehr heiser, Nikolaus. Sicher, die Abendluft hat dir geschadet.

Wilhelm, Anton, Peter, Jakob, Claudius, Nikolaus! Man hat euch nie die Sonne sehen lassen, als durch ein Loch; kommt rasch, lauft schnell, dießmal sollt ihr sie sehen, so viel ihr wollt, durch zwei oder drei.

In einer Hütte, durchlöchert von allen Seiten, läßt Gott euch ohne Brille seine Klarheit sehen; und seine Mutter! ach, seine Mutter, die bei ihm ist, die müßt ihr sehen — neben ihr ist die Sonne wahrlich nur eine Öllampe.

Als Mitternacht schlug und Alles fest schlief, sang unser großer Hahn: Cacara Cacaraca! Welch ein Ruf, welch ein Schrei! Steh' auf, Johann, kleid' dich an, Tölpel, und lausch' mir einmal auf das Lied!

Wirklich, ohne Jemand durch mein Zelt sehen zu können, hörte ich den Engel anstimmen: Gloria in excelsis, et in terra pax! Ich, flink, spring' auf den Boden und lauf' wie ein Narr.

Da hab' ich denn, mit Ehrfurcht zu sagen, ein Kind auf dem Heu gefunden; ein Mann, ein Ochs und ein Esel standen um die junge Mutter; war das eine Freude an jener Stätte; sie machten ein Trio, und als Echo sang der Esel: Hi, Ho!

Lauft, Hirten, geht und seht, wie ich, die hochgebenedeite Jungfrau, die zur Welt gebar den Sohn Gottes. Dem Kindlein aber müßt ihr ein Liedchen singen!" (LXIV)

Am liebsten macht der Dichter sich über die Unbeholfenheit seiner Hirten lustig:

„Eines schönen Morgens sah ich eine junge Mutter in einem schlechten Stalle auf ein wenig altem Stroh, und sieben oder acht Hirten wollten dem Kleinen, das in ihren Armen lag, ihre Aufwartung machen.

Der Erste machte so herrlich ungeschickt seinen Diener, daß sogar eine Quisel ausgeplatzt wäre, wenn sie seinen Katzenbuckel gesehen hätte, und als er den Kratzfuß machen wollte, wirft der Tölpel einen seiner Holzschuhe gegen die Krippe.

Ein anderer Tolpatsch geht mir da geradenwegs auf St. Joseph los, ohne allen Respect und steif wie eine Bohnenstange — dafür gab ihm aber auch der Ochs eine Lection mit seinem Horn und der Esel mit dem Huf.

Die andern Grobiane brechen in ein Gelächter aus und gurgeln in ihrer Art was daher — in der Verfassung, in der sie waren, hätten sie gewiß noch manche Dummheit begangen, wenn man mit ihnen nicht deutsch gesprochen.

Ist das eine schöne Erziehung, ein feiner Anstand! Ein bischen Ruh' dort, ihr Andern! Laffen seid ihr, große Laffen, so zu lachen über Alles. Denkt doch, daß ihr in der Gegenwart Gottes seid, der in diesem Stalle wohnt."

Der Dichter führt uns in mehr als einem Liede die Hirten vor, wie sie sich gegenseitig verabreden, was sie mitnehmen, im Stalle thun und sagen sollen. Daß es hierbei an Aufzählung von ländlichen Geschenken der reellsten Art nicht fehlt, versteht sich, und wir unterlassen es daher, Proben davon zu geben. Dafür lassen wir ein Lied folgen, in welchem ein Ständchen verabredet wird.

„Ich hab' meine Flöte, nimm du dein Tamburin, daß wir ein Ständchen bringen der Mutter, die den Königssohn (Christus) gebar. Und kommen wir an, schau', so machen wir's dann:

Refrain: Parapatapan, Tirelire; o, wie das die Mutter freuen wird! Parapatapan, Pan! Und erst das Kind!

„Vorerst machen wir hübsch einen Kratzfuß und geben Acht, ob ein lautes Stück sie belästigen würde; schläft das Kindlein nicht, schau', so machen wir's dann:

Refr.: Parap.

„Wir müssen ihnen irgend eine neue Melodie spielen. Kennst du die ‚Couranto', die jetzt ein Jeder singt? Sicher, die Weise ist schön, und, um sie zu spielen, schau', so machen wir's dann:

Refr.: Parap.

„Zum Abschied geben wir dann den ‚gridelin' und schleifen mit den Stiefeln, wie bei der Gavotte, indem wir uns zurückziehen. Abmarschirend, schau', so machen wir's dann:

Refr.: Parapatapan ..." (LXIX)

Es ist durchaus keine Seltenheit in den mittelalterlichen Dichtungen, daß der höllische Feind als Tropf und armer Schlucker behandelt wird. Die

Sicherheit des Heiles durch den Erlöser machte das gläubige Volk stark und ließ es dem bösen Feind mit einem gewissen Humor gegenübertreten. So auch in mehreren Noëls, z. B.

„Nun kam ich hinter deine Kniffe, Pfiffe und Lügen, du gehörnter Verräther. Jetzt lach' ich dich aus, du hältst ja nicht Stand und kannst nur mit dem Maule großthun. — Refrain: Scher' dich fort, scher' dich fort von mir, denn jetzt liebe ich nur noch den Sohn Gottes.

„Entwaffnet bist du, hast nichts, was dich zieret, nichts Schönes, nichts Rares, um damit zu gefallen und Liebe zu erwerben. Häßlich ist deine Haut und am schönsten bist du , wenn man dich nicht sieht. — Refr.: Scher' dich fort, scher' dich fort von mir &c.

„Ich hab' nur zu viel auf dein Lied gelauscht; deine Melodie ist aber gar nicht an der Mode jetzt — sie hat keinen Zauber mehr, uns zu locken; deine Stimme ist rauh, und am besten thätest du, zu schweigen. — Refr.: Scher' dich fort &c.

„Item, deine Tafel ist gar nicht gesucht; ja, für die Augen ist wohl noch etwas da, aber weiter nichts, um die Zähne zu beschäftigen; auch bietest du nur eitel Wasser — welches immer bitter ist. — Refr.: Scher' dich fort &c.

„Wenn du Geld gibst, verfliegt es sofort; du schlägst Pistolen, die keinen Werth haben, als die Leute zu betrügen; du hast eine geizige Hand, mach' dich aus dem Staube. — Refr.: Scher' dich fort &c."

Nicht bloß in der Person des Teufels, sondern auch in jener des Sünders wird den Lastern der Krieg erklärt, letzteres jedoch selten; denn es klingt dem Provençalen mit Recht zu didactisch und alltäglich predigerhaft an diesem Feste der Freude und des kindlichen Jubels. Im Übrigen ist das eine Beispiel dieser Art nicht übel:

„Stolzer, du, voll Hochfahrtsflausen,
Der sich aufziert wie ein Pfau,
Und in edelster Gesellschaft
Bläht und großthut wie ein Frosch —
Ist es nicht so recht zum Schämen,
Diese große Eitelkeit,
Wenn du Gott in einem Stalle
Üben hier die Demuth siehst?

Liebesnarr, der tausend Mühen,
Tausend Bücklinge nicht scheut
Um die Liebe deiner Dame:
Komm', ich will dir Weiser sein!
Eine Donna sollst du sehen,
Die an Schönheit Keiner weicht,
Weiß und milder als der Mondschein,
Strahlender als Sonnenlicht.

Freudenjäger, weil' und raste!
Sättigt niemals dich die Lust?
Willst du nie den Pfuhl verlassen,
Drauf du schwelgst in Rausch und Weh'?

Ach, ergreift dich nicht Beschämung
Ob des Taumels, wenn du siehst,
Wie dein Meister that der Armuth
Ein Gelübd' auf hartem Stroh?

Goldverwahrer, harter Reicher!
Übst du nie die Liebe denn?
Gibst du nie ein Brod dem Hunger,
Obdach nie und nie ein Kleid?
Gott der Herr in seinem Schlosse (im Stall)
Seinen Freunden Alles gibt —
Seine Liebe — Blut und Leben —
Leiden — Tod und Paradies." (XV)

Sehr interessant und gegen den übrigen Ton der lebensheitern Lieder abstechend, sind die Bilder, unter welchen die Wahrheit der Erlösung durch die Menschwerdung dargestellt und versinnlicht wird. Wir heben deren drei wegen ihrer Originalität — fast hätten wir gesagt: Curiosität — hervor:

„Es gibt Etwas, das mir Furcht machte auf meinem Wege: über den Boden schleppte es einen Mantel von schlechtem Laken.

„Ich gab Acht und bemerkte, daß es ein altes Weib war, länger als ein langer Tag ohne Brod und magerer als die Fasten.

„Mit einer Sense in ihrer Hand verschaffte sie sich Platz, bis ein kleines Kind kam und sie aufhielt.

„Mit zwei großen Stäben über Kreuz zerschlug es ihr den Rücken und rief: ‚Zurück, zurück, großer Raubvogel!‘

„Die zahnlose Alte war häßlich wie die Sünde, hohl waren ihre beiden Augen und der Kopf ohne Haar.

„Gleich einem leeren Bienenstock war ihr Leib — Gott weiß, wer ihr Ohren und Nase gestohlen hatte.

„Nur mit Schaudern sah man ihre Hände und Füße an, und ihre Spinnenbeine waren gut, am Maimorgen den Nachtthau (vom Grase) zu schlagen.

„Wohl könnte ich dir die Jahre nennen, die sie zählte; denn ich besitze ihren Taufschein — aber ich denke, es ist besser, wenn ich dir den Sinn dieses ganzen Mysteriums erkläre:

„In einem Stalle schläft ein Kind auf faulendem Stroh — es ist gekommen, den Tod zu tödten und uns das Leben zu schenken." (XIX)

Nicht minder originell und noch mehr in's tägliche Leben eingreifend ist das folgende Bild des Sieges Christi über den Feind des Menschengeschlechtes:

„Seit jener Zeit, daß die Sonne aufgeht, hält der Tod immer unter seinem Scepter alle Geschlechter der Menschen, wegen jenes Bisses, den Adam und Eva in den Apfel thaten. Aber das Jesuskind, der König der Glorie, wollte zeigen, daß es ihm an Muth nicht gebricht, und schlug sich ritterlich gegen den Starken und besiegte ihn als der Stärkere.

„Für die Hölle gab's da schlimme Neuigkeiten; der Handel geht immer schlechter. Satan und Lucifer haben bereits die grüne Mütze genommen und sich für fallit erklärt. Und weil diese Beiden, die doch am meisten Fonds besaßen und die schlauesten

waren, ihre Boutique schlossen, so sahen sich die armen Teufelchen und kleinen Zwerge bald ohne Geschäft und Zuspruch.

„Die Lection für uns lautet, ein Jeder solle sich zu diesem Kinde halten, welches das herrliche Mittel gefunden, das Lösegeld zu zahlen für die ganze Welt. Es klagt nicht um seinen Schweiß und seine Mühe, die es sich kosten läßt, die Summe zu zahlen bis zum letzten klingenden Heller; denn das schöne Kind hat uns so geliebt, daß es all sein Blut freudig dahingibt, das in seinen Adern fließt." (XXXVIII)

Die Krone des Abnormen aber bietet wohl das folgende Lied, das wir nur deßhalb in Reimen wiedergeben, um wenigstens in etwa durchfühlen zu lassen, wie sich die triviale Idee denn doch in einem gewissen Grade durch das im Provençalischen äußerst künstliche Reim- und Versgewand veredelt:

Laß uns froh und glücklich sein,
Hirtin mein!
Laß uns froh und glücklich sein!

Dieser Abend ohne Gleichen
Bringt uns Wetter, gut zum Bleichen.
Hirtin mein!
Laß uns froh und glücklich sein!

Adam trug danach Verlangen,
Eva seufzt' nach ihm mit Bangen. Hirtin mein &c.

Unglückstag! Den schufen beide
Guten Leutchen uns zum Leide! Hirtin mein &c.

Kochten sich die bitt're Lauge,
Drob noch thränt auch unser Auge. Hirtin mein &c.

Eva wusch und wusch in Qualen —
Doch die Sonne wollt' nicht strahlen. Hirtin mein &c.

Heut' erst nach so bittern Zeiten
Können wir's zur Bleiche breiten. Hirtin mein &c.

Trocknen wird's, daß's eine Wonne,
Bei dem Wind und bei der Sonne. Hirtin mein &c.

Bald wird's weiß sein, um zu falten,
Jeder wird sein Theil erhalten. Hirtin mein &c. (VIII)

Gegen dergleichen derbe Realistik heben sich wieder andere Lieder in ihrer zarten Frömmigkeit ab, und während jene jeder Versificirung Hohn zu sprechen scheinen, schmeicheln sich diese gleichsam rythmisch in die Seele: z. B.

Ach, wer hätte kein Erbarmen,
Säh' die Armuth er, die tiefe,
Drin der hohe Herr Sanct Joseph
Und das schöne kleine Kindlein
Mit der Mutter ist gerathen!

Alle Drei, wie ärmlich wohnen
In dem kalten, off'nen Stall sie,
Bett nicht haben sie, nicht Kissen —
Nur die nackten, rauhen Wände —
Und auch die nicht viel mehr taugen.

Halberstarrt das Kind vor Kälte
Und Sanct Joseph schlummert stehend,
Auf den Pilgerstab gelehnet,
Müd zum Tod — ein armer Wand'rer!
Was noch könnt' ein solcher schaffen?

Wie er sah das Kindlein frieren —
Und nicht fand ein Fünklein Feuers,
Rollt zum Kissen die Kapuz' er
Und zu Windeln seinen Mantel,
Drin er legt sein weiches Schweißtuch.

Weinend ruht darin das Kindlein —
Und Maria kann nur seufzen
Und Sanct Joseph ist so traurig,
Ach, so traurig, daß es Müh' wär',
Übermenschlich, ihn zu trösten!

Stieg vom Himmel drum ein Engel —
Wie ein Vogel flog er nieder:
„Weine nicht, o laß das Grämen;
Denn das Alles ist der Wille
Gott des Vaters, der da Herr ist

„Was du leiden siehst den Kleinen,
Wird noch währen und muß wachsen;
Daß Erlösung werd' den Sündern,
Wird inmitten er von Schächern
Sterben einst an einem Kreuze." (XVIII)

Außerordentlich edel gehalten und überraschend durch seine tiefen Gedanken ist auch besonders das folgende Lied, welches wir deßhalb in einer gereimten sorgfältigeren Übersetzung anführen:

Weil frecher Stolz sich einst hinauf wollt' schwingen
Und frevelnd über Gottes Thron gestellt,
So stieg — des Frevels Sühne darzubringen,
Der Gottmensch nieder auf die arme Welt.

Doch wär' auch Adam niemals so gefallen,
Gekommen wäre doch der Gottessohn,
Denn also groß und schön ist er vor Allen,
Daß ihn nur kennen, wär' schon höchster Lohn[1].

O schlechtes Bett! Der alte Krippenschragen —
Der Feldstein auch ein hartes Kissen wohl;
O, was wird einst die süße Frucht wohl tragen,
Wenn sie das Alter reifte schmerzenvoll?

Noch allzu zart und allzu jung erscheinet
Dieß Gnadenkind: es brächt' zu wenig ein,

---

[1] Anspielung auf die Meinung einiger Theologen, welche behaupten, das Wort wäre Mensch geworden — natürlich, ohne zu leiden —, wenn auch Adam nicht gesündigt hätte.

Wenn man es jetzt verkaufte, da's noch weinet,
Drum warte, Judas, bald wird's größer sein.

Wie könnt' dieß zarte Lämmlein Pein ertragen?
Ein Geißelhieb brächt' ihm schon blut'gen Tod;
Geduld, ihr Henker! Alles sollt ihr wagen,
Wenn Raum den Wunden erst sein Körper bot.

Ach, Adam, säh'st du, was ich selig künde,
Wie Gottes Sohn einst dir zu Liebe stirbt,
Du riefest froh: „Dreimal glücksel'ge Sünde,
Die solchen Gott-Erlöser mir erwirbt!" (XI)

Es ist natürlich, wenn die Überlieferung der Weihnachtsfeier in der obenerzählten Weise sich am vollständigsten in den Landgemeinden und einsamen Meiereien erhalten hat. Indessen hat auch in den größeren Städten die moderne Cultur nicht Alles in Vergessenheit bringen können. Die Krippen mit ihren reizenden Anachronismen zieren auch heute noch ebensowohl den Dom wie die Dorfkapelle, die Noëls Saboly's oder Peyrol's ertönen sowohl zu den vollen Klängen der Orgel von Notre-Dame in Avignon, als zu den bescheidenen Accorden der Harmonieflöte im einsamen Hirtendorf. Wir erinnern uns unter anderen immer noch recht lebhaft an eine Eigenthümlichkeit aus der Weihnachtsfeier in der heiligen Stadt Aix. Wir sagen: Eigenthümlichkeit, denn wir finden keinen euphemistischeren Ausdruck, und wie wir einerseits den guten Bewohnern von Aix ihre Freude nicht verderben möchten, so scheuen wir uns auch mit Recht, bei allen nordischen Freunden ernster religiöser Kunst in den Verdacht der Ketzerei zu kommen.

Es war am Nachmittag des ersten Christtages. Ein „seltener Genuß" war mir die Tage vorher als bevorstehend von den französischen Mitbrüdern schon so oft angekündigt, daß ich mit vollster Neugier den Weg zur alten Kathedrale einschlug, sobald der schwere Bourdon das erste Zeichen zur Weihnachtsvesper gab.

Eine „Vêpres en musique" will selbst für eine südfranzösische Kathedrale schon etwas heißen, allein die Vêpres de Noël ist denn doch noch etwas ganz Anderes. Das merkte man bereits auf der Straße. Heute wenigstens brauchte man sich bloß dem stärksten Drange der in einer Richtung sich fortbewegenden Menge anzuschließen, um direct beim Portale von Saint Sauveur anzugelangen. Was sonst kaum zu Ostern eine Kirche betritt, drängt sich heute in den Hallen des Domes und des Paradieshofes. Durch eine besondere Vergünstigung konnten wir ein stilles Plätzchen hinter dem Hauptaltar erhaschen, und schauten nicht ohne Staunen und Ärger auf die bis zum hohen Chore hinauf gestaute Menschenmenge. Der Provençale ist von Haus aus ein wenig Schwätzer — daß er dieser Liebhaberei auch in der Kirche so unverfroren sich hingab, ärgerte mich in tiefster Seele — denn ich vergaß, daß heute der Dom eben nur Concertsaal war. Selbst das Brevier konnte ich in dem Durcheinander nicht mit Ruhe beten, und erwartete mißstimmt die Ankunft der Officianten, von der ich mir etwas mehr Stille und

Sammlung verhieß. Endlich ertönten die ersten Orgelklänge und ergossen sich wie besänftigendes Öl über das Stimmengemurmel der unruhigen Menge. Eine gewisse Stille des Lauschens trat ein. Aber es tönte auch von oben herab so lustig, so einfach, so altmodisch — so trautbekannt — daß ich mich gar nicht wunderte, als ein Chorknabe, der neben mir saß, unwillkürlich mit seiner hellen Silberstimme die starken Klänge der Orgel halblaut begleitete. Nun wurde das Deus in adjutorium im alten Ton am Altare angestimmt, und mehrstimmig fiel der Chor ein und sang weiter. Zwischen den künstlichen Sätzen der einzelnen Psalmenverse führte die Orgel immer wieder ein Zwischenspiel aus, volksthümlich einfach, bald lustig und springend, bald fromm und sanft — und jedem der Zuhörer bekannt. Diese Zwischenspiele sind nämlich nichts weiter als die Melodien all der alten Noëls, die also hier wie Feldblumen in den großen Kranz der Festvesper eingeflochten werden — ein strenger Kritiker würde es naserümpfend ein geistliches Potpourri nennen. — — Plötzlich — ich glaub' es war im letzten Psalm, ging ein Murmeln durch das Volk; man stieß sich an, und mein provençalischer Nachbar raunte mir zu — „nun käm' es". Die Orgel schwieg einen Augenblick, dann setzte sie wieder ein; man glaubte ein Tongemälde eines Gewitters zu hören — gemach klärt sich der Himmel, es weht wie Frühlingsluft, immer sanfter und stiller und — war es Täuschung oder Wahrheit — eine volle starke Nachtigallenstimme erklang, „schmetternd und dehnend, schwermuthreich und wonnetrunken" . . . Und als der Chor seinen Vers wieder gesungen, hob auch das Vöglein wieder an, süße Maiklänge „mitten im kalten Winter". Das ist die berühmte Weihnachtsnachtigall, für die sich in der Domorgel ein eigenes Register befindet, und ohne die kein Weihnachtsfest gefeiert werden kann. Ich glaube, das Volk würde wegen dieser Nachtigall eine Revolution machen, und sich eher alles Andere als diese Nachtigall und seinen König René nehmen lassen.

Was sich bereits durch die Zwischenspiele leise angekündigt, sollte zum Schluß noch in die entsetzlichste Wirklichkeit treten. Kaum war das Magnificat intonirt, so ging auch ein wahrer Judenspektakel von Gesang los. Die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Südländer, die ich mir so tief als Entschuldigungsgrund für manches Bedenkliche und Abgeschmackte eingeprägt, ließen mich bei diesem Hexensabbath unbarmherzig im Stich. Waffen- und rathlos stand ich einem solchen Greuel der Verwüstung gegenüber. Die langverhaltene Sangeslust des Publikums hatte endlich einen Ausweg gefunden — nicht der Sängerchor, sondern die ganze gefüllte Kathedrale stimmte ein in das „Et exaltavit etc." Die Orgel leistete ihr Mögliches unter Zuhilfenahme des Fortissimo, um dieses aufbrausende Stimmenmeer zu beherrschen — seine Bewegungen tactmäßig zu leiten. Ein solcher Massengesang hätte etwas überwältigend Großartiges haben können, wäre nur nicht die Melodie gewesen. Ja die Melodie — oder vielmehr die Melodien! Man denke nur, jeder neue Vers wird nach einer eigenen Weise gesungen, und diese Weisen sind wiederum nichts Anderes, als die beliebtesten Weihnachtsliedermelodien. Wer aber ein noch so schwach ausgebildetes Gefühl für Accent

und Prosodie hat, mag sich eine Idee von der Ohrentortur machen, welche durch Accommodation solcher rythmisirten Melodien auf den heiligen Text des lateinischen Magnificat erzielt wird. Was da der Wortsinn, die Quantität 2c. sich gefallen lassen müssen, ist geradezu unbeschreiblich, unanhörbar. Repetitionen, Synkopen, Zerhackungen, Dehnungen — alles, alles Verpönte drängte und jagte sich. Wie erlöst seufzte ich auf nach dem Amen, und wie ein geistig Geräderter schlich ich mich möglichst schnell und unbemerkt auf die Straße — ich fürchtete, von einem Freunde um mein Urtheil gefragt zu werden — ich wäre unhöflich geworden, glaube ich — und es hätte doch nichts genutzt. Und im Grunde — nehmen wir eine gläubige Menge wie in den alten guten Zeiten; nehmen wir dazu eine von kundiger Hand besorgte Applikation passender Melodien — was schadet's dann der Andacht der großen Masse, wenn sie einmal im Jahre auf ihre Weise dem göttlichen Kinde ihre Freude bezeugt! Noch einmal, ich rede hier nicht im Allgemeinen, ich spreche vom Aixer Dom und wie sich dort die Sachen entwickelt haben, und da dürfte es, unbeschadet der sonstigen Strenge in Anwendung des kirchenmusikalischen Reinigungsprocesses, denn doch eine Grausamkeit sein, dem Volk seine Nachtigall und sein Magnificat zu nehmen. Zu dieser milden Ansicht habe ich mich freilich erst im Laufe der Jahre bekehrt, wurde dazu aber bereits in etwa schon vorbereitet durch das, was ich jetzt erzählen will.

Kaum hatte sich die alle Härten und Schärfen der Gegenwart abschwächende Zeit wie ein verschönernder Schleier über die Excentricitäten der „Weihnachtsvesper“ gelegt, da erging von den geschäftigen, um den Ruhm ihrer Vaterstadt so besorgten Freunden von Neuem an mich die Einladung, der „Dreikönigenvesper“ in demselben Dome beizuwohnen. Dießmal würde ich aber sicher Freude haben. Der Name des Königs René klang wie ein süßer Lockruf durch die sonst nicht sehr beruhigende Anpreisung — kurz, ich ging mit ihnen. Im Dome fand ich die plaudernde, gedrängte Menge wie das letzte Mal. Die ersten Psalmen mit den auch mir bereits vertraut klingenden Interludien waren vorüber, die Nachtigall überraschte mich auch schon weniger — ich bangte schon vor dem Magnificat. Aber was ist das? Nach dem Amen des Hymnus auf einmal große Stille. Das Volk harrte schweigend — man hätte eine Nadel fallen hören. Ich stand da wie die Andern und wartete. Da klang es plötzlich in weiter, weiter Ferne, wie Trompetenklang und Hörnerschallen, Silberglöcklein zitterten dazwischen — ein lustiger singender Marsch. Ich vermeinte nicht anders, als die Militärmusik zu hören, die sich oft an stillen Tagen über die Straßen und Dächer der Stadt aus dem fernen Übungsfeld in meine Studierzelle verloren hatte. Der Haupttheil des Marsches, ein ziemlich kurzer Satz mit Refrain war einmal beendet; da hub es ein zweites Mal an, näher und deutlicher, schon mochte man die einzelnen Accorde unterscheiden, aber immer noch so sanft, so ab- und anschwellend, gleichsam durch die Seebrise zerflattert und halbverweht, daß ich nicht ahnte, von wannen es komme. Es begann derselbe Satz ein drittes und viertes Mal — es wurde stärker und stärker, da wurde mir die Sache klar, ich schaute auf die Orgel. Und so klang es crescendo mit derselben Ritornelle fünf

und sechs und sieben Mal, und es wurde so stark, als ziehe ein Regiment mit klingendem Spiel in den Dom; da klangen Posaunen und Hörner, Pauken, Trommeln und Glöcklein — die Orgel that ihr Möglichstes an Kraft — da durchschnitt plötzlich dieses brausende Meer der Tonwogen eine feine, wunderbar liebliche Knabenstimme mit dem Versus: Reges Tharsis et insulae etc. Die Orgel schwieg, und wirklich fromm im echten Choral wurde die Antiphon und das Magnificat gesungen. Kaum war aber der letzte Ton der wiederholten Antiphon verklungen, da setzte auch die Orgel wieder ein, und zwar mit derselben Stärke wie vor dem Gesang erscholl derselbe Marsch; decrescendo folgte eine zweite, dritte, vierte Wiederholung, bis er endlich in der Ferne verschwamm und nur noch ein letzter verschlagener Hörnerschall, ein letztes Klingen des Glöckleins leise durch die Luft zitterte. Dann war Alles still — der Officiant stimmte die Oration an und die Vesper war beendet.

Ich hatte den berühmten Königsmarsch des Königs René gehört, der wohl allgemeiner bekannt sein wird unter dem Titel der „marche de Turenne“. Einen Augenblick lang war mein kirchenmusikalisches Gewissen durch das Überraschende des Gedankens und die wahre Meisterschaft der Ausführung durchaus betäubt, und ich freute mich und fühlte mich erbaut wie ein geborener Provençale. In der That — sieht man einmal davon ab, daß die Aufführung in der Kirche stattfindet — welch sinnreiche Idee, durch diese musikalische Forceleistung den Zug der Weisen mit ihren läutenden Kameelen, trommelnden und musicirenden Begleitern dem Geiste des Volkes zu vergegenwärtigen! Immer näher kommen sie, endlich stehen sie vor dem Stalle, ein feiner Page tritt vor die Jungfrau und meldet den hohen Besuch an:

Reges Tharsis et insulae munera offerent,
Reges Arabum et Saba dona adducent.

Die Könige treten ein, sie grüßen die Jungfrau und beten das Kind an, das sich heute durch ein dreifaches Wunder der Welt offenbart:

Tribus miraculis ornatum diem sanctum
colimus etc.

Jetzt erschallt gleichsam als Ständchen vor der Krippe das Magnificat. Dann ziehen die Könige wieder ab, und die Kirche resumirt noch einmal kurz die Geheimnisse und Gnaden des Tages in der Festoration.

Man muß gestehen, wenn es überhaupt Gründe für eine Durchbrechung der strengen Regeln der Kirchenmusik geben kann, so treten für den Aixer Königsmarsch nicht die schlechtesten derselben als Entschuldigung ein.

Doch nicht so sehr Kritik und Apologie sollten die vorstehenden Schilderungen enthalten, als eben Schilderungen und Erinnerungen. Und somit wünsche ich den Lesern alle Gnaden und Freuden der Weihnachtszeit, ob sie das Fest nun im Lichte der nordischen Tanne oder des südlichen Kermès feiern.

W. Kreiten S. J

Recensionen.

Wetzer und Welte's **Kirchenlexikon**, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Zweite Auflage, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von **Joseph Cardinal Hergenröther**, fortgesetzt von Dr. **Franz Kaulen**, Professor der Theologie zu Bonn. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Erster Band: Aachen bis Basemath. Gr. 8° (Lexikonformat). VIII Seiten und 2110 Spalten. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 11.

Die erste Ausgabe des Kirchenlexikons erschien in 12 Bänden vom Jahre 1847—1856. Die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens wurde allgemein anerkannt. Denn es ist für alle, Geistliche sowohl als gebildete Laien, von großer Bedeutung, ein zuverlässiges Sammelwerk an der Hand zu haben, in dem man sich binnen kurzer Zeit über die einzelnen Gegenstände der kirchlichen Wissenschaften eine ausreichende Belehrung holen kann. Von besonderem Belange ist eine solche Orientirung in unserer Zeit, in der von Freund und Feind tagtäglich eine Anzahl Fragen aufgeworfen werden, welche eine ebenso rasche Erledigung erheischen. Und das sind Fragen, die meistens auf das Innigste mit Lehre und Cultus, mit Verfassung, Geschichte, Einrichtung der katholischen Kirche, mit den geschichtlichen Persönlichkeiten der Päpste, Kaiser, Bischöfe u. s. f., oder den vielen Controverspunkten der streitenden Parteien zusammenhängen. Die erste Auflage wurde trotz einiger Mängel diesem Bedürfnisse gerecht. Aber es ist von selbst einleuchtend, daß nach mehr als 30 Jahren, vom ersten Beginne an gerechnet, jene Ausgabe, selbst wenn noch Exemplare vorhanden wären, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechen könnte. Seit jener Zeit ist doch im kirchlichen Leben und Streben des katholischen Deutschlands sowohl als auch in den verschiedensten Zweigen des Wissens ein erheblicher Fortschritt bemerkbar. Das Studium der Dogmatik hat einen erfreulichen Aufschwung genommen, die Philosophie wird mit Ernst und Erfolg in erneute Pflege genommen, den biblischen Wissenschaften, den historischen Untersuchungen sind unterdessen ganz neue Gebiete aufgeschlossen worden, und wie sich in Aegyptologie, Assyriologie, in der kirchlichen Archäologie bereits ein bedeutendes Material ansammelte, so ist auch die historische und literarische Detailforschung in Betreff der kirchenrechtlichen, kirchengeschichtlichen und dogmengeschichtlichen Probleme durch die vereinte Arbeit vieler tüchtiger Kräfte und durch die Auffindung und Nutzbarmachung eines beträchtlichen Quellenmaterials bedeutend gefördert worden.

Bei dieser Sachlage konnte die Ankündigung einer zweiten Auflage des Kirchenlexikons, die in neuer Bearbeitung unter Heranziehung der tüchtigsten wissenschaftlichen Kräfte des katholischen Deutschlands gewissermaßen eine Zusammenfassung und Gesammtdarstellung des katholischen Wissens in den kirchlichen Wissenschaften bieten sollte, nur auf das Angenehmste berühren, mußte aber auch große Hoffnungen anregen.

Der erste Band der neuen Bearbeitung liegt nun in recht gefälliger Ausstattung vor. Der Vorbericht, von Joseph Cardinal Hergenröther unterzeichnet, theilt mit, daß Se. Eminenz vom December 1877 bis in den März 1879 der Redaction der zweiten Auflage die beste Zeit und Kraft gewidmet habe. „Das aufgespeicherte Material von Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätzen ward geprüft, der von P. A. Weiß mit vieler Sachkunde und großer Umsicht entworfene Nomenclator im Wesentlichen adoptirt und bereichert, neue Mitarbeiter wurden gewonnen und eine große Anzahl von Artikeln für den Druck vorbereitet." Doch die Berufung in das Collegium der Cardinäle machte es Seiner Eminenz unmöglich, die Redaction und Oberleitung des Unternehmens fortzuführen. „Der überaus thätige und verdiente Verleger und Gründer des Unternehmens ging mich um Rath an, in wessen Hände jetzt die Direction gelegt werden sollte. Unter den von mir vorgeschlagenen Gelehrten war es Herr Dr. Franz Kaulen, rühmlichst als theologischer Schriftsteller bekannt, der sich der mühevollen und große Opfer erheischenden Aufgabe unterzog." Uebrigens steht Se. Eminenz auch jetzt dem Unternehmen nicht ferne, sondern befördert es, soweit thunlich, mit Rath und Unterstützung.

Im Vorwort erklärt der nunmehrige Redacteur, Dr. Franz Kaulen, dem Programm vom Februar 1878 treu geblieben zu sein. „Dasselbe verlangt, daß die einzelnen Artikel mit wissenschaftlicher Tiefe und kirchlicher Correctheit in klarer und verständlicher Darstellung über die Gegenstände der theologischen Erkenntniß orientiren, ohne den Gang der wissenschaftlichen Untersuchung darzulegen und ohne sich in Polemik zu verlieren."

Durchgeht man das in den 2110 Spalten dieses ersten Bandes aufgehäufte Material, so muß man freudig bekennen, daß obiges Programm verwirklicht worden ist. Werden die folgenden Bände, wie es nach den vorliegenden Proben, nach den Namen der daran betheiligten Gelehrten und bei der Umsicht und wissenschaftlichen Erfahrung der Redaction mit vollstem Rechte zu erwarten steht, in gleicher Weise fertiggestellt, so hat das katholische Deutschland ein Werk geliefert, das der Wissenschaft, dem Fleiße und der Eintracht seiner Gelehrten vor aller Welt zum bleibenden Ruhmesdenkmal gereichen wird, und das, ein Bollwerk gegen die Angriffe der Gegner unserer Kirche, eine Fundgrube der vielseitigsten Kenntnisse und Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten der theologischen Wissenschaften, den Katholiken mannigfachen Nutzen, rasche Orientirung, vielseitige Belehrung und Anregung bieten und auch den Gegnern der Kirche Achtung und Anerkennung abnöthigen wird.

Die Vervollkommnung der neuen Bearbeitung ist äußerlich schon dadurch ersichtlich, daß, während in der früheren Ausgabe von Aachen bis

Basel 665 Artikel behandelt waren, die Zahl jetzt auf 1035 gestiegen ist. Sie tritt aber auch bei Vergleichung der einzelnen Artikel zu Tage. Die meisten sind völlig neu gearbeitet, oder doch in einer gründlichen Umarbeitung und einer den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Erweiterung geboten. Jedem Artikel ist der Name des Verfassers beigegeben; dankenswerth sind die Hinweise auf die Quellen und die den betreffenden Gegenstand behandelnde Literatur. Hierdurch sind Mittel und Wege angezeigt, wie man dem Gegenstande, falls Vorliebe, Nutzen oder Zeitlage es erheischt, in erschöpfender Weise nachgehen könne.

Sollen wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen noch Einiges mehr speciell zur Charakteristik und Empfehlung des Werkes hervorheben, so beginnen wir billig mit den dogmatischen Artikeln. Klar und scharf wird das Dogma hingestellt, die Beweise aus Schrift und Tradition präcis und lichtvoll, meistens auch in recht gefälliger Darstellung entwickelt; der Geschichte des Dogmas, d. i. sowohl dem geschichtlichen Nachweise des im Leben der Kirche vorhandenen und sich äußernden Dogmas als auch mehrmals dem wissenschaftlichen Entwicklungsgange der Dogmatik, ist gebührend Rechnung getragen; man vergleiche z. B. die Artikel: Ablaß, Abendmahlsstreitigkeiten, Aemter Christi, Altarssacrament, Auferstehung des Fleisches u. a. — Recht zahlreich und trefflich sind die auf die hl. Schrift bezüglichen Artikel. Die biblischen Eigennamen sind mit großer Sorgfalt registrirt; das auf biblische Archäologie und Geographie Bezügliche wird mit Benützung der neuesten ägyptologischen und assyriologischen Forschungen geboten; einige Fragen der biblischen Einleitungswissenschaft finden eine gründliche Besprechung; man vergleiche z. B. Adam, Ägypten (das biblische), Äthiopien, Apocalypse, Apostelgeschichte, Assyrien, Babylonien, Baruch u. a. Auch in den zu der Moral und dem kanonischen Rechte gehörigen Artikeln macht sich nach Feststellung des Begriffes und der Lehre die geschichtliche Darstellung der Entwicklung und Ausbildung eines Gebrauches, eines kirchlichen Verhältnisses, einer Vorschrift in übersichtlicher Weise geltend; vgl. Almosen, Almosenier, Almosenprediger — Aberglaube, Amulet, Amortisation, Apiarius und die afrikanischen Appellationen, Appellatio tamquam ab abusu, Archidiacon, Audientia Episcoporum, Auditores, Bann, Bannum; — kirchliches Leben und kirchliche Sitten schildern u. a. die Artikel Akademien, Armenpflege, Bart. Der kirchlichen Archäologie, einer Wissenschaft, die in den letzten Jahren durch die umfassendsten Nachforschungen und glücklichsten Funde einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat, wird gegebenen Falles die gebührende Aufmerksamkeit gezollt; Zeuge dessen sind u. A. die Artikel Altar, Albe, Ampullen, Antipendien, Aufbewahrung der hl. Eucharistie. Auch in den auf Liturgik bezüglichen Artikeln begegnet man neben den liturgischen Erklärungen und Erörterungen historischen Ausblicken auf Entstehung, allmähliche Fortbildung oder Umbildung, — Angaben, die für die Würdigung, resp. Vertheidigung kirchlicher Ceremonien und Gebräuche sicher werthvoll sind; man lese z. B. Anaphora, Angelus Domini, Angstläuten, Anniversarium, Antiphon, Antiphonarium, Asperges me, Aussetzung

des Allerheiligsten. Durch zahlreiche und oft recht in's Detail eingehende Artikel ist die Kirchengeschichte, die Statistik und die Ketzergeschichte vertreten. Die Patriarchate und Bischofssitze werden sorgfältig berücksichtigt; die Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums, die kirchlichen Synoden, die Concilien, die sittlich-religiösen Zustände bestimmter Perioden werden dabei ziemlich ausführlich in den Kreis der Erwägung gezogen. Man schlage z. B. die betreffenden Ländernamen nach: Ägypten, Äthiopien, Armenien, Arabien; besonders reich an statistischen Notizen sind die Artikel Afrika, Amerika, Asien, Australien, so daß hier und anderwärtig eine reiche Kenntniß der kirchlichen Gegenwart vermittelt wird. Die an einzelne Städte, z. B. Arles, Armagh, Avignon, Bamberg, Basel u. dgl. sich anknüpfenden kirchlichen und geschichtlichen Erinnerungen und Thatsachen finden sich sorgfältig und mit der Genauigkeit der Einzelforschung registrirt. Einzelnes davon, z. B. Augsburg mit 25 Spalten und dazu noch vier Spalten Augsburger Synoden und acht weitere für A. Confession und Religionsfriede (und dabei ist das Augsburger Interim noch nicht besprochen, sondern wird s. v. Interim später abgehandelt werden) dürfte doch mit Rücksicht auf den Zweck des Kirchenlexikons und der sonstigen Vertheilung und Behandlung des Stoffes unverhältnißmäßig ausführlich sein. Die Ketzergeschichte ist gleichfalls durch übersichtliche, klare und reichhaltige Artikel vertreten; man sehe z. B. Adoptianismus, Antitrinitarier, Apelles, Aphthartodoketen, Apollinaris, Apostoliker, Appellanten, Bajus u. s. f. — Ein Vorzug des Werkes ist es zweifelsohne auch, daß die biographischen Artikel so reichlich eingestreut sind und namentlich über eine große Anzahl von Schriftstellern in den verschiedenen Zweigen kirchlicher Wissenschaft Aufschluß ertheilt wird mit beigefügter kurzer Charakteristik und Angabe der hauptsächlichsten Werke. Man vergleiche z. B. die 7 Adalbert, 6 Acacius, 6 Adam, 5 Ägidius, 7 Agricola, 8 Alanus, 11 Albert, 28 Alexander, 16 Anastasius, 10 Andreas, 8 Antiochus, 9 Antonius, 7 Aquaviva u. s. f. oder die Artikel Bannez, Baronius u. dgl. Die Geschichte der kirchlichen Orden und frommen Genossenschaften ist gleichfalls in einer Reihe von genau gearbeiteten Artikeln vertreten; man sehe z. B. Andechs, ewige Anbetung, Annunciaten, Arbeiter (Congregatio piorum operariorum), Augustiner u. s. f.

Besondere Erwähnung verdienen noch jene Abhandlungen, die für Darstellung und Würdigung der mittelalterlichen Schulen, der Philosophie und ihrer Methode von Bedeutung sind, indem sie die aristotelische Philosophie und deren Bearbeitung bei den Arabern besprechen; so z. B. die Artikel Aristoteles, Averroismus, Avicenna, Avicebron, Arabische Philosophie und Theologie.

Diese kurze Übersicht zeigt wohl zur Genüge die Reichhaltigkeit des Kirchenlexikons. Man muß Dr. Kaulen beistimmen, wenn er im Vorwort es ausspricht, daß der vorliegende Band durchgängig die Ergebnisse ernster und gewissenhafter Forschung darbietet und die theologische Wissenschaft durch eine Menge bisher ungedruckter Aufschlüsse bereichert. Dabei wird es keinem billig Denkenden befremdlich vorkommen, daß nicht alle Artikel auf die gleiche

Vollkommenheit und Vollständigkeit Anspruch erheben können. Die Gleichmäßigkeit der Behandlung hätte, scheint es, erfordert, daß z. B. auch bei Abstinenz etwas näher auf die geschichtliche Seite der Entwicklung und Darstellung dieser Übung und Vorschrift eingegangen würde, wie dieses sonst bei dergleichen Fragen zu geschehen pflegt, indem kirchliche Feste und Gepflogenheiten in ihrer geschichtlichen Genesis und Weiterbildung geschildert oder wenigstens skizzirt werden; man vergleiche z. B. Advent, Allerheiligen. Nun, vielleicht ist diese Seite für den Artikel Fasten zurückgelegt oder in Aussicht genommen worden. Bei der sonst in strittigen Punkten eingehaltenen Methode, den Leser gut zu orientiren und das Strittige von dem Sicheren und zweifellos Angenommenen zu sondern, fällt es z. B. auf, daß in dem Artikel Abendmahl einiges, was doch nicht sicher ermittelt werden kann, ohne alle Andeutung wie eine ausgemachte Sache vorgetragen wird.

Trotz der Bemerkung des Vorwortes, eine Reihe von Artikeln der ersten Auflage sei weggelassen worden, weil ihr Inhalt in keine Beziehung zu dem Zwecke einer theologischen Encyklopädie habe gebracht werden können, findet sich noch das Eine oder Andere, dessen Berechtigung für ein theologisches Lexikon dem Referenten zweifelhaft erscheint; so der größte Theil des Artikels Arabische Sprache und Literatur; auch dürfte es scheinen, daß es des Guten zu viel sei, wenn z. B. fast zwei volle Spalten zur Aufzählung all der literarischen Erzeugnisse Amerbachs verwendet werden, und über zwei Spalten für die von Barth. Arnoldi, und über drei für die langathmigen Titel der Schriften des Augustinus von Alveldt; die evangelische Allianz mit sechs Spalten und namentlich den im Ausgeistern begriffenen Altkatholicismus, diese bedauernswerthe byzantinische Erscheinung der Gegenwart, gar mit 18 Spalten zu beehren, ist viel zu viel Respect. Doch Referent will nicht tadeln; er denkt, man könne sich hier wohl bei dem quod abundat, non vitiat beruhigen, und dem Herrn Redacteur zustimmen, der im Vorwort sich äußert: „Wenn das Programm insofern nicht ganz eingehalten erscheint, als einzelne Artikel eine verhältnißmäßig zu große Ausdehnung erhalten haben, so kann hierfür die Tüchtigkeit der aufgenommenen Artikel entschädigen.“

Das Erscheinen des katholischen Kirchenlexikons ladet von selbst dazu ein, einen Vergleich mit dem ähnlichen Unternehmen auf protestantischer Seite, der „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, in zweiter durchgängig verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von Dr. J. J. Herzog und Dr. G. L. Plitt“, anzustellen. Beide Unternehmen haben ja insofern schon etwas Zusammengehöriges, als das katholische Lexikon nicht nur den Anlaß gab zu einem ähnlichen Unternehmen auf protestantischer Seite, sondern auch die erste Auflage des protestantischen in manchen Artikeln nur als eine Bearbeitung und starke Ausschreibung des katholischen Werkes sich darstellte, ja mehrmals als einfache Herübernahme von ganzen Artikeln, natürlich mit Verschweigung der Quelle; die Belege sehe man Hist.-pol. Blätter 1875, II. Bd. S. 264 u. f. und in der die protestantische Real-Encyklopädie und andere polemische Schriften der Protestanten nach verschiedenen Seiten hin beleuchtenden Schrift: Pro-

testantische Polemik gegen die katholische Kirche, von Heinrich von der Clana. Herder, Freiburg 1874, besonders S. 163 u. ff. Von beiden Unternehmungen wird jetzt die zweite Auflage ausgegeben; nur erschien von dem protestantischen der erste Band bereits 1877, der zweite 1878 u. s. f.

Referent hat ziemlich eingehend diesen Vergleich angestellt und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß das katholische Lexikon in der Zahl der aufgenommenen Artikel, in der Methode der Behandlung, in der wissenschaftlichen Reichhaltigkeit und Gediegenheit der bei weitem meisten Artikel des ersten Bandes weitaus dem protestantischen überlegen ist. Zur Begründung dieses Urtheiles mag kurz Folgendes dienen.

In Betreff der Zahl der aufgenommenen Artikel hat Referent durch genaue Vergleichung gefunden, daß bloß unter A das katholische Lexikon 563 Artikel mehr hat, die man in der zweiten Auflage des protestantischen vergebens sucht (die Verweisungen beiderseits nicht gerechnet); dagegen weist das protestantische nur 20 Artikel auf, die im katholischen sich nicht finden [1], weil sie für dasselbe keine Bedeutung haben. Letzteres kann aber nicht zu Gunsten des protestantischen gesagt werden. Es fällt auf, daß in demselben so viele biblische Namen fehlen. Die Auswahl aus der Kirchengeschichte scheint so ziemlich ohne Plan geschehen zu sein, da sich zwar manche Namen finden, andere aber, die ebenso bedeutend sind, in großer Anzahl vermißt werden.

Das katholische Lexikon z. B. behandelt 6 Acacius, das protestantische 3; das katholische 6 Adam, das protestantische 2; das katholische 7 Adalbert, das protestantische 3; das katholische 5 Ägidius, das protestantische 2; das katholische 7 Agricola, das protestantische 1; das katholische 8 Alanus, das protestantische 3; das katholische behandelt 3 Alber (protestantische Theologen), während das protestantische nur 2 aufführt; das katholische bietet 11 Albert, das protestantische 2; das katholische bespricht 28 Alexander, das protestantische 13; das katholische 3 Amadeus, das protestantische 1; das katholische 5 Ambrosius, das protestantische 2; das katholische 16 Anastasius, das protestantische 6; das katholische 10 Andreas, das protestantische 1; das katholische 9 Antonius, das protestantische 2; das katholische 4 Antoniusorden, das protestantische 1; das katholische 7 Aquaviva, die Cardinäle waren, das protestantische gar keinen; das katholische 3 Arno, das protestantische 1; das katholische 4 Arnulf, das protestantische 1; u. dgl. Vieles. Unter anderen fehlen die Artikel: Accommodationsstreit, Adoption, Adventisten, Aelia Capitolina, Afrika, Afrikanische Synoden, Alexandrinische Synoden, Alexandristen, Almosen, Amana, Ambrosianer, Amerika, Aristarchus, Aristides, Aristoteles, Armuth, organische Artikel, Arundel u. s. f.

Das katholische Lexikon behandelt sogar einige protestantische Theologen, die man im protestantischen umsonst sucht: so außer dem schon erwähnten

[1] Z. B. Abhängigkeitsgefühl, Joh. B. Albertini, Bischof der evangelischen Brüderkirche; Alesius, Alsted, Altenstein, Althamar, Alting, Amesius, Ancillon, Andacht, Anton Paul, Arnold Thomas und Nikolaus, As, Asseburg u. dgl. — In welchem Geiste mehrmals die katholischen Heiligen besprochen werden, sehe man z. B. bei Agatha: „Gelebt also hat die hl. Agatha schwerlich, aber darum ist ihre Wirksamkeit doch eine bedeutende, besonders in Süditalien und Sicilien.“

Justus Alber den reformirten Exegeten Amama, den Prediger und Polemiker Aubertin. Andere Artikel, die in beiden Lexicis vorliegen, sind bei weitem erschöpfender und allseitiger im katholischen behandelt. Der Artikel Adiaphora z. B. ist im protestantischen recht dürftig; hier und anderswo (z. B. bei Ärgerniß) rächt sich namentlich für die speculative Erörterung das vornehme protestantische Ignoriren der gesammten katholischen Wissenschaft der Vorzeit. Beim Artikel Almosenier fängt das katholische in der geschichtlichen Darlegung mit dem 6. Jahrhundert an, das protestantische mit dem 13.; jenes bietet über 2 Spalten, dieses 7½ Zeilen. Die Aloger macht das protestantische in 6 Zeilen ab, das katholische gibt eine fast 2 Spalten füllende Darlegung. Der Artikel Antinomismus ist im katholischen viel tiefer und allseitiger gefaßt, als im protestantischen; dergleichen springt auch bei den Artikeln Alamannen (Alemannen), Apostoliker, Archidiakon, Archipresbyter u. a. in die Augen; dem Anathem und seiner geschichtlichen Darstellung widmet das katholische 4 Spalten, das protestantische ⅓ Seite u. dergl. m. Selten ist, daß bei Artikeln, welche für die Katholiken unmittelbares Interesse haben, die positiven (patristischen) Nachweise zahlreicher im protestantischen als im katholischen Lexikon gegeben werden; einzelne sectirerische Erscheinungen werden im protestantischen ausführlicher dargelegt; vgl. z. B. Apokatastasis.

Das katholische Lexikon ist ein sprechender Beweis der Einheit der Lehre in der katholischen Kirche; hier ist Christi Gebet, das er vor seinem Hingange zum Vater so dringend aussprach, und der Wunsch seines Herzens: ut sint unum, erfüllt; in den Dogmen herrscht bei den katholischen Gelehrten auf dem ganzen Erdenrunde Einheit und Einhelligkeit — ein erhebendes Schauspiel, wohl geeignet, die von der kirchlichen Einheit Getrennten zum Nachdenken aufzufordern, besonders der protestantischen Zerrissenheit gegenüber, die sich so klaffend selbst in den Fundamentalartikeln des Glaubens darstellt. Diese Zerrissenheit und Uneinigkeit — dieses Merkmal des Protestantismus, wie überhaupt des Abfalles von der einen, unveränderlichen Wahrheit — trägt das protestantische Unternehmen unverhohlen an der Stirne. Schon im Vorwort wird es ausgesprochen, daß in Folge der confessionellen Gegensätze innerhalb des Protestantismus für einzelne Materien, z. B. Abendmahl, Parallelartikel aufgestellt werden sollen. Und so finden wir es auch. Diese Parallelartikel beim Abendmahl stellen nun ganz entgegengesetzte Lehren auf; der eine verwirft, was der andere lehrt! Armer Protestant, der nun die Lehre Christi suchen will, und der weiß, daß Christus die Einheit in der Lehre für die Seinigen wollte und erflehte! Wahrlich, Christus hat mit diesem Plan das denkbar größte Fiasko gemacht, wenn der Protestantismus die Kirche Christi ist. Und doch sieht der Protestantismus in den confessionellen Gegensätzen innerhalb seiner selbst, d. h. in der gegenseitigen Läugnung und Zerstörung der Grundlehren „lediglich die reiche Entwicklung unserer (protestantischen) Theologie bezeugt“, wie es uns das Vorwort lehrt.

Das katholische Lexikon gebraucht den Andersgläubigen gegenüber eine ruhige, objective Sprache, voll Milde, Schonung, Würde. Beim protestan-

tischen ist das an vielen Stellen nicht der Fall uns Katholiken gegenüber. Auf dieses bereitet uns schon das Vorwort vor: „Je größer der Aufschwung ist, den in unseren Tagen der Katholicismus zu nehmen versucht, desto nöthiger ist es für Protestanten, denselben genau kennen zu lernen und auf ihn in echt protestantischem Geiste den Schriftbeweis, sowie den historischen Beweis anzuwenden", ja in echt protestantischem Geiste! Sehen wir uns in einigen Beispielen diesen echt protestantischen Geist an.

So „genau" lernt man den Katholicismus kennen, daß man in der katholischen Lehre von der Eucharistie die „katholische Creaturvergötterung enthalten" findet (S. 39); beim „Abendmahl" findet es der echt protestantische Geist nicht angezeigt, obgleich das Programm den historischen Beweis anzuwenden verspricht, den Lesern auch etwas über die so klare und so vielfach belegte Lehre des ganzen kirchlichen Alterthums zu sagen; die Arbeiten von G. Bickell über Paschafeier und Messe werden natürlich, wie das Meiste aus katholischer Literatur, ignorirt. S. 260 läßt sich „der allzeit bereite Klopffechter Cochläus auf Erfordern und Bezahlung der herrschenden Partei" gegen einen Sectirer vernehmen; Cardinal Allen ist „fanatisch"; seine Schriften „athmen leidenschaftlichen Geist und wurden immer trotziger"; „seine unpatriotische Feindseligkeit, seine landesverrätherische Gesinnung wurde von allen Engländern, Katholiken wie Protestanten, verabscheut". Davon, daß Albrecht, der abtrünnige Hochmeister und erste Herzog von Preußen, ein heuchlerisches Doppelspiel trieb und Versicherungen über seine Ergebenheit an den Papst und die katholische Kirche verbreitete, während er zur selben Zeit den Abfall plante, erfährt der Leser des protestantischen Lexikons nichts; dagegen wird ihm mitgetheilt, daß der päpstliche Legat Aleander „ein ziemlich anstößiges Leben geführt zu haben scheint". Letzteres ist nichts weniger als erwiesen; v. Hefele schreibt, daß diese Verdächtigungen, die man protestantischerseits gegen ihn vorbringt, „alles Fundaments entbehren". Aber Albrechts Heuchelei und Trug ist sonnenklar bewiesen! S. 305 erfährt der gutmüthige protestantische Leser, daß die Anhänger des Ignatius von Loyola „mystisch-quietistische Lehren verbreiteten"; S. 309 wird er über das christliche Alterthum belehrt, daß die Cautel, mit der Augustinus die Feier der Gedächtnißtage der Martyrer rechtfertigt (nicht ihnen, sondern Gott bringe man das Opfer dar), „freilich je länger, desto weniger stattfand". Droste von Vischering heißt „dieser störrige, dem Interesse der Wissenschaft durchaus entfremdete und selbst der conventionellen Form der Bildung abgeneigte Prälat" (S. 317). Weil Amalarius in der Lehre von der Eucharistie die Wesensverwandlung vorträgt, d. h. die katholische Lehre ausspricht, „huldigt er in der Lehre vom Abendmahle dem herrschenden Aberglauben ziemlich stark" (S. 322). Der „echt protestantische Geist", in dem nach dem Vorwort der historische Beweis auf den Katholicismus angewendet wird, tritt besonders bei Besprechung der Häresien hervor. Die Katharer und Andere bekämpfen „in tiefem Ernste" das Papstthum als den Antichrist (S. 449); ja S. 699 erfährt der protestantische Leser als Grundsatz für die kirchenhistorische Wissenschaft, daß „gerade durch die Geschichte der sogenannten Ketzer evangelisches

Leben auch in den dunkelsten Jahrhunderten der katholischen Kirche nachgewiesen werde". Kein Wunder demnach, daß Erscheinungen, wie die eines Arnold von Brescia, dem „echt protestantischen Geiste" so sympathisch sind; wer gegen die Kirche auftritt, ist dadurch allein schon wenigstens zu entschuldigen, ja zu loben, während einem hl. Bernhard z. B. unlautere Motive, Entstellungen, absichtliche Irreführung Anderer u. dgl. zur Last gelegt werden (vgl. S. 695). Der alte Ketzer Apollinaris wird gelobt; „seine Theorie hat Blößen, Lücken und Widersprüche der unter den Nicänern sich bildenden Lehre aufgedeckt" (S. 530); keiner von den Kirchenvätern und kirchlichen Lehrern „hat den Haupteinwurf des Apollinaris widerlegt; entweder gehen sie nicht gehörig darauf ein, oder sie geben sich in ihrer Widerlegung die größten Blößen" (S. 534).

Letzteres Beispiel zeigt schon an einem concreten Falle, wie es zu verstehen ist, wenn es in dem Vorwort der protestantischen Real-Encyklopädie heißt: „Was die einzelnen Artikel betrifft, so gibt die Darstellung den Punkt an, bis zu welchem die wissenschaftliche Forschung gegenwärtig fortgeschritten ist." Wir fügen noch einige Proben der „wissenschaftlichen Forschung" des protestantischen Lexikons bei: auf die Aussage von Paolo Sarpi hin wird Arcimboldi geschmäht, daß er namentlich in Lübeck „sein Geschäft als Ablaßprediger mit dem Geschick eines vollendeten genuesischen Kaufmanns trieb, aber auch den Eindruck ärgerlicher Erpressung und ungeistlicher Üppigkeit zurückließ"; S. 745 erfahren wir, daß der hl. Athanasius die subordinatianische Vorstellung nicht überwinden konnte; daß vor ihm ein emanatistischer Gottesbegriff herrschte, d. h. die Vorstellung von einem zur Welt hin sich aufschließenden, aber dabei verendlichenden Gotte; von diesem Gottesbegriff strebt nun Athanasius loszukommen. Merkwürdiges bringt die „wissenschaftliche Forschung" auch über den hl. Augustin; er hat den Pelagianismus nicht völlig überwunden; es steckt in seiner Auffassung selbst etwas Pelagianisches; er neigt zu pantheistischen Sätzen hin; ein anderes Mal bekundet er deistische Neigung; denn, indem er die Kirche und den sie repräsentirenden Priesterstand als Mittler zwischen Gott und den Menschen ansieht, muß er die unmittelbare Wirksamkeit Gottes in dem Einzelnen läugnen. „Augustinus ist in seiner zum Pantheismus neigenden Mystik und in seinem kirchlichen Deismus die Grundsäule der mittelalterlichen römischen Kirche" (S. 793; vgl. S. 788 u. f.), aber „den römischen Primat hat er keineswegs anerkannt" (S. 794). Die Wahrheit über Augustinus' Lehre finden wir im katholischen Lexikon: „seine echt katholische Gesinnung hat er in seinen Äußerungen über Tradition und Schrift, die nur nach der kirchlichen Glaubensregel ausgelegt werden dürfe, über die Auctorität der Kirche und des römischen Stuhles ausgesprochen." Ferner belehrt das protestantische Unternehmen die Leser über die „augustinischen Grundanschauungen von der völligen Verderbniß des Menschen durch die Erbsünde, der absoluten Unfreiheit des gefallenen Menschen zum Guten und von der schlechterdings unbedingten und unwiderstehlich wirkenden Gnade" (II. S. 67). Die wahre augustinische Lehre kann man im katholischen Lexikon nachlesen. — Angesichts der über

Australien gebotenen statistischen Nachweise, wie sie in der katholischen Encyklopädie gegeben sind, kann man auch die dreiste Behauptung der protestantischen beurtheilen: „die römische Kirche bleibt in den australischen Kolonieen unpopulär" (II. S. 18).

Doch scheiden wir nicht von diesem Theile der protestantischen Real-Encyklopädie, ohne noch ein oder zwei dankenswerthe Zugeständnisse zu verzeichnen: S. 303 lesen wir, daß namentlich durch Gregor d. Gr. († 604) die Lehre vom Fegfeuer allgemein Eingang gefunden —; also ein neuer Beleg, wie alt die „päpstlichen Irrlehren" sind, gegen die die Reformatoren „im heiligen Zorn aufflammten" und „Zeugniß ablegten"! S. 771 heißt es: „Die Stoffe der Revolution lagen allenthalben, wo die Aufklärung zur Herrschaft gekommen war." Nach derselben S. 771 ist die Theologie der Aufklärung der Rationalismus, als dessen Hauptrepräsentanten ebendaselbst protestantische Theologen aufgezählt werden. Das heißt denn doch mit anderen Worten: der Protestantismus hat die Revolution geboren und erzogen. War es nach diesem Bekenntnisse der protestantischen Real-Encyklopädie so nothwendig, sich über Leo XIII. zu erhitzen, daß er die Revolution auf die gleiche Quelle zurückführte?

Überblicken wir den ersten Band der neuen Bearbeitung des katholischen Kirchenlexikons entweder für sich allein betrachtet, oder im Vergleich mit der protestantischen Real-Encyklopädie, so können wir das Unternehmen und die Ausführung nur freudig begrüßen. Es bleibt nur zu wünschen, daß die folgenden Bände, in derselben Weise ausgearbeitet, bald erscheinen möchten. Das Vorwort läßt uns das hoffen, und bei der anerkannten Rührigkeit des Herrn Verlegers und der Thätigkeit und hingebenden Opferwilligkeit des Herrn Redacteurs ist zu erwarten, daß jene Aussicht nicht getäuscht werde. Erwähnung verdient noch, daß bereits ein Register über alle diejenigen Materien, die nicht unter eigenen Schlagwörtern vorkommen, in Vorbereitung ist; es soll gleichzeitig mit dem Schlusse des letzten Bandes gedruckt werden. Wird dieses Generalregister, wie nicht anders zu erwarten steht, sorgfältig angefertigt und bei den Citaten möglichst fehlerfrei gedruckt, so wird die Brauchbarkeit des Nachschlagebuches bedeutend erhöht und sind die reichen Schätze des Wissens, welche so viele und namhafte Gelehrte Deutschlands in einträchtigem Zusammenwirken zum Besten der Kirche und zur Förderung der wahren Wissenschaft und zur Verbreitung und zum Siege der Wahrheit in diesem schönen und großartigen Werke aufspeichern helfen, Jedem leicht zugänglich und zur eigenen Belehrung oder zur Abwehr von Angriffen gegen Wahrheit und Kirche leicht benützbar. Man muß dem Herrn Redacteur danken, daß er zeitig für dieses Register Sorge trägt. Bei der ersten Auflage erschien der letzte Band 1856, und das Generalregister erst 1860.

Hat die erste Auflage eine freudige Aufnahme gefunden und des Nutzens viel gestiftet, so kann der neuen Bearbeitung sicher ein noch günstigeres Prognostikon gestellt werden. Bei dem lebhaften Interesse, das in unserer Zeit alle Schichten der Gesellschaft gerade auch in religiösen und kirchlichen Fragen bewegt, ist es gewiß keine bloße abgegriffene Phrase, wenn man sagt, ein

solches Nachschlagebuch sei den Geistlichen sowohl als den gebildeten Laien unentbehrlich. Wir rufen dem verdienten Herrn Redacteur, dem rührigen Herrn Verleger und all den gelehrten Theilnehmern ein kräftiges „Glück auf" zu; möge nur die Arbeit frisch und fröhlich, rüstig und tüchtig voranschreiten!

J. **Knabenbauer** S. J.

Die Größe der Schöpfung. Zwei Vorträge, gehalten vor der Tiberinischen Akademie zu Rom von P. **Angelo Secchi.** Aus dem Italienischen übertragen u. s. w. von Karl Güttler. 8⁰. 50 S. Leipzig, E. Bidder, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Die ungläubige Naturwissenschaft unserer Tage pflegt mit einer so souveränen Frechheit aufzutreten, Hypothesen als Thesen, Ahnungen als Gewißheiten, Schwindeleien als Beobachtungen zu proclamiren, daß sich leider Gottes nur zu viele Katholiken hierdurch einschüchtern lassen. Wir können deßhalb Herrn Güttler nicht genug danken, daß er diese beiden Vorträge, gleichsam das Testament eines der größten Naturforscher dieses Jahrhunderts, durch eine treffliche Übersetzung Jedermann zugänglich gemacht hat. Möchten sie nur recht allgemein gelesen, gewürdigt und beherzigt werden! Da haben wir auch einen Naturforscher vor uns, der ein ganzes Menschenleben der aufmerksamsten Naturbetrachtung gewidmet, geforscht, entdeckt, systematisirt und seine Entdeckungen für den praktischen, materiellen Fortschritt verwandt hat — einen modernen Mann, einen Mann des Fortschritts im schönsten Sinne des Wortes. Aber was er in den Sternen geschaut, in den Bewegungen der Wärme und des Lichtes, in dem Zusammenhang der Kräfte beobachtet, aus den verschiedenen Processen animalischen und vegetativen Lebens deducirt, nimmt dem Menschen seine bevorzugte Stellung in der Schöpfung nicht, drängt den persönlichen Gott nicht aus dem Weltall hinaus, bestreitet keine der Wahrheiten, deren wir durch göttliche Offenbarung gewiß sind. Der I. Vortrag zeichnet die Größe der Schöpfung „in Raum und Zeit", der II. „in den Fundamentalverbindungen des Weltalls". Schlagend weist Secchi in beiden die Charlatanerie nach, welche der moderne Unglaube mit der Naturwissenschaft getrieben, indem sie die Welträthsel mit rein empirischer Forschung zu lösen sich vermaß.

„Der Ursprung der Dinge," so schließt er den ersten Vortrag, „wie ihn die Wissenschaft andeutet, bleibt für uns ein Geheimniß, ein Geheimniß ihre Entwicklung, ihr Ende. Um uns zu verständigen, nennen wir diese Ursachen aus Übereinkommen Kräfte. Diese Kräfte hatten, welches immer ihr Wesen sein mag, einen Anfang; aus sich selbst konnten sie ihn nicht haben, also hatten sie ihn von Auswärts, d. h. sie erhielten ihn von dem allein Seienden, von Ihm, der allein ist, aus eigener Kraft und Nothwendigkeit.... Wir müssen in dieser fortlaufenden Kette durchaus bis zu jenem ersten Ringe zurückgehen, der am Throne Gottes befestigt ist."

An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. Von **Johannes Janssen.** XI u. 227 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 2.20.

Janssens „Geschichte des Deutschen Volkes" hat eine Bewegung hervorgerufen, wie kein anderes katholisches Werk seit vielen Decennien. Vielleicht hat kaum Görres' Athanasius so gezündet und eingeschlagen. Wie bei einem Roman ist Auflage nach Auflage gefolgt. Das Buch ist sogar in die Berliner Leihbibliotheken gedrungen. Außer den historischen Fachblättern nahmen nicht nur die allgemeinen Literaturzeitschriften Notiz davon, sondern auch die übrige periodische Presse, bis in die kleineren Tagesblätter hinab. So frei sich der Verfasser in Inhalt und Form von aller Polemik, von aller Subjectivität, von jedem verletzenden Ausdruck hielt, wurde es doch gleich nach Erscheinen des zweiten Bandes als gefährlich denuncirt. Die begeisterten Lobsprüche, welche das Culturgemälde des ersten Bandes begrüßt hatten, dämpften sich und machten banger Scheu Platz. Nachdem aber der dritte Band Luthers Bild im Rahmen der Zeitgeschichte vollendet hatte, brach ein dumpfes Murmeln der Entrüstung los. Einzelne Stimmen warnten, drohten, riefen zum Kampf. Erst in längeren Pausen zeigten sich endlich Geharnischte, sowohl in älterer, als in moderner Rüstung, und der friedsame Verfasser sah sich genöthigt, eine Lanze mit ihnen zu brechen, wenn er nicht die Früchte seiner langjährigen Studien den bald gesattelten Einwürfen kampfgewohnter Streiter preisgeben wollte. Auch im Kampfe verläugnete er indeß seinen friedlichen, liebevollen Charakter nicht. Er hat den Angriff mit größerer Schonung zurückgewiesen, als die Angreifenden es verdienten, aber zugleich mit solchem Geschick und solchem Nachdruck, daß selbst manche seiner Gegner ihm einen entschiedenen Sieg zugestanden haben. Wie das Geschichtswerk Janssens, ist auch die Antwort an seine Kritiker bereits in die weitesten Kreise gedrungen und hat sogar einem protestantischen Organ das Geständniß entlockt, daß Ebrards Angriff ein verfehlter gewesen und daß nur der „leider" verstorbene Plitt den katholischen Historiker gründlich hätte widerlegen können.

Von den drei Streitern, welche den Reigen führten, ist der Consistorialrath Dr. A u g u s t E b r a r d in Erlangen wohl persönlich der merkwürdigste. Er steht schon in den Sechzigen und hat ein Stück Geschichte hinter sich. Als Reformirter hat er eigentlich nie völlig Luther gehuldigt. Auch Zwingli's und Calvins Lehre hat er in den wichtigsten Punkten verlassen, und sich mit Resten davon eine eigene Theologie gebaut. Nahezu vierzig Jahre steht er für „sein" Christenthum auf dem Kampfplatz und hat es gegen Strauß und gegen die Lutheraner, gegen Ronge und gegen Alexander Schweizer, gegen Anglikaner und Methodisten, gegen Darwin und gegen den Papst zu vertheidigen gesucht. Er gehört nicht zur Zahl jener Theologen, die sich in einförmiger Pendelschwingung zwischen Lehrstuhl und Kanzel bewegen; er hat vielmehr die ungeheure Wichtigkeit der leichteren Tagespresse erkannt und es nicht unter seiner Würde gehalten, belletristisch thätig zu sein. Er hat ein „Leben in Liedern"

herausgegeben, mehrere Dramen verfaßt, ein „System der musikalischen Akustik“ aufgestellt, das bayerische Heer-Ergänzungsgesetz beleuchtet, Shakespeare commentirt und die „christliche“ Unterhaltungslectüre mit Erzählungen bereichert. Das ging aber nur so nebenher. Als Professor und Gelehrter beschäftigte sich Ebrard mit allen Zweigen der theoretischen und praktischen Theologie und veröffentlichte eine Menge mehrbändiger Werke. Er schrieb u. A. eine „wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte“, die in dritter Auflage erschien, eine „Geschichte der iro-schottischen Missionskirche“, eine „christliche Dogmatik“, eine „praktische Theologie“, eine vierbändige „Kirchen- und Dogmen-Geschichte“ und endlich eine umfangreiche „Apologetik“.

Die inneren Spaltungen des deutschen Protestantismus hat er in reichem Maße erfahren. Als junger Gelehrter sah er sich dem Christusläugner David Strauß gegenübergestellt, der zwar damals die letzten Consequenzen freier Kritik noch nicht gezogen, aber doch die Wunder und den göttlichen Charakter des Neuen Testaments unbarmherzig angegriffen und von Christus nichts als einen edeln jüdischen Revolutionsmann übrig gelassen hatte. Es gereicht Ebrard zur höchsten Ehre, daß er als Kämpfer für das positive Christenthum nach Zürich berufen wurde und gegen den Christusläugner Strauß alle Kräfte aufbot, die ihm zu Gebote standen. Daß es ihm nicht gelungen ist, die Mehrheit des Zürichervolks in jenem Glaubenseifer zu erhalten, der einst Strauß und die ihm ergebene Regierung zur Flucht nöthigte, kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Die weitere Entwicklung der deutschen Wissenschaft, der politische Sieg des Liberalismus in der Schweiz und die innere Zersplitterung der Protestanten trägt hieran die größte Schuld.

Als Consistorialrath in Speyer (1853—1861) bot Ebrard allen Scharfsinn und alle Liebe auf, um die Spaltung zu heilen, welche in der Pfalz die „evangelischen“ und die „lutherischen“ Christen auseinanderhielt. Es gelang ihm, in der sog. „Variata“ einen künstlichen Leim zu finden, der die immer mehr vom Unglauben bedrohten Einzelconfessionen zu einem nothdürftigen Unionsbekenntniß zusammenkittete. Aber ein in diesem Sinne ausgearbeitetes Kirchengesangbuch fand den heftigsten Widerstand, der Kitt ging wieder auseinander; Ebrard kehrte nach Erlangen zurück, und überließ die Streitenden ihrem Schicksal. Seine „christliche Dogmatik“ erschien nun zum zweiten Mal; ihr folgte bald die weitschichtige „Kirchen- und Dogmengeschichte“. Die Theologie, welche er darin entwickelt, ist in ihrem innersten Charakter eine Vermittlungs-Theologie, welche die noch gläubigen protestantischen Genossenschaften mit einander zu versöhnen sucht, um sich vereint der katholischen Lehre, wie des modernen Unglaubens zu erwehren. Die unberechenbare Elasticität, welche das Princip der freien Forschung gewährt, ermöglichte es ihm, über die tiefgehendste Ursache des Haders, den Mangel einer verbindlichen kirchlichen Lehrgewalt, ohne ernstere Betrachtungen und Schlußfolgerungen hinwegzugehen. Seine Widersacher hatten ihren Christus, er den seinigen. Die Widersprüche des auseinandergehenden „inneren Zeugnisses“ thaten nichts zur Sache. Mit tiefem Schmerz sah Ebrard den Glauben an Christus und an die Grundwahrheiten des Christenthums von Tag zu Tag mehr aus dem

Bewußtsein des deutschen Volkes schwinden, die Zahl der „Gläubigen" von Millionen auf Tausende herabsinken. Von vornherein überzeugt, daß nur im „Protestantismus" die wahre Religion des Gottessohnes Christi zu finden sei, schloß er seine Augen beherzt und entschieden nach jener Seite hin, wo der moderne Unglaube und die Selbstzersetzung des Christenthums mit den Grundsätzen der sog. Reformatoren und der Entwicklungsgeschichte ihrer Lehre zusammenhängt, und suchte sich nun — wie er meinte, vorurtheilsfrei — von dem Überhandnehmen völliger Glaubenslosigkeit Rechenschaft zu geben. Als gläubiger Christ ging er auf jene dämonischen Einflüsse zurück, welche das Reich Jesu Christi von Anfang an bestreiten; als protestantischer Apologet aber glaubte er die mächtigsten Bundesgenossen des Teufels in der verderbten menschlichen Vernunft und in der katholischen Kirche (!!) zu finden. Indem sie nach seiner Idee den christlichen Glauben zum Aberglauben verzerrt, drängt sie die an sich schon verderbte, stolze Menschenvernunft zur Verzweiflung an allem Glauben. Mit unbegreiflicher Inconsequenz griff er aus der modernen ungläubigen Bibelkritik und Kirchengeschichte alles auf, was dieselbe an „Rüstzeug" gegen die katholische Kirche zu Felde führte, verwarf aber alle ihre Künste und Errungenschaften, wo sie der Gottheit Jesu Christi, den Wundern und Weissagungen der Bibel zu nahe trat, und kam dann glücklich zu dem haarsträubenden Resultat, das Papstthum zum Bundesgenossen Spinoza's und Voltaire's, Darwins und Häckels zu machen. Mit der ganzen Wuth, von der Ebrard gegen den Teufel selbst beseelt ist, verflucht er den Jesuitenorden als Pest und überhäuft die katholische Kirche mit Schmähungen, die ihresgleichen suchen. Es ist evident, daß er die Jesuiten mehr perhorrescirt, als selbst Strauß und die Encyclopädisten.

Nur wer sein letztes, größeres Werk, die „Apologetik", gelesen hat, kann sich eine Vorstellung von dem glühenden Ingrimm machen, den Janssens Geschichtswerk in ihm hervorrufen mußte. Es war der leibhaftige Antichrist, der vor ihm stand — kein Zweifel! Aber er hatte die polemischen Hörner abgestreift, die dogmatischen Krallen waren nirgends sichtbar. Er hatte sich in einen Engel des Lichtes gehüllt. Er erzählte nur Geschichte, meist nach protestantischen Quellen, mit einem Apparat von historisch-kritischer Erudition, wie er bis dahin nicht dagewesen. Ranke und Döllinger waren sichtlich übertroffen. Die Ruhe und Selbstbeherrschung der Darstellung waren nicht die Wirkung einer künstlichen Mäßigung, sondern einer gewissenhaften, treuen Arbeit von fast dreißig Jahren. Nicht ein katholischer Kritiker, die Helden und Väter des Protestantismus selbst waren es, welche den göttlichen Nimbus ihres Werkes unrettbar zerstörten. Hatte Strauß im Namen des aufgeklärten Deutschland laut bekannt: „Wir sind keine Christen mehr!" so erklärte das Werk von Janssen, durch seine handgreifliche Analogie mit der Gegenwart, weßhalb es so kommen mußte, daß die Schuld nicht am Papstthum, sondern an seinen Gegnern lag. Das packte die Geschichtspragmatik, die sich Ebrard zurechtgestoppelt, in ihrem tiefinnersten Kerne, es vernichtete sie.

Von Luthers Geist angeweht, hätte er den Antichrist und sein Babylon mit allen Flüchen aus Luthers Werken verdonnern mögen. Er rettete kaum

so viel Geistesgegenwart, es nicht zu thun. Das Herz kochte ihm. Aber er besann sich doch — und fand, daß es unklug sein würde, Janssen offen als Pest und dämonische Mißgeburt zu verfluchen, wie er es mit dem Jesuitenorden im ersten Übermuth des Kulturkampfs gethan. Er schlug im heiligen Paulus nach, wie man wohl diesmal den Antichrist auf fashionable Weise loswerden könnte, goß viel Wasser in den Thee und begnügte sich damit, Janssen mit Alexander dem Schmied in Parallele zu stellen und so ganz verblümt, heimlich und höflich dem Satan zu übergeben. So war dem höchsten Zorn einigermaßen Genüge gethan. Schlimmer war es, die stringente historische Beweiskraft der drei Bände zu entnerven. Der Consistorialrath getraute sich des Unterfangens nicht, ohne zuvor durch einen vollständigen Confirmandenunterricht das protestantische Gewissen stich- und kugelfest gemacht zu haben. Dieser Unterricht ist gewandt geschrieben und zeugt von langer Übung, doch dringt er nicht tief, sondern hält sich an die längst bekannten Entstellungen, wodurch schon das Reformationszeitalter die großen katholischen Controversdogmen verzerrte, um in Bekämpfung derselben leichteres Spiel zu haben. Noch viel linkischer und magerer fiel der historische Theil des Angriffs aus. Er war dem Gegner, wie der Sache nicht gewachsen. Gegen eine Stelle, durch die er seinen Luther zu retten suchte, standen zehn und mehr, in welchen der „Reformator" sich selbst kennzeichnete und verurtheilte. Mit Ulrich von Würtemberg und den andern Protectoren des Evangeliums stand es nicht besser. Umsonst suchte Ebrard nach Milderungsgründen, um die rohen Gewaltakte zu entschuldigen, die allüberall die Einführung des reinen Evangeliums bezeichnen. Das äußere, historische Zeugniß läßt es kaum zu, in diesen Aufrührern, Mordbrennern, Bilderstürmern, Vertragsbrüchigen, gewaltsamen Unterdrückern die Anwälte wirklicher Volksfreiheit oder gar Werkzeuge eines göttlichen Waltens zu finden. Der Kritiker sieht sich deßhalb auf der ganzen Linie auf das ihm a priori feststehende innere Zeugniß zurückgedrängt: daß Luther, Zwingli e tutti quanti gottgesandte Männer gewesen sein müssen. So groß war die Fascination dieses „innern Zeugnisses", d. h. einer blinden, fanatischen Verehrung der Reformationshelden, daß Ebrard sogar den Schleier wegriß, den Janssen aus liebevoller Schonung über die dunkelsten Flecken in Zwingli's Leben gezogen hatte und den „Reformator" in dieser seiner tiefsten Entwürdigung mit dem heiligen Paulus zu vergleichen sich unterfing. Um den durchschlagenden Staatsstreich gegen den Cölibat noch fulminanter zu machen, zog er Aeneas Sylvius aus Gieselers Kirchengeschichte an den Haaren herbei und pfropfte seine Anklagen auf unhaltbare Daten. Anstatt in so gewagtem Proceß sich wenigstens in der Form einer gentlemanliken Bescheidenheit und Rücksicht zu befleißen, warf er gegen Janssen mit Ausdrücken, wie „lächerlich" und „armselig" um sich — und doch mußte er sich und den Seinigen kleinlaut gestehen: „Mit den meisten seiner Anführungen hat es jedoch seine Richtigkeit."

Der Mann, mit dessen meisten Anführungen es seine Richtigkeit hatte — und zwar in einem dreibändigen Werke, das Tausende von historischen Einzelheiten aus den entlegensten Documenten zu einer einheitlichen Dar-

stellung verband — mußte einen entschiedenen Vorsprung über den Mann besitzen, der sich für einen kleinen Aufsatz erst einen Schutzwall des „inneren Zeugnisses“ zu errichten gezwungen fühlte. Hätte Janssen nur etwas von dem zelotischen Eifer besessen, der Ebrards Apologetik und gedämpft auch seine „Kritik gegen Janssen“ durchglüht, so hätte ihm die Versuchung nahe gelegen, den Gegner seine Überlegenheit bitter empfinden zu lassen. Zu solchem Eifer ließ er sich jedoch nicht im mindesten hinreißen. Mit größter Ruhe hat er die angegriffenen historischen Stellen seines Werkes, zum Theil aus diesem selbst gerechtfertigt, anderweitige Einwürfe sachlich erwiedert und manche Punkte seines Geschichtswerkes durch eingehendere Erörterung noch tiefer begründet. Daß er in Bezug auf Zwingli aus seiner bisher schonenden Reserve heraustrat und seine Stellung zum Cölibat diesmal schonungslos beleuchtete, hat Ebrard selbst provocirt. Dem Protestanten, der sich nicht mit dem Traum eines „inneren Zeugnisses“ begnügt, muß es klar werden, daß Zwingli und ebenso Luther und ihre fürstlichen Protectoren nicht die geeigneten „Werkzeuge“ waren, eine sittliche Reform in der Kirche zu begründen und daß ihre Zusammenstellung mit dem hl. Paulus wie ein furchtbarer Hohn auf jene Männer, wie eine Lästerung auf den Apostel tönt. Den Confirmandenunterricht, den Ebrard seinen historischen Einwürfen vorausschickte, hat Janssen einer eingehenden theologischen Prüfung unterzogen, die traditionelle Verdrehung der Controversdogmen im Einzelnen nachgewiesen, die tridentinische Lehre klar und bestimmt dagegen gestellt und in einer auch für Protestanten faßlichen Weise erläutert. Die unbilligen Vorwürfe Ebrards hat Janssen sachlich zurückgewiesen. Daß er den Gegner, der ihn in verblümter Weise dem Satan übergeben, nur humoristisch dem Publikum übergab, war eine taktische Wendung, die ihm Niemand verübeln kann.

Auf historischem Gebiet — und auf diesem mußte sich streng genommen die Kritik eines historischen Werkes halten — hat sich Ebrard solche Blößen gegeben, daß es dem Publikum nicht zweifelhaft sein kann, wer von den beiden Kämpfenden die Reformationsgeschichte genauer, umfassender und gründlicher kennt, sie vorurtheilsfreier und objectiver beurtheilt. Schon darin zeigte sich übrigens Schwäche, daß er, nachdem er in Janssen einmal einen Gegner zu erblicken glaubte, ihm nicht auf gleichem Boden, mit gleichen Waffen zu begegnen wagte, sondern gleich von vornherein die Tarnkappe eines inneren Zeugnisses bereit legte, um nöthigenfalls in das Reich des Unsichtbaren und Unfaßbaren zu verduften. Nachdem die protestantische Exegese seit mehr als einem Jahrhundert, ohne alle Ehrfurcht und Scheu, die Bücher des alten und neuen Testamentes in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit, Echtheit, Wahrheit, ganz genau wie jedes andere Buch, historisch-kritisch analysirt hatten, konnte sich der Mann der freien Forschung doch nicht beklagen, wenn einmal ein katholischer Gelehrter kam und die Documente der Reformationsgeschichte — ohne alle Frivolität, mit großer Schonung und tiefem Ernste — auf ihren Goldgehalt prüfte. Nach Ebrard gibt es in Deutschland wenigstens vierundvierzig Millionen, die sich durch kein „inneres Zeugniß“ bewegen lassen, die Lehren und Systeme der Reformatoren auf guten Glauben hinzunehmen.

Sie glauben entweder gar nichts mehr, oder sie verlangen eine zuverlässige Creditive, daß jene Männer eine göttliche Sendung hatten. Wenn eine einfache historische Darstellung ihres Lebens und die Entwicklungsgeschichte ihrer Lehre in den Augen jedes Unbefangenen jene Creditive zu zerstören und unmöglich zu machen scheint, dann darf der Apologet des Christenthums nicht an das „innere Zeugniß" appelliren, er muß dem Historiker als Historiker Rede stehen. Er soll die Thatsachen bestreiten, die jener documentirt, er soll ihm die Lücken nachweisen, die seine Darstellung enthält, er soll beweisen, daß die Thatsachen unrichtig zusammengestellt oder in eine Verbindung gerückt sind, in der sie sich nicht befanden. Er kann aber nicht verlangen, daß der Historiker von vorneherein diese oder jene Persönlichkeit vermöge inneren Zeugnisses mit einem Strahl von Göttlichkeit umgebe und nach dieser künstlichen Beleuchtung die Thatsachen auffasse und erzähle. Luther und Zwingli, Philipp von Hessen und Ulrich von Würtemberg waren sterbliche Menschen, wie Karl V. und der Kanzler Eck. Ebrard soll einmal, mit demselben „Schein" von Objectivität, den er bei Janssen anerkennt, eine Geschichte Luthers und Zwingli's schreiben oder eine Geschichte der gleichzeitigen Päpste, eine Geschichte, die alle unsere bisherigen Anschauungen umzustürzen droht, die uns den Ruf abpreßt: Vielleicht hat der Mann Recht! Wir werden ihn dafür nicht dem Satan übergeben, sondern sein äußeres Zeugniß anerkennen und bei unserer Apologetik in Rechnung ziehen. Aber da ist eben der Graben, über den kein Sprung führt. Es ist nicht ein „Schein" der Objectivität, sondern die Objectivität selbst, welche der Darstellung Janssens jene auffallende Macht über alle Gemüther verliehen hat, die sich nicht durch künstliche Mittel ihrem Eindruck entziehen.

Obwohl kein Professor und kein auf dem großen Forum der Welt schon bekannter Streiter des Herrn, fing es Herr Kawerau, Pfarrer zu Klemzig, doch klüger an, als der Consistorialrath Ebrard. Er sah ein, daß man ein historisches Werk „historisch" unterminiren müsse, daß es auf andere Manier nicht aus der Welt zu schaffen sei. Mit anerkennenswerther Offenheit signalisirte er die „Gefährlichkeit" des Werkes, die Herr Ebrard nur halbverschämt und indirect anzudeuten gewagt, klar und deutlich in ihrem eigentlichen Kern: daß es nämlich „eine Einladung zur Conversion in großartigem Stile" sei. Wenn Janssens Darstellung wahr wäre, dann, gibt er hiermit ziemlich deutlich zu verstehen, brauchte man nicht mehr viel zu deliberiren, man müßte dann entschieden katholisch werden. Aber, so tröstet er sich und seine Schäflein, wir können getrost protestantisch bleiben: Janssens Objectivität ist nur eine scheinbare — bloßer „Sirenengesang"; unter ihr lauert die „raffinirteste Tendenz", indem er nämlich mit einer ganz fabelhaften, fast unglaublichen Kunst, wie sie bisher noch Niemand besessen, „die Geschichte nach seinen Wünschen und Neigungen beliebig zurechtstutzt". Um dies nun scheinbar darzuthun, faßte Herr Kawerau sein Publikum mit nicht geringer Kunst bei seinen schwachen Seiten. Erst bei seiner Vergeßlichkeit. Er sagte seinen Leuten nicht, daß Herr Janssen als ein Historiker eine Vergangenheit hat, daß man ihn aus seinen früheren Werken etwas kennen lernen kann, und daß man zwanzig

Jahre nichts von seiner „Raffinirtheit“ gemerkt hat, nicht einmal die schlauen Preußen! Dann faßt er sein Publikum bei dessen Unachtsamkeit, indem er nämlich aus dem ganzen großen Zeitgemälde, dessen Bedeutung in seiner Ganzheit beruht, ein paar Punkte herausgreift, um erst den Geist von dem großen Ganzen abzulenken und dann über diese abgerissenen Fragen seine Glossen zu machen. Man könnte das „kawerauen“ nennen, wenn man es nicht „cavilliren“ nennen müßte. Die dritte Schwäche, auf die Herr Kawerau bei seinem Angriff speculirte, war das protestantische Vorurtheil. So flau ein Protestant auch sein mag, er ist von Jugend auf daran gewöhnt worden, die Predigt als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes anzusehen und die kirchlichen Zustände vor der Reformation als höchst traurig zu betrachten. Wallfahrt und Ablaß werden ihm von Jugend auf zum Schreckbilde gemacht. Gebet, Bibel und Kirchenlied sind ihm Gegenstände der Verehrung, so weit er noch etwas glaubt. Und wenn er auch nicht zu viel betet, so wird ihm doch Luthers Bibelübersetzung und das Kirchenlied literaturgeschichtlich als etwas ganz Kostbares eingepaukt, das Niemand gern vermissen möchte. Hierauf richtete also Herr Kawerau seine Geschütze, d. h. seine Glossen. Er behandelte I. das Predigtwesen am Ende des Mittelalters, II. den Charakter des kirchlichen und religiösen Lebens am Ausgang des Mittelalters, III. Wallfahrten und Ablaß, IV. Gebet, Bibel und Kirchenlied. Über alle diese Punkte soll Herr Janssen sich absichtliche Entstellung zu Schulden haben kommen lassen.

Viel geschickter als Herr Ebrard hat Herr Kawerau bei diesen Plänkeleien (denn was sind seine Glossen anders gegen den weiten Rahmen des großen Werkes) das „innere“ Zeugniß zu benützen gewußt. Allüberall appellirt er an die „großen Wahrheiten“, die jeder Confirmand von vornherein festhalten muß, verarbeitet sie aber fein mit abgerissenen historischen Notizen und sucht so den Schein hervorzubringen, als ob Janssens Darstellung hier an Lücken, dort an Verschiebungen, hier an künstlichem Arrangement, dort an Übertreibungen leide. Dieses schlaue Manöver nöthigte den Geschichtsforscher, seine theologischen Auseinandersetzungen auch über die berührten Punkte auszudehnen und die unbegreiflich crassen faustdicken Vorurtheile zu beleuchten, mit denen der protestantische Prediger den katholischen Cult und die ihm zu Grunde liegenden Dogmen ins Auge faßt. Da hängt eigentlich Alles. Drei Jahrhunderte hat die katholische Theologie gearbeitet, um die Tridentinische Lehre über Heiligenverehrung, Ablaß, Gebet, Fürbitte u. s. w. ganz genau zu beleuchten. Aber Herr Kawerau ignorirt sie einfach und ist so im Stande, den katholischen Cultus von Neuem zum abschreckenden Popanz zu machen. Das bischen Geschichte, was er vorbringt, sind im Grunde kleinliche Nergeleien. Wenn man in diesem Stil Janssens die ganze Geschichte revidiren will, dann bleibt nichts übrig, als in einer Serie von etlichen hundert oder tausend Bänden alle Quellen des Janssen'schen Werkes, und überhaupt alles Quellenmaterial zur Reformationsgeschichte neu herauszugeben mit guten Einleitungen, Commentaren und Registern zu versehen, allenfalls nach apologetischen Rücksichten zu rubricieren, und es so möglich zu machen, daß ein Protestant im

Laufe eines halben Menschenlebens einmal die Ursprünge seiner Religion prüfen kann. Damit ist die Conversion „in großartigem Stile“ wenigstens auf unbestimmte Zeit vertagt und Herr Kawerau kann unterdessen weiterpredigen.

Für einen Katholiken und auch für einen vorurtheilsfreien Protestanten dürfte dieses Revisionswerk im Grunde überflüssig sein. Alles, was man gegen die Mißbräuche der Heiligenverehrung, der Wallfahrten, des Ablasses noch Schreckliches wird zu Tage fördern (das Wesentliche hat Janssen in seiner Geschichte selbst angeführt, zugestanden und verurtheilt), so wird der Mißbrauch in alle Ewigkeit nicht die Berechtigung des Brauches, d. h. des kirchlichen Cultus in seinem reinen Wesen und Zweck zu zerstören vermögen. Herr Kawerau mag alle Schriften Luthers aufs Neue zusammenstellen und commentiren, und es wird nie eine so vernünftige, klare, einheitliche und sittenreine Theologie zu Tage treten, wie in der Summa des Aquinaten. Er mag aus Mönchspredigten alle Sorten von kleinen und großen Skandalen zusammentragen: die Kirche hat diese Skandale nie im Princip gebilligt; aber Luther hat als Religionsstifter principiell Bigamie und Ehebruch gutgeheißen, die Bauern zur Revolution, und die Fürsten zum Morde der Bauern aufgehetzt, und alle Stände zusammen aufgefordert, den Papst und seinen ganzen Anhang todtzuschlagen. Päpste, Bischöfe, Geistliche und Mönche mögen habsüchtig gewesen sein; aber die autoritative Lehre der Kirche hat sich unverbrüchlich an jene Grundsätze gehalten, die Christus auf dem Berge gepredigt hat, während die Staatsoberhäupter der Protestanten als summi episcopi das neue Evangelium auf Kirchenplünderung aufgebaut. Durch alle Grade der Hierarchie hinab mag es in der katholischen Kirche Judasse gegeben haben, durch alle ihre Grade hinab mag der Revolution des 16. Jahrhunderts trübe Entartung zur Seite gegangen sein: die Kirche als solche hat die italienischen Skandale so gut wie die deutschen Skandale verworfen und sich mit wunderbarer Lebenskraft zu einer innern Reformation an Haupt und Gliedern erhoben. Sie hat diese Reformation glänzend durchgeführt, wenn auch Ebrard in ihren Trägern eine „Pest“ erblickt.

Hiermit sind wir bei dem dritten Anti-Janssen angelangt, dem Herrn Professor Baumgarten in Straßburg. Derselbe trat weniger devot und predigthaft auf als seine Genossen. Er interessirte sich mehr für die hohe Politik als für das „innere Zeugniß“, Bibel und Kirchenlied. Er beklagt sich, daß Janssen sich „leidenschaftliche Parteinahme für den Kaiser Karl V.“ zu Schulden kommen lasse, daß er „für die Bedrängnisse Frankreichs“ keine Rücksicht habe, daß man bei ihm „keine Ahnung von der kaiserfeindlichen Politik Clemens' VII. bekomme“, daß das „katholische Deutschland“ mit seinen Schattenseiten gar nicht für ihn vorhanden sei. Er verlangt von Herrn Janssen eigentlich nichts Geringeres, als daß seine „Geschichte des deutschen Volkes“ zugleich eine Geschichte des damaligen Papstthums und Italiens hätte sein sollen, und weil Herr Janssen von der italienischen und französischen Geschichte nur so viel in den Rahmen seiner deutschen Geschichte gezogen hat, als zum Verständniß derselben nöthig war, so droht er ihm schließlich sogar

mit — Bürgerkrieg. Das ist das einfachste. Man setze Herrn Janssen in Spandau fest oder bringe ihn über die Grenze. Dann haben die Pastoren Ruhe und man kann wieder Geschichte schreiben wie bisher.

Einem solchen Angreifer gegenüber befand sich Janssen nicht in erfreulicher Lage. Es ist denn doch gar zu trostlos für einen Historiker, ganze Stellen seines Werkes, die der Widerpart entweder nicht lesen oder nicht verstehen wollte, wieder abdrucken lassen zu müssen, um zu zeigen, daß er von der kaiserfeindlichen Politik Clemens' VII. nicht bloß eine „Ahnung", sondern volle Gewißheit gegeben. Ebenso war es mit dem katholischen Deutschland. Die Schattenseiten desselben waren in dem Werk so markig gezeichnet, daß Niemand sie übersehen konnte, der die Augen aufthat. Dann das anmuthige Mitleid Baumgartens mit den Franzosen und mit den reichsverrätherischen Fürsten — und vollends die Drohung mit Bürgerkrieg! Wer nicht mit den 30 Millionen Protestanten hält, wer die Geschichte nicht nach ihrem Geschmack schreibt — der ist ein Ruhestörer und provocirt rohe Gewaltthat! Das soll wohl die Freiheit des Wissens und Denkens sein, von der so viel Rühmens gemacht wird und die man gerade als eine Frucht der sogenannten „Reformation" rühmt.

Wenn man die ganze Angriffslinie überschaut, so muß man vor Allem Janssen bewundern, daß er durch die ganz und gar subjective, tendenziöse, ja hämische Kampfesweise seiner Gegner sich nicht einen Augenblick außer Fassung bringen ließ. Er revidirt und beantwortet die vorgebrachten Klagen, welche verblümt und theilweise auch ganz ungeschminkt die schärfsten Schmähungen enthielten, mit einer Ruhe und Objectivität, als ob ihn die Sache persönlich nichts anginge, ganz nach dem höchsten Beispiel christlicher Selbstvertheidigung und Apologetik: Si male locutus sum, testimonium perhibe de malo, si autem bene, quid me caedis? Das ist das schönste Lob, das man seinem Buche geben kann. Das ist aber auch die beste Garantie, daß das Buch nicht nur die ephemere Existenz einer Gelegenheitsschrift überleben, sondern, ähnlich dem größeren Werke, tief und nachhaltig wirken wird. Mit wissenschaftlicher Ruhe und Würde theologischer Präcision und Schärfe behandelt Janssen die alten, längst bekannten Controversdogmen der katholischen Kirche, welche seinen Gegnern, kraft „innern Zeugnisses" noch immer ein Gegenstand des Abscheus waren und auf die eigentlich der ganze Angriff hinzielte. Er weist nach, daß sein größeres Werk dieselben allerdings in ganz neuer Weise rein historisch beleuchtet, in einer Weise, welche dem Protestantismus nicht zum Vortheil gereicht; er weist aber auch nach, daß er sein Werk nicht vom apologetischen Gesichtspunkt, zur Vertheidigung jener Dogmen, geschrieben hat, sondern daß ein redlicher, vorurtheilsfreier Protestant das weitschichtige Zeugenmaterial ebenso hätte zusammenstellen können und müssen, wie er. Hatte das große Werk an der bisherigen protestantischen Geschichtschreibung der sog. Reformation schreiende Lücken, Entstellungen, Verdrehungen, überhaupt die Künste raffinirter Tendenzschreiberei einfach durch objective Zeugnisse nachgewiesen, so stellt die Antwort an die Kritiker den innern Zusammenhang jener Geschichtsbaumeisterei mit den Anschauungen und Vorurtheilen

des Protestantismus klar zu Tage. Man braucht nur zu sehen, wie Ebrard und Kawerau nach vierhundert Jahren den katholischen Cultus entstellen und verdrehen, um sich zu erklären, wie sich ein Tetzelmythus und ein Luthermythus bilden konnte. Wer es zu Stande bringt, Zwingli auf Grund seines Briefes an Utinger hin für einen zweiten Paulus zu halten, der ist nicht nur gegen den Cölibat, sondern auch gegen die einfachsten Begriffe von Sittlichkeit gefeit. Wer vollends, wie Herr Ebrard die katholische Kirche von vornherein auf dämonisch-heidnische Herrschsucht zurückführt, sie für ein creatur-vergötterndes paganistisches, judaistisch-gesetzliches System, für Zersetzung, Lüge und Fäulniß hält, ihre neueren Orden für eine Pest ausgibt, dergleichen das Heidenthum keine gekannt hat, was soll der mit Janssens Werk denn anfangen? Es paßt von vornherein nicht in diese Schablone. Da bleibt nichts übrig, als die Geschichte frei nach „innerem Zeugniß" zu construiren, wie es der Protestantismus von Luther herab bis auf Ranke gethan, und Janssen dann des „Fanatismus" anzuklagen.

Auf eine so ruhige Antwort, wie sie Janssen gegeben, konnte bei solcher Sachlage ein weiterer Lärm kaum ausbleiben. Luther mußte gerächt werden. Sein Mythus mußte fortbestehen. Schon haben Baumgarten, Ebrard und Kawerau ihren Schmerzensschrei wiederholt. Er hat in zahlreichen Blättern, auf Kanzeln und Kathedern sein Echo gefunden. Im Auftrag des Protestantenvereins hat Pastor Lüdemann den Kreuzzug wider Rom in Hamburg, Hannover und Hildesheim begonnen. Sechs andere Wanderapostel werden ihm folgen, um das „innere Zeugniß" zu befestigen. Um die Mittelpartei zu agitiren, hat ihr Professor Beyschlag den Fuß Roms von Neuem auf den Nacken gesetzt. Häckel hat am Fuß der Wartburg im Namen der freien Wissenschaft Luther gehuldigt, Max Lenz den deutschen Protestanten alle italienischen Dolche der Renaissancezeit an die Kehle gesetzt. Der Protestantenverein hat eine feierliche Proclamation an alle Protestanten erlassen, um die 30 Millionen wieder zusammenzubringen, die Baumgarten zum Bürgerkrieg nöthig hat, von denen aber Dr. Ebrard in seiner Apologetik mehr als 29 Millionen im Gedränge des Unglaubens abhanden gekommen waren. Neben Darwin setzt die Frankfurter Zeitung auch die Käthe von Bora in ihren Heiligen-Kalender, — und um das Spektakel voll zu machen, hat Albert Lindner den „Ablaßkram" als Vorspiel zu einer künftigen Luther-Trilogie auf die Bühne gebracht.

Das Merkwürdigste aber hat wohl Max Lenz, der Historiograph des frommen Philipp von Hessen, aufgetischt, indem er es gerade für unmöglich erklärt, daß ein Katholik objectiv schreiben könne. Nach ihm giebt es in Deutschland nur zwei Heerlager, nur zwei Weltanschauungen mehr, jene der freien Wissenschaft, welche zugleich die des Protestantismus ist, und die auf Priestertrug beruhende Scholastik. Indem Janssen versuchte, objectiv zu sein, hat er nach Lenz das Unmögliche versucht, mit moderner, d. h. protestantischer Wissenschaft, den Priesterbetrug der katholischen Kirche zu stützen.

„Wer es unternimmt," so sagt er, „mit unserm Glaubenssatz zweckbewußt den Glauben der römischen Kirche zu vertheidigen, der verläugnet

unsern Gott und auch den seinen. Hier ist die Grenze, an der beide Weltanschauungen sich auf ewig scheiden, wo jede Toleranz ein Ende hat: was der eine Glaube für Licht und Wahrheit, Trost und Gottesdienst hält, wird dem andern immerdar als Unklarheit und Furcht und Verläugnung der einigen Wahrheit erscheinen: in der Auffassung des Ewig Unbegreiflichen, in der Erkenntniß Gottes gehen sie auseinander."

Herr Ebrard mag nun getrost Hand in Hand mit Ernst Häckel gehen. Sie haben denselben Gott. Nur wir armen Katholiken haben einen andern Gott, und Herr Janssen mag sich in Rom absolviren lassen, daß er durch einen Versuch historischer Objectivität seinen Glauben verläugnet hat! Da steht man denn doch an der Grenze jeder Weltanschauung, wo der gesunde Menschenverstand aufhört und das „Unbewußte" beginnt!

Gerade die Leidenschaftlichkeit, welche sich in solchen Ergüssen kundgibt, kann übrigens jeden besonnenen, wahrhaft gläubigen Protestanten nur dazu drängen, Janssens Werke noch ernster und ruhiger zu prüfen. Er wird bald gewahren, daß der katholische Historiker nicht nur denselben Gott bekennt, sondern für alle Grundwahrheiten des Christenthums mit vollster Überzeugung eintritt, während die geräuschvollste Agitation für Luthers Ehre vom Protestantenverein ausgeht, von Leuten, welche mit der Gottheit Christi längst die Grundlage alles positiven Christenthums über Bord geworfen haben. Er weiß, daß in der religiösen Krisis der Gegenwart das Christenthum selbst auf dem Spiele steht, und daß es dem Christenthum wenig frommen kann, wenn aufgehetzte ungläubige Massen, um Luthers Standbild geschaart, nur den Sieg menschlicher Zügellosigkeit und Leidenschaft über die positive Offenbarung bejubeln!

A. Baumgartner S. J.

1. **Der neuere Geisterglaube**, Thatsachen, Täuschungen und Theorien. Von Dr. **Wilhelm Schneider.** 8°. VII u. 430 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 4.50.

2. **Der Spiritismus.** Von Prof. Dr. **Const. Gutberlet.** (Görres-Gesellschaft. Erste Vereinsschrift für 1882.) 8°. 104 S. Köln, Bachem, 1882. Preis: *M.* 1.80.

1. Wohl in noch ausgeprägterer Weise, als der Autor es meint, ist der Satz wahr, welchen der Verfasser der erstgenannten Schrift S. 7 recipirt: „Der Unglaube ist das fruchtbare Feld, auf welchem der Aberglaube üppig emporwuchert. Was nicht christlich ist, das ist dem Wesen nach heidnisch, und heidnischer Glaube ist Aberglaube, und auch der Ungläubigste hat immer noch irgend einen Glauben und das ist eben Aberglauben."

Aberglaube ist dem Namen nach Gegensatz zum Glauben, wirklich aber ist er nicht so sehr ein directer Gegensatz zum Glauben, als vielmehr der Gegensatz einer auf dem wahren Glauben fußenden Gottesverehrung. So wie aus dem wahren Glauben die wahre Gottesverehrung hervorgeht, so geht aus der Fälschung des erstern auch Fälschung der Gottesverehrung und des

Gottesdienstes hervor: und umgekehrt, obgleich letztere Fälschung ohne Fälschung des Glaubens möglich ist, so ist sie doch selten ohne diese vorhanden.

Die Abkehr von Gott, welche in jeder schweren Sünde liegt, steigerte sich beim Menschengeschlecht gar bald bis zur potenzirten Abkehr — zum Aberglauben. Dieser Aberglaube, der dem wahren Gott den schuldigen Dienst verweigerte und denselben auf Geschöpfe übertrug, schwemmte mit der praktischen Anerkennung Gottes auch bald fast alle Kenntniß des wahren Gottes vom Erdkreis weg; dieser wurde ein Tummelplatz all der menschenunwürdigen Greuel, welche das Heidenthum in seinem Aberglauben zu Tage gefördert hat.

Als das Christenthum mit seinem göttlichen Lichte in die Welt hineinleuchtete und die dunkeln Schatten der heidnischen Greuel zu zerstreuen begann, verkroch sich der abergläubische Teufelsdienst immer mehr und mehr in geheimere Schlupfwinkel: allein Reste desselben blieben in der verdorbenen Menschheit stecken, und von Zeit zu Zeit zeigten sich mehr oder weniger solch giftige Schößlinge an der Oberfläche.

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue, oder besser eine wiedererneute, abergläubische Erscheinung mit großem Pomp entfaltet: wir meinen den Spiritismus, der, wie keine afterreligiöse Richtung seit Herrschaft des Christenthums, keck sein Haupt erhebt und ungescheut an Millionen schon, wie es scheint, seine Proselytenmacherkunst erprobt hat.

Bereits mehrmals ist diese Erscheinung in dieser Zeitschrift [1] zur Sprache gekommen. Seitdem hat der Verfasser vorliegender Schrift die Sache von Neuem in eingehender Weise dem katholischen Leserkreise vor Augen geführt.

Im I. Abschnitt zeichnet er an der Hand der Geschichte in großen Umrissen den Ursprung und die Entwicklung des Spiritismus und der spiritistischen Erscheinungen. Das ist kurzgefaßt in den Worten enthalten (S. 31): „Der Ruhm aber, den Aberglauben, den das alte Heidenthum in seinen finstersten Abgründen erzeugt, sammt dem Spuk der Wilden in der modernen Gesellschaft salonfähig gemacht zu haben, ist den Vorkämpfern des Spiritismus zu gönnen.“ Die heiligen Schriften, sowie die Profangeschichte geben Daten genug, um uns von der Übereinstimmung mancher Thatsachen des altheidnischen Aberglaubens und des heutigen Spiritismus zu überzeugen. Todtenbeschwörungen waren damals gewiß nicht selten, nur wohl mit etwas düstererem Flor von unheimlichem Zauber umgeben, als die sogenannten Geistercitirungen der neuen Ära; Tische und Bänke haben zur Zeit Tertullians und des Ammianus Marcellinus orakelt just in der Weise, wie heute in den Cirkeln der Geisterklopfer. Die indischen Fakirs wetteifern auch jetzt noch mit den geübtesten „Geistermedien“ in Bewegung schwerer Gegenstände, ohne sie zu berühren, in Lichterscheinungen, in Mittheilungen durch den Geistergriffel, Herbeischaffung entfernter Gegenstände u. s. w. Auch die Wilden in Jowa erhalten durch Tischrücken und Tischklopfen Antworten auf ihre Fragen; auch sie haben sprechende und schreibende „Medien“. Selbst die Kaffern in Afrika kennen die Kunst, von den „Geistern der Verstorbenen“ belehrt zu werden,

[1] Bd. X. S. 506 ff., Bd. XXI. S. 91 ff.

und sind somit den Gelehrten unserer Tage ebenbürtig, welche diesem Spiritismus die Aufgabe zuweisen, die Welt in ihrer Cultur zu heben und zu retten (S. 27—34).

Der vergleichende Blick allein, mit dem man flüchtig die verschiedenen Formen des Aberglaubens zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern überschaut, wird dem Spiritismus keine günstige Prognose stellen. Der Stempel des alten Aberglaubens ist jedenfalls zum Verwechseln ähnlich ihm auf die Stirne gedrückt, und zwar die ausgeprägteste und schlimmste Art des Aberglaubens, auf welche sich die Worte der heiligen Schrift beziehen: „Omnes dii gentium daemonia."

Aberglauben im theologischen Sinne liegt eben wesentlich in mehr oder weniger bewußtem Verkehre, in den sich der Mensch unerlaubter Weise mit den bösen Geistern setzt, um von ihnen etwas zu erlangen, was nur von Gott oder durch göttliche Vermittlung erlangt oder erstrebt werden darf. Damit wir also den Spiritismus wirklich als „Aberglauben" bezeichnen dürfen, muß der Beweis erbracht werden, daß zu der Erklärung seiner Erscheinungen nur die „dämonistische Theorie" ausreicht.

Der Beweis dieses Satzes, wenn auch nicht gerade in der von uns gegebenen Formulirung, ist eigentlich das Thema des hier zur Besprechung angezogenen Werkes. Nach geschichtlicher Darlegung des Spiritismus vom Jahre 1848 an gibt der Verfasser dem Leser in verschiedenen Abschnitten: den Überblick über die hervorragendsten spiritistischen Experimente und Productionen mit Angabe der hauptsächlichen Medien (Abschnitt III); die spiritistischen Offenbarungen und Lehren in sich und in ihrem Verhältniß zum Christenthum (Abschnitt IV); ethische Würdigung der Lehren des Spiritismus und seiner Medien (Abschnitt V); Prüfung der thatsächlichen Wirklichkeit der spiritistischen Phänomene (Abschnitt VI); endlich Krisis der verschiedenen Theorien oder Erklärungsversuche bezüglich jener vorgeblichen oder wirklichen Phänomene (Abschnitt VII).

Das Schlußresultat, zu welchem der Verfasser sich gedrängt fühlt, gibt er uns S. 422: „Selbst wenn all die seltsamen Begebnisse der Séancen später entweder als Wirkungen natürlicher Kräfte oder als Producte von Trug und Täuschung sich herausstellen sollten: der moderne Spiritismus als Inbegriff theoretischer Verirrungen und abergläubischer Praktiken bleibt mit dem Mal des Grund- und Urbösen gebrandmarkt. Wir erblicken darin die Spur einer gefährlichen und mit dem verkehrten Zeitgeiste auf's Innigste vertrauten Intelligenz, einen in seiner Art großartigen Erfolg teuflischer Versuchung in großem Stil."

Wir stimmen mit dem Verfasser darin ganz überein, wenn er sagt (S. 17), „nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Religion habe ein Interesse daran, daß ungewöhnliche und unbegreiflich scheinende Thatsachen nicht voreilig dämonischen Einflüssen zugeschrieben werden". Diese weise Mäßigung findet sich regelmäßig in der Praxis der obersten kirchlichen Behörden; mit Recht wird gerade in dem verwandten Punkte des Magnetismus auf die sehr reservirte Antwort der römischen Inquisition vom 23. Juni

1840 aufmerksam gemacht. Darum beanstanden wir auch nicht, daß der Verfasser nach dem Vorgange des Dr. Dippel und des P. Wieser die Frage über Magnetismus und Somnambulismus nicht mit der Frage über den Spiritismus confundirt wissen will; wir gestehen zu, daß manche Thatsachen, welche beim künstlichen Magnetismus, und auch solche, die bei den Spiritistensitzungen zu Tage treten, nicht erwiesener Maßen einer bloß natürlichen Causalität entbehren.

Auch hierin müssen wir zustimmen, daß eine große Reihe von außerordentlichen Erscheinungen, deren die Spiritisten und ihre Medien sich rühmen, auf Gaukelei und Betrug beruhen. Wir müssen es nur mit Dank entgegennehmen, daß der Verfasser den schließlich entlarvten Betrug gerade solcher sogenannten Medien in längerer Erörterung an's Licht zieht, welchen die staunenswerthesten und unerklärlichsten Leistungen zugeschrieben wurden. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht die Affaire der Mrs. Corner, geb. Cook (S. 284 ff.), besonders wenn sie mit den früher (S. 130 ff.) referirten Leistungen dieser Intrigantin zusammengehalten wird. Die größte Vorsicht und das äußerste Mißtrauen ist bei Constatirung der Thatsachen und des Ausschlusses eines Betruges in der That vonnöthen. Doch möchten wir den Rückschluß von der Constatirung eines Betruges auf einen stets, auch früher geübten Betrug irgend einer mediumistischen Person nicht durchaus als zutreffend ansehen; eine sorgfältigere Prüfung mag den Zweifel lösen. Selbst bei teuflischem Eingreifen sind diesem Feinde Gottes und der Menschen doch durch den Willen und die Zulassung Gottes Grenzen gesteckt, weßhalb er nicht allzeit das ausführen kann, was einige Male ihm zugelassen wurde. Die Vorrichtungen für eventuelle Täuschung und deren Vollzug finde ich daher bei spiritistischen Medien ganz natürlich.

So wenig der Verfasser an Leichtgläubigkeit leidet, so wenig verschließt er sich auch zum Voraus gegen die Annahme von unerklärlichen Phänomenen, wenn einmal das Thatsächliche durch unabweisbares Zeugniß festgestellt ist. Es hieße auch hier geradezu skeptisch verfahren, wollte man der Aussage von anerkannt nüchternen und wissenschaftlich gebildeten Beobachtern, welche nicht so fast an ihrer Aussage ein Interesse haben, als sie es an der gegentheiligen Aussage hätten, die Zustimmung darum versagen, weil sie eben unliebsame, unerwartete, ja anscheinend unerklärliche Vorkommnisse bezeugen. In Abschnitt VI wird die Zeugenfähigkeit einiger hervorragender Zeugen für die spiritistische Thatsache erörtert und deren Zeugniß beigebracht. Von der Reproducirung dieser Zeugnißablagen können wir um so mehr Umgang nehmen, als einige derselben in dieser Zeitschrift (Bd. 10 a. a. O.) schon mitgetheilt sind. Zu den sonderbarsten der bezeugten Erscheinungen gehören aber z. B. die Schürzung von Knoten in geschlossenen Bändern, die Erhebung von Geldstücken aus geschlossenen Schachteln, die Fußabdrücke auf der Innenseite von vorher besichtigten und fest zusammengelegten Tafeln, das Beschreiben solcher leeren Schiefertafeln durch einen zwischengelegten Griffel, selbst auch in einer dem Medium unbekannten Sprache. Das Alles sind Erscheinungen, welche jedenfalls die menschlichen Kräfte und die dem Men-

schen zur Verwendung stehenden Naturkräfte übersteigen: sie unterstehen der Leitung einer Intelligenz und zwar einer übermenschlichen Intelligenz.

Daß nun diese geistigen Wesen, welche unzweifelhaft bei diesen Erscheinungen im Spiele sind, mögen sie Geister von Verstorbenen oder Geister höherer Art sein, keine gut-, sondern nur bösgesinnte Geister sein können, wird zur vollsten Evidenz in Abschnitt IV und V erwiesen. Mittheilungen, welche aller gesunden Vernunft und den ersten Principien der Sittlichkeit Hohn sprechen, sind nicht von Gott oder von einem guten Geiste. Die Gottheit Christi, die Existenz eines persönlichen Gottes selbst, die unabänderliche Vergeltung nach dem Tode u. s. w. wird geläugnet, die Gleichstellung der wüstesten Scheusale mit den opferwilligsten Tugendheroen entzieht jeder Sittlichkeit den festen Boden: solche Lehren stigmatisiren sich selbst mit dem Merkmal des Lügengeistes und Verführers von Anbeginn. Das neckische Spiel, welches durch launenhaftes Herumwerfen von Messern und andern Dingen nicht ohne Gefahr und Schädigung der Anwesenden getrieben wird, die Schadenfreude, welche durch Hintergehen und Quälen der Zuschauer hervortritt, sind in der That wohl Zeichen würdig eines verkommenen Hanswurstes oder Marktschreiers, aber doch unwürdig und unvereinbar mit der Eigenschaft eines gottgesandten guten Geistes. Auf die gewiß nicht hochernste sittliche Beschaffenheit der Medien einzugehen, ist kaum vonnöthen, obwohl derartig gesittete Personen, schon für sich betrachtet, sich nicht eignen dürften, einem andern als schlechten Geiste zum Mittler und Instrumente zu dienen.

Hiermit ist bereits inhaltlich ein großer Theil dessen angegeben, was der Verfasser im VII. Abschnitt „Theorien" eingehend behandelt. Alle möglichen Hypothesen werden zur Kritik herangezogen und die Unzulänglichkeit aller Erklärungsversuche, welche dämonische Einwirkung ausschließen, im Einzelnen dargethan. Die „Betrugstheorie" ist ungenügend wegen der moralisch sichern Constatirung von wenigstens einer Reihe von Thatsachen; die „Hallucinationstheorie" ist nicht ausreichend, weil eine Anzahl von verschiedenartig angelegten, mit vorgefaßtem Zweifel und Unglauben herangetretenen Männern, an denen sich weder vorher noch nachher eine Spur von Einbildung oder Sinnestäuschung zeigte, unter den Zeugen auftreten; die „Theorie mechanischer, vitaler und psychischer Kraft" möchte vielleicht einige Erscheinungen erklären, aber sie ist unvermögend, eine vernünftige Erklärung der vorhin beispielshalber erwähnten Phänomene zu liefern; die „Theorie der magischen Kraft", welche Alles auf eine tief im Menschen schlummernde Macht zurückführen will, die nur in außergewöhnlichen Umständen geweckt und thätig werde, ist natürlich ebenso albern und unbrauchbar zu obiger Erklärung, wie der „Appell an unerforschte Naturkräfte": mögen noch so viele Naturkräfte verborgen und unerforscht sein; dieselben wirken nicht ohne Application, und wirken immer, wo sie applicirt werden — eine willkürliche, Intelligenz verrathende Wirkung erklärt sich so nimmermehr. Die Heranziehung der „Hypothese vierdimensionaler Wesen" ist nicht so fast der Nothwendigkeit wegen geschehen — denn die Theoretiker, welche auf ihr bauen, nehmen ja schon übermenschliche Geister an —, als vielmehr wegen der Curiosität und der thatsächlichen Vollständig-

keit. Diese Annahme ist eben ein Wort ohne begrifflichen Gehalt. Vierdimensionale Wesen und die zur Erläuterung hypothetisch herbeigezogenen zweidimensionalen Wesen sind nämlich nicht weniger ein Unding, als ein vier- oder zweiseitiges Dreieck. Einem zweidimensionalen und vierdimensionalen Raum- oder Körperwesen kann der Verstand sicher nicht einmal einen Platz wie den imaginären Größen der Mathematik anweisen. Da deßhalb nur die Alternative bleibt, entweder jene Hypothese oder den Verstand zu corrigiren, so ist die Entscheidung nicht schwer, lieber letztern intakt zu lassen.

Sobald nun nach Ausschluß aller anderen Theorien die Theorie des Einflusses der Geister übrig bleibt, ist die Entscheidung über die moralische Beschaffenheit derselben, ob es gute oder böse Geister seien, vor Allem aus der moralischen Tendenz der ganzen Erscheinung zu entnehmen. Da ist denn, wie oben gesagt, das Verdict schon gefällt. Wenn aber der Verfasser S. 389 ff. gegen den hl. Thomas anzunehmen scheint, daß die Seelen der Verstorbenen, mithin hier die Seelen der Verdammten, durch ihre natürlichen Kräfte sich den Lebenden manifestiren könnten, so dürfte er doch schweren Stand haben, das Argument des hl. Thomas zu entkräften, welcher aus der natürlichen Beschränktheit der menschlichen Seele ihr nach dem Tode die Fähigkeit abspricht, beliebig auf die stofflichen, körperlichen Dinge einzuwirken, und aus der ethischen, von Gott gewollten Ordnung das Gesetz herleitet, daß jene Seelen nicht in gleicher Weise wie die reinen Geister zum Schutze oder zur Versuchung der Menschen in das Diesseits unmittelbar eingreifen können. Die sogen. Todtenerscheinungen werfen jene Ansicht nicht über den Haufen, weil ja wirklich in dieser Ordnung die Bestimmung des Menschen und somit die Kräfte über der natürlichen Sphäre hinaus liegen und Gott ausnahmsweise auch von der festgestellten gewöhnlichen Norm abgehen kann. Soll aber die „nicht bewiesene Unmöglichkeit“ nur die Möglichkeit ausdrücken, von Gott zu solcher Erscheinung und Wirksamkeit befähigt zu werden, so ist das freilich absolut festzuhalten.

Schließlich möchten wir noch in einem Punkte die Verschiedenheit unserer Ansicht von der des Verfassers zum Ausdruck bringen. Nach den von ihm selbst gegebenen Daten und Erörterungen begreifen wir nur schwer die arge Scheu, einen physischen Einfluß der bösen Geister mit voller Sicherheit wirklich anzunehmen, und die Vorliebe, sich auf den sogen. ethischen Einfluß derselben zu beschränken. Wenn wir recht verstehen, so sollen nicht bloß manche spiritistische Erscheinungen, in sich betrachtet, von rein natürlichen Ursachen herstammen können, sondern es soll auch eine offene Frage bleiben, ob nicht schließlich alle noch, wie sie thatsächlich vorliegen, ihrem physischen Sein nach auf rein natürlichem Vorgange beruhen und auf rein natürliche Kräfte möglicher Weise zurückgeführt werden dürfen. Ich glaube nun entschieden, daß dieß eine zu weit gehende Concession ist, falls man absieht von den Experimenten und Schaustückchen, welche auf Täuschung und Betrug beruhen. Das durchaus Sündhafte, sich auch nur des Experimentirens halber an solchen spiritistischen Sitzungen zu betheiligen, bleibt freilich schon gewahrt,

wenn man ohne Grund und ohne Protest sich der nächsten Gefahr, vom dämonischen Geiste beeinflußt zu werden, aussetzt. Doch weit entschiedener tritt dieß Sündhafte auf, wenn ich mir sagen muß, daß unter den gegebenen Umständen ein Ausschluß teuflischen Einflusses eine Chimäre sein würde. Dieß, glaube ich nun, ist es in der That. Nicht nur das Anrufen und das Inverbindungtreten mit den bösen Geistern der Absicht nach, sondern das thatsächliche Eingreifen derselben scheint mir zweifellos zu sein. Was schon oben berührt wurde, mögen noch so viele unerforschte Kräfte in der Natur liegen, sie müßten eben dem Menschen doch zugänglich sein, wenn er mit ihnen operiren wollte; er müßte sie in einer solchen Weise zur Verfügung haben, wie das Zustandekommen der betreffenden Erscheinungen es erheischt. Das ist aber keineswegs der Fall. Mag es beispielshalber in den Kräften der Natur liegen, concrete Gegenstände in ihre Atome aufzulösen, so daß sie den Augen entschwinden, und andererseits aus verflüchtigten Atomen einen festen sichtbaren Gegenstand herzustellen: der Mensch kann eben nicht so im Nu und ohne irgend welche Maschinerie solche Kunststückchen vollbringen, höchstens durch reine Gaukelei dergleichen vorspiegeln; noch viel weniger wäre es möglich, organische Gebilde herzustellen, oder gar eine als menschlich organisirten und belebten Körper sich darstellende Erscheinung hervorzuzaubern. Da ist ein dämonischer Einfluß auch physisch vorhanden. Die Präsumption aber für die Annahme eines dämonischen Einflusses liegt meines Erachtens noch viel weiter. Ist ein solcher Einfluß einmal irgendwie constatirt für Thatsachen, welche in der spiritistischen Sitzung erwartet und angestrebt werden, so werden wir vernünftiger Weise dazu gedrängt, dort schon mit ziemlicher moralischer Gewißheit diesen Einfluß anzunehmen, wo der positive Nachweis bloß natürlicher Ursächlichkeit versagt. Daß man praktisch die ganze Reihe solcher Vorgänge auf denselben Ursprung zurückführen müsse, darin wird, glauben wir, auch der Verfasser uns beistimmen: irgend eine aus jenen an sich auch nur verdächtigen Thatsachen noch einer experimentellen Prüfung zu unterwerfen, könnte man höchstens dann berechtigt sein, wenn dieselbe, von den betreffenden Umständen ganz losgelöst, unter völlig anderen Verhältnissen zum Experimentiren gezogen würde. Wir möchten darum auch nicht so zuversichtlich die Worte des Herrn Verfassers S. 79 unterschreiben: „Bei Allen, welche einigermaßen mit den Errungenschaften der neueren Physiologie sich vertraut gemacht haben, ist die Gefahr eines nekromantischen Magnetismus ausgeschlossen, und kommen bei den Experimenten nur noch die sittlichen und sanitären Rücksichten in Betracht." Weil die sogen. magnetischen Erscheinungen in den Wirkungen rein natürlicher Kräfte ihr volles Gleichbild haben, so ist darum unter gegebenen Umständen nekromantischer, d. h. diabolischer Einfluß noch nicht ausgeschlossen. Eine Harmonika z. B. kann auch sehr gut durch natürliche Kräfte gespielt werden; das verhindert jedoch nicht, daß man unter gewissen Umständen den bösen Feind evident als die bewegende Kraft erkennt.

Diese etwaige Differenz in der Ansicht oder dem Ausdrucke darf uns nicht hindern, die vorliegende Schrift zu den bedeutendsten und gediegensten

Leistungen zu rechnen, welche zur Orientirung über den Spiritismus im katholischen Deutschland erschienen sind.

2. Ein ähnliches Lob gebührt der zweiten Schrift. Bei dem engen Rahmen einer Broschüre mußte der Verfasser darauf verzichten, die geschichtliche Entwicklung des Spiritismus und noch mehr der verwandten abergläubischen Erscheinungen näher darzulegen; doch die kritische Beleuchtung des modernen Spiritismus ist eine durchaus gründliche zu nennen. Das erste Kapitel (S. 2—35) liefert das Material und Substrat für die nachfolgenden Untersuchungen; es gibt kurz in recht übersichtlicher Abtheilung die hauptsächlichsten spiritistischen Thatsachen an, wie dieselben von den Anhängern dieses neuen Spukes berichtet werden.

Das zweite Kapitel — es bildet den eigentlichen Kern der Broschüre — beschäftigt sich mit der Ursächlichkeit jener Erscheinungen. Hier können wir nicht umhin, den dießfallsigen Ausführungen unsern vollen Beifall zu spenden. In klarer und fester Weise formulirt der Verfasser seine Thesen: 1. Die spiritistischen Erscheinungen lassen sich nicht adäquat durch eine Kraft der Medien erklären. 2. Die Zöllner'sche Hypothese von der vierten Raumdimension erklärt nichts, sie ist überflüssig und absurd. 3. Die spiritistischen Erscheinungen können nicht durch Einwirkung von Geistern der Verstorbenen erklärt werden. 4. Der Spiritismus ist nicht das Werk guter Geister. 5. Der Spiritismus ist das Werk böser Geister. Der Beweis der einzelnen Sätze ist mit großer Umsicht, aber gründlich und schlagend geführt.

Vielleicht dürfte im Verhältniß zur Ausdehnung der ganzen Broschüre ein wenig viel auf die Widerlegung der Hypothese der sogen. vierten Raumdimension verwandt sein; doch hat der Verfasser es verstanden, mit großem Scharfsinn die Haltlosigkeit dieser Chimäre aufzudecken. In der That, es gehört zu einer eigentlichen Widerlegung einer Absurdität oft mehr Scharfsinn, als zur Widerlegung ernster und plausibler Behauptungen; erfordert es ja schon eine wahre Geistesanstrengung, sich nur irgend eine Vorstellung von den Absurditäten zu machen, durch welche man die einfachsten Sinneswahrnehmungen zu unwahren Täuschungen umzustempeln versucht.

Wie die Fassung der ersten These zeigt, ist auch Dr. Gutberlet nicht so exclusiv, daß er für keine der berichteten Erscheinungen die Möglichkeit einer natürlichen Verursachung zugäbe, die etwa von den sogen. Medien ausginge. Allein mit Recht nennt er „eine solche Erklärung ganz unzulänglich für die größte Zahl der Erscheinungen“ (S. 37). Daß etwa Seelen von Verstorbenen, doch ausschließlich von Verworfenen, nicht zwar aus sich selber, aber von bösen Geistern in's Diesseits eingeführt werden, wird als „Möglichkeit“ zugegeben (S. 66). Natürlich ist das zur Beurtheilung des moralischen Werthes des Spiritismus gleichgiltig; denn es ist absolut kein Unterschied nach dieser Seite hin, ob ein unmittelbarer Verkehr mit den bösen Engeln, oder mit diesen nur ein mittelbarer, ein unmittelbarer hingegen mit verworfenen Menschenseelen stattfinde. Doch können wir aus philosophischen und theologischen Gründen nur beistimmen, wenn S. 67 gesagt wird: „Es ist mehr als zweifelhaft, ob die Todten selbst kommen, oder ob nicht vielmehr die

Dämonen ihre Gestalt annehmen und simuliren." Ebenso geben wir der entschiedenen Behauptung der nicht bloß moralischen, sondern auch physischen Ursächlichkeit seitens der bösen Geister unsere Zustimmung, sofern aus dem evident satanischen Einflüß bei manchen Erscheinungen auf eben denselben Einfluß mit moralischer Gewißheit bei solchen Fällen geschlossen wird, die, vereinzelt betrachtet, die Möglichkeit einer andern Erklärung nicht so evident ausschlössen. „Viele der spiritistischen Phänomene zeigen einen zweifelhaften Charakter; sie könnten wohl natürlich erklärt werden. Es ist aber eine allgemein angenommene Regel, daß man die zweifelhaften Fälle nach den sicheren entscheidet. Da nun in einzelnen Fällen der teuflische Einfluß ganz evident ist, so müssen auch die ähnlichen zweifelhaften danach beurtheilt werden. Sie finden ihre Erklärung durch die evident dämonischen, mit welchen sie ein Ganzes ausmachen. Man kann hier nicht den von den Ungläubigen beliebten entgegengesetzten Weg einschlagen und sagen: Jene zweifelhaften Erscheinungen schließen sich in unmerklichen Übergängen an evident natürliche Phänomene an; also sind sie vielmehr nach diesen zu beurtheilen und nicht durch übernatürlichen Einfluß zu erklären. Dieser Schluß ist darum unzulässig, weil wir niemals so bestimmt sagen können, daß eine Erscheinung rein natürlich sei, als wir bestimmen können, daß sie von keiner Naturkraft geleistet werden kann. Denn es ist ja möglich, daß auch bei scheinbar natürlichen Ereignissen der unsichtbare Einfluß sich geltend macht, und bei der verschmitzten Schlauheit des Teufels ist es zu erwarten, daß er sich hinter den Gang der natürlichen Verhältnisse verstecke und sie nur in uns unbekannter Weise beeinflusse" (S. 76). Verstehen wir den Herrn Verfasser recht, so soll mit den angeführten Worten behauptet werden, daß, wenn in einer Reihe von Erscheinungen, welche zusammenhängend auf Ein Ziel lossteuern, einige evident satanischen Ursprungs sind, auch die anderen an sich zweifelhaften Erscheinungen von satanischem Einflusse nicht unberührt bleiben konnten, sondern daß man annehmen müsse, entweder können sie gar nicht bloß natürlichen Ursachen entstammen, oder sie entstehen wenigstens thatsächlich nicht auf rein natürlichem Vorgange, sondern der böse Geist benütze die Naturkräfte zu seinen Zwecken. Wir halten diese Auffassung für richtig, wenigstens in dem Sinne, daß sie die praktische Norm des Handelns bilden muß; denn daß alle jene Ereignisse, selbst wenn sie noch so natürlich sein mögen, satanischen Zwecken dienen, ist evident; daß die zweifelhaften Ereignisse aber auch ihrem physischen Sein nach auf einer satanischen Ausbeutung und menschenunmöglichen Anwendung von Naturkräften beruhen, ist um so eher anzunehmen, als von einer menschlichen Verwendung natürlicher Kräfte sich keine Spur aufdeckt.

Das dritte, nämlich das Schlußkapitel, behandelt eine Frage, welche für den katholischen Gelehrten theoretisch, noch mehr aber für den nicht katholischen oder nicht christlichen Forscher praktisch von hervorragender Wichtigkeit ist, nämlich die apologetische Frage des Verhältnisses der spiritistischen Phänomene zu den christlichen Wundern. Allgemeiner wurde das Verhältniß des Spiritismus zum Christenthum einer gründlichen Erörterung von P. Wieser in

der früher von den „Stimmen" (Bd. XXI. S. 91 ff.) besprochenen Broschüre unterzogen. Die vorliegende Specialfrage darf von Apologeten nicht mehr völlig ignorirt werden. Sie ist freilich für einen gläubigen Christen von vornherein entschieden, und selbst ein bloß natürlich gerader Sinn fühlt instinctmäßig den gewaltigen Unterschied zwischen solchen abergläubischen Schaustückchen und den christlichen Wundern heraus; aber die wissenschaftliche Fixirung und besonders die Vertheidigung gegen die trivialen Einwände der Gegner ist manchmal um so schwerer, je einfacher die Sache an sich ist. Auch hier verstand es der Verfasser, sowohl die Kunstgriffe der Gegner, welche eine Gleichstellung ihrer Thorheiten mit den christlichen Wundern versuchen, klarzulegen, als auch die Hauptpunkte festzustellen, welche die wesentliche Unterscheidung beider Erscheinungen begründen. Nur bei der gar zu kurzen Behandlung der Ekstasen und Visionen und ähnlicher Erscheinungen (S. 82) hätten wir gewünscht, daß nach Vorgang der gewiegtesten Geistesmänner und mystischen Schriftsteller die Kriterien angegeben wären, nach welchen auf diesem Gebiete die natürlichen und teuflischen Vorgänge einerseits, und die wahrhaft übernatürlichen und göttlichen andererseits zu unterscheiden seien. Es hätte dann die Behauptung größern Rückhalt gehabt, welche der Verfasser S. 88 sehr richtig aufstellt: „Die Kirche stützt ihr Urtheil nur auf letztere (nämlich „solche, die ganz evident übernatürlich sind"), nachdem sie mit der größten mißtrauischen Vorsicht sie von den ersteren (den natürlichen oder teuflischen) abgegrenzt hat."

A. L.

Gedichte. Scanderbeg, Trauerspiel. Von P. **Joh. Bapt. Diel** S. J. 12⁰. VIII u. 434 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3; geb. in eleganten Leinwandband mit Deckenpressung *M.* 4.

Als Biograph Spee's, Sarbiewski's und Brentano's hat sich der selige P. Diel um Förderung der katholischen Literatur nicht wenig verdient gemacht. Seinen Leistungen gebührt dabei um so mehr Anerkennung, als er sich nicht ausschließlich, sondern nur neben seinen philosophischen und theologischen Studien her denselben widmen konnte und dabei noch vielfach durch körperliche Leiden gehemmt war. Nur ein oder anderes Jahr konnte er sich ganz frei nach seines Herzens Neigung mit Literatur und Poesie beschäftigen. Das ist bei Beurtheilung seiner Gedichte im Auge zu halten, wenn man nicht gegen den Verstorbenen unbillig sein will. Viele derselben sind das Product vereinzelter Mußestunden, gleichsam ein poetisches Athemschöpfen bei ernsten, trockenen Studien; andere sind fromme, innige Gelegenheitsverse, wie sie allenfalls das zurückgezogene Leben eines Religiosen mit sich bringt; wieder andere ein Nachklang literarischer Arbeiten, besonders seiner vielfachen Beschäftigung mit Brentano und dessen Freunden. Das große Welt- und Menschenleben ist darin kaum repräsentirt. Das humoristisch-satirische Element, welches Brentano so manche frohe und trübe Stunden zuzog, fehlte P. Diel fast gänzlich. Das buntschillernde Phantasiespiel der Romantiker interessirte ihn sehr; doch konnte sein Dichten, wie sich von selbst versteht, nur wenig davon wieder-

spiegeln. Die eigentliche Herzenspoesie wandte sich naturgemäß dem religiösen Gebiete zu, und da wird der Leser manches tiefgefühlte Lied finden, das bei ähnlicher oder gleicher Stimmung Sympathie erwecken muß. Auch manche der epischen Stücke sind von warmer Begeisterung getragen. Andere dagegen verrathen mehr ein zartes, träumerisches Gemüth, Freude am Dichten und ruhig gestaltenden Fleiß, als mächtige Erfindungskraft oder hinreißende Gluth der Empfindung. Die Liebe und Theilnahme indessen, welche der Dichter in weiten Kreisen durch anderweitige Arbeiten sich erworben, berechtigte den Herausgeber hinlänglich, bei der Ausgabe des Nachlasses nicht allzu streng zu sein. Das ganze Geistesleben, das sich darin spiegelt, kann nur einen sehr freundlichen, wohlthuenden Eindruck machen. Aufrichtige Frömmigkeit gesellt sich da mit inniger Liebe zu allem Schönen in Natur und Kunst; herzliche Gottesliebe schwingt sich muthig über das Niederdrückende schmerzlicher Krankheit und harter Verbannung empor; hohe Begeisterung für das Große und Heldenhafte der christlichen Ideen verklärt das Anspruchslose eines ganz gewöhnlichen Lebens. Selbst beim herannahenden Tod versiegt die Lust zu singen nicht: glaubensfreudig schaut die Seele dem Himmel entgegen. Diese Glaubensinnigkeit, welche der Grundquell seiner Lieder war, versüßt den Gedanken, daß in P. Diel ein reiches, vielversprechendes Talent durch die Leiden der Verbannung allzufrüh gebrochen und dem Kreise seiner Freunde entrissen ward.

B. A.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction)

Breviarii Romani editio nova Tornacensis 1882, collata Vaticanae Urbano Papa VIII. evulgatae 1632, cum qua ex constitutionibus Pontificiis omne breviarium concordare debet. Accedunt decreta quaedam S^{ae} Congr. Rituum, et alia quae ad novam editionem parandam pertinent. Tornaci Nerviorum, Sumptibus et typis Societatis S^{i} Joan. Evang., 1882. 8^{0}. p. 196.

Freunden der Liturgik wird hier ein vollständiger Apparat geboten zu einer correcten Ausgabe des Römischen Breviers und zur Vermeidung der trotz aller kirchlichen Wachsamkeit und Druckbeschränkung eingeschlichenen Verschiedenheit oder Corruption einer Reihe von Lesarten. Es diente hierzu sowohl die nicht unbeträchtliche Sammlung authentischer Decrete der Ritencongregation, als auch die Zusammenstellung der verschiedenen Lesarten aus mehr als zwanzig der bewährtesten und römisch approbirten Brevierausgaben. Die Schrift zeugt zugleich von dem immensen Fleiß und der großartigen Sorgfalt, welche bei der neuesten Tournayer Ausgabe des Breviers für die Richtigstellung des Textes aufgeboten ward — eine Arbeit, mit welcher der hochwürdige Verfasser dieser Schrift betraut war und welche ihm den Anlaß zu den hier hinterlegten Studien bot.

1. **Vier neue Sterne am Himmel der katholischen Kirche.** Von Georg Ott, Stadtpfarrer in Abensberg. 1) Leben des hl. Benedict Labre; 2) Leben des hl. Laurentius von Brindisi; 3) Leben der hl. Clara vom Kreuze; 4) Leben des hl. Johann Baptist de Rossi. 12°. 212 S. Regensburg, Pustet, 1882. Preis: brosch. 50 *Pf.*
2. **Vier neue Sterne am Himmel der katholischen Kirche.** Von Dr. J. Schmid, Priester. Leben der am 8. December 1881 canonisirten Heiligen: Benedict Jos. Labre, Joh. Baptist de Rossi, Laurentius von Brindisi und Clara von Montefalco. Dem katholischen Volke erzählt. Mit vier Porträts in Holzschnitt. 12°. 140 S. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: in fein Carton mit Schwarzdruck *M.* 1.20.

Zwei Büchlein von gleichem Titel, von ungefähr gleicher Größe und gleichem Inhalt: was das zweite an Seitenzahl dem ersten gegenüber einbüßt, gewinnt es durch kleineren Druck. Das Leben dieser vier Heiligen, welchen am 8. December 1881 durch unsern Heiligen Vater Leo XIII. die Ehre der Canonisation zu Theil wurde, ist gerade durch seinen grellen Gegensatz zu dem Weltgeiste unserer Zeit geeignet, wohlthuende Heilung auf die Wunden zu träufeln, an denen die heutige Gesellschaft krankt. Liebe zum Kreuz, Liebe zur Armuth und Liebe zu den Armen tritt hier in heroischen Zügen vor die Seele des Lesers. Auch ein nur bescheidener Theil der Nachahmung ist ein erhebliches Mitwirken an der Lösung unserer socialen Fragen. Den beiden Büchlein können wir nur recht viele Leser und Nachahmer wünschen.

Das Vater unser. Von Heinrich Nienhaus. Eine belehrende Erzählung für die reifere Jugend. Mit acht Tondruck-Bildern und erklärendem Text. 12°. 160 S. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: in Weich-Carton mit reich illustrirtem Umschlag *M.* 1.20; in engl. Leinwand, reich vergoldet *M.* 1.80.

Ein ebenso gefälliges als nützliches Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend. Das Ganze ist eine zusammenhängende Erzählung, welche in acht Kapiteln die einzelnen Theile des „Vater unser" den jungen Lesern recht eindringlich zum Bewußtsein bringt. Dieselbe ist von einer Anzahl kürzerer Erzählungen, welche denselben Zweck verfolgen, so geschickt durchwoben, daß man kaum behaupten kann, der Fluß der Erzählung habe merklich darunter gelitten. Der Verfasser weiß stets den rechten Erzählerton zu treffen, und was bei Jugendschriften besonders hoch anzuschlagen ist, er verfällt bei den Nutzanwendungen, welche sich wie von selbst ergeben, niemals in seichtes Moralisiren. — Die Ausstattung ist geschmackvoll; die Tondruckbilder sind gut entworfen und sorgfältig ausgeführt.

1. **Lichtstrahlen aus dem katholischen Leben.** Von Dr. Pius Burkard Glück, Priester. Mit fünf Bildern in Holzschnitt. Kl. 8°. 168 S. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: in fein Carton mit Schwarzdruck *M.* 1.50.
2. **Früchte vom Lebensbaume der katholischen Kirche.** Von Dr. Pius Burkard Glück, Priester. Mit sieben Bildern in Holzschnitt. Kl. 8°.

168 S. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: in fein Carton mit Schwarzdruck *M.* 1.50.

Beide Büchlein bringen in buntem Wechsel Belehrungen, Erzählungen, kurze Lebensbilder und einzelne Züge aus der Geschichte der Kirche und ihrer hervorragendsten Vertreter. Wie der Inhalt, so ist auch Sprache und Ausstattung ganz dazu angethan, den beiden Schriften viele Freunde zu erwerben, und so wird die Absicht des hochw. Herrn Verfassers, zur Belebung und Festigung kirchlich-christlicher Gesinnung, zunächst unter dem Volke, seinen Theil beizutragen, gewiß in Erfüllung gehen.

Die pseudo-aristotelische Schrift Über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Otto Bardenhewer, Doctor der Philosophie und der Theologie. 8⁰. XVIII u. 330 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 13.50.

Wir können die Görres-Gesellschaft zu der in ihrem Auftrage unternommenen und vor Kurzem vollendeten Arbeit des Herrn Dr. Bardenhewer über den Liber de causis nur beglückwünschen. Mag es immerhin Manchem scheinen, als ob der behandelte Gegenstand für viele Leser der Görres-Schriften etwas weit abseits läge: wir müssen es trotzdem durchaus billigen, daß auch wissenschaftliche Specialarbeiten, die naturgemäß nie einem weiteren Leserkreis Interesse abnöthigen, von der Görres-Gesellschaft unterstützt werden. Übrigens ist diese Specialarbeit für die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, der gerade heute wieder mehr Aufmerksamkeit zugewandt wird, von nicht geringem Belange. Dr. Bardenhewer handelt in drei Theilen: über den arabischen Text, über die von den Scholastikern benutzte lateinische Übersetzung und über die hebräischen Übersetzungen des Buches. Der arabische Text (nach dem Leydener Codex) mit deutscher Paraphrase, sowie der Text der lateinischen Übersetzung werden vollständig mitgetheilt. Der Herr Verfasser findet sich auf dem schwi rigen Arbeitsfeld vollkommen zurecht, und er beherrscht in sehr anerkennenswerther Weise die ausgedehnte Literatur seines Gegenstandes. Er stellt sich zwar vielfach auf die Schultern seiner Vorgänger, fördert jedoch die Arbeit an manchen Punkten um ein gut Stück weiter. Von den Resultaten seiner Forschungen heben wir folgende hervor: Der arabische Text ist höchst wahrscheinlich der Urtext; Verfasser desselben muß ein gläubiger Muhammedaner aus dem neunten Jahrhundert gewesen sein. Die lateinische Übersetzung rührt von Gerhard von Cremona aus dem zwölften Jahrhundert her. Die Rolle, welche diese Übersetzung in der Geschichte der Scholastik spielte, war jedenfalls eine sehr bedeutsame; auf das Einzelne können wir hier nicht eingehen. Die erste der hebräischen Übersetzungen stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Hilfe im Leiden. Ein Trostbuch für jeden Tag des Jahres. Von Gräfin Adele von Hoffelize. Autorisirte Übersetzung mit kirchlicher Approbation. 8⁰. XVI u. 647 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 4.

Die so fruchtbare und rühmlichst bekannte ascetische Schriftstellerin der Neuzeit verdient es, auch durch dieses neulich übersetzte Werk in noch weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie bietet hier ein auf echt christlichen Grundsätzen aufgebautes Trostbuch für Leiden aller Art. Es ist eine aus kurzen Sentenzen, anziehenden Beispielen und erbaulichen Reflexionen zusammengewobene Lectüre, welche, in kleinen Kapiteln

auf alle Tage des Jahres vertheilt, den Leidenden aus der Quelle der Ewigkeit Muth und Stärke schöpfen lehrt. Einigen Wiederholungen in den Erzählungen und den darangeknüpften Reflexionen begegnet man freilich; allein es ist bei so zahlreichen Variationen desselben Grundthemas eher zu verwundern, daß derartige Wiederholungen nicht häufiger vorkommen. Auch sind einige theoretische und praktische Ungenauigkeiten der Verfasserin entschlüpft. Wenn sie z. B. S. 91 es als nahezu unmöglich bezeichnet, einem gefährlich erkrankten Vater von der Vorbereitung zum Tode zu sprechen, weil der Betreffende das als Wunsch seines baldigen Absterbens auffassen würde: so müssen solch übertriebene Rücksichten doch der pflichtgemäßen Sorge für's Seelenheil weichen; oder wenn S. 141 die Nichtzustimmung zu einer Operation als ein Act dargestellt wird, durch den man sich zum Herrn seines Lebens aufwerfe: so bedürfte das jedenfalls einer bedeutenden Einschränkung, u. s. w. Ein speciell fixirter ascetischer Standpunkt des Lesers muß der Verfasserin wohl nicht vorgeschwebt haben, da zuweilen der Flug der höchsten Vollkommenheit genommen, zuweilen aber auch ziemlich tief zu den Armseligkeiten menschlicher Unvollkommenheit herabgestiegen wird. Übrigens finden nicht bloß die Leidenden selbst, sondern auch diejenigen, welche mit der Sorge für Kranke und Sterbende betraut sind, einen reichen Stoff zu anregenden Gedanken, um die Ertragung von Kreuz und Leid leichter und verdienstlicher zu machen für das Jenseits.

Berthold von Regensburg. Von K. Unkel. (Görres-Gesellschaft, zweite Vereinsschrift für 1882.) 8°. 115 S. Köln, J. P. Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Eine nicht leichte Aufgabe war es, bei den spärlichen Nachrichten über Bruder Berthold von ihm ein Lebensbild zu entwerfen. Der Verfasser war zumeist angewiesen auf die bis jetzt zugänglichen Schriften, welche der große Prediger hinterlassen hat. Es ist deßhalb weniger eine einfache Biographie, die in der Broschüre geboten ist, als vielmehr ein Charakterbild des Mannes und eine culturhistorische Zeichnung der Zeit desselben, die der Verfasser aus dem ihm vorliegenden Material zu erheben gewußt hat. — Zum Verständniß der Wirksamkeit Bertholds war es vonnöthen, im ersten Abschnitt die politischen und kirchlichen Verhältnisse klarzulegen, unter welchen derselbe seine Missionsthätigkeit entfaltete, nämlich die Zustände socialer und kirchlicher Verwilderung, welche noch mit Kaiser Friedrich II. und dann nach dessen Ableben zur Zeit des sogenannten Interregnum für Deutschland eintraten. — Nachdem dann der Verfasser im zweiten und dritten Abschnitt den Leser mit den biographischen Nachrichten über Berthold, soweit sie zu ermitteln waren, bekannt gemacht hat, sind die folgenden Abschnitte (4—7) darauf verwendet, die Art und Weise der Thätigkeit des Bußpredigers zu schildern und ein Sittengemälde der Zeit im Detail zu liefern. Vielleicht hätte die Verbindung von Abschnitt 4 (Berthold im Kampfe mit den herrschenden Lastern und Gebräuchen seiner Zeit) und Abschnitt 7 (Bertholds Bedeutung für die Culturgeschichte des 13. Jahrhunderts), da dieselben doch Verwandtes behandeln, der Schilderung mehr das Gepräge eines einheitlichen Ganzen gegeben. Übrigens müssen wir gestehen, aus den Zügen, welche der Verfasser hervorhebt, gewinnt der Leser mit leichter Mühe ein recht anschauliches Bild des damaligen Lebens, besonders des Volkslebens. Doch ist die Bemerkung des Verfassers wohl zu beachten, daß sich der Leser dieses Bild nicht bloß zusammensetzen darf aus den schwarzen Strichen, die der Bußprediger führt; lichtere Striche muß er selbst hinzufügen. Auch daraus, daß die großartige Erscheinung des Bruders Berthold nicht eine Regeneration des ganzen

Volkes nach sich zog, läßt sich, wie richtig bemerkt wird, nicht auf die Fruchtlosigkeit seiner Arbeit schließen. Wenn von den vielen Tausenden, die regelmäßig dem Wanderprediger zulauschten, auch nur eine Minderzahl sich nachhaltig dem Guten zugewandt hat, so war das ein immenser Gewinn: der große Strom sittlicher Verwilderung wurde dadurch freilich nicht ganz aufgehalten. Bertholb selbst wird uns als ein heiligmäßiger Bußprediger gezeigt in seinem ganzen Feuereifer und seiner volksthümlichen Beredsamkeit, dem es nicht um schöne Worte, sondern um das Ergriffenwerden der Zuhörer zu thun ist. Wenn dabei auf einige Übertreibungen aufmerksam gemacht wird, besonders auf die mehrmals unter Androhung ewiger Verdammniß eingeschärfte Restitutionspflicht bis auf den letzten Heller; so scheint da in der That ein Exceß beim Prediger vorzuliegen; doch muß auch bedacht werden, daß im Eifer der Rede nicht stets jedes Wort auf die Wage gelegt wird.

Die Pfarrei Gebhardshain im Gebiete der ehemaligen Herrschaft Freusburg a. d. Sieg. Mit besonderer Rücksicht auf die frühere Geschichte des Westerwaldes. Nach den Quellen bearbeitet von M. Kröll, Pfarrer zu Gebhardshain. 8°. 221 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1882.

Das ist ein recht interessantes Büchlein, welches die Geschichte der genannten Pfarrei und Herrschaft, die vom hl. Bonifacius bekehrt wurde, von der Urzeit bis auf die Gegenwart behandelt. Herren der Gegend waren die Grafen von Sayn schon vor 1243, in welchem Jahre Gebhardshain eine eigene Pfarrei wurde. Graf Sebastian II. machte das Land 1561 lutherisch, Wilhelm aber 1605 calvinisch. Durch Rechtsspruch des Kammergerichtes von Speier kam der Erzbischof von Trier als Oberlehnsherr 1626 in den Besitz eines Theiles von Freusburg. Dieser schickte 1628 vier Jesuiten (darunter P. Laurentius und P. Goswin Nickel), welche in zwei Monaten 2000 Einwohner und bald das ganze Ländchen bekehrten. Leider faßten die Protestanten durch die Schweden wieder festen Fuß 1633; daher sah sich der Erzbischof, obwohl er 1637 wieder in den Besitz der Ortschaften gelangte, genöthigt, durch Vertrag mit Sayn-Wittgenstein 1652 Simultan-Gottesdienst zu gestatten; auch die Güter wurden getheilt; die weltliche Herrschaft aber kam durch Heirath an Weimar-Eisenach. Im Jahre 1859 hörte das Simultaneum in Gebhardshain auf, und das Simultan-Vermögen wurde so getheilt, daß 2500 Katholiken 1356 Thaler nebst der Kirche, dagegen 280 Protestanten 5750 Thaler erhielten; die liegenden Güter aber wurden gleich getheilt. Die reichhaltige, fleißige Arbeit hat uns viel Genuß gewährt.

Miscellen.

Mehr Licht über Darwin. Konnte man noch vor wenigen Monaten wähnen, „die Verquickung des Darwinismus und Materialismus sei eine unlogische", so haben der Eifer und die rückhaltlosen Enthüllungen der Freunde und Anhänger Darwins diesen Wahn jetzt gründlich verscheucht. Jüngst noch wurde in dieser Zeitschrift (Bd. XXIII. 476 f.) darauf hingewiesen, wie bedeutungslos es für die mechanische Descendenzlehre sei, wenn Darwin auch an zwei Stellen seines Werkes von einem Schöpfer redet. Darin hat Haeckel in seiner Rede zu Eisenach das Ziel des Darwinismus richtig gekennzeichnet, wenn er ihn hinstellt „als die endgiltige Beantwortung des großen Problems: Wie können zweckmäßig eingerichtete Formen der Organisation ohne Hilfe einer zweckmäßig wirkenden Ursache entstehen? Wie kann ein planvolles Gebäude sich selbst aufbauen ohne Bauplan und ohne Baumeister?" Wenn es aber hier, in dieser Cardinalfrage „der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl", gelungen ist — und auf Nichts glauben die Darwinisten stolzer sein zu dürfen — die Vorstellung einer planvollen Schöpfung zu überwinden, weßhalb, so fragt Freund und Feind, wird dann der Schöpfer überhaupt noch genannt? Als im Jahre 1877 Virchow in München davor warnte, „bloße Desiderate der Wissenschaft" für Lehrsätze auszugeben, als er darauf hinwies, wie sich die Descendenztheorie im Kopfe eines Socialisten zurechtstelle, da entstand unter den Darwinisten die hellste Entrüstung ob solcher Verdächtigung, und unter der Firma „freier Forschung" sang man im Chorus: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht." Daß der Spott dieses Refrains den „großen Darwin" selbst treffe, daran dachte Haeckel wohl damals nicht, das haben aber die neuesten Enthüllungen an's Licht gebracht. Dr. Aveling schildert uns im National Reformer einen Besuch, den er im September 1881 anläßlich des Atheisten-Congresses mit Büchner bei Darwin machte. Im Laufe des Gespräches stellte Darwin seine Gäste zur Rede wegen des „aggressiven" Charakters, den sie sich mit dem Worte „Atheisten" beilegten, und war der Ansicht, das Wort „Agnostiker" würde ihre Stellung besser bezeichnen. Aveling machte darauf den Einwand, daß das nur eine Vertuschung sei und nur einen respectabelen Anschein gebe, worauf dann Darwin replicirte: „Wird denn irgend etwas dabei gewonnen, wenn ihr die Massen für diese neuen Lehren gewinnt? Das Alles ist sehr gut für wohl erzogene, gebildete und denkende Menschen; aber sind die Massen auch reif dafür?" Darwin war sich also des destructiven Charakters der Gott ignorirenden Forschung wohl bewußt, und die gelegentliche Erwähnung des Schöpfers hat eingestandener Maßen keinen anderen Zweck, als diese wahre Natur seiner Lehre vor den unreifen Massen zu verbergen. Was Wunder,

wenn dieses billige Mittel weniger „denkende“ und weniger „gebildete Menschen“ auch um so leichter verführte? Deßhalb „erlaubten sich“ denn auch die Besucher die Aufmerksamkeit Darwins direct auf den Schlußsatz seines Buches zu richten, worin er bemerke, „daß der Schöpfer den Keim alles Lebens nur wenigen oder nur einer Form eingehaucht habe.“ Es wurde die Frage aufgeworfen, „ob er nicht die streng logische (!) Methode, welche er in allen anderen Dingen anwende, in diesem Punkte verlassen habe? Er habe so vieles ohne die Hypothese einer übernatürlichen Dazwischenkunft erklärt — warum nicht auch dieses? Auf diese in bescheidenster Weise vorgebrachten Fragen wurde er still und nachdenklich für eine kurze Zeit. Ein wenig später jedoch gab er zu, daß eine enorme Kraftverschwendung stattfände in Bezug auf das Übernatürliche im Allgemeinen und die Gottesidee im Besonderen. Der Mensch habe ja viel Zeit und Kraft zu seiner Disposition. So lange aber so viel zu thun sei für irdisches Glück, für die Menschheit, so lange die Natur noch so viele Geheimnisse in ihrem Schooße berge, selbst für die in ihrem Schooße lebenden Kinder, so lange müsse alle Zeit, alles Geld, alle Kraft, welche für andere Zwecke als natürliche verwendet würden, als verloren angesehen werden.“

Und dieser beispiellos frivole Dünkel, die consequente Folge seiner Lehre von der Abstammung des Menschen, hat das Leben Darwins selbst bestimmt. „Ich gab das Christenthum erst auf, als ich 40 Jahre alt war“, und sein Grund lautete: „Es ist nicht durch Beweise unterstützt“, und wie zum größeren Hohn gibt er „mit liebenswürdiger Offenheit“ als Ursache des langen Verzuges an, „daß er keine Zeit gehabt habe, darüber nachzudenken.“ Das ist der Mann, der nach eigenem Geständniß 40 Jahre lang Zeit und Kraft genug fand, „die Gewohnheiten der Würmer zu studiren“.

Haeckel hat somit vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß „Darwin kein Anhänger irgend einer besonderen Kirchenconfession war“ und daß das schon längst „für jeden auf der Hand lag, der seine Werke kannte.“ Die neuesten Enthüllungen aber klären uns auch vollständig darüber auf, „daß die Religion von Charles Darwin keine andere war, als diejenige von Goethe und Lessing, von Lamark und Spinoza .... Die Urquelle dieser Religion ist, wie Darwin gezeigt hat, in den socialen Instinkten der höheren Thiere zu suchen.“



Am 30. December 1882 verschied im Colleg von Feldkirch fromm im Herrn

P. Florian Rieß S. J.,

Mitbegründer der „Stimmen aus Maria-Laach".

Geboren am 5. Februar 1823 in Tiefenbach (Württemberg), ward er am 4. September 1845 in Rottenburg zum Priester geweiht, trat am 31. December 1857 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach Vollendung des Noviziates und Wiederholung der Studien der schriftstellerischen und insbesondere der publicistischen Thätigkeit, welcher er auch vor seinem Eintritt in den Orden als Redacteur des „Deutschen Volksblattes" seine Hauptkraft zugewandt hatte. Mit seinen Mitbrüdern begann er 1865 die erste Serie der „Stimmen aus Maria-Laach", die Erklärung des Syllabus, 1869 die zweite Serie, „das Ökumenische Concil", und nahm lebhaften Antheil auch an der Gründung der dritten Serie, der Zeitschrift. Er ward 1870 zum Professor der Kirchengeschichte in Maria-Laach ernannt, in welcher Stellung er auch während des Exils in Ditton fast bis zu seinem Tode verblieb. Rheumatische Leiden zwangen ihn, sein Amt im Herbste 1882 niederzulegen; doch setzte er selbst dann noch unter heftigen Schmerzen seine schriftstellerische Thätigkeit fort, bis der Herr seinen treuen, glaubenseifrigen und unermüdlichen Diener zu sich rief, um ihm den Lohn seiner großen Arbeiten, Tugenden und Verdienste zu reichen.

Wir denken, unseren Lesern bald ein ausführlicheres Lebensbild dieses gewiß auch ihnen theuren Ordensmannes geben zu können.

R. I. P.

Das Jahr 1683 und der große Türkenkrieg.

I.

Selten haben wir ein Buch mit solchem Interesse und so steigender Spannung gelesen, wie „Das Jahr 1683" von Onno Klopp[1]. Daß man es mit einer auf gründlichster Quellenforschung beruhenden Arbeit zu thun hat, die das Material allseitig beherrscht und überraschende Lichtblicke in die jedesmalige politische Lage der Dinge thun läßt, braucht nicht erst gesagt zu werden, sobald es sich um ein Werk von Onno Klopp handelt. Überdieß hat die Darstellung eine Wärme und eine Färbung erhalten, wodurch die nicht selten hochdramatischen Scenen lebendig frisch vor den Leser treten, ihn unwillkürlich mit sich fortreißen und alle Affecte, die sie ihrer Natur nach enthalten, der Freude, der Hoffnung, der Angst, des Schreckens, des Mitleids, der Trauer in seiner Seele wiederspiegeln.

---

[1] Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz. Von Onno Klopp. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1882. XIV u. 580 S. — Das sehr schön ausgestattete Werk empfiehlt sich, wenn man berücksichtigt, was es Alles liefert, durch seinen mäßigen Preis (12 Mark). Die ausführlichen, praktisch angelegten Sach- und Namenregister machen den Gebrauch sehr bequem; ebenso verdienstlich ist die Zugabe einer langen Reihe (S. 530—566) noch unbekannter Actenstücke. Die Verlagshandlung hat für die einzelnen Kapitel sinnige und geschmackvolle Initialen mit Kopfleisten anfertigen lassen. Mehrere alte Porträts der Hauptpersonen jenes Krieges sind dem Buche beigegeben, wie auch zwei gleichzeitige Schlacht- und Belagerungspläne von Wien. Wir hätten indessen gewünscht, es wäre nicht einfach die alte Zeichnung aufgenommen worden, weil diese nicht sehr rein und übersichtlich ist, weil es uns verwirrt, auf Karten Norden nach unten und Süden nach oben gekehrt zu sehen; dann fehlen mehrere Ortschaften in den Plänen, die doch in der Schlacht vom 12. September 1683 eine wichtige Rolle spielten, z. B. der Griezinger- und Krottenbach, die Spinnerin am Kreuz. Eine selbständige Kartenzeichnung konnte diesen Übelständen abhelfen. Gewiß hätten viele Leser mit uns gewünscht, eine Karte der ferneren Kriegsoperationen in Ungarn zu erhalten, nebst einer Abgrenzung des damaligen kaiserlichen, türkischen und Tököly'schen Besitzstandes.

Die christliche Völkerfamilie gehört zusammen und bildet ein Ganzes; deßwegen soll auch die Abwehr gegen die Feinde des Kreuzes, gegen den Halbmond, eine gemeinsame Angelegenheit sein. Gregor VII., dieser großartige Geist und klare Kopf, brachte diesen gesunden Gedanken in der Anregung der Kreuzzüge zum vollen Ausdruck. Seitdem jedoch dieser Gedanke im Abendland erlahmte, theils wegen der Erschöpfung der Völker, mehr noch wegen schwindender Glaubensfreudigkeit und wegen Abnahme des Opfermuthes, seit dieser Zeit lastete die Aufgabe, den Vordrang des Osmanenthums zu stauen, vorzugsweise auf dem Hause der Habsburger. In dieser Aufgabe lag eine eminente allgemeine Wohlthat für alle christlichen Völker Europa's. Deßwegen muß es jeden Ehrenmann empören, daß es christliche Mächte gab und Fürsten, die es über sich brachten, aus kleinlicher Eifersüchtelei nicht nur kalt und theilnahmslos einen großen Theil der östlichen Länder unter das grausame, entwürdigende Joch des Halbmondes versinken zu sehen, sondern sogar durch Rath und That, durch Geld, Bestechung und Waffengewalt beiwirkten, christliche Landestheile an die Türken auszuliefern.

Herr Onno Klopp behandelt den langen Türkenkrieg, welcher schon seit 1676 in Konstantinopel geplant wurde, in welchem der Höhe- und Wendepunkt in der Belagerung von Wien 1683 liegt, welcher aber erst 1699 in dem Carlowitzer Frieden ein Ende fand. — Die eigentlichen Kriegsläufte, namentlich die genannte Belagerung, sind auch früher schon sorgfältig beschrieben worden. Es ist aber das Verdienst des Herrn Verfassers, die sehr verschlungenen politischen Verwicklungen, die wahrhaft empörenden Intriguen, die gespielt wurden, nebst den Motiven, aus denen sie hervorgingen, nach großentheils neuen, noch unverwertheten Documenten an das Tageslicht gebracht zu haben; es ist sein Verdienst, die Bedeutung der Belagerung und des Entsatzes von Wien für ganz West-Europa und die gesammte Christenheit, das ganze Räderwerk von Politik und Krieg klargestellt zu haben. Wir können uns nicht in den Gang dieser Politik hineinlassen, das würde uns viel zu weit führen; man muß dafür das interessante Werk selbst lesen. Wir wollen es nur versuchen, an der Hand des Verfassers die Hauptcharaktere, welche in dem langen Drama als Feind oder Freund handelnd auftreten, in Kürze zu schildern.

In erster Linie begegnet uns Ludwig XIV., der mehr noch durch sein Geld und seine Intriguen als durch seine Waffenmacht die Geschicke Europa's lenkt. Wir gestehen offen, der Schilderung dieses Fürsten

durch Onno Klopp mit einiger Voreingenommenheit, sogar mit dem Bestreben, sie übertrieben und parteiisch zu finden, gefolgt zu sein; die Beweise jedoch, welche sich durch das ganze Buch aus zahllosen Documenten gegen Ludwig XIV. ergießen, sind so überwältigend, so zermalmend und in ihrer Gesammtheit wenigstens so unabweisbar, daß nur der verbissenste Nationalitätsschwindel ihm noch viel Achtung bewahren dürfte. Dieser absolute Monarch, der über die Geld- und Militärkräfte Frankreichs frei und nach eigener Willkür verfügte, hatte sich ein doppeltes Ziel gesteckt: die Erlangung der Kaiserkrone für sich selbst oder für seinen Sohn und die Erwerbung der spanischen Monarchie beim voraussichtlichen baldigen Aussterben des habsburgisch-spanischen Mannesstammes. Diesen Zielen ordnet er alle anderen Interessen unter: die Religion, Recht und Gerechtigkeit, das Wohl und Wehe der ganzen Christenheit. Österreich zu bedrängen, zu schwächen, zu vernichten, gilt ihm als erlaubtes Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Offen zwar darf er dieses Ziel nicht bekennen, und zwar mehr noch aus Rücksicht auf sein eigenes Volk, als aus Scheu vor fremden Fürsten. Ebenso muß er auch seine Mittel verdecken; denn selbst die damaligen Franzosen hätten es ihm kaum verziehen, wenn sie ihn offen als Bundesgenossen der Türken erkannt hätten.

Ludwig XIV. ist der einzige Mann in ganz West-Europa, der schon 1676 und noch viele Jahre hindurch Kenntniß davon hatte, daß die Hohe Pforte oder vorerst nur der Großvezier Kara Mustafa einen Vernichtungskrieg gegen Österreich im Schilde führe. Ludwig sparte weder Geld noch diplomatische Künste, um den Großvezier in seinem Vorhaben zu bekräftigen, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, ihm Bundesgenossen zu verschaffen, besonders in den zahlreichen perfiden Rebellen Ungarns; diese suchte er durch große Summen und bedeutende Jahressubsidien in ihrem Haß gegen das Kaiserhaus und gegen die Katholiken warm zu erhalten. Das Mißlingen der türkischen Belagerung Wiens verursachte dem Könige von Frankreich solchen Gram, daß ihm die Nachricht davon ein dreitägiges Fieber zuzog. Überdieß war sein Verhältniß zu den Türken, Rebellen und Verräthern ein ziemlich offenes Geheimniß geworden; deßwegen hatte er den Verdruß, zu hören, wie er in Europa zum Spotte geworden, wie die Römer lose Reden gegen ihn führten, wie die noch unhöflicheren Antwerpener drei Figuren — den Sultan, einen europäischen Fürsten und den Teufel — unter allgemeinem Halloh in einem Feuerwerk in die Luft sprengten.

Es gab unter den Ungarn eine große Zahl patriotischer, hochherziger und sogar heroischer Männer. Man braucht bloß die Namen eines Paul Esterhazy, eines im Feuer der Verfolgung schwergeprüften Cohary, Commandanten von Fillek, zu nennen. Aber widerwärtige und unheimliche Gestalten sind die ungarischen Rebellen, nebst ihrem Haupt, dem calvinischen Demagogen und Priesterschlächter Emerich Tököly. Seine Absicht war es, sich unter türkischer Oberhoheit zum König von Ober-, ja von ganz Ungarn aufzuwerfen. Er habe ein Recht dazu, hieß es in Ungarn; denn so lautete der Rechtscodex, den die Ungarn als Schild jeder Rebellion, bis auf Kossuth herunter, vorhielten, der unsinnigste, der wohl in ganz Europa existirte, und unsinniger noch ausgelegt wurde: der König Andreas II. habe 1222 das Statut gegeben, die Unterthanen seien verpflichtet, gegen eine unrechtmäßige Gewalt des Landesherrn die Waffen zu ergreifen; König Leopold habe die Verfassung und Freiheit Ungarns verletzt, also sei seine Gewalt unrechtmäßig. Das gährende Element waren die Calvinisten. Auf dem Landtag von Ödenburg 1681 hatte der Kaiser, um sie zu befriedigen, den Protestanten das damals unerhörte, in keinem protestantischen Staate prakticirte Privileg der Religionsfreiheit gewährt. Auch Papst Innocenz XI. billigte nachmals, 1684, durch seinen Nuntius dieses Auskunftsmittel für die Protestanten in Ungarn, damit sie, befriedigt, wie immer es sein möge, Antheil nähmen am Kampfe wider die Türken. Sie aber wurden dadurch nicht befriedigt, nicht beschwichtigt. An diese Rebellen nun verabfolgte Ludwig XIV., nachdem er doch in Nymwegen mit dem Kaiser Frieden geschlossen, seine beträchtlichen Jahrgelder, um sie in Aufregung gegen den Kaiser, aber in guter Stimmung zu einem Türkenbündniß zu erhalten. Die dankbaren Ungarn prägten darum Münzen mit seinem Bildniß ihm zu Ehren und mit der Inschrift: „Der Beschützer des Königreichs Ungarn."

Die asiatische Rohheit des Ungeheuers Tököly kam besonders im Jahre 1684 zum Ausbruch. Der Kaiser hatte den Ungarn, welche sich jenem und den Türken freiwillig oder gezwungen angeschlossen, Amnestie angeboten; eine große Anzahl nahm sie an. Tököly behandelte aber diejenigen, die in seine Hände fielen, als Rebellen, und ließ 15 ungarische Edelleute spießen, 10 hängen, 96 köpfen. Die ungarischen Geschichtschreiber scheinen aber wenig historischen Sinn zu besitzen; denn sie reden von Tököly nicht wie von einem Wütherich und Barbaren; diesen Namen reserviren sie dem kaiserlichen Commandanten Caraffa von Ober-Ungarn. Caraffa hatte 1687 eine Verschwörung von 200 fast ausschließlich cal-

vinischen und lutherischen Edelleuten zu Gunsten Tököly's und der Türken entdeckt. Ein außerordentliches Kriegsgericht, bestehend aus 13 Richtern, Ungarn und Deutschen, Katholiken und Protestanten, wurde eingesetzt. Acht Häupter der Verschworenen wurden zum Tode verurtheilt und in Eperies enthauptet, nachdem ihnen zuvor die rechte Hand abgehauen worden. Seitdem reden die Geschichtsbaumeister von einem „Blutbad von Eperies" wie von demjenigen von Stockholm.

Auch im Norden suchte sich Ludwig gefügige Werkzeuge gegen den Kaiser in dem polnischen Adel und König zu erkaufen. Johann Sobieski, der Sohn des Castellans von Krakau, hatte sich durch seine persönliche Tapferkeit und sein Feldherrntalent zum Kronfeldherrn emporgeschwungen. Als solcher hatte er seinen Namen durch den Sieg bei Chozim 1673 den Türken und Tataren furchtbar gemacht. Die Polen wählten ihn daher 1674 unter vier Mitbewerbern einstimmig zum König. So groß war die Hoffnung, die man in der Christenheit auf diesen durch glänzende Eigenschaften des Geistes und Kriegsruhm wie durch hohe Frömmigkeit und Liebe zum Glauben gleich ausgezeichneten Fürsten setzte, daß Papst Innocenz XI. ihn „ein Bollwerk der Christenheit", einen „Gottfried von Bouillon der neueren Zeit" nannte. Auch der Kaiser, obwohl er bei der polnischen Königswahl mit der Candidatur des Herzogs Karl V. von Lothringen unterlegen war, wünschte ihm herzlich Glück zur Thronbesteigung. Sobieski versprach dem Kaiser wortreich (prolixe) seine Dienste und löste dieses Versprechen nach neun Jahren glänzend ein.

Als es sich Ende 1682 auf Betreiben des Papstes und seines Nuntius Pallavicini in Warschau um eine polnische Allianz mit Österreich wider die Türken handelte, war es Sobieski's Verdienst, fast allein gegen alle offenen und geheimen Widersacher diesen Bund zum Abschluß gebracht zu haben. Der insolente französische Gesandte Vitry setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den Vertrag zu hintertreiben; weder Geld, noch Verheißungen, noch Lügen wurden gespart. Viele Adelige, darunter der Großschatzmeister Moroßtyn, ließen sich durch Frankreich erkaufen. Indessen Alles war umsonst; der Vertrag kam am 31. März und 11. April 1683 nach äußerst stürmischen Verhandlungen durch die entschlossene Festigkeit des Königs dennoch zu Stande. Die Republik Polen jedoch zahlte nichts für den Unterhalt der Armee, Alles wurde von Papst und Kaiser bestritten.

Dieser Vertrag war die Vorbedingung zu dem anderen, noch größe-

ren und bekannteren Verdienst, das Sobieski's Namen als des Befreiers von Wien am 12. September 1683 in der Christenheit unsterblich gemacht hat. Ja sogar etwas zu einseitig wurde dieses Lob Sobieski, freilich ohne seine Schuld, zum Nachtheil anderer hochverdienter Helden ertheilt. „Spätere Geschichtschreiber," sagt Wagner (Hist. Leopoldi, I. p. 616), „spitzten aus Parteilichkeit Alles auf die Nationalehre zu, schwiegen über die Thaten Anderer oder sprachen von ihnen nur wie von unnützen Zuschauern." Besonders haben spätere Franzosen mit dieser unrichtigen, ja ungerechten Darstellung öffentliche Meinung gemacht. So ist es gekommen, daß der kaiserlichen Truppen und ihrer entscheidenden Tapferkeit, die derjenigen der Polen mindestens gleichkam, kaum noch nebenbei Erwähnung geschah; daß ein Karl V. von Lothringen, der als Feldherr und Stratege Sobieski weit überragte, der zu dem ganzen Vorgehen gegen die Türken den Plan entworfen, bei dem Entsatze von Wien als unwichtige Nebenperson erscheint. Onno Klopp hat das richtige Verhältniß wieder hergestellt.

Minder glorreich indessen steht Sobieski in einigen andern Punkten da, welche Onno Klopp ebenfalls beleuchtet und documentarisch belegt hat; eine wahre Geschichte darf dieselben nicht verschweigen. — Da Sobieski durch Frankreichs Unterstützung auf den Thron gelangt war, so kann man es ihm in seiner Geldnoth nicht verübeln, daß er von dieser Macht Subsidien bezog. Aber dafür trifft ihn Tadel, daß er Ludwig XIV. versprach, gegen den Kaiser in Ungarn zu handeln, wie jener in Portugal, d. h. die ungarischen Rebellen zu unterstützen, während er mit dem Kaiser im Frieden war; daß er, wie seine Gemahlin, die Königin, selbst erzählt, das Bündniß zwischen Frankreich und den ungarischen Rebellen unter seinem Schutz in Warschau abschließen ließ; daß er denselben Truppenwerbungen unter den polnischen Tataren gestattete (O. Klopp, S. 46. 55). — Es setzte böses Blut ab, daß er die ungeheure Beute im Zelte des Großvezfiers allein in Beschlag nahm; daß fast die ganze Beute des übrigen Lagers (worunter eine solche Masse Kaffee, ut inde barbarus hic potus veluti civitate donatus, per Austriam, Germaniam, reliquam Europam invalesceret) den Polen zu Theil wurde, so daß die kaiserlichen und die übrigen Truppen fast nichts erhielten, was in der Folge Grund vieler Zerwürfnisse und Mißhelligkeiten wurde (Klopp, S. 324. 326. Wagner, I. S. 616). — Überhaupt ließen die polnischen Truppen keinen günstigen Eindruck zurück. Der König war trotz aller persönlichen Tapferkeit nicht Herr derselben, und nach seinem

eigenen Bericht zeichneten sie sich durch Zügellosigkeit und Unordnung unvortheilhaft gegen die kaiserlichen Truppen aus. Dagegen leisteten sie im Felde bei weitem nicht das, was diese, wurden auch von den Türken weniger gefürchtet und mehreremal in wilde Flucht geschlagen, wie z. B. am 7. October 1685 bei Parkany, bis die ruhige Festigkeit der Deutschen sie wieder zum Stehen brachte (Klopp, S. 292. 345—347. Wagner, II. S. 232).

Auch den Vorwurf der Eifersucht von Seiten der Kaiserlichen wußte Sobieski nicht zu vermeiden, indem er den Kaiser abhielt, vor der Schlacht, was dieser sehnlichst wünschte, beim Entsatzheere zu erscheinen, damit Leopold nicht dem Vertrage vom 31. März gemäß den Oberbefehl übernehme und der Ruhm für Sobieski so geringer ausfalle (Klopp, S. 293. 297. Wagner, I. S. 608). — Es mißstimmte, daß der König schon am 13. September in Wien einzog, um die Erstlings-Ovationen der Wiener zu erhalten, obwohl er wußte, daß der Kaiser komme und schon in nächster Nähe sich befinde, und daß diesem natürlich der Einzug in seine Hauptstadt zuerst gebührte (Klopp, S. 316. 317. 551). Die finsteren Mienen der kaiserlichen Offiziere, das Wegbleiben der beiden Kurfürsten von Bayern und Sachsen und des Herzogs von Lothringen bekundeten laut, daß diese das Unschickliche tief empfanden. Sollte Sobieski allein dieß nicht gefühlt haben? — Die Begegnung zwischen dem Kaiser und dem König am 15. Sept. wird meistens zu Ungunsten Leopolds so dargestellt, daß dieser wie ein kleinlicher Ceremonien-Pedant, als ein kalter, undankbarer und stolzer Fürst erscheint. Die Sache lag aber fast umgekehrt, und die Schuld der etwas kalten Zusammenkunft war auf Seite Sobieski's, weil dieser Anforderungen stellte, welche der Kaiser aus Rücksicht auf die damals herrschende strenge Etiquette und aus Rücksicht auf die anwesenden Kurfürsten, ohne die mißliebigsten Folgen hervorzurufen, nicht gewähren konnte. Auch das machte keinen guten Eindruck, daß der König sein Heer nicht selbst dem Kaiser vorstellte, sondern den Großfeldherrn Jablonski damit beauftragte.

Man fand es ferner wenig geziemend, daß der König die verrätherische Correspondenz des Tököly, eines Unterthans des Kaisers, mit dem Großvezier, welche ihm im Zelte desselben in die Hände gefallen war, dem Kaiser vorenthielt. Noch mehr wurde es empfunden, daß Sobieski gar zu selbstmächtig als Vermittler und sogar als Schiedsrichter zwischen dem Kaiser und Tököly, zwischen dem Souverän und dem Unterthan, ohne Wunsch und Vollmacht des Kaisers sich aufdrängte und vorschob.

War Polen von Frankreich gesucht und geworben, so zeigte sich dagegen Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, als geriebener Handelsmann, der sich auf die Zeichen der Hausse und Baisse verstand. Er trug selbst seine Dienste in Frankreich zu Markte, und am 25. October 1679 wurde man handelseins, der Kurfürst werde dem Kaiser in der Wahl seines Sohnes Joseph zum römischen König entgegenwirken, dem König von Frankreich aber oder dem Dauphin seine Stimme geben, seinerseits aber jährlich 100 000 Livres während zehn Jahren empfangen. Die unmittelbare Folge dieses Bündnisses war der unter dem Namen Reunionen bekannte Länderraub. Indessen war der Raub selbst für Frankreich Nebenzweck, der dazu dienen sollte, Nachbar der rheinischen Kurfürsten zu werden, um auf dieselben in der Kaiserwahl bequemer einen Druck ausüben zu können. — In einem zweiten Vertrag vom Beginn des Jahres 1681 versprachen sich Frankreich und Brandenburg gegenseitige Hilfe, ohne Rücksicht darauf, ob der hilfebegehrende Theil für gerechte oder ungerechte Politik sie requirire. Der Lohn Brandenburgs war nun 100 000 Thaler jährlich, „zum Unterhalt einer starken Armee"; das war die Kaufsumme, für welche Ludwig XIV. gegen das deutsche Reich freie Hand bekam. Die Folge war die Wegnahme der Stadt Straßburg und der Festung Casale in Piemont am 1. October 1681. Brandenburg aber bethätigte seinen Eifer dem Dienstherrn gegenüber dadurch, daß es alle Reichsfürsten abmahnte, gegen Frankreich Widerstand zu wagen und den Raub zurückzufordern. So wurden Kaiser und Reich lahmgelegt.

Ein dritter Vertrag wurde am 22. Januar 1682 geschlossen, mit der Bemerkung: obwohl der König von Frankreich auf noch mehrere Gebiete und Länder des Reiches Ansprüche hätte, so wolle er sich doch auf den Besitz Straßburgs und jener Länder beschränken (es war der achte Theil des Reiches), die er bereits genommen. Der Brandenburger aber erhielt jetzt 400 000 (zur Kriegszeit 900 000) Livres jährlicher Löhnung, weil er sich und sein Haus durch die Dienste gegen Frankreich dem Haß der Deutschen ausgesetzt habe. Uns persönlich gefällt die Antwort des Landgrafen von Hessen besser, der die Kaufsumme Frankreichs von 800 000 Gulden mit den Worten abwies: er verkaufe seine eigene Freiheit und die Unversehrtheit des Reiches nicht für einen so geringen Preis. Freilich haben unsere „nationalen Geschichtschreiber" ihm auch nicht den Beinamen „der Große Landgraf" angehängt. Der Große Kurfürst aber setzte seinen Ruhm darein, als Minderer des Reiches zu han-

deln und zu erscheinen. Während der Kaiser sogar zur Zeit der höchsten Bedrängniß durch die Türken von einem Aufgeben der von ihm beschworenen Reichs-Integrität und der Reichsrechte Frankreich gegenüber nichts wissen wollte, weil es gegen Eid und Gewissen sei, redete und wirkte der Kurfürst von Brandenburg unablässig für das „Amputiren" auf dem Reichstag, nämlich den achten Theil des Reiches (die Reunionen) freiwillig an Frankreich abzutreten. Diese Politik Brandenburgs ermuthigte Ludwig XIV., auf dem Reichstag von Regensburg und in ganz Europa den Kaiser als den eigentlichen Friedensstörer zu verschreien, der bereit sei, Ungarn und seine Erbländer den Türken zu opfern, um nur gegen Frankreich losbrechen zu können.

Das vierte Mal wurde am 25. October 1683 ein Vertrag in Potsdam geschlossen, worin der Lohn auf 500 000 Livres stieg, der Kurfürst aber sich anheischig machte, jeden einmüthigen Beschluß in Regensburg für einen Krieg gegen Frankreich zu verhindern. Die praktische Folge dieser Stellung Brandenburgs war, daß Braunschweig-Lüneburg damals verhindert wurde, dem Kaiser Hilfe gegen die Türken zu senden, indem es genöthigt war, gegen allenfallsige Unternehmungen Brandenburgs im Norden gerüstet zu sein. Dennoch meinten die kaiserlichen Räthe, der Kurfürst hätte sich für 380 000 Thaler baar und dann jährlich 300 000 Thaler, nebst einem schönen Geschenke an die durchlauchte Frau Kurfürstin, umkaufen lassen. Man sieht, das Wort: point d'argent, point de Suisse, hatte auch außerhalb der Schweiz Verehrer und Proselyten. In der That ließ sich der Kurfürst 1686 vom Kaiser erkaufen, ihm 8000 Mann (und Kerntruppen waren es) zu senden, so jedoch, daß er an Geld keinen Schaden erlitt und für seine Lebenszeit noch den Kreis Schwiebus in Schlesien erhielt.

Eine wahre Puppe in der Hand Ludwigs XIV. war der so charakter- wie sittenlose Karl II. von England. Ludwig befürchtete mit Recht, das englische Parlament dürfte zu seinen Ungunsten in die europäische Politik eingreifen und einer allgemeinen Allianz gegen seine Übergriffe beitreten wollen. Der einzige Mann, der dieses hindern konnte, war König Karl II. Es galt also, denselben für sich zu gewinnen und mit dem Parlament zu entzweien. Das Mittel dazu waren reichliche Geldspenden an den ausschweifenden König mit der immer leeren Tasche. Ludwig bezahlte also dem König, damit er auch ohne Parlament und ohne ein von diesem bewilligtes Budget regieren könne, zwei Millionen Livres. Karl löste das Parlament auf und wurde der bestbezahlte Pen-

sionär Ludwigs; aber England, durch seine geographische Lage am meisten befähigt, wirksam gegen den König von Frankreich aufzutreten, war durch den inneren Zwiespalt gelähmt und blieb „ein todter Mann“, ein müßiger Zuschauer in den großen Angelegenheiten Europa's. Welches Gewicht England ohne seinen Karl hätte haben können, zeigte sich im März 1682. Nachdem nämlich Ludwig XIV. in seinen Reunions-Operationen auch Luxemburg im Herbst 1681 umlagerte, konnte Karl II. dem Andringen Spaniens, seinen besonderen Allianzverträgen mit ihm nachzukommen, nicht mehr widerstehen; er ließ den König von Frankreich warnen, daß er sich genöthigt sehe, das Parlament zu berufen. Ludwig erkannte, die Folge davon würde ein allgemeiner Krieg gegen ihn sein. Er gab die Belagerung am 22. März 1682 auf, schwindelte aber seinen leichtgläubigen Franzosen vor, er thue dieses freiwillig und aus Großmuth, um nicht bei der drohenden Türkengefahr die Christenheit zu spalten. In West-Europa aber wußte noch Niemand etwas Bestimmtes von einer Türkengefahr; es war gerade diese Publication, welche von der bestehenden Gefahr zuerst Meldung that und Kenntniß gab.

Die bisher genannten Diener Frankreichs waren eigentlich nur nebensächliche Figuranten für Ludwig XIV. Größere Hoffnungen und Pläne baute er auf die Türken, ebenso wenig aus Interesse für diese, als für alle andern Schachfiguren, deren er sich bediente: er wollte sie alle überlisten, gebrauchen, dann wegwerfen. Sein leitender Gedanke war, nach Proski, polnischem Gesandten bei den Türken: „daß Deutschland in der Furcht, zu Boden gedrückt zu werden, den König von Frankreich als Schützer und Retter herbeirufe und dafür ihn als Kaiser anerkenne. Und um den infamen Plan mit dem Vorwande einer guten Absicht zu Ehren zu bringen, würde der König von Frankreich, sobald er zum Kaiser erklärt wäre, dem Tököly als König von Ungarn hinreichende Streitkräfte zur Verfügung stellen, um die Türken von dort aus zurückzuwerfen, während er sie zugleich von der andern Seite (also zur See) angreifen würde. So von zwei Seiten zugleich bedroht, müßte die gigantische Macht des Osmanenthums zusammenbrechen“. Es ist peinlich zu sagen und doch wieder leicht zu begreifen, daß diese Gedanken bei einigen hypernationalen, von dem Ruhm ihres Landes und Königs über Alles eingenommenen und für dieselben nach Art ihres Volkes heißblütig schwärmenden französischen Jesuiten in Konstantinopel Anklang und Sympathie fanden.

Bereits im April 1676 hatte Ludwig XIV. durch Sultan Mo-

hammed IV. selbst erfahren, daß die Pforte demnächst einen Krieg gegen den Kaiser beabsichtige. Ludwig gewährte dem Sultan das verlangte Versprechen, daß er dem Kaiser gegen die Türken nicht helfen werde; er ging weiter, indem er den Frieden zwischen Polen und dem Sultan betrieb, um letztern gegen den Kaiser frei zu machen; auch mit Geldmitteln geizte er wiederum nicht. Dennoch erfolgte der Ansturm gegen die kaiserlichen Länder nicht sogleich, weil die Pforte seit 1677 in einen mehrjährigen Krieg mit Moscovien verwickelt wurde.

Obwohl Ludwig XIV. Alles that, um den Türkenkrieg heraufzubeschwören und denselben zu befördern, so waren doch nicht er oder seine Intriguen die eigentliche Ursache desselben. Der Plan und die Lust dazu entstand in Konstantinopel selbst; die wahre Seele desselben war der seit 1677 zum Großvezier ernannte Kara Mustafa, „ein grausamer Atheist, ein habgieriger, hochfahrender, arglistiger Mann, und vor allen Dingen ein unversöhnlicher Feind der Christen". Noch als Kaimakan hatte er es gewagt, die Rebellen in Ungarn heimlich zu unterstützen. Über den nicht sehr kriegerischen, aber habsüchtigen Sultan vermochte er Alles. Um ihn zum Kriege zu treiben, scheute er keine Mittel, weder gefälschte Briefe noch lügenhafte Berichte über angebliche Friedensverletzungen der Kaiserlichen. So trieb er den Sultan von Schritt zu Schritt weiter, bis der Krieg da war. Es wurden aber alle Pläne und Schritte in so großes Geheimniß gehüllt, daß der venetianische Gesandte Civrano, der im Frühling 1682 Konstantinopel verließ, den beabsichtigten Zug noch nicht kannte. Besonders sorgte Mustafa dafür, daß es Geheimniß blieb, gegen welches Land die ungeheuren Rüstungen betrieben würden, um so den kaiserlichen Hof in Ungewißheit einzulullen, die Friedenshoffnungen in dem allzu gutmüthigen Wien aufrechtzuerhalten und dadurch die Anstalten zur Gegenwehr zu lähmen. Diese Geheimnißthuerei hatte dann freilich zur Folge, daß auch Polen sich für bedroht hielt und daher um so leichter das Bündniß mit dem Kaiser abschloß. In Wien freilich bewirkte diese Unklarheit über die Absichten Mustafa's, daß man, obgleich wiederholt und dringend gewarnt, die süße Hoffnung nicht aufgeben wollte, den Frieden erhalten zu können; ja die Täuschung ging so weit, daß man sich des Rebellenhäuptlings Tököly als Friedensvermittlers bedienen zu dürfen glaubte, obwohl er sich am 29. September 1682 von den Türken als König Ungarns hatte bestallen lassen, obwohl der österreichische Gesandte Caprara aus Konstantinopel kräftigst gegen ihn warnte und ihn als das, was er war, als Verräther,

als Hetzer zum Kriege bezeichnete. Man hoffte, der trotzige Mann werde sich versöhnen lassen, wenn man ihm seine bisherige Felonie verzeihe und die bereits erworbenen Comitate überlasse. Im November 1682 wurden daher zwei Gesandte Tököly's mit auffälliger Huld in Wien empfangen; man hatte Spione in ihnen zugelassen. Die Unsicherheit und Ungewißheit dauerte indessen noch lange in Wien. Gilt die Türkengefahr Wien, gilt sie nicht Wien? An dieser Frage schieden sich die Meinungen, darüber verstrich die Zeit ohne ernste Vorbereitung. Als dann endlich die schreckliche Gewißheit hereinbrach, gab es ein überstürztes, kopfloses Flüchten von Menschenmassen, ein grenzenloses Chaos von Unordnung.

Indessen hatte doch auch Mustafa selbst seinen Zweifel, seine Ungewißheit, nämlich über den Ausgang des Wagnisses. Traum- und Sterndeuter stimmten nicht miteinander überein: der Traumdeuter verkündete aus einem Traum des Großveziers Unglück; der Astrologe des Sultans aber las in den Sternen ein glückliches Jahr für die Hohe Pforte heraus. — Hochfliegende Pläne gingen Kara Mustafa durch die Seele. Er hoffte für sich selbst ein eigenes, unabhängiges Sultanat Wien und Deutschland gründen zu können. Diese Idee rettete Wien; sie war die Ursache, weßhalb er die Stadt nicht erstürmen, nicht von den Janitscharen ausplündern lassen, sondern durch Capitulation nehmen wollte. Diese Idee gewährte dem Christenheer Frist, die Türken zu schlagen, Wien zu entsetzen.

Mit Tököly's Gesandtschaft kam auch eine äußerst räthselhafte Person nach Wien, ein entlaufener Kapuziner, der nachher bei dem türkischen Heere unter dem Namen Achmet Bei als erster Ingenieur auftrat. Er benutzte seinen Aufenthalt in Wien dazu, die Festungswerke aufzunehmen und den Plan des Angriffs zu entwerfen. Als Ingenieur jedoch hat er sich keinen besondern Ruhm erworben. Nicht nur ließ er Wien von der stärkeren, befestigteren Seite her angreifen; auch die angelegten Minen hatten nicht die rechte Wirkung: eine Reihe derselben sprangen erfolglos auf, von den zwölf großen, mit unsäglicher Mühe angelegten, mißlangen sieben, einige davon entluden sich sogar rückwärts, zum schweren Nachtheil der Belagerer selbst. Ebenso thaten auch die Bomben und Granaten die rechte Wirkung nicht, wegen des schlechten Pulvers, wie man sagt. Ob das Alles Absicht war von Seite des Ingenieurs und Folge der Reue, die er empfand, Urheber eines unermeßlichen Unglückes für die Christenheit zu sein, bleibt dahingestellt. Andere Renegaten-Inge-

nieure, die sich im Heere befanden, hätten diese fortdauernde Fälschung des Pulvers doch auch bemerkt; zudem verstanden ja auch die Türken Pulver zu machen. Die Vorsehung vereitelt oft die bestangelegten Pläne der Menschen, ohne daß wir genau wissen, wie.

(Schluß folgt.)

R. Bauer S. J.

Die Anwendungen der Elektricität in der Technik.

I. Ein neues, elektrisches Zeitalter.

Eine elektrische Ausstellung drängt gegenwärtig die andere; auf die Pariser folgte eine Londoner, eine Münchener und eine zweite Londoner, der im Herbst eine Wiener sich anschließen soll.

Die Menschheit steht also im Begriff, aus der schon alternden Dampfperiode heraus in eine neue, elektrische Periode überzugehen — Ursache genug, daß wir uns in dem, was diese uns bringen wird, bei Zeiten zu orientiren suchen.

Der Umschwung der Dinge datirt vom 11. August 1881, dem Tage, an welchem sich die weiten Räume des bekannten Industriepalastes auf den Champs-Elysées für das große Publikum wieder öffneten, um demselben die Fortschritte der Elektrotechnik in glanzvollster Weise zur Anschauung zu bringen.

Nach dem amtlichen Katalog waren auf dieser internationalen Elektricitäts-Ausstellung von Paris nicht weniger als 1768 Aussteller erschienen: 943 aus Frankreich, 87 aus Deutschland, 40 aus Österreich, der Rest aus den übrigen Staaten, die sich dabei betheiligt haben, nämlich aus Belgien, Holland, England, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, der Schweiz, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Japan.

Das entschiedene Überwiegen der französischen Nationalität darf nicht befremden. Die kleinen Aussteller strömen gerade aus der Nähe des Ausstellungsortes in größerer Menge herbei, und selbst von den mittleren und bedeutenden Industriellen kommen aus der Ferne nur solche, welche über ausreichende Mittel verfügen und eine erhebliche Ver-

mehrung ihrer Geschäftsverbindungen durch die Ausstellung selbst hoffen können. Wenn man daher über die elektrotechnischen Leistungen in den verschiedenen Staaten nicht zu unrichtigen Urtheilen verleitet werden will, so hat man nicht so sehr die Menge, als vielmehr die technische Bedeutung der Aussteller in Betracht zu ziehen. Klar wird uns das, wenn wir unter Anderem die Namen der Aussteller durchgehen, welche das in der Elektrotechnik so berühmte Nordamerika herübergesandt hatte. Wir finden da nur 72 Namen verzeichnet, unter ihnen jedoch die der hervorragendsten Erfinder, wie von Bell, Weston, Edison, und die mehrerer Gesellschaften, welche die industrielle Ausbeutung der Elektricität im Großen betreiben. Über das in der Elektrotechnik nicht minder rührige und erfinderische Deutschland hat man das Gleiche zu sagen. Von seinen kleinen Leuten sind damals wenige nach Paris gegangen, wofür aber seine großen um so mehr rühmlich aufgetreten sind. Schon der eine Name Siemens & Halske fiel so schwer wie kaum ein anderer in das Gewicht. Die wirklich großartige und reiche Ausstellung dieser Berliner Firma bildete nicht nur einen Glanzpunkt in der deutschen Abtheilung, sondern in der ganzen Pariser Ausstellung überhaupt.

Die Gliederung der Gesammtausstellung war eine nationale. Jeder Staat trat gesondert auf; Frankreich eröffnete die Reihe, die übrigen folgten nach dem Alphabet. Dieß brachte freilich den Nachtheil, daß man die gleichartigen Ausstellungsobjecte der verschiedenen Länder nicht beisammen hatte, um sie miteinander bequemer vergleichen zu können. Vielmehr erblickte man überall, wo man im Industriepalaste hinkam, eine andere vollständige Sammlung elektrischer Gegenstände; nur deren Reichhaltigkeit und Typus war verschieden.

Jede dieser Abtheilungen oder bloß nach den Nationalitäten gesonderten vollen Ausstellungen war ihrerseits, um die Übersicht zu erleichtern, in sechs Gruppen geordnet.

Die erste Gruppe umfaßte die Quellen der Elektricität oder die zur Erzeugung und Ansammlung der Elektricität dienenden Apparate, also vornehmlich die Reibungs- und Influenz-Elektrisirmaschinen, die verschiedenen Arten galvanischer und thermoelektrischer Batterien, sowie die sogen. Accumulatoren von Planté und Faure, welche die Kraft von zu schnell und reichlich oder von zu langsam und schwach fließenden Elektricitätsquellen aufspeichern, um sie für die Zeit des nothwendigen Gebrauches in geeigneter Menge vorräthig zu haben — eine, wie wir sehen werden, überaus praktische Erfindung. Das hervorragendste In-

teresse in dieser Gruppe boten jedoch die gewaltigen magneto- und dynamoelektrischen Maschinen, welche, von Dampf- oder Gasmotoren in Rotation gesetzt, Elektricität in Masse produciren. Eine große Anzahl derselben war täglich im Betrieb und brachte jene ungeheuren Mengen von Elektricität hervor, welche die elektrische Beleuchtung des Industriepalastes, die Ingangsetzung der verschiedensten Arbeitsmaschinen und die Herstellung von Metallniederschlägen erforderten.

Die zweite Gruppe umfaßte diejenigen Gegenstände und Einrichtungen, welche zur Fortleitung der Elektricität von ihrer Quelle bis zum Ort ihrer Verwendung dienen, also die verschiedenen Arten von Leitungsdrähten, besonders für die Telegraphie, von unterirdischen und unterseeischen Kabeln, nebst allen einschlägigen Vorrichtungen zur Befestigung, Isolirung und Sicherung derselben.

Die dritte Gruppe enthielt die elektrischen Meßinstrumente, welche bereits zu einer ungemein großen Vollkommenheit gediehen sind. Denn mit ihrer Hilfe ist man unter Anderem bereits im Stande, nicht nur die elektrischen Eigenschaften der neuhergestellten Kabel auf das Genaueste zu prüfen, sondern auch die Art und den Ort eingetretener Fehler, wenn sie auch hundert Meilen weit entfernt sind, so genau festzustellen, daß die Reparatur in kürzester Frist ausgeführt werden kann. Eingehender beschreiben können wir diese Dinge hier nicht, weil es sich vorläufig nur darum handelt, daß der Leser einen allgemeinen Überblick über die technischen Leistungen der modernen Elektromechanik gewinne.

Die vierte Gruppe hatte zur Überschrift: Anwendung der Elektricität. Diese Anwendung beruht aber auf den magnetischen, thermischen und optischen, physiologischen und chemischen Wirkungen des galvanischen Stromes. Man kann sich daher denken, daß sie eine außerordentlich vielfältige ist und die hierhergehörigen Apparate den weitaus größten Theil des verfügbaren Raumes einnahmen.

Fast unermeßlich schon war die Zahl der verschiedenartigen Telegraphen und der zu ihrem Betrieb erforderlichen Hilfsapparate für den schnellen Nachrichtenverkehr, deren Construction vorzugsweise die magnetischen, nebenbei jedoch auch die Magnetinduction und die chemischen Wirkungen des galvanischen Stromes zur Grundlage hat. Als das Hauptbestreben der heutigen Constructeure und Verwaltungen von Telegraphen-Anlagen ließ sich die vollkommenere Ausnutzung der so kostspieligen Telegraphenleitungen erkennen. Daher die große Menge neuer Modelle von schnellschreibenden Apparaten und die Typenschreib-Apparate,

welche ihre Depeschen unmittelbar und mit unglaublicher Geschwindigkeit in lateinischen Lettern wiedergeben; ferner die Doppel- und Gegensprech-Apparate, wie auch Multiplex-Apparate, die eine zwei- oder mehrfache Benutzung desselben Leitungsdrahtes gleichzeitig gestatten — eine, wie man denken kann, für den Schnellverkehr sehr wichtige Erfindung.

Verwandt mit den Telegraphen sind die elektrischen Vorrichtungen für die Sicherheit und das Signalwesen der Eisenbahnen, wobei der Elektromagnetismus ebenfalls die Hauptrolle spielt. Sie waren vielleicht in nicht minderer Zahl ausgestellt.

Auf dem Elektromagnetismus oder der Fähigkeit des weichen Eisens, durch einen es umkreisenden galvanischen Strom magnetisch zu werden, wie zugleich auf der Magnetinduction, der Einführung von galvanischen Strömen in Kupferdraht-Spiralen vermittelst entstehenden und schwindenden Magnetismus, beruht auch die Telephonie oder die durch Elektricität bewirkte Übertragung der menschlichen Sprache und musikalischer Productionen in weite Entfernungen. Die große Bedeutung, welche dieser junge Zweig elektrotechnischen Schaffens bereits gewonnen hatte, trat in der Ausstellung klar zu Tage, und die vielen Verbesserungen und neuen Erfindungen, welche man an den Fernsprech-Apparaten angebracht sah, gaben der Vermuthung Raum, daß man in diesem Fache bald Unerhörtes leisten würde.

Auch zeigte sich ein erheblicher Fortschritt in der Vervollkommnung der elektrischen Uhren, welche in ihrem Wesen mit den Telegraphen verwandt sind, und jener Präcisions-Instrumente, die, auf ähnlichen Principien beruhend, zur genauen Bestimmung sehr kleiner Zeittheile dienen, so daß man mit ihrer Hilfe die enorme Geschwindigkeit der Geschosse im Lauf der Feuerwaffen, die noch viel größere Geschwindigkeit des Lichtes, den Durchgang der Sterne durch den Meridian u. dgl. in exactester Weise zu bestimmen vermag. Ferner zogen hier die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf sich die sehr vereinfachten und sicher arbeitenden Meteorographen oder Uhrwerke zur selbstthätigen Aufzeichnung der verschiedenen meteorologischen Erscheinungen, wie des Wechsels im Barometerstande oder Luftdruck, in der Lufttemperatur, im Dampfgehalt der Luft, in der Richtung und Stärke des Windes u. s. w.

Doch unmöglich ist es, daß wir hier alle jene Maschinen und Apparate aufzählen, welche durch die magnetischen Wirkungen des galvanischen Stromes bedingt sind und im Ausstellungs-Gebäude zu sehen waren. Nur sei hier noch in aller Kürze der sogen. elektrischen Kraft-

übertragung gedacht, einer Erfindung, die ganz darnach aussieht, als wolle sie recht bald eine totale Umwälzung im Industriewesen verursachen. Die elektrische Kraftübertragung besteht aber darin, daß die mechanische Arbeitskraft einer Turbine, eines Wasserrades, einer Dampf- oder Gaskraftmaschine oder sonst eines beliebigen Motors zuerst in Elektricität umgewandelt, dann als solche vermittelst einer Leitung von Kupfer- oder Eisendraht, die je nach den Umständen viele Kilometer lang sein kann, an einen andern Ort übergeführt und daselbst wieder in mechanische Arbeitskraft zurückverwandelt wird. Die doppelte Umsetzung von Kraft in Elektricität und von dieser wieder in Kraft besorgen zwei Dynamomaschinen von der Art, wie wir sie in der ersten Gruppe schon kennen gelernt haben. Außer der von Siemens in Betrieb gesetzten elektrischen Eisenbahn zwischen dem Concordienplatze und dem Ausstellungs-Gebäude sah man in diesem selbst eine ganze Reihe von Arbeitsmaschinen, wie Näh- und Stickmaschinen, Drehbänke und complete Werkstellen, Maschinen zum Holzsägen und zum Bohren von Sprenglöchern für Tunnelbau &c., deren rastlose Thätigkeit lediglich ein Ergebniß dieser elektrischen Kraftübertragung war. Bei ihrem Anblick konnte man sich des freudigen Gedankens nicht erwehren, daß in Zukunft manche vernachlässigte, weil zu ungünstig gelegene Wasserkraft zu Ehren kommen und die glückliche Combination Wasserkraft-Elektricität der kurzsichtigen Steinkohlenverschwendung ein Ende bereiten werde.

Wir kommen nun zu den Anwendungen der Elektricität, welche auf den thermischen und optischen Wirkungen des galvanischen Stromes beruhen. Die wichtigste unter ihnen ist die elektrische Beleuchtung, und gerade diese wollten die Aussteller dem Publikum in recht glänzender Weise vor Augen führen. In der That gelang es vollkommen; die Beleuchtung vermittelst elektrischer Bogenlichter und Glühlampen war so brillant, daß es schwer halten dürfte, davon eine genügende Beschreibung zu geben. Das schwere Problem, verschiedene Lampen gleichzeitig mit ein und demselben elektrischen Strom zu speisen und ihnen eine ganz constante beliebige Lichtstärke zu ertheilen, war endlich gelöst; ja es zeigte sich, daß die elektrische Beleuchtung auch durch größere Billigkeit ihrer Anlage und ihres Betriebes die Gasbeleuchtung übertraf. Die Zeit des vielen Probirens war vorüber, und alle Einrichtungen in Bezug auf die Vertheilung, Constanz und Sicherheit des elektrischen Lichtes machten durchaus den Eindruck des Fertigen. Eine Menge der verschiedenartigsten Regulatoren, welche das wunderbare Licht

als Flammenbogen zwischen ihren Kohlenstäben entfalten, wie auch der viel sanfter leuchtenden Glühlampen neuester Erfindung mit ihren weißglühenden Kohlenfäden erblickte man in allen Abtheilungen des Industriepalastes sowohl in als außer Thätigkeit, so daß man ihre Constructionen, Mechanismen und die Art ihres Functionirens bestens studiren konnte.

Die physiologischen Wirkungen der Elektricität führen zu deren Anwendung in der Heilkunde, zur Elektrotherapie. Ihren technischen Ausdruck fanden sie in elektromotorischen Bändern, in galvanischen Säulen und Inductions-Apparaten für medicinischen Gebrauch, in Einrichtungen für elektrische Bäder, in Apparaten zur Beseitigung von Eisensplittern aus den Augen und andern Hilfsmitteln moderner ärztlicher Praxis.

Die chemischen Wirkungen endlich des galvanischen Stromes äußern sich vorzüglich durch die Zersetzung der Metallsalze, daher ihre Anwendung in der sogen. Galvanoplastik, Vergoldung, Versilberung, Verkupferung, Vernickelung u. s. w., in der Herstellung metallischer Reliefs und Reinmetallgewinnung. Man sah im Industriepalaste mehrere Dynamomaschinen, die eigens für galvanoplastische Zwecke construirt waren, wie auch die mannigfaltigen Producte dieses Industriezweiges: alle Arten von Metallniederschlägen auf den verschiedenartigsten Körpern, Proben von absolut reinem Gold, Silber und Kupfer, die man im Großbetrieb aus den Verbindungen dieser Metalle mit andern gewonnen, metallische Reliefs nach Photographien 2c.

In der fünften Gruppe standen die Dampf- und Gaskraftmaschinen, die jedoch hier zu erscheinen nur insoweit berechtigt waren, als sie durch besondere Construction einen möglichst gleichmäßigen Gang zu erstreben suchten, der sie zum Treiben der dynamoelektrischen Lichtmaschinen mehr als andere geeignet machen sollte.

Die sechste und letzte Gruppe endlich umfaßte Alles, was auf die Geschichte oder Entwicklung der Elektricitätslehre Bezug hatte. Sie zeichnete sich durch eine bis dahin noch nie gesehene und ganz wunderbare Vollständigkeit aus. Vor sich hatte man beinahe alle historisch merkwürdigen Apparate seit den frühesten Zeiten der Elektricität und aus sämmtlichen Ländern, welche sich um deren Fortschritt Verdienste erworben haben, und ebenso konnte hier die wissenschaftliche Neugier sich erlaben an den in gedruckten Büchern und Handschriften niedergelegten Originalarbeiten der gelehrten Physiker, denen das heutige Geschlecht

seine vorgeschrittene Kenntniß der Elektricität verdankt: wahrlich, ein treues Bild des ebenso mühsamen wie endlich doch mit Erfolg gekrönten Ringens des menschlichen Geistes um Einsicht in die dunkelsten Naturgeheimnisse. Grund zur Verdemüthigung fand der Physiker hier im Übermaß, da er sein heutiges Wissen so stückweise, durch die Anstrengung Tausender, mit Hilfe zahlloser, halb oder kaum gelungener Experimente und häufig auch aus Zufälligkeiten erwachsen sah, und doch war er stolz über dem Gedanken, auf diesem Gebiete der Elektricität in verhältnißmäßig kurzer Zeit so riesenhafte Fortschritte gemacht zu haben! Sinnend, voll Ehrfurcht und Mitleiden zugleich, stand auf der Pariser Ausstellung der moderne Forscher vor diesen geschichtlichen Apparaten primitivster Einrichtung, welche ihren Erfindern mehr Ruhm eingetragen haben, als den meisten der heutigen Physiker die mit aller Zweckmäßigkeit und Eleganz ausgerüsteten Cabinetsmaschinen eintragen werden.

So war denn in dieser ersten internationalen Elektricitäts-Ausstellung dem gelehrten und ungelehrten Publikum hinreichend Gelegenheit geboten, alle denkbaren elektrischen Apparate anzustaunen oder gründlich zu studiren. Erfreulich auch war es, daß, wie man berichtet, die Aussteller selbst im Allgemeinen nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, zu einem industriellen Wettkampf miteinander nach Paris gekommen schienen, sondern daß „ein Jeder von ihnen mit größter Uneigennützigkeit das Beste, was er besaß, hergab“, um sowohl die junge Wissenschaft als das elektrische Erfindungstalent des 19. Jahrhunderts in gebührender Weise zu glorificiren. Beide jedoch sollten nach dem Plane der Unternehmer durch diese Uneigennützigkeit nicht bloß zu Ruhm, sondern auch zu einem sehr positiven Nutzen gelangen.

Für die Wissenschaft war nämlich der gewaltige Industriepalast in ein riesiges physikalisches Cabinet umgeschaffen, in welchem zahlreiche, aus den hervorragendsten Gelehrten zusammengesetzte Prüfungscommissionen die unzähligen Apparate, technischen Hilfsmittel und Producte der Elektricität betreffs ihrer Vorzüge oder Nachtheile, ihrer größeren oder geringeren Leistungen untersuchen konnten und sollten. Natürlich zieht daraus die Elektricitätslehre einen außerordentlich großen Nutzen. Denn weil die Prüfungsresultate in ihre Annalen eingetragen und allgemein bekannt gemacht werden, hat sie künftig das Verkehrte und Nutzlose nur aufzugeben, das Gute und Brauchbare hingegen festzuhalten, um an Erfahrungen wesentlich reicher zu sein.

Aber auch das Erfindungstalent des 19. Jahrhunderts er-

wirbt sich außer dem Ruhm noch andere Trophäen. Wer von den Industriellen elektrischer Färbung sich mehr ausgezeichnet hat, bekommt von der Jury eine lobende Anerkennung in Form eines Diploms oder einer Medaille, vermehrt den Glanz seiner Firma, knüpft neue Geschäftsverbindungen an und verkauft gelegentlich für hohen Preis seine Patente, an welchen es beinahe keinem von ihnen fehlt, und käme es auch nur daher, daß er am patentirten Apparate eines wirklichen Erfinders irgendwo eine runde Schraube statt einer viereckigen in Anwendung brachte. Recht auffällig trat bei dieser Ausstellung in Paris die ungewöhnlich enge Verbindung von Theorie und Praxis hervor: nur jene Elektromechaniker haben Vorzügliches geleistet, welche mit dem Erfahrungsschatze und den theoretischen Lehren der Wissenschaft gründlich vertraut gewesen sind. Ähnliches gilt heute von beinahe allen Industriezweigen, weil fast alle auf eine besondere Wissenschaft sich stützen, so daß es mit der sogen. reinen Praxis, welche das Studium vernachlässigt oder gar verachtet, gründlich vorbei ist; die reine Praxis hat gegenwärtig nur dort Glück, wo sie nichts verderben kann, und wenn sie in schwierigeren Fällen Sicherheit ihrer Constructionen erstrebt, verschwendet sie große Mengen von Material.

Eine heutige elektrische Ausstellung trägt indessen nicht nur der Wissenschaft und dem Erfindungstalent bedeutenden Gewinn ein, sie gereicht vielmehr Jedem zum Vortheil, der damit zu schaffen hat: dem Publikum, welches sie besucht, den Ausstellern insgesammt, welche in so uneigennütziger Weise ihr Bestes für sie hergeben, und schließlich den Unternehmern, die ihre Geld- und Arbeitskräfte zur Inscenirung des Ganzen bereitwilligst opfern.

Für das große Publikum wird in erster Linie gesorgt. Denn ausgesprochener Zweck aller Elektricitäts-Ausstellungen war, das große Publikum für die Producte der Elektrotechnik zu begeistern, und weil die Begeisterung Jeden glücklich macht, der sie hat, so ist das große Publikum glücklich, wenn es in Schaaren durch die geschmückten, elektrisch beleuchteten Räume eines Industrie- oder Glaspalastes lustwandeln darf. Und sein Glück erkennt man aus der Befriedigung, welche, mit Neugierde gepaart, auf jedem Gesichte strahlt, aus den tausend wunderlichen Fragen, die man es stellen hört, und mehr noch aus seinem Gedränge in den Restaurations-Localen, wo es bei elektrischer Beleuchtung und doppelter Bezahlung seine freudige Gemüthsstimmung durch Genuß des Reb- und Gerstensaftes bis zum Enthusiasmus zu steigern sucht.

Diese Begeisterung des großen Publikums läßt aber auch die Aussteller insgesammt nicht ohne praktischen Gewinn nach Hause gehen. Denn die Nachfrage nach den Producten der Elektrotechnik wächst mit der Begeisterung und gibt mehr oder weniger allen Elektromechanikern reichlichere Arbeit. Grund zu einem Wettkampf miteinander haben diese vorderhand noch nicht; vielmehr stehen sie zusammen in wohlgeordneter Phalanx, um die Vorurtheile alter Sitte und Gewöhnung über den Haufen zu werfen. Besonders gilt es der Vermehrung der Telephonanlagen und der Beseitigung der städtischen Gasbeleuchtung zu Gunsten des elektrischen Lichtes. Und wie energisch in dieser Beziehung die Elektrotechnik vorangeht, mag man daraus entnehmen, daß vom 1. Januar bis 30. Juni 1881, also schon vor der Pariser Elektricitäts-Ausstellung, sich in England allein nicht weniger als 14 verschiedene Gesellschaften gebildet haben, welche die Verwerthung der Elektricität im praktischen Leben bezweckten und mit einem Kapital von zusammen 55 900 000 Mark zu operiren begannen. Meist wollten sie neue Telephonverbindungen und elektrische Beleuchtungen herstellen.

Was endlich die Unternehmer betrifft, so leiden sie auch keinen Schaden, wenn sie zuvor Alles gut überlegen. Einmal kostet ihnen die Ausstellung nichts, selbst nicht den Ruf, mit Uneigennützigkeit zur Inscenirung derselben beigetragen zu haben; denn das große Publikum bezahlt und bezahlt Alles mit Freuden. So erschienen während der Elektricitäts-Ausstellung zu Paris im Industriepalaste an manchen Tagen nicht weniger als 18 000 Besucher. Die Begeisterung des Publikums war zum Theil durch die wohlbedachte Uneigennützigkeit des Ausstellungs-Finanzcomités angeregt worden, das zu Gunsten elektrisch-wissenschaftlicher Zwecke von vornherein auf jeden Überschuß in der Einnahme verzichtete. Solche Großmuth rührte die Regierung und Kammern dermaßen, daß sie die nöthigen Credite bewilligten und den Unternehmern die Zinsen und Nebenverdienste garantirten, wofür sie zum Lohn den wirklich resultirenden Überschuß von 400 000 Franken an Laboratorien für elektrische Experimente überweisen konnten, abermals ein Benefiz für die strebsame Elektrotechnik und deren noch strebsamere Clienten.

Der elektrischen Ausstellung zu Paris folgte gleich im Winter 1881—1882 eine Londoner im Krystallpalaste zu Sydenham. Doch vermochte diese weder in der Zahl der Aussteller noch der ausgestellten Gegenstände mit jener zu concurriren. Daß sie es thäte, lag indessen auch nicht in der Absicht ihrer Unternehmer. Nur ihrem Titel nach war

die Ausstellung international; wenigstens sah man auswärtige Firmen spärlich vertreten. Worauf es dem Comité hauptsächlich ankam, das war die Gewinnung des englischen Publikums für das elektrische Licht, zu welchem Zweck der Beistand von ein paar Matadoren unter den Lichtmaschinen-Fabrikanten genügte; alles Übrige sah aus, wie die nöthige Staffage. In dem wunderbaren Schmucke der Kunst- und Gewerbeschätze des riesenhaften Glaspalastes bildete das elektrische Licht in der That nicht nur das Zweckmäßigste, was man zur Beleuchtung verwenden konnte, sondern auch selbst eine äußerst glänzende Erscheinung. Die herrlichen Glühlichter Edisons waren sehr günstig in dem Concertsaal vertheilt, wo allabendliche Orgelproductionen zahlreiche Besucher anlockten. Die mit gewähltem Geschmack angefertigten Kronleuchter (ein kleinerer mit 15 Glühlichtern zu je 16 Normalkerzenstärken in Form eines Blumenstraußes, und ein großer in Glockenform mit 60 Lichtern zu je 8, später mit 80 Lichtern zu je 16 Kerzenstärken) gaben im Verein mit den 250 übrigen, in Guirlanden hängenden Glühlampen einen recht eindringlichen Begriff von dem, was die elektrische Beleuchtung zum Schmuck solcher Räume beizutragen vermag. Ein anderer großer Kronleuchter von Vérité & Comp. hing im Unterhaltungssaal. Er hatte, wie der kleine im Concertsaal, die Form eines Blumenstraußes, die Blätter vergoldet, die Blüthen von farbigem Glas, und aus den geöffneten Kelchen strahlten wunderbar lieblich 99 Glühlichter von je 16 Kerzenstärken heraus.

Für eine Ausstellung elektrischer Maschinen und Apparate ist wohl der englische Industriepalast ein schicklicher Ort nicht, da es nur möglich war, ihnen zwischen bereits bestehenden Verkaufsräumen, zahlreichen Erfrischungshallen, Statuen und andern den Gesammtüberblick störenden Dingen einen Platz anzuweisen. Dieß scheint auch der Grund gewesen zu sein, weßhalb manche Firmen ihre zugesagte Betheiligung wieder zurückzogen, die Wirkung des elektrischen Lichtes aber nur um so besser hervortrat.

Mehr Bedeutung als die Londoner Elektricitäts-Ausstellung hat wohl die Münchener vom 15. September bis zum 15. October 1882 gehabt. Bei uns in Deutschland steht sie noch im frischesten Andenken; Mancher aus uns hat sie besucht, um sich an dem seltenen Schauspiele zu ergötzen. International, wie ihr Programm besagte, war sie jedoch, wie die Londoner, wohl nur in dem Sinne, daß eine größere Menge von fremdländischen Producten der Elektrotechnik vielleicht gerne gesehen

worden wäre. Die verschiedenen Gegenstände nach den Nationen zu ordnen, wurde deßhalb auch nicht als nöthig gefunden; vielmehr begnügte man sich mit einer Eintheilung in 15 Gruppen: historische und wissenschaftliche Apparate, Telegraphie und Signalwesen, Telephonie, elektromedicinische Apparate, Batterien und Accumulatoren, Elektrochemie, magneto- und dynamoelektrische Maschinen, elektrisches Licht, Motoren, verschiedene Apparate und Utensilien, Kabeldrähte und Blitzableiter, Bibliographie, elektrische Zeitmessung, decorative Ausstattung, Landwirthschaft. Die beiden letzten Gruppen bildeten an und für sich keinen Theil der Elektricitäts-Ausstellung als solcher; vielmehr hatten sie den Zweck, der elektrischen Beleuchtung als Gegenstände zu dienen, an welchen dieselbe ihre Vortrefflichkeit erproben konnte. Aber sie dienten zugleich, wie es schien, zur Ausfüllung des überflüssigen Raumes; denn in gar manchen der erwähnten Gruppen erblickte man auffallend wenige Apparate.

Auch die Zahl der Aussteller in München war unvergleichlich kleiner als in Paris; statt 1768 betrug sie nur 170, und rechnet man hiervon noch die Mitglieder fremder Nationen, sowie diejenigen ab, welche zu den beiden letzten Gruppen allein beigesteuert haben, so erscheint die Zahl der deutschen Aussteller in München gar armselig neben der Zahl 943, mit welcher die französischen Aussteller in Paris figurirten.

Ein Glück war es also, daß ein paar Großindustrielle, wie Riedinger (Siemens & Halske), Schuckert, Edison, Seeligmann (Brush), Crompton (Bürgin) und Andere, mit ihren Lichtmaschinen und elektrischen Lampen viel Raum nöthig hatten, und daß manche Eisenbahn-Gesellschaften, wie die der französischen Nordbahn, die Direction der bayerischen Verkehrsanstalten, die österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft und endlich verschiedene Bildungsinstitute bestrebt waren, durch ihre zahlreichen Apparate die Sammlung vollständig zu machen.

Mit großem Fleiß bemühte man sich, den doppelten Endzweck der Ausstellung zu erreichen, der wesentlich kein anderer als in Paris war, jedoch womöglich noch vollkommener realisirt werden sollte.

Der erste Zweck war, „dem Gelehrten wie dem technischen Fachmanne ein übersichtliches und wahrheitsgetreues Bild von dem gegenwärtigen Stande der Elektrotechnik zu geben und vermittelst wissenschaftlicher Messungen und Prüfungen möglichst sichere und unparteiische Daten für Theorie und Praxis zu liefern“. Jeder Erfinder nimmt, wie es kaum anders sein kann, für seine Apparate Partei, indem er ihre Vor-

züge übertreibt oder ihre Mängel, welche oft Folgen von Verbesserungen sind, unterschätzt.

Schon vor Beginn der Ausstellung lag ein vollständiger und durch Zeichnungen erläuterter Prüfungsplan bereit, um die betreffenden Messungen ohne Verzug vornehmen zu können. Diese galten vor Allem der elektrischen Kraftübertragung und sämmtlichen Einrichtungen zur Production und Vertheilung des elektrischen Bogen- und Glühlichtes. Unter der südlichen Gallerie des östlichen Flügels standen in langer Reihe die dynamoelektrischen Maschinen, welche die zur Beleuchtung des Glaspalastes und der Arcisstraße nothwendigen Inductionsströme hervorbrachten. Zunächst traf man da eine kleinere 8pferdige und drei große 30pferdige Dynamomaschinen von Edison mit wahrhaft kühner Vernachlässigung jeder Eleganz, doch ebenso imponirender Einfachheit der Construction; dann die nicht minder kräftigen Gleichstrom- und Wechselstrom-Maschinen von Riedinger (Siemens & Halske) mit ihren dynamischen Erregermaschinen, im Ganzen an dieser Stelle elf Stück, wozu noch vier andere kamen; hierauf die Maschinen von Schuckert, Einstein, Crompton (Bürgin), Fein und Seeligmann (Brush), welche zusammen durch 22 locomobile Dampfmaschinen, zum Theil auch durch Gaskraftmotoren in Rotation versetzt wurden. Nichts zog das gelehrte und ungelehrte Publikum im Glaspalaste so an, wie diese geheimnißvollen Dynamomaschinen, wenn Abends ihre rotirenden Ringe, Scheiben oder Cylinder unter singendem, schnurrendem, brausendem Ton 800—1200 Umdrehungen in der Minute machten und dabei unter Funkensprühen am Commutator oder Collector ihre mächtigen elektrischen Ströme durch die zahlreichen Drahtleitungen den vielen Bogen- und Glühlampen zutrieben.

Aufgabe der mit den Messungen betrauten Commissionen war es nun, den Arbeitsaufwand der treibenden Dampf- und Gasmotoren, die Menge der producirten Elektricität und deren Verluste in den Drähten und Lampen mit Genauigkeit festzustellen, um den Nutzeffect der einzelnen Maschinen und Lampen sowohl untereinander, als auch mit dem der Gasbeleuchtung in Vergleich zu bringen. Dazu war freilich eine genaue Bestimmung der Lichtstärken ebenfalls nothwendig.

Doch hatte die Prüfungscommission noch viele andere Dinge zu thun und bestand deßhalb aus zwölf verschiedenen Abtheilungen, die kleinsten zu 3—4, die größten zu 8—10 Mitgliedern, sämmtlich Fachgelehrte ersten Ranges. Ausgerüstet war sie mit den trefflichsten Instrumenten und benutzte für alle Messungen, die in der Nähe der stampfenden Ma-

schinen und großen, magnetischen Eisenmassen nicht vorgenommen werden konnten, drei, etwa 750 Meter vom Maschinenraum des Industriepalastes entfernte Zimmer des Polytechnikums, welches mit jenem durch verschiedene, auch telephonische Drahtleitungen verbunden war. Dießmal sollten keine Medaillen oder Belobungsdiplome, wie früher, sondern detaillirte Zeugnisse über die guten und schlechten Eigenschaften der geprüften Apparate ausgefertigt und durch den Druck veröffentlicht werden, eine vortreffliche Neuerung, mit welcher die Erfinder am meisten zufrieden sind. Irren würde man jedoch, wenn man annehmen wollte, daß die zwölfgliedrige Prüfungscommission lediglich zu Gunsten der Aussteller so fleißig gearbeitet habe, wie sie gethan; vielmehr galt ihr die Ausstellung in erster Linie als ein großartiges, sehr vollständig eingerichtetes Laboratorium, worin sie Experimente durchführen konnte, welche zu machen den einzelnen Gelehrten nicht möglich gewesen wäre. Die für die Theorie und Praxis gewonnenen Resultate, die guten und schlechten, schrieb sie in die Jahrbücher der Wissenschaft ein, für welche diese „sicheren und unparteiischen Daten“ sehr wichtig sind.

Der andere Zweck der Münchener Elektricitäts-Ausstellung galt natürlich der Bearbeitung des deutschen Publikums im Interesse der neuesten Lichtfabrikanten und sonstigen Elektrotechniker. Die Ausstellung sollte „die Anwendung der neuesten Errungenschaften der Elektrotechnik im öffentlichen wie im Privatleben durch zweckmäßige, im Großen und in charakteristischer Form dargestellte Beispiele dem deutschen Publikum in klar verständlicher Weise vor Augen führen, so daß demselben Gelegenheit geboten würde, sich auf das Eingehendste über die Vortheile der neuen Errungenschaften zu instruiren“.

Auf dieses Ziel, besonders die Begeisterung des deutschen Publikums für das elektrische Licht, ging man in München, wie es scheint, noch praktischer los als in Paris und London. Trat man am Tage in den Glaspalast, so erhielt man den Eindruck, als handelte es sich darin um eine Elektricitäts-Ausstellung fast nur nebenbei. Man sah einen prächtigen Garten mit herrlicher Fontaine vor sich und in seinen vier Ecken acht in verschiedener Weise künstlerisch, zum Theil ungemein reich ausgeschmückte Zimmer, über deren Zweck man nicht sofort klar werden konnte. Hinter den schön verzierten Schlußarcaden dieses Gartens entdeckte man einen zweiten, dessen zahlreiche Tische und Stühle, dessen „Kneipstube“ links, Weinstube rechts und großes Büffet im Hintergrunde ihn als einen Restaurationsgarten erkennen ließen. Der östliche Flügel des Industrie-

palastes schien seinerseits durch einen mächtigen Theaterbau ausgefüllt, während der westliche Flügel eine anmuthige, im Grün versteckte Kapelle und dahinter eine große Gemäldegallerie enthielt. Erst am Abend begriff man den Zweck dieser Einrichtungen, wenn man all die genannten Räumlichkeiten nebst der Eintrittshalle, dem Edison-Saal, der Bibliothek und dem Lesezimmer, der Zeichnungsschule und den beiden photographischen Ateliers, jede in ihrer besonderen Weise vom elektrischen Lichte erleuchtet sah, bald nur von Glühlampen, bald nur von Bogenlichtern allein, bald von beiden zugleich, die einen überaus glänzend und mit verschwenderischer Pracht, die andern mit gedämpftem oder je nach ihrer Bestimmung mit besonders zweckdienlichem Licht.

München ist eben eine Kunststadt, und „Kunst und Gewerbe betrachten es als ihr Recht, überall mitzuthun, wo Großes angestrebt wird". Darum ließen sie es sich nicht nehmen, „einen der wichtigsten Theile der Elektrotechnik, die elektrische Beleuchtung, vorzuführen, wie er in's volle Leben eingreift, die Wirkung des elektrischen Lichtes in Garten, Kirche und Haus, in Museum und Theater". Damit haben sie aber auch über den Vorzug des elektrischen Lichtes ein endgiltiges Urtheil ausgesprochen, bevor das Publikum ein solches sich bilden konnte, und das Schicksal der Gasbeleuchtung zum Voraus entschieden. Auch die lange Briennerstraße war mit Bogenlichtern, die Arcisstraße mit Glühlichtern trefflich beleuchtet, und weil auf ihnen die Gasflammen gleichzeitig mitbrannten, so schien das beinahe wie ein Hohn, welchen man der städtischen Gasbeleuchtung anthun wollte.

Eine eingehende Beschreibung der Münchener Ausstellung geben wir hier nicht, weil wir sonst vieles zu wiederholen hätten, was bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung bereits gesagt worden ist. Doch wollen wir in Kürze noch der elektrischen Kraftübertragung gedenken, weil man sie unstreitig als das Wichtigste anzusehen hat, was die Neuzeit erfunden. Vor dem Theater des Industriepalastes standen vier elektrische Motoren oder Dynamomaschinen, welche in ihrer mysteriösen Weise, nämlich durch Zuleitung von Elektricität aus weiter Ferne, verschiedene Arbeitsmaschinen in Bewegung setzten. Der Schuckert'sche Kraftüberträger trieb zwei große Dreschmaschinen und bekam seine Elektricität vermittelst einer fünf Kilometer langen Kupferdrahtleitung aus der Hirschau, wo eine Turbine ihre arbeitende Kraft dadurch in elektrischen Strom verwandelte, daß sie eine gleiche Dynamomaschine rotiren ließ. Des Abends beleuchtete die nämliche Turbine einen Theil des Glaspalastes

und die ganze Briennerstraße. Was kann praktischer als das sein? Marcel Deprez hatte seine stromgebende Dynamomaschine sogar in dem 50 Kilometer entfernten Miesbach aufgestellt, wo sie durch eine Dampfmaschine getrieben wurde, und der auf der gewöhnlichen eisernen Telegraphenleitung in den Glaspalast geführte elektrische Strom versetzte daselbst eine der in Miesbach aufgestellten ganz gleiche Dynamomaschine in Rotation, die ihrerseits eine Pumpe in Thätigkeit erhielt. Bisweilen benutzte aber Deprez den ankommenden Strom dazu, um seinen neuerfundenen elektrischen Eisenhammer unter betäubenden Schlägen im Ausstellungspalaste arbeiten zu lassen. Wunderbar war es mitanzusehen, wie der innerhalb eines Rohres frei in der Luft schwebende cylindrische Hammer bis zu jeder Höhe aufgeschnellt, da ruhig festgehalten und ebenso auch bis zu jeder Tiefe oder mit Macht bis auf den Amboß selbst hinuntergeschnellt werden konnte, ohne daß es dem lenkenden Meister mehr als eine leichte Handbewegung gekostet hätte. Offenbar stehen wir am Vorabende großer elektrotechnischer Ereignisse; denn wer hätte vor 20 Jahren der Elektricität solche Dinge zugetraut?

Über die Telephone der Münchener Ausstellung brauchen wir kaum etwas zu sagen, da von ihnen so viel in den Zeitungen die Rede war. Auch ihr Gebrauch sollte dem Publikum angelegentlichst empfohlen werden. Demselben standen eine große Menge von Schilderhäuschen zur Verfügung, worin Jeder, der wollte, entweder mit einer Centralstation oder mit einem Freunde in einem andern Schilderhäuschen, telephonisch correspondiren konnte. Auch an größeren Anlagen fehlte es nicht. Am westlichen Ende des Glaspalastes traf man vier Räume, in welchen die telephonische Übertragung der Hofoper, des Theaters am Gärtnerplatz, der Vorträge in Kil's Colosseum und des Gesanges und Spieles von Oberammergau immer mehreren Personen zugleich vermittelt wurde. Die drei ersten Punkte finden sich in der Stadt selbst, der vierte aber liegt 95 Kilometer von München entfernt, so daß die Oberammergauer Productionen einen sehr weiten Weg in der Drahtleitung abzumachen hatten, ehe sie zum Ohr der erstaunten Zuhörer im Münchener Glaspalaste gelangten. Das Wunderbare dieser Erfindung zog die Besucher des letzteren auch so mächtig an, daß sie über die Mühe eines stundenlangen Wartens auf Zutritt in die geheimnißvollen Räume durchaus nicht verdrießlich wurden.

So hätten wir also einen kleinen Rundgang durch die Pariser, Londoner und Münchener Elektricitäts-Ausstellungen gemacht. Die zweite

Londoner Ausstellung, im Aquarium zu Westminster, von der ersten zu Sydenham nur wenig verschieden, hat während dieses Winters das bedächtige, aber resolute englische Publikum von Neuem zum Vortheil der elektrischen Errungenschaften bearbeiten müssen. Im nächsten Herbst folgt die Wiener Elektricitäts-Ausstellung, um womöglich auch die langsamen Österreicher in eine gelinde Begeisterung zu versetzen und den dortigen recht zahlreichen und tüchtigen Elektromechanikern zu Hilfe zu kommen. Wir sehen demnach, wie die Elektrotechnik die günstige Stimmung der civilisirten Welt gleichsam im Sturm für sich zu erobern sucht. Und obgleich ihr Streben keineswegs so frei von Uneigennützigkeit ist, wie sie vorgibt, so haben wir doch keinen sonderlichen Grund, ihr hindernd in den Weg zu treten; denn immerhin stützen sich ihre frommen Wünsche auf die solide Basis, daß sie uns wirklich viel Gutes bringen kann.

Wer von uns hätte nicht an der Erfindung und allgemeinen Verbreitung des Telegraphen seine Freude gehabt und ihn vielfältig benutzt? Wer fühlt sich nicht, wenn er auf der Eisenbahn im Fluge durch die Welt stürmt, durch die Wahrnehmung getröstet, daß zahlreiche Einrichtungen für seine Sicherheit thätig sind? Und diese Sicherheit wird zum guten Theil durch die blitzartige Geschwindigkeit ermöglicht, welche nur der Elektricität und dem Licht eigen ist, und die, wenn es für nöthig befunden würde, während der Zeit, in welcher der Eisenbahnzug auf seinem Geleise um zehn Meter voranbraust, mit aller Bequemlichkeit ein Signal bis nach Australien befördern könnte. Auch gegen den Gebrauch des Telephons wird Niemand protestiren, wenn es ihm zur Correspondenz innerhalb der Räume eines sehr großen Gebäudes, oder aus demselben hinaus mit seinen entfernten Fabrikanlagen, Comptoirs, Kaufläden, oder vermittelst einer telephonischen Centralstation mit seinen Geschäftsfreunden in der nämlichen oder einer benachbarten Stadt von Nutzen sein kann.

Und Vortheile von noch allgemeinerer Bedeutung verspricht mindestens allen Stadtbewohnern das elektrische Licht, weil es sich gegenwärtig schon ebenso bequem, ja viel bequemer als die Gasflamme zur Beleuchtung von Straßen, Kirchen, öffentlichen Gebäuden und Privatwohnungen jeder Art verwenden läßt, während es zugleich in den meisten Fällen billiger hergestellt wird, viel schöner, heller und mannigfaltiger ist und die Unannehmlichkeiten, Störungen und, wenn man zu stark gespannte Ströme vermeidet, auch die Gefahren des Gaslichtes in keiner Weise mit

sich bringt. Dazu kommt, daß einzelnstehende Fabriken und alle größeren Landgebäude ebenfalls eine sehr bequeme elektrische Beleuchtung sich privatim anschaffen können und diese ihnen viel weniger Kosten als irgend eine andere gleich helle Beleuchtung verursacht, besonders wenn sie über hinreichende Wasserkräfte verfügen und im Nothfalle Accumulatoren anwenden.

Und was endlich die elektrische Kraftübertragung angeht, so ist sie eine so herrliche und praktische Erfindung, daß Jedermann darüber sich freuen muß und bald ihre Vortheile merken wird. Eine unermeßliche Menge von Wasserkräften, die jetzt im Gebirge, oder von Windkräften, die in der Ebene verloren gehen, werden durch sie nach wenigen Jahren schon nutzbar gemacht sein. Ja es steht in Aussicht, daß über kurz die Steinkohlen oder das andere zum Heizen von Fabriks-Dampfmaschinen nothwendige Material unter gewissen Umständen nicht mehr werden transportirt werden: die Dampfmaschinen wird man hinstellen, wo man die Kohle gräbt, das Holz fällt oder den Torf sticht, und die Kraft, welche sie da im geheizten Zustande entwickeln, wird man als Elektricität in einem Draht nach der Fabrik hinüberleiten, damit sie dort eine Dynamomaschine treibe, welche den Dampfmotor ersetzt. Und in den Städten wird ein Jeder, der eine Maschine, etwa eine Drehbank, eine Holzsäge, eine Pumpe u. dgl. zu treiben hat, die bewegende Kraft dadurch erhalten, daß er einen unscheinbaren Draht mit einer kleinen Dynamomaschine verbindet, welche die von einer Centralstation ankommende Elektricität in Arbeitskraft verwandelt; derselbe Draht wird aber auch Abends noch das erforderliche Licht in alle Gänge und Zimmer des Hauses einführen.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Kolberg S. J.

Zur

Encyklika Papst Leo's XIII.

auf das

siebente Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi.

(Schluß.)

IV. Franziskus im 19. Jahrhundert.

O, daß er doch noch lebte! — daß er wiederkäme! — daß auch das 19. Jahrhundert, so ähnlich dem 12. in der Form und Tiefe der Schatten, die auf beiden lagern, den Heiligen wie ein „großes Licht" über sich aufgehen sähe, seine Wunder schaute, seine Macht erführe, aus der Üppigkeit durch des „Bettlers" Entsagung errettet, aus der Zerklüftung durch des „Seraphs" Liebe wieder aufgebaut würde! Was klagen wir?

Er lebt! — Er kommt wieder! — Er ist da!

Das Centenarium bringt uns seine Lebensidee — seine Institutionen — seine Person. Die päpstliche Encyklika ist die Prophetenhand, die sie uns zeigt, mahnend, die gebotene dreifache Gnade zu erfassen.

Das Säcularfest gibt uns seine Lebensidee wieder.

Unser Jahrhundert hat große Ideen, es ist ja das Jahrhundert der Erfindungen, der Neugestaltung aller Verhältnisse, der allgemeinen „Bildung". Es hat große Glorien, große Götter. Aber unsere Ideen machen uns nicht weise, unsere Glorien nicht groß, und an unsern Göttern gehen wir zu Grunde. Eine Weisheit fehlt uns, — ein großer Gedanke, der früher Lebensidee der Christenheit war, jetzt wie eine aus dem Schutte Ägyptens ausgegrabene Sphinx vor den Epigonen steht — das Verständniß für Entsagung, die Glorie des Kreuzes Christi, der Gott, dem man in Liebe huldigt durch das Opfer seiner selbst. Daher all unser Jammer und Elend, daher unsere äußere und innere Zerrüttung, daher die kolossale Ironie, daß das Jahrhundert „des Fortschritts" mit seinem Abschlusse im totalen Bankerotte anlangen muß.

In Franziskus tritt die Entsagung vor und unter uns in ihrem höchsten Heroismus, in ihrer perfect gewordenen Thorheit, in dem Voll-

maß ihrer göttlichen Wonnen, mit göttlichen Wunden und göttlicher Macht, als das Gesetz der Wiedergeburt und des Fortschritts für eine ganze Zeit, als die „lex immaculata, convertens animas", „sapientiam praestans parvulis".

Werden wir diese Offenbarung Gottes erfassen? Wird dieß über der dunklen Neige unseres Jahrhunderts aufsteigende Himmelszeichen des seraphischen Bettlers wieder spurlos niedergehen und unverstanden in seiner erhabenen Thorheit, unbegriffen in der stillen Größe eines Messias — hinter dem Horizonte entschwinden, weil dem realistisch-üppigen Geschlechte der Seraph zu geistig, der Bettler zu lumpig ist? — Dann wäre freilich eine unserer ganzen Zeit geschenkte Gnade verloren; unsere Blindheit würde größer, unser Gericht schwerer.

Es ist das seit den Tagen Noahs und höher hinauf die doppelseitige Erziehungs- und Heilmethode Gottes. Die Übel, welche der Menschen Frevelsinn angerichtet, läßt der Herr, menschliche Freiheit und Werke respectirend, sich auswachsen und sich ausweiten, bis das Maß sich selbst gefüllt, das Gericht spruchreif, der Beweis ex absurdis stringent geworden und ein gottloses Geschlecht den Selbstmord an sich vollendet. Periodisch kehren diese lehrreichen Katastrophen in der Geschichte wieder. Sie sind die Arbeit der Menschen; für Gottes milde, ewig ruhige Weisheit wäre sie zu negativ, zu niedrig, zu sarkastisch. Der Menschheit leistet nur bei ihrem Selbstmorde jener spottende Satan Henkerdienste, der ihr verlockend zugeraunt: „Ihr werdet sein wie die Götter." — Inzwischen aber ruht Gottes barmherzige Weisheit, welche „den Tod nicht gemacht und sich nicht erfreut am Untergange der Lebendigen, sondern heilungsfähig erschaffen hat die Nationen des Erdkreises" (Weish. 1, 13. 14) — sie ruht inzwischen nicht; sie sendet zur Heilung in neuen Formen und neuen Reizen die alten Wahrheiten, welche erleuchten, die alten Gnaden, welche beleben, und rettet dadurch, was sich vor dem heraufziehenden Verderben retten lassen will. So erweckte die ewige Weisheit einst in dem Gigantengeschlechte ihren Jünger, den Patriarchen Noah. Die Hiebe seiner Axt, die Schläge seines Hammers dröhnten hundert Jahre lang Buße predigend durch die dem Untergange entgegentaumelnde Zeit. Die Arche wuchs nur Linie um Linie, und jede Linie zeigte das Nahen des Gerichtes und mahnte zur Umkehr. Das war Gottes langmüthige Arbeit, bevor er „alles Fleisch vertilgte" in den Wassern der Sündfluth.

Wir wollen nicht fragen, ob wir die dumpfen Schläge der Patriarchenaxt bald nah, bald fern nicht auch gehört haben: — Revolu-

tionen, Kriege, Pest und Hunger, Empörung aller Elemente, Krache der Throne, der größten Namen und Staatenkörper, Murren der Völker in der Tiefe, rastloser Taumelgeist in der Höhe, Verderben, gefürchtet und geahnt von allen Winden her, — Axtschläge des Patriarchen vor der Fluth oder, wollen wir lieber, der natürliche Fortschritt unseres Niederganges! Wahr ist es, daß es uns an Propheten Gottes nicht gebricht. Sollen wir reden von den Canonisationen, so zahlreich wie nie im Laufe der Kirchengeschichte, die unsere Zeit von den schmutzigen Niederungen ihres Denkens und Lebens zur Höhe christlicher Gedanken, zur Erringung idealer Güter weckten und lockten? Sollen wir reden von den Centenarien — eines hl. Benedict, das die Befreiung des Sclavenblutes und der Sclavenarbeit und die Durchklärung beider mit dem Adel Christi, — einer hl. Theresia, welches die welterrettende Macht imponderabler Güter, des Gebetes, der Buße, der Jungfräulichkeit, feierte, — Centenarien, die uns Propheten zurückführten, welche größer sind, als die zu Israel und Juda gesandten? An Propheten, an lebendig gewordenen Offenbarungen eines rettenden Gottes hat es uns nicht gefehlt. Und doch ist ihre Reihe nicht geschlossen. Kaum ist ein Bettler, ein Wunder der Gnade, ein Ärgerniß alles Fleisches, eine Erscheinung so großartig, so furchtbar, so erschütternd wie ein Gottesgericht, kaum ist der heilige Bettler Benedict Labre über unsere in Üppigkeit versunkene Zeit dahingezogen: da folgt, noch größer als er, der Patriarch der Armuth — der seraphische Bettler — der hl. Franziskus — die leuchtenden Wundmale Christi tragend — „der Engel, der mit dem Zeichen des lebendigen Gottes vom Aufgange kommt". — Beide mahnen wie ein Enoch und Elias vor dem Gerichte zur Entsagung, zur Armuth voll Schmerz und Schmach, — der Eine in schweigendem Ernste, so wie er hienieden gewandelt, der Andere „auflodernd wie Feuer" — ein Elias.

Daß wir ihn doch sähen und verständen, den rettenden Gedanken Gottes — den Lebensgedanken des hl. Franziskus — das Gesetz der Entsagung! Dann würde die Leere und Öde der Seelen sich wieder füllen mit den göttlichen Schätzen der Gläubigkeit, des Gebetes, der Reinheit, der Gnade, des Friedens, der Liebe. Dann würde die Frömmigkeit der heutigen Frommen aus der Verschwommenheit zu kräftiger Form, zu solidem Gehalte, aus der Weichheit des Gefühles und der Willkür eigener Systeme sich erheben zum kernhaften Leben aus dem Glauben und zur demüthigen Folgsamkeit gegen die heilige Kirche. — Dann würden die furchtbaren Spalten, welche die menschliche Gesellschaft

durchklüften, sich schließen und gleichen, indem diesseits der Reiche entsagende Liebe und jenseits der Arme entsagende Geduld verstände und übte. Dann würde das arme Volk, der größte Bruchtheil der Menschheit, seine Thränen trocknen, sein bitteres Murren verstummen lassen, seine Niedrigkeit und Noth versöhnten Herzens lieben, wenn es deren überirdische Würde erkannt, deren Lohn erhofft, im reichen Mitbruder deren tröstenden Engel gefunden. Und während es so, dem Leid und Druck seines menschlichen Lebens durch willige Entsagung entrückt, dem Adler gleich in der Sonnenhöhe des göttlichen Wortes: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!" sich wiegte und sonnte, würde der reichere Bruchtheil der Menschheit — dem geringeres Anrecht auf ewige Schätze gegönnt — an der königlichen Hand, am Gewandessaume der Armen sich erheben zu demselben Himmel, der den „Armen" als Erbe, den „Barmherzigen" als Almosen verheißen worden. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Das ist die erste Gabe des Centenariums — die Lebensidee des hl. Franziskus: — Entsagung.

Seine Institutionen sind die zweite. Wo sind sie denn, diese Institutionen des hl. Franziskus? In Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden, Dänemark, wo der Heilige sie selber aufgebaut hatte — und wo außerdem nicht? — sind sie gestern oder heute zertrümmert worden. Die päpstliche Encyklika weist auf den „dritten Orden" als auf ein großes und starkes Asyl hin, „in welches die christlichen Völker zahlreich eintreten sollen, wie sie einst sich wetteifernd zum hl. Franziskus selbst gedrängt hätten". Über dieß päpstliche Wort vermochte die frivole Presse des Tages zu spotten! Durch ihren verbissenen Ärger wird sie natürlich das Gewicht der hohen Mahnung vor dem Urtheil „der christlichen Völker" nur erhöhen; denn was Christi Stellvertreter lobt, erhält in dem Tadel der Feinde Gottes eine Folie, durch die es dem christlichen Geschmack und Gewissen doppelt heilig und theuer wird. Sofort haben deßhalb auch die zur Festfeier in Assisi versammelten Cardinäle, siebenzehn Erzbischöfe und Bischöfe in einer an das Oberhaupt der Kirche gerichteten Adresse, die gleichsam das Echo der päpstlichen Encyklika vom Grabe des hl. Franziskus her war, erklärt: „Wenn die öffentliche Wirksamkeit der Kirche unterbunden wird, dann ist es Pflicht jedes Katholiken, sich zu bemühen, daß diese kostbare Institution des dritten Ordens in dem Heiligthume der Familie einen Platz finde, weil diese Institution mit Hilfe wenig zahlreicher wesentlicher Vorschriften das christliche Leben

aufrecht erhält, die Keime der religiösen Erneuerung pflegt und hegt, die verderblichen Schulen ohne Gott und die zügellose Presse bekämpft und das Herannahen besserer Tage beschleunigt."

Diese schwer wiegenden Worte der Kirchenfürsten sind eine bedeutungsvolle Garantie für die Fruchtbarkeit der päpstlichen Mahnung an „die christlichen Völker, zahlreich dem dritten Orden sich anzuschließen", „dieser heiligen Armee Jesu Christi beizutreten" — wie anderseits der Mahnung an die ganze hohepriesterliche Hierarchie der Kirche, „bemüht sein zu wollen, daß der dritte Orden bekannt und nach Verdienst geschätzt werde, daß die Seelsorger die Gläubigen belehren, was der dritte Orden sei, wie leicht er Jedem offen stehe, wie große Gnadenschätze für das Heil der Seele er besitze, welche Vortheile er dem Einzelnen und der Gesellschaft biete". — „Der Mehrung und Hebung dieser Schöpfung des hl. Franziskus," so betheuert der glorreiche Papst, der wie manche seiner Vorgänger die Abzeichen des hl. Franziskus nicht für unverträglich mit der Würde der Tiara und der apostolischen Schlüssel erachtet, „sei stets seine Sorge gewidmet gewesen, sie erflehe er in diesen Tagen gemeinsam mit der Christenheit vom hl. Franziskus und von der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria, welche die Frömmigkeit und den Glauben ihres Dieners stets durch himmlischen Schutz und wunderbare Gaben belohnt habe."

Wird solch inbrünstiges, demüthiges und kraftvolles Mahnen, Wünschen und Beten des väterlichen Herzens Leo's XIII. unerfüllt bleiben können? Wird „die heilige Armee Jesu Christi", die, ausgehoben aus allen Ständen, Altersklassen und Geschlechtern der christlichen Menschheit, gleichsam den Landsturm des Heeres Gottes bildet, nicht von nun an ihre Bataillone der Zahl nach vervielfacht, dem Muth und der Begeisterung nach verjüngt sehen, wo solches Vertrauen ihr vom obersten Feldherrn geschenkt, solche Ziele ihr gesteckt werden? Die alten, ruhmreichen Regimenter des ersten und zweiten Ordens, deren Schlachten und Siege auf allen Continenten die schönsten Blätter der Kirchengeschichte füllen, sind gefangen, sind zerstreut, sind entwaffnet, in Verbannung geschleppt worden durch die souveräne Macht des maß- und gesetzgebenden Zeitgeistes. „Res venit ad triarios." Das dritte Treffen rückt vor. Das christliche Volk — und das ist ja der dritte Orden — kommt zur Action. Und wann — wann ist das Volk besiegt worden, so oft es mit der furchtbaren Macht seines Gewissens, seines Gebetes und seiner Buße dem Feinde den Weg vertrat? Nochmals kann ein „Hohenstaufe"

sehen, wie durch des Volkes Gewissen, Gebet und Buße „seine Pläne gegen die Kirche Gottes vereitelt werden“, und zum zweiten Male kann sein Kanzler constatiren müssen, daß „durch das Umsichgreifen des dritten Ordens die geistliche Macht das Feld behauptet habe“. — Die Psalmodie der Mönche und Nonnen kann man verstummen machen, das Gebet, das Rufen und Schreien des Volkes zu seinem Gotte — nimmer; Klöster kann man confisciren, das Volk confiscirt man nicht. — Ruhig mag die Jugend, dieses gehetzte Reh, sich, ihr Leben und ihre Ewigkeit vor „dem Verderben einer Schule ohne Gott“ in die Heimlichkeit einer christlichen Familie flüchten, wenn „die kostbare Institution des dritten Ordens darin einen Platz bei Vater und Mutter gefunden“. „Die zügellose Presse,“ mag sie Liberalismus oder Socialismus predigen, wird da kein Gehör finden, wo gläubig-christliches Leben den „modernen Ideen“ die alten Dogmen und die alten Gebete, wo „der arme, demüthige Franziskus“ den verrückten Systemen von Gütergemeinsamkeit seine schlichten Ordensregeln gegenüberstellt. — Die gesammte Gesellschaft endlich, krank bis in's Blut und Mark hinein, braucht einen Strom verjüngenden Lebens, der von Innen heraus gesunden läßt, was im Inneren und Äußeren siechhaft ist. Freilich rechnen die Heilkünstler nicht oder nur ungern und unsicher mit den imponderablen Kapitalien von Religiosität, Tugend und Gnade; aber dieser ungreifbare Vitalfond alles gedeihlichen Bestandes der gesellschaftlichen Ordnung ist es gerade, welchen ein Leben nach Regel und Geist des dritten Ordens in den Körper der Menschheit zurückführt. Was alles das strengreligiöse Leben an Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit, an Gehorsam, Redlichkeit, Sittlichkeit und Nächstenliebe, an Gottvertrauen und Geduld, was es an Demuth und Mäßigkeit den Seelen der Großen und der Niedrigen, der Jugend und der Altersreife einflößt: das alles entzieht sich der Statistik der Nationalökonomen, wie dem Budget der Minister; das alles aber ist die Grundbedingung allgemeiner Wohlfahrt und Blüthe, ist im großen Socialkörper der Völker, was für den Erdball die Erdwärme, Sonnenlicht und Thau des Himmels ist. — Mit dem Aufblühen dieser Institution des hl. Franziskus wird eine, wenn man will, langsame, aber stetige Regeneration aller Verhältnisse von dem Sitze des Lebens, dem religiös gebildeten Gewissen der Menschheit, aus sich vollziehen.

Das ist das zweite Säculargeschenk des Heiligen an unser Jahrhundert: — sein „dritter Orden“, in ihm „die Keime religiöser Erneuerung“ — „die Beschleunigung besserer Tage“.

Wird mit dieser Gabe die gnädige Säcularspende „der Institutionen des hl. Franziskus“ erschöpft sein? Wird von seinen größten Werken, dem ersten und zweiten Orden, da, wo sie nunmehr fehlen, auch fürderhin nichts zu finden sein als die alten großen Erinnerungen und die frischen ärmlichen Ruinen? Wird „des Vaters neuer Segen nicht Häuser bauen den Söhnen“? (Pred. 3, 11.) Bedeutsame Zeichen lassen es hoffen. Wächst der Geist der Entsagung und wächst das Elend der Zeit, dann bauen beide Mächte aus dem Schutte die Klöster des hl. Franziskus wieder auf und führen in die Mitte des jubelnden Volkes seine armen Brüder und Väter zurück.

Das Ordensleben wurzelt ja nicht im Fleisch und Blut der sterblichen Menschheit, noch weniger in der Gnade des Staates; sein göttlicher Keim ist das arme, reine, gehorsame Herz des unsterblichen Gottmenschen, der „die Kirche liebt bis zum Ende“. So lange das Bild Christi den Augen der Kirche nicht entschwunden, so lange Liebe und Gnade Christi sich nicht verflüchtigt haben im Leben der Kirche, so lange, d. h. immer und immer, wird dieses Bild sein Spiegelbild werfen, wird der Geist seine Früchte reifen, wird die Liebe die göttliche Leidenschaft des Opfers bethätigen, wird darum das Ordensleben sich finden und im Ordensleben sich die höchste Manifestation des Lebens Christi darstellen. Und da der Geist Christi ein unermeßlich thätiger Geist und die Liebe Christi die größte und gnädigste Macht auf Erden ist, so wird das Ordensleben allzeit zu den segensvollsten Gewalten in der Geschichte der Menschheit rechnen. Nach den Gedanken Gottes ist es eben nicht, was es in den kahlen und schalen Begriffen des Josephinismus ist. Nach Gottes Plan soll das Ordensleben vor Allem die Kirche als Christi heiliges Reich aller Nationen, als Gottes heilige Braut darstellen. Die vom Himmel stammende Heiligkeit offenbart sich freilich in jedem wahrhaft christlichen Leben, besonders im Priesterthume der Kirche, leuchtet großartig auf in einzelnen Gestalten, die wir mit Vorzug „Heilige“ nennen; aber die ausgeprägteste und umfassendste Manifestation der Heiligkeit der Kirche sind die Orden, in denen die Selbstentäußerung der Liebe Christi sich in großen, welthistorischen Institutionen fortsetzt. Die Orden sind Berge, die sich über die schönen, aber niedrigen Thalgelände christlichen Lebens, diese bewässernd und befruchtend, erfrischend und schützend, erheben. Wie zur Erde die Berge, so gehören zur Kirche die Orden; die einen wie die andern ausreißen wollen, ist das gleiche Spiel.

Ohne Orden führt die Kirche ein schwach pulsirendes Leben; sobald

dasselbe aber nur einigermaßen gesundet und erstarkt, regt sich auch sofort der Zug zum klösterlichen Leben mit unwiderstehlicher Macht und bedeckt den von Revolution, Krieg oder Säcularisation verwüsteten Boden der Culturwelt mit neuen Klöstern. Kehren hundert Male dieselben Scandalscenen des Vandalismus wieder, welchen das Gewissen der Menschheit Knechtung ihrer edelsten Freiheit, und die Geschichte der Menschheit Wahnsinn nennt, der aus der Vergangenheit nichts lernen, nichts vergessen könne: hundertmal erneuert sich die Auferstehung der Todten mit dem Rufe der alten Christen: „Je mehr ihr uns niedermähet, um so zahlreicher sprossen wir auf." „Quasi morientes — et ecce vivimus" (2 Kor. 6, 9).

Darum sagten wir: schenkt uns der hl. Franziskus Mehrung und Vertiefung des Geistes der Entsagung, schenkt er uns die Vollkraft christlichen Lebens, dann baut er seinem Orden Klöster. Dabei leistet diesem „bauenden Könige" das wachsende Elend der Zeit „Kärrnerdienste". Ja, die an den Bettelstab gerathene Herrlichkeit unseres Jahrhunderts wird gerade die armen Orden des hl. Franziskus als großes, göttliches Almosen herabflehen.

Es weist die Encyklika Leo's XIII. „die Staatsmänner" auf den Mann von Assisi, damit sie von ihm sich helfen lassen, „das so schwere Problem des Verhältnisses zwischen Armen und Reichen zur Lösung zu bringen". Brauchen sie denn Rath und Hilfe? Beräth und läuft denn nicht alle Welt zusammen, um dieß „schwere Problem" — die sociale Frage — zu lösen? Will sich der wirre Knäuel nicht entwirren? Verschlingen sich etwa gar die Fäden immer mißlicher? Schlagen die Mittel nicht an? Dringt die Vergiftung vielleicht noch tiefer? Wenn man das wilde Gewirr von socialpolitischen Systemen, Theorien, Programmen, Gesetzesvorlagen, Petitionen, Agrar- und Handwerkertagen, von Strikes, Krawallen, Proscriptionen, Attentaten, mit Belagerungszustand belegten Städten und Länderstrichen, von Comités und Subcomités, Druckereien, chemischen Ateliers, Bombenfabriken, Falschmünzerhöhlen, Plakaten und Processen der „Anarchisten": wenn man dieses babylonische Gewirr unserer auf ihre materiellen Glorien so stolzen Zeit überschaut, wer denkt dann nicht an eine geängstigte Stadt, welcher der vulkanische Boden, einer hochgehenden See gleich, unter den Füßen schwankt und wogt; wer denkt da nicht an des Psalmisten Wort: „Wenn der Herr die Stadt nicht baut, so bauen umsonst die Bauleute" (Ps. 126, 1), an das Haus der Parabel, das, auf Sand gestellt, von Wind und Fluth weggefegt

zu werden im Begriffe steht? — Trauriger Beweis ex absurdis, daß, will man die Schäden der Zeit heilen, man nicht die Oberfläche, sondern die Tiefe, die Lebenskraft und ihre vitalen Organe, heilen müsse! All jener unermeßliche Aufwand socialpolitischer Gesetzgebung und privater Bemühungen, der die verschobenen Verhältnisse harmonisiren soll, kann, auch wenn er eine missio divina hätte, nichts auf die Dauer Rettendes, nichts in die Tiefe Gründendes schaffen, so lange er nicht im Bunde mit der Kirche die den gesammten Socialbau tragenden, aber versunkenen Fundamente, die Gedanken Gottes und den Glauben der Völker an dieselben, erneuert. Gebet der modernen Menschheit vor allem den alten Gott, den alten Glauben, die alte Frömmigkeit wieder, dann messet die verschobenen socialen Verhältnisse, kürzt hier, dehnt dort, legt Stein auf Stein, baut hinein alle eure Errungenschaften, baut kühn, baut hoch, baut mit Zuversicht — wir thuen mit —: diese Fundamente tragen alle eure fortgeschrittenen Bauten!

Glaube man dabei aber nicht, daß durch alle ungeheuren Summen, welche die schwunghafteste Industrie und Börse in Fluß bringt, daß durch alle Erfindungen der empirischen Wissenschaften die Massen des Volkes satt, beglückt und aller Noth entrissen werden. Man weiß, wo diese goldenen Ströme münden: ein Tröpfchen mag im Vorüberfluthen das Sandkorn netzen, die goldenen Wogen aber gießen da sich aus, wo schon ein Meer von Gold liegt. Bei allem industriellen und landwirthschaftlichen Fortschritte bleiben noch tiefe Abgründe im Schooße des Volkes unausgefüllt. Daß immer, auch in „goldenen Zeitaltern", ein ungeheures Maß von Leid und Schmerz, der Armuth entquellend, auf der Menschheit laste, ist ein huldvoller Beschluß Gottes. Wer kann da helfen? Vor diesem göttlichen Decrete steht jedes Rechnen des menschlichen Geistes und jede Sympathie des menschlichen Herzens rathlos. Die Kirche aber, die das Herz des Menschen und die Absicht Gottes kennt, steht nicht rathlos. Sie weiß, daß, wenn der Arme Andere freiwillig die Leiden seiner Armuth theilen sieht, er seine Drangsale mit versöhnterem Auge anschaut und, die Begierlichkeit seines Menschenherzens einschränkend, mit Wenigem verständig und zufrieden haushält. Darum hat sie den Cultus und den Heroismus der Armuth, hat sie die armen Orden gestiftet. An dem heiligen Feuer dieser Altäre zündet fort und fort die arme Menschheit das Lämpchen ihres Glaubens und ihrer demüthigen Ergebung an, dessen Schein ihr durch die dunklen, engen Labyrinthgänge ihres Lebens leuchten kann. Dieser Heroismus der armen Orden schließt die tiefste Kluft im Ge=

füge der socialen Ordnung, die Begierlichkeit des menschlichen Herzens; macht, daß das Volk dem Reichen sein Glück verzeihe und sich tröste, während der Luxus und die Genüsse der Welt es zur Verzweiflung, Stumpfheit und zur Rache reizen. Dadurch bleibt die Ordnung vor socialen Erschütterungen oder sittlicher Versumpfung bewahrt. — Nach der anderen Seite aber bedarf es, um das Gleichgewicht im nöthigen Maße zu erhalten, nicht minder derselben Lection. Lasse man das Christenthum inmitten der Tempel des Luxus und der Frivolität, inmitten der Theater, Odeen und Palais die heiligen Mauern bauen, welche dem Cultus der Armuth und Entsagung geweiht sind, damit die genießende Welt die heilsame Reaction erfahre, deren sie zu ihrem ruhigen Bestande bedarf, die Reaction der christlichen Entsagung nach Oben hin gegen die zur Tiefe ziehende Genußsucht. Lasse man den Geist der Entsagung aus den Klöstern der Armuth in alle Schichten der Gesellschaft transspiriren, und man wird sehen, wie die Charitas von den goldenen Zinnen der Großen bis hinab in die Kellerwohnungen der Bettler, den Traum des Patriarchen verwirklichend, eine Leiter, einen Pfad für Engel, bauen wird, von denen die einen hinabsteigen, beladen mit Spende und Trost, die anderen emporsteigen mit der Kunde neu entdeckten Elendes.

Will Gott sich wieder gnädig unserer Zeit zuwenden — und warum wollten wir daran zweifeln? — dann wird, dann muß in den socialen Wiederaufbau der Stein des Ordenslebens wohlbedacht, und zwar in der Schichte des tragenden Grundgesteines, eingefügt werden.

Die Geschichte aller Jahrhunderte hat die Aufhebung der Klöster eine staatsökonomische Thorheit genannt. Sie wird's auch dießmal thun. In Spanien — so registrirt sie — in Spanien, wo die Orden am zahlreichsten waren, kam, so lange diese blühten, auf 30 Reiche ein Armer, in Italien und Österreich auf 25 Reiche ein Armer; in Frankreich bestand dasselbe Verhältniß von 20 zu 1; in England aber, das Heinrich VIII. gründlich von dem „faulen Volke der Klöster“ gesäubert hat, kommt auf sechs, nach Anderen auf vier, nach Anderen auf drei Reiche ein Armer. England hat doch Geld, hat Armengesetze, hat Energie, sie durchzuführen: und was ist das Resultat? Amtliche Statistiken bekennen, daß für die 25—30 000 freiwilligen Armen der Klöster, die man England genommen, die Königin der Industrie und Staatswirthschaft nunmehr 100 000 Verbrecher in den Kerkern, 100 000 Tagediebe in den Zwangsarbeitshäusern, daß London 20 000 Straßenbettler, 20 000 Straßendiebe u. s. w. gewonnen habe. — Im Jahre 1844 bereits berieth die geschichtliche Section

der Universität in Cambridge über die Klosterfrage. Sie bestand aus anglicanischen Predigern und Doctoren. Nach dreitägiger Debatte kam mit 88 gegen 60 Stimmen das Gutachten zu Protokoll: „Die Unterdrückung der Klöster war ein großes Unglück für das Land; die gegenwärtigen Umstände fordern gebieterisch die Wiederherstellung entsprechender Institute." — So sprach Englands gesunder Sinn, so sprach die Geschichte, so wird sie allzeit sprechen. Wären die Klöster nie zeitgemäß gewesen, so wären sie jetzt ein Zeitbedürfniß. Die große sociale Noth wird die große göttliche Institution der Bettelorden zu Hilfe rufen. Franziskus, der König heiliger Armuth, wird wieder bauen, eine reuige Generation ihm dabei dankbar Dienste leisten, und sein erster wie zweiter Orden werden nach Leo's XIII. Wunsch „unter dem Schutze ihres Vaters kräftig und blühend aus der Fluth, die sie verschlungen hatte, emportauchen". Die Zeit mag in Bälde dafür reif, die Stunde nicht ferne sein.

Das ist das zweite Geschenk, das uns das siebente Centenarium des hl. Franziskus bringt: — seine Institutionen.

Was bleibt ihm noch zu geben, was uns zu wünschen, nachdem er uns seine Lebensidee und seines Lebens Schöpfungen gebracht hat? Soll er als dritte und schönste Gabe selber kommen, uns seine Person bringen?

Würde diese Erscheinung auf dieser Erde in unserer Zeit Raum und Glauben finden? Würde er, wenn er den ehrwürdigen Staub, der in Assisi ruht, nach sechs Jahrhunderten wieder erweckte, um wiederzukehren, wie ehedem verstanden werden in der himmlischen Begeisterung und Thorheit seiner Entsagung und Liebe, in seinen Wundmalen, seinen Gesängen, Predigten, Ekstasen und Thränen? Würde er selber sich zurechtfinden auf den Straßen der Neuzeit, unter den unseligen Glorien des bankerotten Europa, in seinem Italien, das sich selbst am verrätherischesten aufgab, als „es" — wie es stolz sprach — „sich selber machte", in seinem Italien, das neulich noch in der Säcularfeier eines Arnold von Brescia, des Vorläufers und Typus seiner gottlosen Schwärmerei, seiner Revolutionen, seines modernen Heidenthums, seine eigene Todtenfeier anticipirte?

Und doch gewissermaßen kommt Franziskus; er gehört uns, wie die Heiligen der Nachwelt, in der sie nicht mehr leibhaft wandeln, zurückgegeben werden und angehören können als große Kapitalien von Gnade und Liebe, einzelnen Generationen mit Bevorzugung vor anderen zugewandt. Es wird Franziskus nicht selbst durch Städte und Provinzen

wandern, durch Länder und Erdtheile seine Tausende schicken; aber dasjenige, was in ihm Kern und Kraft des eigenen Lebens und Regeneration seiner Mitwelt war: die Macht und der Reichthum der ihm gewordenen übernatürlichen Gnade, die werden flüssig werden in und für uns. In dieser Spende übernatürlicher Gnade an die Seelen kommt er, als Regenerator von Gott gesandt, kommt als unser Sachwalter zu Gott auffsteigend, kommt als Engel und Vater einer neuen Zeit.

Was Franziskus für die Vergangenheit war, das soll er nach dem Ausmaß göttlicher Weisheit für die Gegenwart werden. So zeigt und begrüßt ihn die in höchster Auctorität ehrwürdige Encyklika des Papstes, indem sie, das 12. und das 19. Jahrhundert in perspectivische Nähe und Continuität zu einander rückend, die übernatürliche Lebensquelle des 12. in das 19. herübergeleitet sieht und ihre lichten Ausströmungen sehnsuchtsvoll und zuversichtlich erwartet und erfleht. Das ist ja ein Zug gewohnter göttlicher Pragmatik, die der Ausbildung äußerer Weltgeschichte als Form, Typus und Gesetz zu Grunde liegt. Wie die zerstörenden Tiefenkräfte ererbter Naturschuld und die berückenden Mächte der Finsterniß immer dieselben sind und immer wiederkehrend und ihr selbes Werk im Leben der Menschheit auswirkend immer dieselben Krankheiten, Krisen und Katastrophen periodisch mit einander erzeugen: so schaffen auch in eiferndem Antagonismus dieselben göttlichen Talente innerer Gnade und dieselben persönlichen Mächte des Lichtes ihr erlösendes, rettendes, gesundendes Werk fort und fort. Auf dieselben Nächte folgen immer, durch dieselben Sonnen heraufgetragen, dieselben Tage. Der Wechsel der kleinen Nächte und Tage ist darum das Bild des Wandels der großen Weltnächte und Welttage. Im kleinen Kreis des Einzellebens knüpfte Gottes Hand himmlische Schutzverhältnisse an. Aber sie sind unsterblich. Die Ritter und Edeln der Vorzeit hatten zu Beschützern dieselben Heiligen — Michael, Georg, Barbara — welche über modernen Armeen schweben; wie vor Jahrhunderten sieht heute noch der Landmann zum Bilde des hl. Isidor, Leonhard und Wendelin, die arme Magd zur hl. Nothburga auf. Diese himmlischen Patronatsverhältnisse sind unsterblich mit der Noth und Hilfsbedürftigkeit, für welche sie als Quellen des Trostes und der Hilfe gegründet sind. Das gleiche Gesetz der Unsterblichkeit waltet in großem Stile ob bei den Missionen weltgeschichtlicher Heiliger. Sie bleiben, wie ihr Gott, ewig lebendig, ewig was sie für die Menschheit waren, und ihre großen Aufgaben ruhen bis zum Weltende in ihren mächtigen Händen. Deßhalb treten, wenn nach Ablauf und Verbrauch

des durch einen Heiligen neu geweckten höheren Lebens der Radschwung der Niedertracht sich vollends wieder umgewälzt und altes Verderben in der Menschheit nach Jahrhunderten wieder neu geworden, dieselben Regeneratoren, nun aus der ewigen Glorie wirkend, in die Verkommenheit moderner Zeiten ein zur selben rettenden und aufbauenden Action. Für Gottes Auge stehen solch verwandte Weltperioden in perspectivischer Verkettung und Verschmelzung, und durch alle Weiten und Fernen und über alle von menschlichem Calcul gesetzten Zeitmarken hinweg fluthet aus Gottes Herz derselbe verjüngende Lebensstrom durch denselben gottgewählten Regenerator, von dem der Psalmist gesungen: „Zum Segen wirst du ihn machen von Jahrhundert zu Jahrhundert“ (Ps. 20, 7).

Als solcher steigt dem schauenden Auge des Völkerhirten und dem gläubigen Auge der Christenheit Franziskus zu uns wiederkehrend nieder. Ist es nicht ein wunderbarer Zug göttlicher Providenz, die ihre Werke von Weitem her „voll Kraft und Milde“ gründend anhebt, daß am Morgen unseres Jahrhunderts die glorreichen Überreste des großen Retters seiner Zeit unter dem Hochaltare der assisischen Basilika, wo sie seit dem 25. Mai des Jahres 1230 verborgen und unerkannt geruht hatten, am 18. December 1818 wieder aufgefunden wurden? Muß am dunkeln Abende desselben Jahrhunderts durch Zufall derselbe Heilige eine geistige Auferstehung im Glauben und in der Verehrung der Christenheit feiern, nachdem durch „göttliche Vorsehung“ („divina providentia“) ein Sohn des heiligen Patriarchen in Leo XIII. den Stuhl der Hirten der Christenheit bestiegen hatte? — Nein, „der Mann von Assisi“ ist verwebt mit unserem Jahrhundert, seinen Geschicken, seinen Hoffnungen. Er umschließt, beherrscht die Zeit — ist ihr gewissermaßen in Person wieder geschenkt — eine ihrer allergrößten Gnaden. Er kommt zu uns — und sein Gruß lautet wie ehedem: „Der Herr gebe euch seinen Frieden!“

Er kommt nicht wie ein Gottesgericht, er kommt als Friedensfürst, reich und huldvoll.

Nicht mehr mit erbetteltem Gelde und Brode soll er den Bettler erquicken, nicht erst durch Thränen und Buße, Hohn und Verfolgung sich das erwerben, was er spenden wolle. Er kommt reich. Er hat gesammelt, was er schon vor 70 Jahrzehnten in Portiuncula und Syrien, in Rom, Assisi, Ägypten und Spanien gebetet, gelitten, geopfert. Gesammelt hat er alle Wohlgerüche aus den Gräbern der Tausende von Aposteln, Märtyrern und Büßern seines Ordens, allen Schmelz und Duft der Jungfräulichkeit und Contemplation, welchen die Mauern einer hl. Clara und ihrer

Königinnen wie Blumenkelche bergen, — alles Gebet, das sieben Jahrhunderte hindurch Tag und Nacht, den Weihrauchwolken gleich, aus seinen Klöstern zum Himmel gestiegen: das Alles hat er gesammelt, — trägt er in seinen Händen — es ist der Preis der Gnaden, die wir brauchen. Mit Geringerem hat er bereits einmal die Kirche gestützt, die Welt gerettet; die Schätze, die er für unser Heil bietet, sind angewachsen, aufgespeichert überschwänglich. Was können wir durch solche Sühne nicht tilgen, mit solchem Preise nicht erkaufen, auf solche Garantien nicht erhoffen?

Er kommt huldvoll und gnädig. Nicht als „versiegelter Brunnen", als „verschlossene Quelle" steht er unter uns. Wir haben das Meer der Liebe, welches in seinem Herzen fluthet, kennen gelernt; er trägt diese Liebe zu gleicher Mission in die verschiedene Zeit. Nur haben die strahlenden Flächen dieses Meeres sich unermeßlich geweitet, seine Tiefen sich in die Abgründe der göttlichen Liebe verloren. Er kommt ja aus der Glorie des Himmels, nicht aus Assisi; kommt mit dem „Sonnengesange" der Verklärung, mit der ewigen Ekstase seines seligen Gebetes, mit dem bräutlichen Schmucke seiner königlichen Armuth, mit den „Siegeln" — den strahlenden Wundmalen der gekreuzigten Liebe unseres Gottes — er kommt in Wahrheit als der „glorioso poverello di Christo".

In den Schooß solcher Liebe darf getrost die Zeit ihre großen Nöthen und Drangsale, die Gebete oder die Verzweiflung ihrer Könige und Völker, und die Kirche Gottes darf getrost ihr großes Anliegen, das ihr anvertraute Heil der unglücklichen Welt, dort bergen und versenken.

So möge denn das große Talent, welches unsere arme Zeit von fernen Jahrhunderten ererbt hat, ihr die Früchte tragen, welche schon einmal alle Welt reich gemacht haben!

Vor allem möge die ehrwürdige Nachkommenschaft des heiligen Patriarchen im Segen desselben zahlreich werden wie der Sand des Meeres, wie die Gestirne des Himmels! Mögen mit der streng und treu geübten Armuth des heiligen Stammvaters auf die Söhne so später Zeiten erblich übergehen die Gnadenschätze seines inneren Lebens — die „charismata meliora" seiner Contemplation, seiner Gebete und Thränen, seiner Selbstverachtung und Welteroberung!

Möge von diesen heiligen Bergen, seinen Klöstern, die wie ein ewiges Assisi und Alvernia unter uns emporragen, zu den Niederungen des christlichen Lebens, seiner Sitten, Gesetze, Künste und Cultur neuer=

dings herniederströmen die Verjüngung des Geistes des seraphischen Franziskus, des Geistes der Wissenschaft der Heiligen, der Stärke, der Frömmigkeit, der Kindeseinfalt, der Selbstentsagung, des Friedens und der Größe, die ihr entquellen! „Rigans montes de superioribus suis — die Berge bewässerst du aus der Höhe — de fructu operum tuorum satiabitur terra — und von deiner Werke Frucht wird voll die Erde" (Ps. 103, 13).

Möge der glorreiche Bettler wieder stützen die lateranensischen Mauern! Sie wanken heute nicht in Folge der Pracht und des Weltgeistes, die in ihnen wohnen, — sie sind kahl und arm geworden und darum doppelt theuer dem seraphischen Bettler; aber der Geist des Stolzes und der Raubgier umlagert sie in continentaler Verschwörung. Möge „Babylon zertreten der Fuß des Armen, der Schritt der Bettler! — Conculcabit (Babylonem) pes pauperis, gressus egenorum" (Is. 26, 6).

„Dann wird" — schließen wir mit Leo's großem Worte — „700 Jahre nach seiner Geburt die ganze christliche Welt den Weg von der Verwirrung zur Ruhe, vom Untergange zum Heile finden durch den Mann von Assisi."

Philipp Löffler S. J.

Die sinnbildliche Bedeutung des Löwen.

Eine exegetische und kunsthistorische Studie [1].

Nur im Spiegel, nur in Räthseln sieht der Mensch hier auf Erden seinen Gott; denn nach der Lehre des hl. Paulus sind die Geschöpfe, die uns umgeben, und ihre Geschichte, die wir mit ihnen durchleben, sichtbare

---

[1] Literatur: „Über Thiersymbolik und das Symbol des Löwen in der christlichen Kunst", von Dr. G Heider. Wien 1849. — „Die romanische Kirche zu Schöngrabern", von Dr. G. Heider. Wien 1855. S. 157 ff. — Das „Organ für christliche Kunst", der „Grazer Kirchenschmuck", die „Mittheilungen der k. k. österreichischen Centralcommission", die „Bonner Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden", das „Bulletin monumental" von Caumont, die „Annales archéologiques" von Didron, die „Revue de l'art chrétien" von Corblet, „Grimouard Guide de l'art chrétien" bieten Vieles und sind benutzt. Ebenso „Piper Mythologie", „Menzel Symbolik", „Kreuser Symbolik" und andere bekanntere kunsthistorische Bücher.

Spuren des unsichtbaren Gottes. Wie das Kind die Züge seiner Eltern wiederspiegelt, so kann Jeder, der tiefer schaut, in sich das Bild und Gleichniß seines himmlischen, seines ewigen Vaters finden, und selbst in jedem unvernünftigen Geschöpf die Spuren der göttlichen Vollkommenheiten wiedererkennen, die dem Schöpfer bei seiner Gestaltung als Musterbild vor Augen standen.

Es ist also keine leere Spielerei, in allen Wesen eine tiefere Bedeutung zu ahnen und sie aufzusuchen. Es ist keine Thorheit, die Dinge ringsumher als Sinnbilder aufzufassen, hinter die Gottes Weisheit tiefere Gedanken verbarg. Aber ist es nicht schwer, die Gedanken zu finden, die Gott bei den einzelnen Momenten seines Sechstagewerkes vorschwebten? Gewiß, es ist schwer, denn wie könnte der schwache Mensch mühelos die Gedanken Gottes nachdenken! Nur zu leicht gelangt er auf Irrwege, und sobald er seiner Phantasie, die hier mitarbeiten muß, die Zügel schießen läßt, reißt sie seinen Verstand weit weg und hinaus über sein Ziel. Gibt es kein Mittel, sich vor solcher Täuschung und Verirrung zu sichern? Gibt es keine Methode, vermittelst derer man mit ziemlicher Sicherheit die sinnbildliche Bedeutung der einzelnen Geschöpfe Gottes ermitteln und feststellen kann? Es gibt eine: die historische Methode. Sie sammelt die einzelnen Erklärungen, welche die Sprache, die Literatur und die Kunst der Völker in den entferntesten Zeiten, in den am weitesten von einander getrennten Ländern gibt, und sucht, ob sich nicht in der Masse dieser Denkmäler eine leitende Idee findet, die wie ein rother Faden immer wieder durchleuchtet und so Einheit bringt in die Mannigfaltigkeit. Ist eine solche Idee, eine solche Erklärung gefunden, in der viele Völker übereinstimmen, dann hat sie gewichtige Zeichen der Wahrheit für sich. Gesellt sich dazu noch die heilige Schrift und die christliche Kunst, um die alten Traditionen der Völker aufzunehmen und auszubilden; verbindet sie dieselben mit christlichen Wahrheiten, die sie erheben und adeln: dann ist alle Gefahr des Irrthums entfernt, die Deutung ist nicht mehr leere Phantasterei, sondern ein Nachdenken der ewigen Gedanken Gottes, die in dieser Welt sich verkörperten.

Dieß sind die leitenden Gedanken, die bei der sinnbildlichen Deutung des Löwen uns vorleuchten sollen. Der Leser möge selbst beurtheilen, welchen Werth die Ergebnisse haben, die der Lauf der Untersuchung darbieten wird.

I. Die sinnbildliche Bedeutung des Löwen in der außerkirchlichen Kunst.

1. Die heilige Schrift enthält die ältesten Bücher, welche wir kennen, und sie gibt uns in dem Segen, den Jakob über seine Söhne aussprach, den ersten größeren poetischen Versuch. Nach einem wechselvollen Leben war der greise Patriarch angelangt am Ende seiner Tage. Der Geist Gottes, der ihn geleitet hatte von Kindheit an, sammelte sich über ihn in all seiner Kraft, stärkte sein Auge und zeigte ihm bis in die ferne Zukunft die Geschicke seiner Kinder, deren Nachkommen nach den alten ererbten Verheißungen zahlreich werden sollten, wie der Sand am Meere. Da sah er im Lichte Gottes seinen Sohn Juda als den Auserwählten, als den Träger der Verheißung, und sprach zu ihm (1 Mos. 49):

(8) „Juda, dich werden preisen deine Brüder,
Deine Hand ist auf dem Nacken deiner Feinde,
Dir beugen sich die Söhne deines Vaters.

(9) Ein junger Löwe ist Juda, zur Beute, mein Sohn, fährst du empor.
Rastend legst du dich nieder, wie der Löwe;
Wie die Löwin (bist du), wer wecket ihn auf?

(10) Nicht weichen wird das Scepter von Juda,
Nicht der Herrscherstab von seinen Nachkommen,
Bis da kommt, der gesandt werden soll,
Der wird sein die Erwartung der Völker."

Ein späteres Buch der heiligen Schrift sagt ausdrücklich, daß Juda mit dem jungen Löwen, mit dem Löwen und mit der Löwin verglichen wird, weil er „der Tapferste, der Stärkste war unter seinen Brüdern". Die Idee des Stärksten verbindet also die einzelnen Glieder der Weissagung. Weil Juda so tapfer ist wie ein Löwe, darum ist er König unter seinen Brüdern, wie der Löwe König ist unter den Thieren, darum kommt ihm Scepter und Herrscherstab zu, darum wird er mit starker Hand sein Scepter festhalten und es dem Messias übergeben.

Schlägt man die Bücher der heiligen Schrift auf, in denen die Geschichte des auserwählten Volkes im Lande der Verheißung erzählt ist, so finden sich die tapfersten Krieger immer wieder mit Löwen verglichen. David klagt in seinem Liede über den Tod Sauls und Jonathans: „Wie sind sie gefallen, die rascher waren als die Adler und stärker als die Löwen?" Von den vornehmsten Anhängern Absaloms heißt es: „Sie hatten ein Herz, wie das des Löwen." Die Männer von Gaddi,

die David folgten, hatten nach den Worten der heiligen Schrift ein Angesicht, wie das des Löwen. Hunderte Jahre nachher berichtet der heilige Schriftsteller von Judas Machabäus, daß er „in seinen Unternehmen war wie der Löwe und wie der Sohn des Löwen, der brüllend ausgeht zur Jagd", und er schildert seine Soldaten als seiner würdig, denn: „Wie Löwen stürzten sie sich beim Angriff auf den Feind und warfen ihn nieder."

Wahrhaft poetisch ist die Art und Weise, in welcher der Prophet Ezechiel den Stamm Juda als Löwin schildert und seine Könige als Löwen:

„Die Löwin nahm einen von ihren jungen Löwen. Sie zog ihn auf, und er ward zum Löwen, lernte Beute haschen und Menschen verschlingen. Da hörten von ihm die Nationen. Nicht ohne Wunden für sie fingen sie ihn, schlugen ihn in Ketten und führten ihn in's Land Ägypten. Als die Löwin sah, daß sie machtlos und ihre Erwartung vereitelt war, nahm sie einen andern von ihren jungen Löwen, und sie machte ihn zum Leu. Der wandelte unter Löwen, ward ein (großer) Löwe, lernte Beute haschen und Menschen verschlingen. Er lernte Wittwen machen und ihre Städte in Wüsten verwandeln. Verödet ward die Erde und ihre Bevölkerung bei der Stimme seines Brüllens. Da sammelten sich die Nationen ringsum aus den Landen, spannten ihr Garn aus nach ihm, fingen ihn, nicht ohne verwundet zu werden, warfen ihn in einen Käfig, führten ihn in Ketten zum Könige von Babylon und brachten ihn in die Grube, daß seine Stimme nicht mehr gehört würde über die Berge Israels."

War so in der Sprache der heiligen Schrift der Löwe das Bild der Stärke, war sein Benehmen das der Tapfersten, dann mußte offenbar die Besiegung eines Löwen als der vollgiltigste Beweis von Kraft und Muth gelten. Darum wird Samsons Stärke gepriesen, der unbewaffnet ausging mit seinen Eltern, seine Braut zu besuchen, aber auf dem Wege einen Löwen fand und ihn „wie ein Ziegenböcklein" in Stücke zerriß. So rühmte sich David, daß er als Hirtenknabe einem Löwen seine Beute entriß und ihn erwürgte. Dem König Saul schien diese That so groß, daß er daraufhin dem Knaben die Erlaubniß gab zum Kampfe gegen Goliath. Einer der Dienstmannen Davids wurde später zu den Tapfersten seines Heeres gezählt, weil er zur Winterszeit herabstieg in eine Cisterne, in der ein Löwe gefangen war, und ihn dort tödtete.

Wie in den Büchern der heiligen Schrift von den Zeiten der Patriarchen an bis herab zu den Machabäern der Löwe als Sinnbild der Stärke und Tapferkeit galt, so ist es auch in den Denkmälern der Kunst

des Alten Bundes, und bei der Strenge, mit der Bilder verboten waren, ist es auffallend, den Löwen so oft zu begegnen; Salomon brachte an vielen Orten Cherubim mit Löwen und Rindern an als Sinnbilder der Anbetung, der Tapferkeit und der Kraft. Löwen ließ er nicht nur an den zehn Waschbecken des Tempels abbilden, sondern besonders an seinem Throne: zwölf standen auf den sechs Stufen, die, mit Elfenbein und Gold bekleidet, zu ihm heraufführten, und zwei größere waren neben dem goldenen Thronsessel angebracht. Wie starke, tapfere Wächter standen diese vierzehn Löwen neben dem Könige, seine Stärke und Tapferkeit zu sinnbilden, ihm als Ehrenwache zu dienen und den Kommenden Ehrfurcht einzuflößen.

2. Was die heilige Schrift von Samsons und Davids Stärke berichtet, findet sich in den griechischen Sagen in ähnlicher Weise; denn sie erzählen, ihr Herkules habe zwei gefürchtete Löwen besiegt, den kitharonischen und den nemeischen, und das seien so große Heldenthaten gewesen, daß man zur Erinnerung daran einem Sternbild den Namen des Löwen des Herkules gegeben habe. Ja, Herkules selbst war stolz darauf, daß er die Haut eines dieser Löwen so trug, daß der Rachen ihm als Helm diente. Es ist das eine Erfindung, die wir bei vielen barbarischen Völkern finden, und die in einer verfeinerten Form im Mittelalter wiederkehren wird. Die Idee, welche dieser Sitte zu Grunde liegt, ist die Absicht des Kriegers, sich als stark und furchtbar darzustellen, wie ein Löwe. Das aber war das höchste Lob; denn Homer vergleicht seine besten Helden wiederholt mit dem raubverschlingenden Löwen, dem Würger der Männer, der voll trotzender Kühnheit umhergeht durch Regen und Sturm, dem die Augen im Haupte brennen, und der mordet nach seinem Gelüsten. Homers Helden weichen so wenig zurück, als der wildanfunkelnde Bergleu sich durch nächtliche Hirten verscheuchen läßt vom gemordeten Leibe[1]. Wurden die Helden auch in Griechenland mit Löwen verglichen, so lag es nahe, einen Löwen als Denkmal auf ihr Grab zu setzen. Das that man z. B. zu Ehren jener Krieger, die zu Chäronäa gefallen waren, da sie vergeblich versuchten, die Freiheit des Vaterlandes vor der Arglist und Gewaltthätigkeit der Macedonier zu retten. Im Anfang dieses Jahrhunderts ward dieses altgriechische Denkmal öfter nachgeahmt. So hat man einen gewaltigen Löwen auf dem Schlachtfelde von Waterloo aufgestellt; ein anderer ruht in Luzern zur Erinnerung an die tapferen

[1] Homer, Odyssee, 6. V. 130, 11. V. 611; Iliade, 5. V. 782, 21. V. 483 u. s. w.

Schweizer, die 1792 bei Vertheidigung der Tuilerien fielen; und einer soll in Nauplia die Freiheitskriege der Neugriechen verherrlichen.

Den alten Römern lag das Bild des Löwen natürlich ferner, weil derselbe in ihrem Lande nie heimisch war. Doch wurde die Redensart: „In der Kaserne (oder zu Hause) ein Löwe, draußen ein Hase (ein Hirsch)", sprüchwörtlich. Beißend war die Antwort, die der hl. Hieronymus Jemanden gab, der Leo hieß und sich darüber lustig machte, daß Hieronymus ein Gallus (Gallier oder Hahn) sei: „Non sum natus Gallus, sed ex Gallia. Tu vero Leo es, sed non ex tribu Juda." Von römischen Denkmälern sind hier alle diejenigen zu erwähnen, auf denen Bacchus, Cybele oder Orpheus von gezähmten Löwen umgeben sind. Die dargestellten Personen sollen offenbar als so mächtig erwiesen werden, daß selbst das Wildeste und Stärkste sich ihnen unterwirft. Einen klaren Beleg für diese Erklärung bietet eine Münze des Augustus, auf deren Rückseite ein Löwe geprägt ist unter einer Keule mit der Inschrift: „Virtus Augusti" (die Tapferkeit des Kaisers). Aus den letzten Zeiten des Römerreiches haben sich zahlreiche Bildwerke erhalten, auf denen Löwenjagden dargestellt sind. Vielleicht sind sie nur Erinnerungen an die beliebten Blutscenen des Circus und ohne tiefern Sinn; wenigstens ist es bis jetzt noch nicht gelungen, einen solchen überzeugend nachzuweisen [1]. Auf die bildende Kunst des Mittelalters haben Griechenland und Rom für unsern Gegenstand wenig Einfluß geübt, desto größeren aber die Völker des Orients.

3. Im Orient spielt natürlich der Löwe eine große Rolle und eine um so bedeutendere, je mehr er in einem Lande verbreitet war. In den Ruinen von Ninive, Nimrud und Khorsabad sind Jagdscenen, in denen der König Löwen erlegt, häufig, und man sieht ihnen an, wie die Künstler gerade auf diese Darstellung mit Erfolg ihre besten Kräfte verwandten. Öfters finden sich auch Darstellungen, in denen der König einen jungen Löwen, den er fing, als Siegeszeichen im Arme hält und ihn erdrückt. Wenn Esther in dem Gebete, das sie an Gott richtete, ehe sie vor den König trat, sprach: „Gott, König der Herrscher, gib

---

[1] Petr. 44. v. 4: „Domi leones, foris vulpes." Sid. ep. 5. 7: „In praetoriis leones, in castris lepores." Tertul. coron. mil. 1: „In pace leones, in praelio cervi." Cic. „Fraus quasi vulpeculae, vis leonis videtur". Die Münze des Augustus bei Didron (Annales, VII. p. 78. no. 11). Löwenjagden bei Cahier, N. Mélanges, Ivoires (p. 15. 17. 19), und bei Garrucci (Storia del arte Christiana) oft. Zu der angeführten Stelle des hl. Hieronymus vgl. Cornelius a Lapide in Gen. 49, v. 9.

meinem Munde die rechte Rede vor dem Angesichte des Löwen und wende sein Herz zum Grimme gegen unsere Feinde!" — so nennt sie ihren Gemahl geradezu einen Löwen, und zwar so, daß die Vermuthung naheliegt, der Titel „Löwe" sei ein Ehrenname der assyrischen Herrscher gewesen.

Sehr oft findet sich auf altorientalischen Denkmälern der Feueraltar oder der prachtvoll stilisirte Lebensbaum entweder zwischen zwei wachehabenden Priestern oder Soldaten, oder zwischen zwei Löwen, welche die Stelle der Wächter vertreten. Diese Darstellung hat sich bis nach Griechenland verpflanzt, indem über dem alten Thore von Mycene in der pelasgischen Mauer zwei aufgerichtete Löwen den Feueraltar hüten. Später finden sich auf den Denkmälern neben dem Lebensbaum zwei Löwen über Kreuz aufeinandergelegt, und jeder von ihnen ist mit einem Stern bezeichnet, um zu sagen, daß er dem Feuerdienst angehört. Sind diese Löwen neben dem heiligen Lebensbaum vielleicht eine Erinnerung an die Cherubim, die Gott mit flammenden Schwertern an's Paradies stellte, um den Eingang zum Baume des Lebens zu bewachen? Daß der Lebensbaum in Beziehung zu der Überlieferung vom Paradies stand, erhellt schon aus der Weissagung der Sibylle von Cumä, in der verheißen wird: „Es blüht ringsumher Assyriens edles Amomum", d. i. der Lebensbaum. Daß aber die Löwen an die wachehaltenden Cherubim erinnern, ist deßhalb nicht unannehmbar, weil sich im Tempel Salomo's Löwen und Cherubim vereint finden und in der Vision des Ezechiel Cherubim in Löwengestalt erscheinen. Gerade diese assyrischen Löwen, deren Zeichnung die Araber erbten und nachahmten, finden sich neben dem Lebensbaum auf einem goldenen Gefäße aus der Zeit Karls des Großen, das in der Abtei St. Maurice in der Schweiz als Reliquiar dient, auf alten orientalischen Geweben in Chinon und in Le Mans, sowie auf dem bischöflichen Kamme des hl. Loup zu Sens. Manche andere Darstellung des Mittelalters läßt denselben Gegenstand in entstellter Zeichnung noch erkennen [1].

[1] Über die Löwen auf altorientalischen Denkmälern und deren Nachbildung im Mittelalter vgl. Cahier, Mélanges (II. Taf. 39; III. Taf. 13, S. 116 ff.); N. Mélanges, Ivoires (p. 40. 50. 72 sq. 78. 110). Layard (Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon. London 1853). Blavignac (Histoire de l'architecture, p. 150, Atlas 26). Vgl. die dunkle Stelle Tertullians ad Marc. I. c. 13: „Aridae et ardentis naturae sacramenta leones Mithrae philosophantur." Kellner (Tertullians Schriften. Köln 1882. II. S. 145) übersetzt: „Ähnlich philosophiren sie über die Löwen des Mithras, welche die Geheimnisse der dürren und schmachtenden

4. So sind die Traditionen der altorientalischen Kunst, welche die Araber aufgriffen und theils copirten, theils in sehr conservativer Weise weiterentwickelten, in's Abendland gekommen. Freilich war den Arabern alles Bildwerk verboten, aber wie schon Salomo, so machten auch sie für den Löwen, dem sie gerne einen Adler beigesellten, eine Ausnahme. Gerne benutzten sie Löwen als Träger von Brunnenschalen und als Wasserspeier. Wer kennt nicht, um ein Beispiel zu erwähnen, den herrlichen Löwenhof der Alhambra? Vielleicht sind die zwölf Löwen, welche dort das gewaltige Becken des Brunnens tragen, eine Erinnerung an jene zwölf Rinder, auf denen im Tempel Salomo's das eherne Meer ruhte; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die tiefsinnigen Araber Löwen an die Stelle der Rinder setzten, weil sie nicht nur die Kraft sinnbilden wollten, die trägt, wofür Rinder das beste Symbol waren, sondern auch die Stärke, die bewacht und schützt, deren Symbol die Löwen sind. Vielleicht möchten die Löwen an den Brunnen der Araber eine Veranlassung gewesen sein, daß auch in unsern Ländern so häufig Löwen, und wo die Mittel nicht ausreichen, wenigstens Löwenköpfe an den Brunnen angebracht worden sind und noch angebracht werden. Unsere Vernunft sucht so gern Gründe und verbindet so gern analoge Thatsachen. Es ist jedenfalls des Menschen würdiger, solche Thatsachen auf Gründe zurückzuführen, als Alles dem blinden Zufall zu überlassen, der um so sicherer verschwindet, je mehr die philosophischen, die geschichtlichen und die naturwissenschaftlichen Studien gedeihen.

Einen entschieden neuen Einfluß gewann die arabische Kunst zur Zeit der Kreuzzüge. Damals kamen die Wappen auf. Wie schon David die beiden Kriegshelden Saul und Jonathan gelobt hatte: „sie waren rascher als Adler und stärker als Löwen", so gefielen sich die Herren vom höheren Adel darin, Adler und Löwen als Erkennungszeichen auf ihre Fahnen und in ihre Schilder zu malen und so den Gebrauch der Wappen immer allgemeiner zu machen. Erst später scheint der niedere Adel die königlichen Thiere in seine Wappen aufgenommen zu haben. Wie der Löwe ein Thier des Morgenlandes ist und dort den Rittern bekannt wurde, so ahmten diese auch in der Stilisirung und Zeichnung

---

Natur vorstellen sollen." Aber schon der Umstand, daß auf mehreren Denkmälern die Löwen zwischen einem dürren und einem blühenden Baume stehen, zeigt, daß aridae et ardentis mit Beziehung auf Leben und Tod, auf Erde und Sonne gesagt ist. Auch die Anmerkungen in der Ausgabe des Tertullian von Regaltus (Venetiae 1744) sind ungenügend.

desselben orientalischen Mustern nach, und so sind noch heute alle echt heraldisch gezeichneten Thiere lauter Zeugen vom Einfluß der alten Kunst des Orients auf das Abendland.

Wie häufig die Ritter den Löwen als Abzeichen wählten, möge das Wappen der deutschen Kaiser aus dem Hause Österreich zeigen. Darin fanden sich auf der Brust des Adlers oder rings um ihn her bis zu 17 Löwen als Wappenthiere von Böhmen, Dalmatien (drei Löwenköpfe), Leon, Indien, Brabant, Steiermark, Schwaben, Kärnten (für letztere Länder je drei Löwen), Habsburg, Flandern und Görz.

Es war den Rittern nicht genug, den Löwen als Wappenthier zu haben. Wie Herkules den Kopf des erschlagenen Löwen als Helm auf sein Haupt legte, ließen sie Löwen als Zierden aus ihrem Helme herauswachsen; sie verzierten den Hintergrund der Siegel, die sie oft hoch zu Roß darstellten, und die Decken ihrer Pferde mit Mustern, in der zahlreiche Löwen und Löwenköpfe vertheilt waren, und stellten zuletzt Löwen als Schildhalter und Wachen neben ihr Wappen, die fast so dastehen, als ob sie von den alten arabischen abgezeichnet wären, welche in vollkommen gleicher Weise neben dem heiligen Baume sich aufrichten.

Was ihre Löwen bedeuten sollen, das sagt klarer als viele Worte der Beiname des berühmten Königs Richard von England, den sie „Löwenherz" nannten.

Hatte das Bild des Löwen den Ritter in der Schlacht ermuthigt, hatte es ihn auf dem Schilde auch noch in der friedlichen Heimath an seine Heldenthaten erinnert, dann folgte es ihm zuletzt noch bis zum Grabe. Da lagen die tapferen Streiter, vom Tode überwunden, auf ihrem Leichensteine, in voller Rüstung und mit gefalteten Händen; aber zu ihren Füßen kauerte der Löwe, das Sinnbild ihrer Tapferkeit, der sie treu geblieben bis zum letzten Athemzuge.

II. Die sinnbildliche Bedeutung des Löwen in der kirchlichen Kunst.

1. Immer hat die Kirche es geliebt, ihre Sinnbilder aus dem vollen Lebensquell der Völker zu schöpfen, unter denen sie wirkte. So war es klar, daß sie für die Darstellung der Cardinaltugend des Starkmuthes nichts Anderes nehmen konnte, als das Bild des Löwen. Um das Symbol noch fester abzugrenzen, stellte man Samson oder David dar, wie sie einen Löwen zerreißen. Auf einigen mittelalterlichen Denkmälern soll eine Jungfrau, die auf einem Löwen reitet und ihn zerreißt, als

Sinnbild der Tapferkeit und des Starkmuthes dargestellt sein. Es wird indessen diese Behauptung wahrscheinlich oft auf Irrthum beruhen und dadurch veranlaßt sein, daß Samson als Nasiräer mit sehr langem Haar und in langem Kleide abgebildet ist. Die Renaissance gab die biblischen Symbole auf und wollte andere neue erfinden. So stellte sie neben den alten Löwen einen starken Thurm, der den Löwen immer mehr verdrängte und zuletzt seine Stelle einnahm.

Nirgendwo findet man die Bilder des Löwen im Mittelalter häufiger, als an den Wänden der Portale. Da meißelten fleißige und geschickte Steinmetzen sie unten am Fuße der Säulen, oder an den Kapitälen, oder vor der Façade, sehr oft ruhend, zuweilen sitzend, seltener stehend.

Um nur einige Beispiele anzuführen, so liegen vor der Kirchthüre von St. Gereon in Köln und in ähnlicher Weise in St. Andreas daselbst zwei Löwen auf kleinen Säulen; in St. Jack (Ungarn) und in Le Mans tragen zwei Löwen die Säulen des Portals zwischen den Thürmen; in Arles liegen sechs Löwen unter den Portalsäulen im Thoreingange, und zwei Löwenköpfe zieren die Façade; an der phantastisch ausgestatteten Façade der Schottenklosterkirche zu Regensburg liegen oben auf den Portalsäulen zehn (?) Löwen, und vier finden sich frei vor der Façade. Italien und die ihm benachbarten Länder sind am reichsten in dieser Hinsicht. Die Portale der Kirchen von Trient, Bologna (S. Giacomo), Verona (S. Zeno), Toscanella (S. Maria Maggiore), die Dome von Parma, Piacenza, Modena und Ancona mögen als Beispiele genügen. Auch in Rom sind sehr häufig Löwen an den Thoren der Kirchen abgebildet, z. B. an den beiden Kirchen des hl. Laurentius (fuori le mura und in Lucina), an den Kirchen der heiligen zwölf Apostel, der heiligen Johannes und Paulus, des hl. Saba u. s. w.

Eine authentische Erklärung dieser Sitte gibt das vierte Provincialconcil des hl. Karl Borromäus, in dem der Heilige seinen Klerus auffordert, den alten Gebrauch festzuhalten und Löwen an die Portale zu setzen, weil dieselben den Gläubigen, die in's Gotteshaus eintreten, Ehrfurcht einflößen und die Wachsamkeit der Bischöfe sinnbilden.

Der heilige Bischof führt demnach zwei Gründe an. Er sagt: „Die Löwen, die an der Thüre abgebildet sind, flößen Ehrfurcht ein.“ Mit Recht, denn wie die Löwen an Salomons Thron sinnbilden sie eine Ehrenwache. Schon in Assyrien bewachten in ähnlicher Weise gewaltige Thiergestalten den Eingang zum Palaste der Könige, und in Ägypten lagerten sich ganze Reihen gewaltiger Sphinxe am Wege, der zum Tempel führte.

Nach dem hl. Karl Borromäus sinnbilden diese Löwen zweitens die Wachsamkeit der Bischöfe. Das bedarf einer Erklärung. Wie der hl. Chrysostomus und der hl. Hilarius sagen, ist der Löwe schrecklich, nicht allein wenn er wacht, sondern auch wenn er schläft. Nach ihrer Ansicht schläft er allein sicher. Die Gefährlichkeit und Sicherheit, die dem Löwen auch im Schlafe bleibt, gab wohl Veranlassung zu der alten Sage, daß er mit offenem Auge schlafe. Konnte die Symbolik einen bessern Wächter finden, als den, der ein Sinnbild der Stärke ist, und der selbst im Schlafe mit seinen offenen Augen des Wächteramtes nicht vergißt? Da nun die Bischöfe die Katechumenen in die Kirche aufnahmen, den Sündern den Eingang in sie verwehrten (man denke an St. Ambrosius und Theodosius), die Unverbesserlichen aus der Kirche ausschlossen, so lag es nahe, dieß durch Löwen, die am Portale wachten, zu sinnbilden. So sind also im Mittelalter jene Löwen an der äußern Pforte der Kirche ein Bild des Amtes, das die Diakonen im Auftrage des Bischofes an der innern Pforte vollzogen, indem sie wachten, daß kein Unheiliger eintrete.

Schön drückt Alciat im 16. Jahrhundert diese Bedeutung der Portal-Löwen in seinem bekannten Epigramm aus:

„Est leo, sed custos, oculis quia dormit apertis.
Templorum idcirco ponitur ante foras.“

(Ein Löwe ist's, aber ein guter Wächter, denn er schläft mit offenen Augen.
Darum wird er gesetzt an den Eingang der Tempel.)

Eine Analogie zu den Löwen, welche die Säulen des Portales tragen, bieten jene Löwenköpfe, welche die Thürklopfer hielten. Sechs solcher Löwenköpfe befinden sich an den drei Erzthüren, die Karl d. Gr. für sein Münster in Aachen gießen ließ und die den Haupteingang noch heute zieren. Die Thürklopfer, die man bis in's vorige Jahrhundert überall fand, in England auch heute noch in Gebrauch sind, und die oft von einem Löwenkopf gehalten wurden, dürften wohl von den Löwen an dem Eingange der Thore der Städte, Burgen und Kirchen ihren Ursprung herleiten.

Tritt man ein in eine bischöfliche Kirche, so findet man dort oft Löwen an all den Orten, an denen der Bischof sein Wächteramt verwaltet, nämlich an seinem Throne, am Taufbrunnen und an der Kanzel, nicht aber am Altare, denn dort soll ja das Lamm geschlachtet werden.

Ein schönes Beispiel bietet die Kanzel von Pistoja, deren Säulen auf Löwen ruhen. Dieselben halten ein Lamm zwischen ihren Klauen — eine Darstellung, die sich auch bei den Löwen am Portale findet,

und die sinnbilden soll, daß der Bischof mit starker Hand die Schwachen beschützt. Zuweilen halten diese Löwen ein zerrissenes Thier zwischen ihren Klauen, das als Sinnbild der Strenge der Bischöfe gegen die Bösen und Verstockten ausgelegt wird.

Einen höchst interessanten historischen Hintergrund haben die Löwenköpfe an den Armlehnen des bischöflichen Thrones. Sie sind nicht nur, wie jene Löwen, die man zuweilen auf den Stufen dieses Thrones findet, eine religiöse Erinnerung an den Thron Salomons, sondern auch, wenn man sich so ausdrücken darf, eine juristische Erinnerung, die sich aus der römischen Kaiserzeit herschreibt.

Noch bis zum vierten Jahrhunderte hatten die curulischen Stühle, d. h. die Stühle, die in Rom zu den Auszeichnungen der höheren Magistratspersonen gehörten, die Form einfacher Sessel. Auch der Bischofsstuhl des hl. Petrus, welcher von Vielen als der curulische Stuhl des Senators Pudens angesehen wird, hat noch diese einfache Form, an welche sich der Thron Karls d. Gr. in Aachen und viele alten Bischofssitze anschließen.

Im vierten und fünften Jahrhunderte wurden, vielleicht mit Rücksicht auf die zwei Löwen, die neben den Armlehnen am Thron Salomo's standen, die Amtssitze der Consuln geändert. Sie erscheinen nämlich auf den uns noch erhaltenen consularischen Elfenbeintafeln dieser Zeit als Klappstühle, deren vier Füße in Löwentatzen auslaufen und deren obere Ecken mit Löwenköpfen geziert sind. Da die Könige Galliens von Rom einen Theil ihrer Auctorität erhielten und sich gerne als Erben der römischen Herren darstellten, nahmen sie ähnliche Löwenstühle an. So ist der Thron des Königs Dagobert, den der hl. Elegius fertigte und von dem noch ein kupfernes Exemplar vorhanden ist, ein solcher Klappstuhl mit Löwenfüßen und Löwenköpfen. Die spätern Könige Frankreichs behielten diese Form des königlichen Stuhles bei, die auf ihren Münzen und Siegeln, besonders im 12. und 13. Jahrhundert, immer wiederkehrt. Diesem Beispiele folgten die übrigen Fürsten so allgemein, daß selbst Deutschlands Könige und Kaiser in ihren Majestätssiegeln des alten Thronsessels Karls d. Gr., auf dem sie in Aachen gekrönt wurden, vergaßen und sich auf Löwenstühlen sitzend abbilden ließen. Allmählich verlor sich auf den weltlichen Siegeln Erinnerung und Bedeutung der Löwen an den Thronsitzen, und so hat Karl V. an den Armlehnen seines Thronsessels die Köpfe von Windhunden, dafür aber, wie zum Ersatz, zwei Löwen als Schemel, auf dem seine Füße ruhen.

Die Bischöfe hatten bekanntlich im frühen Mittelalter eine mehr oder weniger große richterliche Gewalt, die bei vielen bis zur Souveränität sich steigerte, wenn sie im deutschen Reiche Reichsfürsten wurden. Auch sie nahmen also die curulischen Stühle als Amtszeichen an. So finden wir auf den bischöflichen Siegeln und Münzen überaus oft die curulischen Klappstühle mit Löwenfüßen und Löwenköpfen [1]. — Saß ein Bischof am Gründonnerstage, an dem er über die Büßer und ihre Wiederaufnahme Gericht hielt, in der Vorhalle seiner Kirche auf seinem mit Löwen verzierten Stuhle zwischen den Löwen, welche an dem Portal am Fuße oder auf den Kapitälen der Säulen ausgehauen waren, so befand er sich inter leones, „zwischen den Löwen", und es ist damit die Deutung für manche Urkunde des Mittelalters gegeben, in der gesagt ist, daß eine Verhandlung „inter leones", zwischen den Löwen stattgefunden habe. Es ist das nur ein anderer Ausdruck für den gewöhnlichern: „Es wurde verhandelt in der Vorhalle", oder „im Paradies", oder „an der rothen Thüre" u. s. w.

Im Vorübergehen muß hier der bischöflichen Tau's Erwähnung gethan werden. Da die Bischöfe oft Greise waren (war doch Presbyter, d. h. Älteste, der erste Name der Oberhirten), so mußten sie sich im Chore eines Stockes als Krücke bedienen. Was die Noth in die Hand gegeben, wurde bald eine Ehrenauszeichnung, und so finden sich im elften Jahrhundert die herrlichsten Krückenstäbe aus Elfenbein mit glänzenden Schnitzereien. Sie hießen Tau, weil ihre obere Krücke, die sich quer auf den Stock aufsetzte, ihnen die Gestalt eines lateinischen großen T gab. Viele zeigten an den beiden Enden des Querbalkens Löwenköpfe, z. B. das Tau des Bischofes Gerhard von Limoges und das des hl. Heribert zu Deutz. Wer sich erinnert, daß die Stühle mit solchen Löwenköpfen geziert waren, wird die Vermuthung nicht unbegründet finden, daß die beiden Löwenköpfe am Tau dieselbe Bedeutung hatten, wie jene an den beiden Seiten der Thronsessel und an dem Portale.

Sehr häufig finden sich Löwen an den Taufbrunnen. Um aus der großen Zahl einige Beispiele hervorzuheben, so ruht der Taufstein in St. Columban in Köln auf drei Löwen, er zeigt außerdem noch am Knaufe sechs (?) Löwenköpfe; in Salzburg, in St. Peter zu Löwen und

---

[1] Über diese Stühle mit Löwenköpfen vgl. Cahier, Mélanges (I. S. 157 ff.); Viollet le Duc, Dictionnaire de l'architecture: Chaire (II. p. 415); Cathédrale (p. 280); Dictionnaire du mobilier (I. Fauteuil); Martigny, Dictionnaire: Lion und Chaire.

im Dome von Limburg ruht er auf vier, im Dome zu Münster auf zwei größeren und drei kleineren Löwen, in Notre-Dame zu Hal auf acht. Der Taufbrunnen von St. Martin in Köln hat oben vier Löwenköpfe, den in Gladbach zieren an der Kuppe vier Löwen. Stehen diese Löwen in Beziehung zu den zwölf kleineren und zwei größeren am Throne Salomo's, zu den zwölf Rindern, welche im Tempel das eherne Meer trugen, zu den zwölf Löwen, welche bei den Arabern den Brunnen trugen?

Andere Denkmäler können vielleicht zur Beantwortung dieser Fragen einen sichern Fingerzeig geben. Es finden sich nämlich Löwen, so wie sie am Taufbrunnen dargestellt sind, auch am Fuße der Leuchter und vor Allem unten am Osterleuchter. An einer Lampe zu Cordova halten zwölf Löwen die Ketten, in denen sie hängt. In ähnlicher Weise sind die Löwen gar oft an Reliquiaren angebracht.

So ruht in Aachen die herrliche Reliquien-Monstranz, welche den Gürtel der allerseligsten Jungfrau Maria enthält, auf zwölf Trägern, die abwechselnd je ein Engel und je ein Löwe sind. Ein anderes Reliquiar derselben Domkirche umgeben ebenfalls zwölf Engel und Löwen, die aber in zwei Reihen so angeordnet sind, daß der Fuß auf acht Löwen ruht, und daß in der zweiten Reihe höher vier Engel stehen. Ein drittes ebendaselbst zeigt sechs solcher Bilder, unten am Fuße vier Löwenfüße und höher zwei Engel; es entspricht in seiner Anlage einer Reliquienscheibe von Conques, die auf vier Löwen ruht und neben der zwei Engel sich erheben. Auch auf dem Berge Athos ruht ein großes Reliquiar, das die Form einer Kirche zeigt, auf vier Löwen[1]. Ist es gewagt, anzunehmen, daß all diese Löwen, auf denen Taufsteine, Leuchter, Reliquiare ruhen, und die mit Engeln wechseln, einen Zweck haben, und zwar denselben, dem auch die Löwen dienen, auf welchen die Säulen der Portale ruhen: daß sie eine Ehrenwache bilden für Christus, den das Licht der Leuchter, besonders das der Osterkerze, sinnbildet, für die Reliquien der Heiligen, für das geheiligte Wasser jenes Sacramentes, das die geistige Thüre der Kirche ist? Der Umstand, daß sich diese Träger

---

[1] Ob das nur Zufall ist, daß man am Fuße der Leuchter und Kreuze so oft Löwentatzen findet, oder ob es eine Anspielung auf das alte Sprüchwort ist: ex ungue disce leonem, welches z. B. Chrysostomus (Ep. 2. ad Olymp., ed. Montfauc., III. p. 541 b) und Gregor von Nazianz (Carm. II. 10. v. 6. Ed. Caillau. II. Paris 1840. p. 413) erwähnen, so daß die Tatzen statt des ganzen Löwen stehen, wollen wir hier nicht entscheiden, da es schwer ist, in der Symbolik die Mitte zu halten.

oft bis zu zwölf steigern, gibt einen bedeutsamen Fingerzeig. Könnte man noch zweifeln, ob die Löwen in der christlichen Kunst als treue Wächter und Ehrengarde verwendet sind, so würde ein altchristliches Goldglas alles Bedenken, das geblieben wäre, zerstreuen müssen; denn auf demselben sitzen zwei Löwen wie treue, wachsame Hunde neben dem Schranke, in dem die heiligen Schriften liegen. Eine Medaille auf Papst Sixtus V. vom Jahre 1586 hat diese Idee erneuert, indem ihr Avers die Bundeslade zeigt, auf welcher ein Löwe sitzt, dessen Aufgabe die Umschrift mittheilt in den Worten:

„**Vigilat sacri thesauri custos.**“

(Es wachet der Hüter des heiligen Schatzes.)

Man nehme die Thatsachen und die Aussprüche gewichtiger Männer und urtheile, wer Spott und Hohn verdient: jene, die über alle sinnbildliche Auslegung der mittelalterlichen Kunstdenkmäler den Stab brechen und mitleidig über Dinge die Achseln zucken, die sie nie gründlich untersuchten, oder jene, die nach eingehender Vergleichung der Monumente den Grund gefunden zu haben glauben, warum das Mittelalter dieß und jenes Bild liebte und so oft wiederholte? Ob es Recht hatte, gerade solche Sinnbilder zu wählen, ob es zu weit ging, das sind Fragen, die mit Rücksicht auf jede Klasse der Monumente gelöst werden müssen.

2. Der Löwe erschien in der weltlichen Kunst als Bild körperlicher Kraft, dann in der kirchlichen als Sinnbild der Tugend des Starkmuthes. Er stellte sich dar als Symbol der Wachsamkeit, und die Kirche scheute sich nicht, ihn zum treuen und starken Wächter ihres Gotteshauses, ihrer Heiligthümer und ihrer gottesdienstlichen Geräthe zu machen; ja sie sah in ihm das Bild ihrer vorzüglichsten Diener, der Bischöfe, denen Starkmuth und Wachsamkeit so nöthig sind, um die Heerde Christi zu weiden und zu schützen. Kann sie ein unvernünftiges Thier noch mehr adeln? Sie kann es, sie thut es. Ihre Kunst soll ja ein Sinnbild jener Wahrheiten sein, die sie predigt. Eines ihrer Dogmen aber lehrt, daß Gott aus seinen unendlichen Vollkommenheiten die Vorbilder nahm, nach denen er Alles und Alle schuf. Und dieser Schöpfer und Gott wollte Erlöser werden. Das stand fest in seinem ewigen Plane, als er den Grundstein zum Weltenbau legte. Angesichts der kommenden Menschwerdung und Erlösung durch seinen Sohn hat der Vater Alles hingelenkt auf seinen Sohn, den er in unendlicher Liebe liebt. Auf ihn hat er auch

die unvernünftige Creatur hingeordnet. Schon bei der Erschaffung sah er, wollte er, daß Wasser, Öl, Brod, Wein zur Materie würden für die heiligen Sacramente, daß Weihrauch, Wachs, Salz, Gold und Edelsteine dienen sollten beim Gottesdienste seiner Kirche. Er sah und er wollte, daß das Lamm ein Bild sein sollte seines Sohnes, die Taube ein Symbol seines heiligen Geistes. Wie groß wird der Adel der Creatur im Lichte der christlichen Offenbarung! Und ein Strahl dieses Lichtes, das aus der Wahrheit Gottes, dieser Sonne der Geister, hervorbrach, fällt auf jenes Wesen, das, wenn es auch der König des Waldes, der Fürst der Berge genannt wird, dennoch ein unvernünftiges Thier bleibt.

Der prophetische Geist des hl. Johannes ruft aus: „Ecce vicit leo de tribu Juda." „Sieh, er siegt, der Löwe vom Stamme Juda." Der Löwe war das Bild der Stärke; Jesus ist derjenige, den selbst die Mächte der Hölle fürchten, weil er sie zertritt. Der Löwe war das Symbol der Wachsamkeit; wie oft nennen die heiligen Väter Jesum den Samaritan, d. h. den Wächter! Der Löwe sinnbildete die Wachsamkeit der Könige und Bischöfe, die als Richter Recht und Gerechtigkeit schützen sollen in Kirche und Staat; Jesus ist der Richter über Lebendige und Todte, dem der himmlische Vater alles Gericht übergab. So war Juda, den sein Vater einen Löwen nannte, nur ein Vorbild Christi. Christus ist der wahre Löwe vom Stamme Juda, er ist's, der das Scepter wieder aufnahm, das dem Löwen des Alten Bundes entfallen war, als die Nationen ihn fingen und in Ketten schlugen.

Außer diesen allgemeinen Beziehungen gibt es aber noch einige besondere Eigenschaften, wegen welcher Christus in der Kunst seiner Kirche als Löwe dargestellt wird. Sie sind aufgezeichnet in einem Buche, das seit dem zweiten Jahrhunderte den christlichen Schriftstellern bekannt war, und aus dem sie fast alle schöpften. Sie nannten es Physiologus oder auch Bestiarium (Thier-Buch). Dieß merkwürdige Buch hat mit den Apokryphen gar Vieles gemein. Wie sie enthält es die besten und tiefsten Gedanken, vermischt aber das Gold mit naturhistorischen Fabeln, die aus Aristoteles, Älian und Plinius stammen, ja sogar mit Aussprüchen, die stark nach Gnosticismus schmecken.

Wie hoch es nichtsdestoweniger im Mittelalter angeschrieben war, beweist seine große Verbreitung. Im ganzen christlichen Europa, in Frankreich, Deutschland, England erschienen immer neue Bearbeitungen in Prosa und in Versen, und wenige Schriftsteller und As-

ceten bis zum sechzehnten Jahrhundert mögen seinen Erklärungen fernstehen [1].

Das alte Thier-Buch gibt nun in seinem ersten Kapitel drei „Naturen" oder Eigenschaften des Löwen, des „Königs der Thiere", und sagt:

„Als Jakob seinen Sohn Juda segnete, sprach er: ‚Juda ist ein junger Löwe — wer wird ihn aufreizen?'

Physiologus spricht: ‚Der Löwe hat drei Naturen.

Seine erste Natur ist diese: Er wandelt umher über die Berge. Wenn es geschieht, daß er gesucht wird vom Jäger, so kommt ihm der Geruch des Jägers, und dann bedeckt er mit seinem Schweife seine Spur hinter seinem Rücken, wohin er immer geht, auf daß der Jäger seiner Spur nicht folge und sein Lager nicht finde und ihn nicht fange.

So ist unser Erlöser der geistige Löwe vom Stamme Juda, ... der verbarg die Spuren seiner Gottheit den Blicken, ... er stieg herab in den Schooß der Jungfrau. ... So erkannten ihn die Engel des Himmels nicht, als er hinaufstieg zum Vater, und sie fragten: Wer ist der Herr voll Herrlichkeit? ...

Die zweite Natur des Löwen ist die, daß seine Augen wachen, wenn er schläft; denn sie bleiben offen, wie es im Hohenliede heißt: Ich schlafe und mein Herz wachet.

So entschlief mein Herr dem Leibe nach am Kreuze, und er ward begraben. Aber seine Gottheit wachte. Sieh, er schlummert nicht und schläft nicht, der Wächter Israels (Ps. 120, 4).

Die dritte Natur des Löwen ist diese: Wenn die Löwin ihr Junges geworfen hat, dann hat sie es todt zur Welt gebracht, und sie bewacht es drei Tage. Am dritten Tage kommt sein Vater, haucht es an in sein Angesicht und macht es lebendig.

So hat der allmächtige Vater unsern Herrn Jesum Christum, seinen

---

[1] Über diese Thierbücher vgl. Cahier, Mélanges (II. p. 85—232; III. p. 202—288); N. Mélanges, Curiosités (p. 117—138); Spicilegium Solesm. (III. p. 338—393). Stellen aus den heiligen Vätern und geachteten Schriftstellern des Mittelalters, welche die Thierbücher müssen gekannt und benützt haben, bei Cahier, N. Mél. (S. 117, Anm. 4); Charactéristiques (I. S. 394, Anm 3); Konstanzer Armenbibel, von Schwarz herausgegeben; Österreichische Kunstdenkmäler (II. S. 124); Organ (Nr. 69, S. 145). Vgl. besonders S. Cyprian., ep. 63; S. Isidor., Etymol. (l. 12. c. 2. Madrid 1599. p. 226); S. Chrysost. in illud: Pater si possibile (ed. Montfaucon III. p. 16 e); S. Petr. Damiani de bono statu rel. (c. 3); S. Epiphanius ad haeres. (l. 3); haeres. antidicomarianit. (78. c. 12, ed. Paris. 1622. I. p. 1044), wozu zu vergleichen ist Cornel. a Lapide in Apoc. 5. v. 5 und in Ezech. 19. In glänzender Weise faßt ein carolingisches Manuscript (Cahier, Mél. IV. p. 185) die „Naturen" des Löwen zusammen:

„Hic leo surgendo portas confregit averni,
Qui nunquam dormit, nunquam dormitat in aevum."

Sohn, am dritten Tage auferweckt von den Todten, gemäß den Worten Jakobs: Er hat geschlafen wie der Löwe und wie das Junge des Löwen — wer wird ihn aufwecken?'"

Man mag lächeln über die Fabeln, die diesen Erklärungen zu Grunde liegen. Das fromme Mittelalter nahm sie an, weil es sie, wie gesagt, in Plinius und Älian fand oder zu finden glaubte. Für uns behalten sie immer Werth, weil sie den Schlüssel geben, manches Bild, manche Darstellung des Mittelalters zu deuten. Mit der Auferstehung Christi war übrigens der Löwe auch schon in anderer Weise verbunden, und zwar in besserer und gründlicherer, als jene ist, welche Physiologus durch die „dritte Natur" des Löwen vorgebildet sah. Schon die altchristliche Kunst liebte es, Daniel zwischen zwei Löwen darzustellen. Unzählige Gemälde, Sculpturen und Goldgläser der Katakomben zeigen den Propheten, der mit ausgestreckten Armen betet, und zu dem rechts und links ein Löwe ruhig heraufsieht. Er dankt Gott für die Befreiung aus dem Rachen der Löwen, aus der Noth, aus der Todesgefahr. So wurde er zum stehenden Sinnbild der göttlichen Errettung, also zum Zeichen der wunderbarsten Hilfe, der Auferweckung Christi, den der himmlische Vater aus dem Rachen des Todes errettete und zum Leben herausführte. Diente Daniel mit seinen Löwen zum Symbol der Auferstehung Christi, so war es nur ein Schritt, ihn als Symbol der Auferstehung Aller zu machen, und da die Löwen Hauptfiguren in dieser Darstellung waren, so genügte es bald, auf Sarkophagen nur den Kopf eines Löwen abzubilden, indem die Christen dann diese Hieroglyphe ohne Weiteres zu deuten wußten und lasen: Wie Gott Daniel aus dem Rachen des Löwen rettete, so wird er unsern theuren Todten, der in diesem Sarkophage ruht, einst der Löwengrube und dem Rachen des Todes entreißen, der ihn verschlang.

Wie oft begegnet dem Reisenden in alten Kathedralen das Bild eines mächtigen, großartig stilisirten Löwen, der mit offenen Augen ruht, nach der Auffassung des Mittelalters schläft. Es ist das Bild Christi. Unsere frommen Vorfahren erbauten sich an solchen Bildern, an denen wir theilnahmslos vorübergehen. In tausend Gestalten fanden sie ihren Herrn. So hatte Abt Suger in St. Denys ein großes Glasgemälde verfertigen lassen, in dem ein Löwe und ein Lamm, die beide der Kreuzesnimbus als Bilder Christi erwies, neben dem mit sieben Siegeln verschlossenen apokalyptischen Buche standen, und darunter die Verse gesetzt:

„Qui Deus est magnus. librum solvit leo et agnus.
Agnus et leo fit caro juncta Deo.“
(Der da ist der große Gott, der öffnet das Buch als Löwe und Lamm.
Lamm ist der Gottmensch durch sein Fleisch, Löwe durch seine Gottheit.)

Wenige Bilder dürften im Bereiche unseres Gegenstandes lieblicher und sinniger sein, als ein großes Frescobild des Klosters Philotheos auf dem Berge Athos. Da schläft das göttliche Kind in seiner Krippe, angebetet von Maria und den Engeln, und unten an der Krippe schläft, wie das Kind, ein königlicher Löwe; die Umschrift aber gibt die Deutung in den prophetischen Worten Jakobs:

„Rastend legst du dich nieder, wie der Löwe.
Wie die Löwin (bist du). Wer wecket ihn auf?“

3. „Christiani ad leones“, „die Christen vor die Löwen“, war bekanntlich das Feldgeschrei, das der heidnische Pöbel von Zeit zu Zeit erhob. Der Sinn war nicht der, daß man gerade Löwen sehen wollte, welche Christen zerfleischten und ihr Blut tranken, sondern die Worte drückten nur den Wunsch aus, die Christen sollten wie gemeine Verbrecher im Amphitheater mit den wilden Bestien „kämpfen“. Dem entsprechend ist der Löwe das Beizeichen der Heiligen, die im Amphitheater von wilden Thieren zerrissen wurden und nicht wegen besonderer Umstände ein anderes Beizeichen erhielten. So stehen Löwen neben dem heiligen Papste Eleutherius, dem hl. Bischofe Ignatius von Antiochia, den hhl. Pantaleon, Germanicus, Tropetius, Pontian, Antiochus, neben den hhl. Abdon und Sennen, dem hl. Primus und seinem Bruder Felician, neben dem hl. Venantius und den beiden hhl. Knaben Agapetus und Vitus u. s. w. Auch die hhl. Jungfrauen Dominica, Martina, Marciana, Thekla werden mit Löwen abgebildet, weil sie im Amphitheater starben; die hl. Daria aber und Andere, weil Löwen sie gegen Wüstlinge schützten.

Eine zweite Klasse von Heiligen, in deren Gesellschaft man oft einen Löwen sieht, bilden die heiligen Einsiedler. Meist gibt ihre Legende den Grund an, warum sie so dargestellt werden. Neben dem hl. Einsiedler Gerasimus steht z. B., wie neben dem hl. Sabas, ein Löwe, dem der Heilige einen Dorn aus den Tatzen zog, wogegen das dankbare Thier ihm und seinem Kloster diente. Dem hl. Antonius halfen zwei Löwen beim Begräbnisse des hl. Paulus; ein Löwe grub dem hl. Zosimus das Grab für die hl. Maria von Ägypten und dem hl. Paphnutius das Grab des hl. Onuphrius. Der Löwe, den die Cultur aus seinen Waldgebirgen verbannt hatte und dessen Heimath die Wüste geworden, ward

so aus einem Nachbarn zum Freund und Diener der heiligen Einsiedler. Man wandte sogar auf das Gebrüll des Löwen den Vers an, mit dem der hl. Marcus sein Evangelium beginnt: „Die Stimme dessen, der da ruft in der Wüste". Dieß ward dann auch wohl als ein Grund angegeben, warum dieser Evangelist mit dem Löwen, ja später als Löwe abgebildet wurde. Doch einen tiefern Grund boten die Visionen des Propheten Ezechiel und des hl. Johannes, denen Gott die vier Gestalten eines Menschen, Löwen, Rindes und Adlers zeigte, in denen er, wie die Schriftausleger sagen, die vier Evangelisten andeutete. Spätere Ausleger sahen in den vier Gestalten auch Symbole der vier großen lateinischen Kirchenväter. Dadurch soll der hl. Hieronymus zu seinem Löwen gekommen sein, der auf den Bildern des Mittelalters ihm in seine Stube folgt und zu seinen Füßen schläft, wenn der Heilige liest oder betet. Der Löwe kam ihm übrigens schon als Einsiedler zu und paßt zum gewaltigen Charakter dieses Kirchenvaters und zu seinen vernichtenden Streitschriften. Das Volk, das den Löwen so vertraulich bei ihm sah, erzählte bald Legenden, die es von Löwen kannte, als Geschichten des hl. Hieronymus.

4. Die Grundidee in der Symbolik des Löwen bleibt immer die der Kraft, Stärke, Macht. Durch besondere Beizeichen, besondere Stellung wird diese Kraft als physische Kraft, als vernünftige Kraft der Wächter oder als göttliche Kraft Christi specificirt. Nun kann aber jede Kraft nicht nur wohlthätig wirken, sondern auch schädlich; sie kann bald dem Guten, bald dem Bösen dienen. Darum liegt gar kein Widerspruch darin, wenn der Löwe auch als Sinnbild des bösen Feindes auftritt, und der hl. Augustinus konnte schreiben: „Christus heißt der Löwe wegen seines Starkmuthes; der Teufel aber wird so genannt wegen seines Grimmes. Christus ist ein Löwe, weil er siegt; der Teufel, weil er schadet." (Sermo 46 de div. c. 2.)

Schon die heilige Schrift bietet in den Büchern der Könige zwei Beispiele, in denen Gott sich der Löwen bedient, um Ungehorsame zu strafen. Als aber Israel in die Gefangenschaft geschleppt war und heidnische Kolonisten das gelobte Land bevölkern sollten, sandte Gott Löwen, die Viele tödteten und die erst wichen, als Priester des wahren Gottes diese Heiden auf bessere Wege gebracht hatten. In den Psalmen und bei den Propheten erscheint der Löwe oft als Sinnbild der Bösen, besonders der bösen Fürsten, und zuletzt als Bild des Teufels und des Todes. So steht in der geheimen Offenbarung auf der einen Seite

Jesus als der siegreiche Löwe aus dem Stamme Juda, und ihm gegenüber erheben sich seine Feinde mit dem Haupte, dem Rachen, den Zähnen und der Stimme grimmiger Löwen. Beim hl. Petrus erscheint der Teufel als unser Widersacher, der wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, wen er verschlinge.

Kaum eine Stelle der heiligen Schrift ist jedoch in der bildenden Kunst des früheren Mittelalters öfter auf den Teufel und seine Diener bezogen und so bildlich dargestellt worden, als jener Vers aus dem Psalm 90, der täglich in der Complet gesungen wird: „Du wirst wandeln über Schlangen und Basilisken, zertreten wirst du Löwen und Drachen." Eine Elfenbeintafel in Oxford zeigt z. B. Christus, der siegreich über diese vier Thiere einherschreitet, und in St. Johannes im Lateran stand der im zwölften Jahrhundert erbaute bischöfliche Thron auf sechs Stufen, auf deren letzter, auf welche der Celebrant seine Füße stellte, dieselben vier Thiere mit der Inschrift des betreffenden Verses ausgehauen waren. Hierher gehören auch alle jene Grabmäler, auf welchen sich zu Füßen des verstorbenen Bischofs ein Drache und ein Löwe winden, die er mit seinem Hirtenstabe erdrückt. Gegen das zehnte Jahrhundert scheint der Vers eines andern Psalmes: „Er hat meine Seele errettet aus der Mitte der jungen Löwen", oft auf die Nachstellungen angewendet worden zu sein, welche die Gewaltigen den Unschuldigen bereiteten. Man sieht ihn auf dem Elfenbeindeckel des Gebetbuches Karls des Kahlen und in einem Psalterium jener Zeit in London so dargestellt, daß ein Engel eine Seele, die als Knabe erscheint, auf seinen Schooß nimmt und vor zwei Löwen schützt, die von beiden Seiten wüthend heranstürmen. In demselben Manuscripte findet man auch die Hölle unter den Bildern eines Drachen und eines Löwen dargestellt, welche die Seelen verschlingen.

5. Alle Nachstellung des Bösen wird enden, der vollständige Sieg Christi ist gesichert. Isaias schildert diesen Frieden unter dem Bilde der Rückkehr zu den friedlichen Zuständen des Paradieses und sagt:

„Wohnen wird der Wolf bei dem Lamme, beim Böcklein wird lagern der Parder. Kalb und Löwe und Schaf weiden bei einander; leiten wird sie ein kleiner Knabe.

Wie die Kuh werden weiden die Bären, ihre Jungen werden lagern zusammen. Stroh wird fressen gleich dem Rinde der Löwe. Es spielt der Säugling an der Kluft der Natter; in die Höhle der Schlange steckt seine Hand das Kind."

Eine solche Beschreibung war zu einladend für den Künstler, und sie konnte nicht unbenützt bleiben. Daher findet man in den Bildwerken des frühen Mittelalters zahlreiche Löwen, die Gras und Blumen fressen, die mit den Hausthieren weiden und mit denen Kinder spielen, z. B. in Orléans, Cosne, Le Mans, Speier.

Das Alles wurde um so lieber dargestellt, weil die Weissagungen der Sibyllen in ähnlicher Weise sprachen:

„Wieder von vorne beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf.
Schon kehrt die Jungfrau zurück, es kehrt wieder das Reich des Saturnus
— — Nicht mehr (wird) fürchten das Kind den gewaltigen Löwen."

Der Sieg des Christenthums ist die Hoffnung der Gläubigen aller Zeiten. Aber wann mußten sie sehnsuchtsvoller ausschauen nach diesen glücklichen Tagen der Verheißungen, als in den Zeiten blutiger Verfolgung? Jene altchristlichen Darstellungen, auf denen Orpheus mit den süßen Tönen seiner Leier die wilden Thiere zähmt, selbst Tiger und Löwen, die in den Bildern der Katakomben nicht fehlen, wird man also mit Recht auf den Frieden am Ende der Tage deuten.

Ist jener Friede gekommen mit all seinen Segnungen, dann übergibt Gott Christo, seinem Sohne, alle Herrschaft. Als großer Friedensfürst wird der Menschensohn sitzen auf dem Throne Salomons. Das ist die Idee der großartigen Malereien im romanischen Dome von Gurk, und der Sculpturen am Münster von Straßburg, in denen Christus auf einem Throne sitzt, der sich über sechs Stufen erhebt, auf welchen zwölf Löwen ruhen, die ihr Nimbus als Vertreter der heiligen Apostel kennzeichnet. So werden die Bischöfe, welche auf Erden für die Kirche wachten, wie die Löwen es andeuten, die an den Portalen, den Thronsesseln, den Leuchtern, den Kanzeln und Taufbrunnen abgebildet sind, einstens im Himmel als verklärte Ehrenwache am Throne des Lammes stehen.

Will man die Ergebnisse der vorstehenden Untersuchungen kurz zusammenfassen, so ergeben sich folgende Regeln:

1. Der Löwe ist in der außerkirchlichen Kunst ein Bild der Kraft, der Tapferkeit, des Muthes. Er sinnbildet am Throne und an den Thoren die tapfern Wächter und vertritt die Stelle einer Ehrfurcht gebietenden Ehrenwache.

2. Ein Löwe ist in der kirchlichen Kunst das Symbol Christi, so lange nicht besondere Gründe zu einer andern Deutung zwingen.

3. Zwei und mehrere Löwen bedeuten die Ehrenwache Christi, die Wächter der Kirche und ihrer Heiligthümer, also vor Allem die Bischöfe.

4. Neben den Heiligen haben die Löwen selten symbolische Bedeutung, indem sie meist zur Erinnerung an ihr Martyrium oder an ihre Legende dienen. Nur der Löwe des hl. Marcus und der des hl. Hieronymus hat tiefern Sinn.

5. Löwen, die wild kämpfen, die besiegt erscheinen, sind Sinnbilder des Teufels und seiner Helfershelfer.

6. Gezähmte Löwen sind Vorbilder der wiederkehrenden goldenen Zeit des Paradieses, mit der alle Geschichte endet.

St. Beissel S. J.

Die Ärzte und die Überbürdung der Schuljugend.

Schon lange Zeit ist verflossen, seitdem unser leider nun verstorbener P. Kleutgen in seinem trefflichen Werke „Die alten und die neuen Schulen“ [1] das moderne Unterrichtssystem einer vernichtenden Kritik unterzog. Die Schrift machte Anfangs gerechtes Aufsehen; als aber der Stand ihres Verfassers bekannt geworden, verwischte sich bald der Eindruck. Daß ein Jesuit allen Fortschritten der Gegenwart auf dem Gebiete der Schule spinnefeind sein müsse und bei allem Schreiben nur den Zweck kirchlicher Herrschergelüste verfolgen dürfe, stand unsern Scholarchen von vornherein fest, und so verhallte der Warnungsruf des erfahrenen Gelehrten. Trotzdem mehrte sich nach und nach die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Systeme. Auch waren es keineswegs bloß Ultramontane, welche dasselbe verurtheilten. Wir erinnern nur an das Wort des fanatischen Katholikenfeindes v. Bunsen: „Die Universitäten sind geistig gesunken oder im Sinken, was die Hauptsache, den Geist, betrifft. Das verfluchte Vollstopfungssystem auf den Gymnasien ist schuld daran“ (Bunsen, nach seinen Briefen und aus eigenen Erinnerungen geschildert S. 440). Deßgleichen sagte A. von Humboldt: „Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen.“ Wie allgemein die Unzufriedenheit sich gesteigert hatte, zeigt ein Artikel

[1] Die zweite Auflage desselben erschien 1869 in Münster.

der „Nationalliberalen Correspondenz" (im Herbste 1875), welcher von fast allen Zeitungen, auch protestantisch=conservativen und katholischen, zustimmend abgedruckt wurde und so als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten konnte. Die Correspondenz nennt die Überlastung der Schüler mit häuslichen Arbeiten und deren traurige Folgen geradezu „eine öffentliche Calamität"; sie könne an einer Reihe von Beispielen nachweisen, daß die Schüler im Alter von 13 bis 18 Jahren durchschnittlich bis 10, ja bis 11 Uhr Abends mit Schularbeiten beschäftigt seien; Ursache seien „die mechanische Unterrichtsweise" und „die allzu große Zahl von Unterrichtsgegenständen oder doch der Mangel an Zusammenhang zwischen den einzelnen Klassenlehrern und an Controle darüber, welches Gesammtresultat herauskommt, wenn jeder Lehrer, unbekümmert um den andern, für seine Disciplin möglichst viele Arbeit beanspruche"; die körperlichen Folgen dieses verkehrten Unterrichtssystems lägen auf der Hand, aber auch die geistigen seien leider nur zu sichtbar: Mangel an jugendlicher Frische, Überdruß und Unlust an der Arbeit.

Diese schlimmen Folgen regten nun auch die Ärzte an, ihrerseits die Frage zu debattiren. Auf der vierten Generalversammlung des Vereines für Gesundheitspflege (Düsseldorf 1876) brachen der Geh. Regierungsrath Dr. Finkelnburg und der Referent Dr. Märklin das Eis, und von da ab kam die Frage in medicinischen Kreisen nicht mehr zur Ruhe. Auch viele ärztliche Reden und Gutachten sind veröffentlicht worden. Eine hierhin gehörige Schrift des Medicinalrathes Dr. Hasse (Überbürdung unserer Jugend auf den höhern Lehranstalten, Braunschweig 1880) enthält deren vier. Noch größeres Aufsehen erregte ein „Ärztliches Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß=Lothringens" (Straßburg 1882). Es war im Auftrage des kaiserlichen Statthalters erstattet von einer medicinischen Sachverständigen=Commission. Die hervorragendsten Professoren und Ärzte des Reichslandes waren dazu berufen. Vorsitzer war Seine Excellenz der Staatssecretär von Hofmann, derselbe, welcher als hessischer Minister die Einführung der Maigesetze betrieben hat, also himmelhoch über allen Verdacht des Jesuitismus oder Ultramontanismus erhaben ist.

In neuester Zeit (Januar 1883) erging an das Haus der Abgeordneten in Berlin eine Petition des „Centralvereins für Körperpflege in Volk und Schule", dessen erster Secretär Dr. Fleischhauer ist. Mit etwa 100 Adhärenzen ward sie der Unterrichtscommission überwiesen. Die Anschlüsse waren erfolgt von Magistraten, beziehungsweise Schulcollegien

zu Belgard, Langensalza, Osnabrück, Gleiwitz, Tilsit, Reisse, Elbing, Kattowitz u. a. O.

Die genannten ärztlichen Gutachten haben zum Theil den lebhaftesten Widerspruch von Seiten der Lehrer hervorgerufen (Hasse, Überbürdung S. 1, 2, 57), aber die Mediciner haben sehr kräftig ihre Competenz zu solcher Kritik gewahrt: die Frage betreffe den Einfluß der gegenwärtigen Schulbildung auf die körperliche und geistige Gesundheit der Jugend, worüber ohne Zweifel der Arzt zu urtheilen habe (Hasse S. 2; Ärztliches Gutachten S. 8). Der Geh. Rath Dr. Snell leitet dieselbe Berechtigung aus dem Ziel der Naturforschung her, welcher auch die Medicin gehört. Die Naturwissenschaft soll „durch Beobachtung alles Geschehenen" die Kenntniß der Naturgesetze vermitteln, welche allgemein giltig auch für das ganze praktische Leben maßgebend seien und deren Vernachlässigung „dem Gedeihen der Jugend und des Vaterlandes" die größten, dem naturwissenschaftlich geschulten Geiste klar vor Augen stehenden Gefahren bringe. In der That unterliegt die physische Kraft und Frische des menschlichen Organismus und seiner Vermögen den Naturgesetzen; die Natur hat in dieser Beziehung seiner Thätigkeit ein Maß gesetzt, und die von ihr gewollte Ordnung rächt sich, wenn sie andauernd verletzt wird, durch die gefährlichsten und schlimmsten Übel. Sicher ist es aber die Aufgabe der Medicin, solche Übel zu signalisiren und zur Beobachtung des von der Natur gewollten Maßes aufzufordern. Doch darüber kann kein Zweifel bestehen, und die kaiserliche Regierung hat durch Berufung von medicinischen Fachgelehrten zur Prüfung der Frage dem beigestimmt.

Wir glauben aber, daß Dr. Hasse diese Wahrheit übertreibt, wenn er urtheilt: „Von den Lehrern ist also schwerlich etwas zu erwarten [weil sie die Überbürdung nicht zugestehen wollen]. Darum richten sich denn auch in heutiger Zeit alle Blicke auf den Arzt, die Blicke der Eltern und der Jugend, auf ihn, von welchem allein noch Rettung und Hilfe zu hoffen ist." Nein, auch viele Lehrer erkennen mit Bedauern die Überbürdung unserer Jugend in der Schule an. Aber freilich können einzelne Lehrer, ja auch einzelne Gymnasien und Privatinstitute dem Strom nicht widerstehen. Das Maturitätsexamen mit seinem ganzen Fächerkram ist vom Staate vorgeschrieben, abgehalten und als einziger Weg zu jedem höhern Amte und jeder höhern Lebensstellung erklärt. Dem müssen sich, so lange es zu Recht besteht, einzelne Lehrer und Institute anbequemen; die erstern würden abgesetzt, die letztern von ihren Schülern verlassen,

wollten sie diese nicht zu den vom Staate angeordneten Examina durch Befolgung des neuen Stundenplanes vorbereiten. Aber wichtiger und entscheidender in unserer Frage ist das Urtheil competenter Ärzte. Das[1] ist also vor Allem hier klarzustellen. Beginnen wir mit den Ausführungen Dr. Hasse's.

Um zu zeigen, „daß die Geistesstörungen der Jugend auf den Gymnasien und höheren Mädchenschulen der Jetztzeit keine vereinzelte, sondern eine immer größere Proportionen annehmende Erscheinung und der Grund, die Ursache dieser Erscheinung in einer allzu großen Anspannung der Geisteskräfte zu suchen ist", berichtet er über neun Fälle (sieben von Gymnasiasten, zwei von Mädchen), die ihm in der kurzen Zeit von anderthalb Jahren zur Behandlung gekommen, und beweist durch ausführliche Darlegung der einzelnen Fälle, daß wirklich Überbürdung mit Arbeit Ursache der Krankheit gewesen.

Wenn nun auch aus diesen vereinzelten Fällen gar nicht mit Sicherheit der Einfluß unserer Schulbildung auf die rapide Zunahme der Irrsinnigen sich feststellen läßt, so liegen doch über andere schädliche Einflüsse des modernen Unterrichtssystems größere Erfahrungen und mehr statistisches Material vor. Insbesondere ist es nach den Angaben Hasse's erwiesen, daß die Kurzsichtigkeit unter den Schülern in bedenklichstem Maße zunimmt, daß ihre Zahl constant wächst von der niedersten bis zur höchsten Schulklasse, daß auf den Mittelschulen mehr als der zehnte, auf den Realschulen fast der fünfte, auf den Gymnasien mehr als der vierte Theil der Kinder kurzsichtig ist.

Einen anderen Beweis für die direct schädliche Einwirkung der gesteigerten Anforderungen unserer Schulen auf das Gehirn haben wir in dem unter den Schülern höherer Lehranstalten „in großer Ausdehnung herrschenden Kopfschmerz" zu suchen; „ferner in der bei solchen überarbeiteten und abgehetzten Kindern häufig beobachteten Schlaflosigkeit, in ihren unruhigen und ängstlichen Träumen, in ihrer am Tage hervortretenden ungewöhnlichen Reizbarkeit und Übellaunigkeit. Von ebenso großer Bedeutung und ebenso großer Gefahr für die geistige Integrität sind die Leiden, welche sich durch das anhaltende Sitzen, durch die mangelhafte Bewegung, durch den allzu langen Aufenthalt in geschlossenen Räumen allmählich in dem jugendlichen Organismus entwickeln und dann indirect auf die Thätigkeit des Gehirns einwirken". Nach Aufzählung solcher Schulkrankheiten fährt dann Hasse fort: „Ein derartig mit Krankheitsstoff überladenes Gehirn bedarf nur noch eines schädlichen Anstoßes von außen und das Schrecklichste ist da": der Wahnsinn. In rapider Zunahme, sagt er an einer andern Stelle (S. 46), sind Geistesstörungen, hochgradige Nervosität, Mangel an Gleichgewicht zwischen den einzelnen geistigen Factoren, was alles um so verderblicher ist und

[1] Eine Begründung desselben Urtheils vom pädagogischen Standpunkte ist ausführlich in den Artikeln P. Pachtlers über „Die Reform der Gymnasien" (diese Zeitschrift, Bd. 18—21) enthalten.

weiter um sich greift, weil es sich vererbt. Darum „kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir die Welt einmal ansehen, wie sie ist: voller Unruhe und Tollheiten, voller Überstürzungen und Excentricitäten, voller Schroffheit und Bizarrerie, voller Aberglaube, Fanatismus und Sentimentalität, voller Eigensinn und voller Selbstsucht — so kann es uns nicht Wunder nehmen, sage ich, daß unter diesen und ähnlichen Verhältnissen der durch Vererbung gegebene Krankheitsstoff in der Anlage des Kindes, dieser Keim, sich immer weiter verbreiten und im späteren Leben zu einer vollständigen Frucht, zu einer wirklichen Krankheit, der schrecklichsten von allen, der Geistesstörung, entwickeln wird". „Man sollte nun erwarten (und dieß ist durchaus logisch), daß solche Thatsachen zu dem ernstesten Nachdenken führen, daß man bestrebt sein würde, ein solches Geschlecht bestmöglich gegen jede Unbill zu schützen und namentlich auch der Jugend in unseren Schulen die für sie gerade so nothwendige Ruhe zu verschaffen. Statt dessen beobachten wir gerade das Gegentheil. Wir sehen, daß statt Schonung die Geisteskräfte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer höherem Grade in Anspruch genommen werden, daß statt geschont die Jugend heutzutage gehetzt wird. Die nothwendige Folge davon wird sein, daß die Zunahme der Geistesstörungen in ein immer rascheres Tempo gerathen, die Leistungsfähigkeit unserer Jugend eine immer geringere, mit anderen Worten, der Niedergang der geistigen Kraft unseres Volkes in dem heranwachsenden und dem darauffolgenden Geschlechte besiegelt sein wird."

Um die Behauptung zu bekräftigen, daß eine wirkliche Überbürdung der Jugend mit Schularbeiten stattfinde, macht Hasse auf den Lehrplan eines preußischen Gymnasiums aufmerksam: „In Prima und Secunda sind nun laut Generalbeschlusses der Lehrercollegien pro Tag vier Stunden für Schularbeiten nicht zuviel; macht pro Woche 24 Stunden (exclusive selbstverständlich Sonntag). Dazu kommen laut allgemeinen Lehrplanes 39 Schulstunden, incl. 3 Stunden Turnen, oder 36 Schulstunden, excl. Hebräisch und Zeichnen. Rechnen wir nur 36 Schul- und dazu 24 Hausarbeitsstunden, so kommen 60 Stunden pro Woche und 10 pro Tag heraus. Meine Herren! Muß man hier nicht unwillkürlich mit Virgil ausrufen:

‚Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit?'"

Nun kommt aber noch hinzu, daß die vorgeschriebenen Lehrziele durch eine Hausarbeit von 4 Stunden nur unter normalen Verhältnissen und bei normaler Begabung der Schüler zu erreichen sind. Wie oft fehlt es aber an dieser normalen Begabung! Wie oft kommt selbst bei sonst gut talentirten Schülern eine einseitige Veranlagung vor! Dr. Hasse constatirt, daß alle Gymnasiasten, die er wegen Geistesstörung in Behandlung hatte, keine Anlage für Mathematik besaßen, diesen Mangel durch Verlängerung der Hausarbeit bis tief in die Nacht zu ersetzen suchten und so die Gemüthskrankheit sich zuzogen. Wie oft kommt es vor, daß auch jene normalen Verhältnisse mangeln, ja nicht nur durch äußere Umstände, sondern von den Lehrern selbst aufgehoben werden! Hasse weist deßhalb auf die Verhandlungen der siebenten

Directoren-Versammlung der Provinz Preußen vom 27. bis 29. Mai 1874 hin; die dort versammelten Herren geben bei der Überbürdungsfrage zu, „daß durch fehlerhafte Strafarbeiten die Zeit der Erholung genommen werde; daß junge Lehrer oft zuviel aufgäben; daß die Anstellung von Fachlehrern die Arbeiten vervielfache, während früher die Klassenlehrer die meisten Stunden gaben und dann auch fast alle Aufgaben stellten; daß die Fachlehrer mit Kenntnissen und Geschick, aber von einseitigem Fanatismus, in ihrem Gegenstande mit ganz besonderen Leistungen zu glänzen, zu hohe Anforderungen stellten, als ob es gelte, mit den Collegen an der Seele des Schülers zu zerren, um einen möglichst großen Theil derselben in Beschlag zu nehmen; daß alle Schuleinrichtungen die Leistungen oft so gespannt hätten, wie wenn lauter tüchtige Lehrer und nur ganz fähige Schüler vorhanden; daß die Klassen oft so überfüllt werden, daß der Schwerpunkt der Thätigkeit des Schülers anstatt in der Schule zu Hause zu liegen komme" u. s. w. u. s. w. Hieraus erhellt, warum so häufig die Hausarbeiten über die vier Stunden hinaus ungebührlich vermehrt werden, um so im Verein mit den vielen Schulstunden den Jüngling zu erdrücken. Und was ist am Ende das Resultat dieser außerordentlichen Arbeit, auch wenn sie nicht die Gesundheit schädigte? „Was hat denn," frägt Hasse, „der bei weitem größte Theil der Abiturienten bei seinem Abgange an Kenntnissen in Wirklichkeit aufzuweisen? Die tägliche Erfahrung antwortet: multa, aber nicht multum; die tägliche Erfahrung, welche zeigt, wie oberflächlich im großen Ganzen das Wissen ist, welches diese Jugend heutzutage in's Leben mitbringt, im Vergleich mit den kolossalen Opfern an Mühe und Zeit, welche ihrem Unterrichte und ihrer Erziehung auf den Gymnasien von allen Seiten gebracht wurde."

Dr. Hasse machte am Schlusse seiner Rede den Vorschlag, den Cultusminister um Einbringung eines Gesetzes zu ersuchen, welches die Arbeitszeit der Schüler einschränke und die Lehrziele vereinfache. Er glaubt, diese Vereinfachung lasse sich am besten durch Theilung der Arbeit zwischen Gymnasien und Realschulen herstellen. Doch scheint eine andere Arbeitstheilung besser zum Ziele zu führen. Kenntniß der Mathematik und Naturwissenschaften gehört zur allgemeinen Vorbildung der gelehrten Stände und muß darum auch für diejenigen, welche nur das Gymnasium, nicht die Realschule besuchen, möglich gemacht werden. Darum sollte man zur alten Ratio studiorum zurückkehren, welche das Studium der Sprachen, und zwar nur weniger, dem sechsjährigen Gymnasium, die Philosophie sammt Mathematik und Naturwissenschaften aber dem dreijährigen Lyceum überweist. So erreicht diese Ratio studiorum durch solche Theilung bei demselben neunjährigen Lehrcursus, den das jetzige Gymnasium hat, die größtmögliche Vereinfachung der Lehrziele und damit Beschränkung der Arbeitszeit.

Die Rede Hasse's regte auf der Eisenacher Versammlung der Irrenärzte zunächst eine eingehende Discussion an. Wenn auch das statistische Material für den Einfluß der modernen Schulbildung auf Geistesstörung nicht genügend beigebracht schien, so nahm doch die Versammlung die Überbürdung der Jugend auf Gymnasien und höheren Töchterschulen als erwiesen an.

Der Geh. Rath Dr. Snell zeigt in seiner Rede, wie sehr die moderne Schulbildung gegen die ersten Regeln der Pädagogik verstoße, insbesondere gegen die Einfachheit und das Maßhalten des Unterrichtes.

„Der Unterricht sei möglichst einfach; er sei concentrirt, nicht zerstreuend. Unsere höheren Schulen [aber] sind offenbar mit Unterrichtsgegenständen überladen. Es werden nebeneinander vier bis sechs Sprachen und ebenso viele oder noch mehr Realien gelehrt. Sie bilden darin einen unvortheilhaften Gegensatz gegen die Schulen des vorigen Jahrhunderts, in welchen fast nur die alten Sprachen gelehrt wurden. Trotz großer Mängel hatten jene Schulen den großen Vorzug der Einfachheit. Ihre humanistische Kraft war daher ebenso gewaltig, als ihre Anregung zum Weiterstreben. Die vollständige Beherrschung des begrenzten Lehrstoffes gab dem Schüler eine heitere Sicherheit und Zuversicht. Es erwuchs aus diesen Schulen ein Geschlecht, welches die Blüthe unserer Literatur heraufgeführt und alle die großen Umgestaltungen im Leben und in der Wissenschaft, deren wir uns jetzt erfreuen, angebahnt hat. Der Lehrstoff der Schulen hat sich seit jener Zeit nach und nach immer mehr angehäuft; Regulative und Prüfungen, in der wohlmeinendsten Absicht erlassen, machten Lehrer und Schüler ängstlich und befangen. So erwuchs allmählich das von der Staatsregierung liebevoll umhegte Mosaikbild unserer jetzigen Schulordnungen. . . . Daß aber das jugendliche Gehirn Tag für Tag und Woche für Woche mit einer solchen Menge verschiedenartiger Gegenstände überfluthet wird, ist von entschiedenem Nachtheil. Wir müssen ja Alle lernen, so lange wir athmen, und Jeder kann sich glücklich preisen, dem die Schule die Lust und die Kraft zum Weiterlernen gegeben hat.

„Der Unterricht sei maßvoll. Auch gegen diesen Grundsatz wird in unseren Schulen schwer und fast allgemein gesündigt. Es ist in der That nur eine durch lange Gewohnheit und durch allmähliche unmerkbare Steigerung erklärbare Toleranz, erträglich zu finden, wenn den Kindern zugemuthet wird, nach 6 Schulstunden noch weitere 3 bis 4 Stunden zu Hause zu arbeiten. Es ist in manchen Schulen geradezu zum Grundsatze erhoben, daß der Schüler durch Privatfleiß das Wesentliche seiner Kenntnisse erwerben soll. Diese Überhäufung mit häuslichen Arbeiten bildet mit Recht eine der Hauptgrundlagen aller Unzufriedenheit mit den Schulen unserer Zeit. . . . Man erzwingt durch solche geistlose Quälerei eine traurige Mittelmäßigkeit. Schlimmer noch sind dabei die Gefahren für die Gesundheit und die moralischen Nachtheile. Wir können daher die Nothwendigkeit des Maßvollen bei dem Unterrichte

nicht dringend genug betonen. Auch die augenblicklichen Erfolge eines maßlosen Unterrichtes sind nur ein täuschendes Irrlicht, indem dadurch die Kraft für spätere größere Anstrengung gebrochen wird."

Wenn Snell den Grundsatz aufstellt, daß der Unterricht psychologisch fortschreiten müsse, und zum Beweise der häufigen Verstöße gegen diese Regel geltend macht, daß so viel Schüler in den mathematischen Wissenschaften ganz zurückbleiben, so hat er darin vollkommen Recht; er irrt aber, wenn er die vorzüglichste Schuld einzelnen Lehrern aufhalst. Die Schuld liegt vielmehr am System. Nach der Erfahrung entwickelt sich im Kinde zuerst Phantasie und Gedächtniß, dann der Verstand. Dieser Entwickelung ist es angemessen und darum psychologisch einzig richtig, daß der Jugend zuerst das Sprachstudium, welches Phantasie und Gedächtniß besonders in Anspruch nimmt, und dann erst die philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaften vorgelegt werden, was bei der alten Ratio studiorum der Fall war und zugleich die von Snell so sehr befürwortete Einfachheit und Maßhaltung beim Unterrichten ermöglichte.

Wir kommen nun zu dem wichtigen Referat des Geh. Regierungsrathes Dr. Finkelnburg (Hasse S. 78 ff.).

„In psychiatrischen Fachkreisen," sagt Finkelnburg, „hat man seit längerer Zeit schon sich der Einsicht nicht verschließen können (und die jüngste Petition des Vereins deutscher Irrenärzte gibt dieser Einsicht bereits lauten Ausdruck), daß unser bis jetzt herrschendes Unterrichtssystem mit einer gesunden Entwicklung des geistigen (?) Organs schwer vereinbar ist. Die Erfahrungen, auf welche sich die Überzeugung gründet, liegen nur zum kleinen Theile im Bereiche der eigentlichen Geistesstörungen, wie sie im Irrenhause sich zur Beobachtung stellen; zum größeren Theile entstammen sie der Schule selbst und dem bürgerlichen Leben. ... In den Schulen ist es eine von den erfahrensten Pädagogen anerkannte Thatsache, daß bei vielen Knaben auf Gymnasien und Realschulen (und zwar oft bei ursprünglich wohlbegabten und fleißigen Schülern) eine fortschreitende geistige Ermattung sich geltend macht; bei anderen wiederum eine oberflächliche, unruhige Erregbarkeit mit Unvermögen zu irgendwelcher nachhaltiger Aneignung des Gelernten. Mit beiden Zuständen verbindet sich ein Verlust der Wärme und der Theilnahme für die natürlichen Interessen des jugendlichen Lebenskreises und eine auffallende Unselbständigkeit und Unsicherheit des Urtheils in Fragen des sogen. gesunden Menschenverstandes. Vorwiegend häufig sind die Abspannungszustände, welche sich charakterisiren durch träges Wesen, schlaffe Haltung, matten Blick, abgespannte, über die Jahre alt erscheinende Züge. Das Gesammtbild erweckt häufig irrthümlich den Verdacht schwächender Gewohnheiten, ist aber in Wahrheit nur das Bild einer tiefen chronischen Gehirnermüdung und weist ganz

unzweifelhaft zurück auf eine Überladung durch zu viele oder eine Überreizung durch zu schwierige Gehirnaufgaben, oder endlich auf zu frühzeitige Inanspruchnahme des geistigen (?) Organs vor hinreichender Reife desselben.

„Und der Boden, welchem diese traurigen Fehlerfolge entsprießen, ist unschwer nachzuweisen; es ist das Prokrustesbett des herrschenden Unterrichtsganges, auf welchem die spätentwickelten mit den frühreifen, die geistig schwachen mit den hochbegabten Köpfen, die körperlich zartesten mit den robustesten Kindern in gleichen Rahmen eingespannt, und wo an alle gleichmäßig die höchst erreichbaren Zielmaße angelegt werden — Ziele, welche in Wirklichkeit nur für die wenigen bestbegabten ungestraft erreichbar sind. Dabei wird die Erreichung dieser Ziele unter Verkennung der natürlichen inneren Entwicklungsgesetze im Kinde unter Hintansetzung der durch eine wirklich psychologische Pädagogik geforderten Directive rücksichtslos durchgeführt. Mit dem vollendeten sechsten Lebensjahre — also vor vollendetem Massenwachsthum des Gehirns und vor vollendetem Zahnwechsel — zu einer Zeit notorischer Reizbarkeit der Nervencentren — werden alle Kinder, gleichviel ob schwächlich und ob noch verhältnißmäßig unentwickelt, zur gleichen Inanspruchnahme [des Gehirns genöthigt], welche die für alle Entwicklung und Bildung in so zartem Alter pyhsiologisch nothwendige Allmählichkeit des Überganges vollständig vermissen läßt. . . .

Doch begleiten wir das Kind des Landmannes durch die ein- bis dreiklassige Volksschule, deren Ziele die gleichen sein sollen, wie diejenigen der vier- bis sechsklassigen Stadtschule, eine Nivellirung, welche von ganz unmöglichen Voraussetzungen ausgeht und deren Wirkung in den ländlichen Schulen jedenfalls für die minderbegabten Kinder sich zu der Alternative zuspitzt, entweder auf das Verständniß des Unterrichtes und auf allen wirklichen Fortschritt zu verzichten, oder ihre geistigen Kräfte zu Hause auf Kosten ihrer Gesundheit überanzustrengen. Aber auch für die vier- bis sechsklassige Volksschule ist das vorgesteckte Lehrziel bis zum vollendeten 14. Lebensjahre ein gar zu vielartiges. . . . Folgen wir nunmehr dem zu höherer Schulbildung bestimmten Knaben, so sehen wir ihn auf Gymnasium oder Realschule unter dem Drucke einer successive steigenden Zahl der Sitz- und Lehrstunden bis zu wöchentlich 36 in der Klasse und bis zu 24 und mehr für die häuslichen Arbeiten; und doch ist auch dieses Zeit- und Müheopfer nur für die Begabtesten ausreichend zur Erklimmung eines Lehrzieles, welches nicht von Pädagogen, sondern nur von Philologen entworfen und nur zur Ausbildung von Philologen bestimmt zu sein scheint. Und diese Preßzeit fällt zusammen in ihrem Höhepunkte mit derjenigen Zeit, um welche die für Körper, Geist und Charakter so überaus wichtige, ja entscheidende Entwicklung der Geschlechtsreife stattfindet! Es gibt ja gewiß Knaben, welche allen diesen Zumuthungen gewachsen sind; aber es gibt viele andere (und dieß ist vielleicht die Mehrzahl), welche nur auf Kosten ihrer geistigen Frische und Empfänglichkeit dieser Lebensweise unterworfen werden, und bei einigen, den am schwächsten angelegten, äußern sich die nachtheiligen Folgen für das Gehirnleben schon in den Elementarschulen, noch viel mehr aber beim Verfolgen des

höheren Unterrichtes, durch dumpfes, schmerzhaftes Eingenommensein des Kopfes, Schlafmangel und geistige Prostration, oft abwechselnd mit verzehrendem Erethismus und nicht selten übergehend in lähmungsartige Schwächezustände. ... Wen kann es da wundern, wenn auch bei den äußerlich gesund bleibenden Schülern doch die Aufmerksamkeit erlahmt, besonders gegenüber einem bloß anfüllenden, das Gedächtniß überladenden statt erziehenden und das Denken in einer dem Alter entsprechenden Weise anregenden Unterrichte, und wenn jene krankhaften Stimmungszustände entstehen, welche sich oft tief in das Gemüthsleben der psychisch überreizten und übermüdeten, dabei aller inneren Befriedigung über ihre Arbeit entbehrenden Jünglinge einfrißt, um für das ganze Folgeleben einen leicht empfänglichen Boden zur Ausbildung wirklicher Psychosen zu hinterlassen. ... Die unserer Generation eigenthümliche Zunahme aller auf gesteigerter Reizbarkeit des Nervensystems beruhenden Gesundheitsstörungen (somatischer wie psychischer) darf auf näherliegende Ursachen bezogen werden, als auf unsere Unterrichtseinflüsse. ... Allerdings aber muß die erfahrungsgemäße Thatsache, daß jene constitutionelle Schwäche und Reizbarkeit sich heriditär von der älteren auf die jüngere Generation überträgt, doppelte Vorsicht gebieten betreffs deren Erziehung, und es muß aus diesem Grunde gerade bei den Kindern unserer wohlhabenden und gebildeten Stände jene geistige Überbürdung und Überreizung doppelt streng vermieden werden, deren Nachtheile auch für die geistige Gesundheit wir soeben erwogen haben."

Finkelnburg sagt sodann, daß Vergleiche zwischen der jetzigen „unterrichterfüllten Generation" mit der „eines weniger anspruchsvollen Zeitalters" „unerfreulich" für die erstere ausfallen würden, und schlägt sodann außer einer erheblichen Abkürzung und Unterbrechung der Unterrichtsstunden vor: „Eine physiologisch richtige Erziehung des geistigen (?) Organes ist mit der gegenwärtig herrschenden Überfülle des Unterrichtsstoffes und mit der jetzigen Art des Unterrichtsganges unvereinbar, und es ist zur Verhütung der üblen Folgen, welche daraus für die Gesundheit des Nervensystems und insbesondere für die Leistungsfähigkeit des geistigen (?) Organes entstehen, sowohl eine Verminderung des Lehrstoffes wie eine sich den natürlichen Entwicklungsgesetzen des kindlichen Alters richtiger anpassende Lehrmethode dringend erforderlich."

Man sieht, auch dieses Gutachten stimmt ganz mit den vorhergehenden überein: unsere Schuljugend ist überbürdet durch die nicht zu bewältigende Menge des Lehrstoffes, diese erweist sich bezüglich der großen Masse der Schüler als ganz unnütz für die Ausbildung selbst der geistigen Anlagen und verursacht im Gegentheil große Gefahren und Übel. Mit diesem Urtheil stimmt das „Ärztliche Gutachten" der Straßburger von der Regierung berufenen Commission überein. Es sagt, nachdem es die vielen

Verbesserungen der Einrichtung der Schule und des Turnwesens gelobt, Folgendes über unsere Frage:

„Alle diese vortrefflichen Dinge, denen man mit Recht in neuester Zeit viele Sorge gewidmet hat, sind unserer Ansicht nach nicht ausreichend, um unsere Jugend und damit die ganze Nation vor Schaden zu bewahren. Was kann es auf die Dauer helfen, wenn der Knabe auch im geräumigsten, bestbeleuchteten und geheizten Saale, auf dem sinnreichst construirten Subsellium fast Tag für Tag 6, ja, rechnen wir die Arbeitsstunden zu den Lehrstunden hinzu, 8 bis 10 und sogar 12 Stunden sitzen muß, bald aufmerksam zuhörend, bald lesend, bald schreibend und zeichnend, immer aber in körperlicher Unthätigkeit, in geistiger Spannung? Damit sind wir zu der Frage vorgedrungen, die zu besonders lebhaften Erörterungen in den letzten Jahren geführt hat, zu der Frage von der Überbürdung der Schüler mit Unterrichtsstunden und häuslichen Aufgaben. Die Säle, in denen medicinische Versammlungen tagen, wie die Häuser der Abgeordneten des Reiches und der einzelnen deutschen Länder hallen wieder von lauten Klagen; Vereine bilden sich zum Schutze der bedrohten Jugend; eine ganze Fluth von Flugschriften ist über uns hereingebrochen, theils für, theils wider die höheren Schulen Partei ergreifend; die Schulmänner selbst sehen sich genöthigt, den Gegenstand der Überbürdung auf die Tagesordnung ihrer Versammlungen zu setzen. Prüft man ruhig das Ergebniß aller dieser Verhandlungen und literarischen Leistungen, so kommt man zu der Überzeugung, daß, mögen auch viele Übertreibungen mit unterlaufen, doch der Vorwurf der Überbürdung vielen der deutschen Schulen nicht ohne Berechtigung gemacht worden ist. Die Unterrichtsbehörden selbst haben in einer Anzahl von Verfügungen die Überbürdung zugestanden: so das Königlich preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in den Circular-Verfügungen vom 20. Mai 1854 und vom 31. März 1882, ebenso mehrere preußische Provinzial-Schulcollegien und das Königlich sächsische Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts durch eine General-Verordnung an die Rectoren sämmtlicher Gymnasien vom 10. März 1882. Auch in anderen deutschen Staaten ist, wie wir gehört, das Übel als vorhanden anerkannt worden und sind bereits Schritte geschehen, um dem abzuhelfen, ohne daß bis jetzt eine gründliche Heilung innerhalb der möglichen Grenzen erreicht worden wäre.

„Man hat bei Behandlung der Überbürdungsfrage zunächst zwei schwer wiegende Thatsachen in's Auge zu fassen, auf Grund derer nach unserer Ansicht mit Glück der Beweis geführt worden ist, daß die Jugend in unsern höhern Schulen überlastet sei. Geh. Reg.-Rath Dr. Finkelnburg theilt in dem . . Referat über den ‚Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze in den Schulen auf die Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts‘ (Deutsche Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Bd. X, S. 28) aus den Veröffentlichungen des preußischen statistischen Bureau's mit, daß ‚von den zum freiwilligen Dienst qualificirten, mithin eines gewissen höhern Unterrichts theilhaftig gewordenen jungen Männern mindestens 80 Procent unbrauchbar

waren — die Beobachtung erstreckte sich auf fünf Jahre und auf 17 246 eingestellte Freiwillige — während von den übrigen Eingestellten durchschnittlich nur 45 bis 50 Procent theils für zeitig, theils für bleibend unfähig erklärt werden konnten'. Wenn wir auch den statistischen Werth dieser Ziffern dahingestellt sein lassen, so ist doch der Unterschied in den Procentsätzen so außerordentlich groß, daß er auf eine Verschiedenheit in dem Gesundheitszustande der zwei Arten von Pflichtigen sicher hinweist. Es steht also gerade derjenige Theil der preußischen Jugend, welcher in seiner Mehrzahl aus den besser gestellten Klassen hervorgeht, hinter den übrigen jungen Männern an körperlicher Tüchtigkeit zurück, während man eher das Gegentheil erwarten sollte. Eine so auffallende Erscheinung legt die Erklärung nahe, daß die höhern Schulen, an deren Besuch jene Berechtigung hauptsächlich geknüpft ist, Schuld oder doch wenigstens mit Schuld tragen an der geringeren körperlichen Tüchtigkeit ihrer Schüler . . . Zweitens ist durch zahlreiche Erhebungen der Augenärzte festgestellt, daß in unsern Schulen die Kurzsichtigkeit von Klasse zu Klasse zunimmt, bis sie in der höchsten Klasse der Gymnasien und Realgymnasien eine solche Verbreitung gewinnt, daß bis zu 60 Procent der Schüler kurzsichtig sind. Schon in Tertia und Quarta beginnt bei uns das Brillentragen, während Wiese in seinen Englischen Schulbriefen erzählt, daß er in England überhaupt keine Schüler habe Brillen tragen sehen. Es ist in der That auffallend, wie wenig Brillenträgern man in Frankreich und England begegnet, während die Brille in Deutschland auf den Nasen der gebildeten und halbgebildeten Welt die gewöhnliche Unzier darstellt. Nach der Zusammenstellung von H. Cohn beträgt der mittlere Procentsatz der Kurzsichtigen auf deutschen und schweizerischen Gymnasien 39 Procent, und in den beiden obern Klassen 52 bis 53 Procent. Dagegen fanden sich auf dem Gymnasium zu Lyon im Durchschnitt 22 Procent, in den höhern Schulen von New-York, Cincinnati und Boston $19_{,9}$ Procent, in den höheren Klassen der Pariser Gymnasien nur $14_{,7}$—$16_{,6}$ Procent. Wenn diese Verhältnisse in Deutschland nach dem Gesetze der Vererbung sich weiter entwickeln sollten (ein Gesetz, das nach der freilich nicht unbestrittenen Ansicht des Dr. Bowman, einer bedeutenden englischen Autorität, für die Kurzsichtigkeit Geltung hat; vergl. Darwin, Das Variiren der Thiere und Pflanzen u. s. w. Stuttgart 1873, Bd. II, S. 10), so wäre zu befürchten, daß die Kurzsichtigkeit, welche bis jetzt noch vorwiegend ein anerzogenes Gebrechen der Einzelnen ist, schließlich zum ererbten Volksgebrechen werde. Es ist in der That hohe Zeit, daß die Regierungen Alles aufbieten, um die Augen der nachwachsenden Geschlechter zu schützen . . . .

„Ist aus dem bisher Gesagten mit ziemlicher Sicherheit der Schluß zu ziehen, daß überhaupt an den höhern Schulen Deutschlands und somit auch an denen Elsaß-Lothringens eine Überbürdung vorhanden ist, so entnehmen wir den sicheren und unmittelbaren Beweis dafür aus den hier gegenwärtig in Kraft stehenden Bestimmungen über die Zahl der Lehr- und häuslichen Arbeitsstunden, sowie aus dem uns amtlich übergebenen Nachweis des thatsächlichen Zustandes in den einzelnen Anstalten."

Die Commission kritisirt sodann den Lehr- und Stundenplan der Elsäßer Schulen. Wir heben aus dieser Kritik die Bemerkungen über die Quarta und Tertia aus:

„Im 12., 13. und 14. Lebensjahre beträgt die wöchentliche Stundenzahl gegenwärtig mindestens 32, sie steigt in einzelnen Gymnasien nach Ausweis der Lehrpläne in den Jahresprogrammen auf 35, in der Tertia des Realgymnasiums sogar, horribile dictu, auf 37. Eingerechnet sind hierbei je 2 Turn- und Gesangstunden. Dazu können noch in der Tertia des Realgymnasiums 2 facultative Zeichenstunden treten. Die häusliche Arbeit soll das Maß von 3 Stunden täglich nicht überschreiten, wobei der Sonntag nicht für Quarta, wohl aber für Tertia in Anschlag gebracht werden darf. Die gesammte Stundenzahl, die in sitzender Haltung zur geistigen Arbeit oder singend verwandt wird, steigt somit, indem wir von den obigen Zahlen die 2 Turnstunden abziehen, in Quarta auf 48—51, in der Tertia des Gymnasiums mit der Sonntagsarbeit noch einige Stunden höher, in der Tertia des Realgymnasiums auf 53—56, ja, wenn noch 2 Zeichenstunden hinzukommen, auf 58 Stunden. Die jungen Leute sollen somit in Quarta an den Werktagen täglich mehr als 8 Stunden arbeiten, in der Tertia des Gymnasiums auch am Sonntag nicht ausruhen, und in der Tertia des Realgymnasiums soll die tägliche Werktagsarbeit die Zahl von 9 Stunden übersteigen. Dies alles wird Knaben zugemuthet, welche in die Pubertätszeit eintreten, in eine Zeit, in der frische Luft und reich zugemessene Bewegung dem Körper zur richtigen Entwickelung so nothwendig sind, wie dem Fisch das Wasser; 8 bis 9 Tagesstunden geistiger Arbeit, noch dazu größtentheils in sitzender Haltung verbracht, sind für den ausgebildeten arbeitskräftigen Mann eine Leistung, die sich nicht ohne ermüdende Anstrengung und nur, wenn volle Sonntagsruhe gewährt wird, längere Zeit hindurch ohne Schaden ausführen läßt. Eine so übertriebene Thätigkeit, Kindern von 13 bis 14 Jahren zugemuthet, muß nothwendig Störungen in den körperlichen Functionen, insbesondere des Appetits, Schlafs und der Entleerungen, Überreizung des Gehirns und des ganzen Nervensystems überhaupt herbeiführen und die geistige Kraft wie die körperliche schwächen. Wir können daher unser Erstaunen darüber nicht verhehlen, daß man es über sich gewinnen konnte, so unerhörte Forderungen an den kindlichen Organismus zu stellen. Denn nicht mit Jünglingen, sondern mit Kindern hat man es im 13. und 14. Lebensjahre zu thun, die gerade im Begriff sind, eine mit vielen Gefahren verbundene physiologische Entwickelung durchzumachen."

Auch die Commission constatirt, daß die Vermehrung des Lehrstoffes für die große Masse der Schüler sich als völlig nutzlos sogar zu ihrer intellectuellen Ausbildung erweise:

„Wir können auf Grund [eigener Erfahrung] versichern, daß nicht wenige der Medizin-Studirenden trotz zehnjähriger Vorbereitung auf gelehrten Schulen unfähig sind, einfache sinnliche Erscheinungen schnell und genau

auffzufassen, das Beobachtete sprachlich richtig wiederzugeben und mit der nöthigen Sicherheit und Gewandtheit Urtheile und Schlüsse zu bilden. Man erlebt es nur zu häufig, daß zwanzigjährige Jünglinge, deren Gehirn zehn Jahre lang und länger mit humanistischem und realistischem Wissen vollgestopft worden ist, als Praktikanten am Krankenbette nicht im Stande sind, auf kurze und nicht mißzuverstehende Fragen, die jeder Mensch mit gesundem Verstand und guter Elementarbildung sofort begreift und beantwortet, eine zutreffende und bündige Antwort zu ertheilen. Die Gelehrsamkeit hat den Sieg über die natürliche Vernunft, über die geistige Frische davongetragen. Selbstverständlich sind es nicht die guten Köpfe, bei denen so betrübende Erfahrungen gemacht werden, sondern nur solche von geringerer Begabung. Allein man sollte erwarten dürfen, daß auch mittlere Talente durch die höhern Schulen zu einem richtigen und geläufigen Denken erzogen würden. Der wahre Prüfstein der Schulmethode ist doch nicht das hervorragende, sondern das mittlere Talent .... Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß unser gesammtes Wissen heute viel breiter und tiefer geworden ist als vor vierzig Jahren ...., und ebenso steht es zweifellos fest, daß der Wissensschatz des heutigen Lehrerpersonals den des ältern im Durchschnitt weit übertrifft. Dennoch müssen wir Älteren behaupten, daß die jungen Mediciner, welche heutzutage als Praktikanten an das Krankenbett treten, geistig nicht besser geschult sind, als die vor vierzig Jahren; dazu stimmt durchaus, was kürzlich (1881) Dr. Adolph Weber zu Darmstadt in seiner Schrift: ‚Über die Augenuntersuchungen in den höhern Schulen zu Darmstadt‘ (S. 12) ausgesprochen hat. Offenbar hat die intellectuelle Ausbildung der Jugend auf den höhern Schulen nicht gleichen Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer selbst. .... Wenn [aber] trotz aller Fortschritte der Wissenschaft der intellectuelle Stand der Schüler sich nicht gehoben hat, so liegt der Schluß nahe, die Schuld daran einem Mangel in der Unterrichtsmethode zuzuweisen, und in der That hat man geglaubt, durch eine Vermehrung der Wissensmenge die intellectuelle Ausbildung der Jugend zu fördern. Man hat zu dem Ende die Arbeitslast der Schüler vermehrt. Wie die Erfahrung zeigt, ist dieser Weg nicht der richtige. Die guten Köpfe mögen sich auf demselben ein reicheres Wissen aneignen, als ihnen früher möglich gewesen wäre. Die schwächeren laufen Gefahr, eher stumpf und verwirrt zu werden. Ob die körperliche Ausbildung der Begabten wie der Unbegabten unter der größeren Bürde nicht Schaden leide, darauf ist zu wenig Rücksicht genommen."

Am Schluß des Gutachtens fordern die Mitglieder der Commission die Herabminderung der Schul- und Arbeitsstunden für die Schüler. Wenn sie aber nicht ausdrücklich die Rückkehr zur früheren einfacheren Methode verlangen, so sprechen sie sich doch indirect dafür aus, indem sie sagen: „die Vermehrung der Wissensmenge" habe die intellectuelle Ausbildung der Jugend nicht gefördert, indem sie die Arbeitslast der Schüler vermehrte. In der That steht die Vermehrung der geforderten Wissensmenge in

Wechselbeziehung zur Vermehrung der Arbeitslast. Wer letztere vermindert wissen will, spricht sich dadurch indirect auch für die Verminderung des Lehrstoffes aus. Schon bei der jetzigen übertriebenen Anzahl der Schulstunden kann die Menge der Lehrfächer kaum bewältigt werden; durch die Verminderung jener Anzahl würde man jeden Schüler, der sich für die Sache interessirt, zwingen, durch Hausarbeit das in der Schule Ausgefallene zu ersetzen, und desgleichen jeden Lehrer, der in seinem Fache etwas Erkleckliches geleistet sehen möchte, bestimmen, mehr Hausarbeit aufzugeben. Gerade die viele Hausarbeit ist es aber, welche die Calamität der Überbürdung vollendet. Also auch in Bezug auf die Vereinfachung des Unterrichtes weicht das Elsäßer Gutachten nicht von den andern ab, indem es jene Vereinfachung, wenn auch nicht ausdrücklich, doch einschließlich verlangt.

Aus der Petition des „Deutschen Centralvereins für Körperpflege in Volk und Schule" heben wir folgende Stelle aus:

„Seit vielen Jahren steht ein großer Theil der Gebildeten unter dem schmerzlichen Eindruck, daß an die Schüler der höheren Lehranstalten zur Erreichung einer sogen. ‚höheren allgemeinen Bildung' Anforderungen gestellt werden, welche auf die Dauer ebenso sehr die körperliche Widerstandsfähigkeit wie die geistige Frische und Willenskraft der Geschlechter bedrohen. Eine der vornehmsten Aufgaben der heutigen Schule sollte es sein, durch Ruhe, Maß und klarbewußte Selbstbescheidung ein wirksames Gegengewicht zu bilden gegen das hastende Treiben und die vernichtende Nervenüberreizung der gesteigerten Cultur, nicht aber durch Überspannen der Anforderungen schon in der **Jugend** den Schatz an Nervenkraft anzutasten. Ausschließliche Geistescultur, einseitige Wissenshäufung — und thürmten sich die Schätze des menschlichen Wissens noch so hoch auf! — werden wir nie als das Ziel einer idealen, wahrhaft harmonischen ‚**Jugenderziehung**' anerkennen. Die zunehmende Zahl der Kurzsichtigen, namentlich in den oberen Klassen, die beunruhigende Erscheinung der Selbstmorde unter den Schülern, der große Procentsatz Untauglicher der zum einjährigfreiwilligen Dienste Berechtigten, die vielfache Klage über die geringe geistige Bethätigung der Studirenden, ihr Hang zum völligen Ausspannen nach dem Verlassen der Lehranstalten und viele andere Symptome bestätigen vollauf die Meinung Derer, welche in dem herrschenden, fast einzig und allein die Pflege des Geistes berücksichtigenden Erziehungssystem eine große Gefahr für die Zukunft unseres ganzen Vaterlandes erblicken; denn es bedarf keiner Ausführung, daß es für ein Volk auf das Tiefste zu beklagen ist, wenn es den höher gebildeten Ständen, deren verantwortliche Stellung im modernen Staatsleben besondere Energie verlangt, immer mehr an der zur Lösung ihrer schweren Aufgaben nothwendigen frischen und muthigen Thatkraft, sowie an der damit zusammenhängenden selbstvergessenden Aufopferungsfähigkeit zu fehlen anfängt,

aufzufassen, das Beobachtete sprachlich richtig wiederzugeben und mit der nöthigen Sicherheit und Gewandtheit Urtheile und Schlüsse zu bilden. Man erlebt es nur zu häufig, daß zwanzigjährige Jünglinge, deren Gehirn zehn Jahre lang und länger mit humanistischem und realistischem Wissen vollgestopft worden ist, als Praktikanten am Krankenbette nicht im Stande sind, auf kurze und nicht mißzuverstehende Fragen, die jeder Mensch mit gesundem Verstand und guter Elementarbildung sofort begreift und beantwortet, eine zutreffende und bündige Antwort zu ertheilen. Die Gelehrsamkeit hat den Sieg über die natürliche Vernunft, über die geistige Frische davongetragen. Selbstverständlich sind es nicht die guten Köpfe, bei denen so betrübende Erfahrungen gemacht werden, sondern nur solche von geringerer Begabung. Allein man sollte erwarten dürfen, daß auch mittlere Talente durch die höhern Schulen zu einem richtigen und geläufigen Denken erzogen würden. Der wahre Prüfstein der Schulmethode ist doch nicht das hervorragende, sondern das mittlere Talent .... Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß unser gesammtes Wissen heute viel breiter und tiefer geworden ist als vor vierzig Jahren ...., und ebenso steht es zweifellos fest, daß der Wissensschatz des heutigen Lehrerpersonals den des ältern im Durchschnitt weit übertrifft. Dennoch müssen wir Älteren behaupten, daß die jungen Mediciner, welche heutzutage als Praktikanten an das Krankenbett treten, geistig nicht besser geschult sind, als die vor vierzig Jahren; dazu stimmt durchaus, was kürzlich (1881) Dr. Adolph Weber zu Darmstadt in seiner Schrift: ‚Über die Augenuntersuchungen in den höhern Schulen zu Darmstadt' (S. 12) ausgesprochen hat. Offenbar hat die intellectuelle Ausbildung der Jugend auf den höhern Schulen nicht gleichen Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer selbst. .... Wenn [aber] trotz aller Fortschritte der Wissenschaft der intellectuelle Stand der Schüler sich nicht gehoben hat, so liegt der Schluß nahe, die Schuld daran einem Mangel in der Unterrichtsmethode zuzuweisen, und in der That hat man geglaubt, durch eine Vermehrung der Wissensmenge die intellectuelle Ausbildung der Jugend zu fördern. Man hat zu dem Ende die Arbeitslast der Schüler vermehrt. Wie die Erfahrung zeigt, ist dieser Weg nicht der richtige. Die guten Köpfe mögen sich auf demselben ein reicheres Wissen aneignen, als ihnen früher möglich gewesen wäre. Die schwächeren laufen Gefahr, eher stumpf und verwirrt zu werden. Ob die körperliche Ausbildung der Begabten wie der Unbegabten unter der größeren Bürde nicht Schaden leide, darauf ist zu wenig Rücksicht genommen."

Am Schluß des Gutachtens fordern die Mitglieder der Commission die Herabminderung der Schul- und Arbeitsstunden für die Schüler. Wenn sie aber nicht ausdrücklich die Rückkehr zur früheren einfacheren Methode verlangen, so sprechen sie sich doch indirect dafür aus, indem sie sagen: „die Vermehrung der Wissensmenge" habe die intellectuelle Ausbildung der Jugend nicht gefördert, indem sie die Arbeitslast der Schüler vermehrte. In der That steht die Vermehrung der geforderten Wissensmenge in

Wechselbeziehung zur Vermehrung der Arbeitslast. Wer letztere vermindert wissen will, spricht sich dadurch indirect auch für die Verminderung des Lehrstoffes aus. Schon bei der jetzigen übertriebenen Anzahl der Schulstunden kann die Menge der Lehrfächer kaum bewältigt werden; durch die Verminderung jener Anzahl würde man jeden Schüler, der sich für die Sache interessirt, zwingen, durch Hausarbeit das in der Schule Ausgefallene zu ersetzen, und desgleichen jeden Lehrer, der in seinem Fache etwas Erkleckliches geleistet sehen möchte, bestimmen, mehr Hausarbeit aufzugeben. Gerade die viele Hausarbeit ist es aber, welche die Calamität der Überbürdung vollendet. Also auch in Bezug auf die Vereinfachung des Unterrichtes weicht das Elsäßer Gutachten nicht von den andern ab, indem es jene Vereinfachung, wenn auch nicht ausdrücklich, doch einschließlich verlangt.

Aus der Petition des „Deutschen Centralvereins für Körperpflege in Volk und Schule" heben wir folgende Stelle aus:

„Seit vielen Jahren steht ein großer Theil der Gebildeten unter dem schmerzlichen Eindruck, daß an die Schüler der höheren Lehranstalten zur Erreichung einer sogen. ‚höheren allgemeinen Bildung' Anforderungen gestellt werden, welche auf die Dauer ebenso sehr die körperliche Widerstandsfähigkeit wie die geistige Frische und Willenskraft der Geschlechter bedrohen. Eine der vornehmsten Aufgaben der heutigen Schule sollte es sein, durch Ruhe, Maß und klarbewußte Selbstbescheidung ein wirksames Gegengewicht zu bilden gegen das hastende Treiben und die vernichtende Nervenüberreizung der gesteigerten Cultur, nicht aber durch Überspannen der Anforderungen schon in der **Jugend** den Schatz an Nervenkraft anzutasten. Ausschließliche Geistescultur, einseitige Wissenshäufung — und thürmten sich die Schätze des menschlichen Wissens noch so hoch auf! — werden wir nie als das Ziel einer idealen, wahrhaft harmonischen **‚Jugenderziehung'** anerkennen. Die zunehmende Zahl der Kurzsichtigen, namentlich in den oberen Klassen, die beunruhigende Erscheinung der Selbstmorde unter den Schülern, der große Procentsatz Untauglicher der zum einjährigfreiwilligen Dienste Berechtigten, die vielfache Klage über die geringe geistige Bethätigung der Studirenden, ihr Hang zum völligen Ausspannen nach dem Verlassen der Lehranstalten und viele andere Symptome bestätigen vollauf die Meinung Derer, welche in dem herrschenden, fast einzig und allein die Pflege des Geistes berücksichtigenden Erziehungssystem eine große Gefahr für die Zukunft unseres ganzen Vaterlandes erblicken; denn es bedarf keiner Ausführung, daß es für ein Volk auf das Tiefste zu beklagen ist, wenn es den höher gebildeten Ständen, deren verantwortliche Stellung im modernen Staatsleben besondere Energie verlangt, immer mehr an der zur Lösung ihrer schweren Aufgaben nothwendigen frischen und muthigen Thatkraft, sowie an der damit zusammenhängenden selbstvergessenden Aufopferungsfähigkeit zu fehlen anfängt,

und wenn sie schließlich der Verweichlichung und unmännlichen Schwäche anheimzufallen drohen."

Die Resultate unserer Mittheilungen dürften folgende sein:

1. Es findet eine Überbürdung unserer Jugend auf den höhern Lehranstalten statt.

2. Diese Überbürdung ward durch die Vervielfältigung der Lehrfächer und die dadurch bedingte Vermehrung der Arbeitszeit bewirkt.

3. Die Vervielfältigung der Lehrfächer ist für die intellectuelle Ausbildung der Masse der Schüler völlig vergeblich gewesen, und die durch sie verursachte Überbürdung bringt die größten Übel und Gefahren nicht nur der Jugend, sondern dem ganzen Vaterland.

4. Darum ist die Arbeitszeit einzuschränken, der Lehrstoff zu vereinfachen.

Was von den höheren Schulen gilt, gilt auch, mutatis mutandis, von den niedern, in die man gleicherweise anstatt der frühern einfachen Methode das Fächerunwesen eingeführt hat. Dr. Finkelnburg zieht darum auch dieß in den Kreis seiner Besprechungen; doch da wir darüber schon früher gehandelt (diese Zeitschrift XIX, 507), genügt es hier, darauf hinzuweisen.

Nach dem übereinstimmenden Urtheile der Ärzte aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands ist also die durch den jetzigen Lehrplan herbeigeführte Überbürdung der Jugend mit deren Geistesfrische und Gesundheit unvereinbar; sie behaupten, die Natur des menschlichen Organismus ertrage nicht das Übermaß der ihr auferlegten Arbeit, und deßhalb entständen die mannigfaltigsten Störungen, Krankheiten, Übel, die um so verderblicher wären, weil sie vererbt würden, und darum dem ganzen Staatswohl Gefahr drohten. Sie, die ihr ganzes Leben der Beobachtung des menschlichen Organismus gewidmet, sie können mit Recht als Zeugen der Anforderungen seiner Natur und der gewaltigen Reaction dieser Natur gegen das moderne Unterrichtswesen betrachtet werden. Auch uns schreckt und schmerzt die Größe der signalisirten Gefahren und Übel, und dennoch ist diese Größe unsere Hoffnung; denn die Natur, welche dadurch ihre von der modernen Schulbildung verletzte Ordnung rächt, ist mächtiger als Alles auf der Erde und wird auch über jenes „unsinnige" System triumphiren.

Jesuiten hatten das System bekämpft; aber obwohl Hunderte von Gymnasien und höheren Schulen ihren Eifer und ihr Geschick für die Jugendbildung bezeugten, ward solchen „Dunkelmännern" nicht geglaubt, sondern

ihre berechtigte Kritik als Eifersucht, Parteileidenschaft, Herrschaftsgelüste gedeutet. Auch die Stimmen katholischer Laien in der Presse und den Kammern verhallten ohne einen erheblichen Erfolg. Die Klagen der Eltern vermochten auch nichts. Die bureaukratische Maschine ist mitleidlos; „wir haben ein Gesetz“, das muß ausgeführt werden.

Die Unzufriedenheit des Volkes wächst freilich stetig; es vermag kaum mehr die Lasten zu tragen, welche das moderne Schulsystem mit andern modernen Errungenschaften ihm aufbürden: überall Deficits, in Holland, Belgien, Frankreich, Österreich, Preußen; überall Anschwellen der Communalsteuern bis zu einer erschreckenden Höhe. Aber anstatt die allererste Regel der Klugheit zu befolgen und die Ausgaben zu mindern, insbesondere den theuren Schulhumbug abzuthun und das moderne Schulwesen mit seinem langen Schulzwang, seinen Schulpalästen, seinem Schulinspectoren-Heere zu reformiren und zu vereinfachen, denkt man nur daran, die Steuern zu vermehren.

Da kommt die Natur in dieser Sache den Eltern, dem Volke zu Hilfe. Sie ist stärker als der Staat und wird zerschlagen das ihrer Ordnung feindliche staatliche Schulsystem sammt seinen riesigen Kosten, seinem hohlen Prunke, seinen verderblichen Folgen, seinem unerbittlichen Zwang für Gemeinden, Lehrer, Eltern, Kinder, und wird Freiheit geben den Katholiken, daß sie nach bestem Wissen und Willen, nach den Forderungen ihres Gewissens, nach der durch Jahrhunderte erprobten Methode in den ihnen genehmen Schulen ihre Kinder erziehen lassen. O lumen dulce libertatis, quando patriae apparebis?

G. Schneemann S. J.

Paul von Deschwanden.

Auf dem düsteren Hintergrunde der zeitgenössischen Schweizergeschichte bildet der weitbekannte Historienmaler Paul von Deschwanden eine überaus freundliche, einnehmende Erscheinung, eine traute Erinnerung, daß es noch eine katholische Schweiz gibt und daß diese katholische Schweiz, wenn auch geknechtet und geknebelt unter ein ungerechtes Joch, gleich andern katholischen Völkern das Kleinod ihres Glaubens standhaft und opferfreudig in unbesieglicher Jugendkraft zu bewahren gewußt hat. Freilich haben Protestantismus und Unglauben seit den dreißiger Jahren in dem herrlichen Alpenland mächtig um

Hauptsache war, Religion, Wissenschaft, Kunst auf's innigste mit dem Volksleben zusammenhingen und die Religion als einheitliches Princip Alles lebendig verband und durchwaltete!

Wer indeß noch ein Herz für das katholische Volk hat, der wird dem Volksmaler Paul von Deschwanden einen höchst ehrenvollen Platz unter den Künstlern der Neuzeit einräumen müssen; er wird nicht ohne Rührung sein Leben lesen, das der gelehrte Benedictiner Albert Kuhn in ebenso gründlicher als anziehender Weise beschrieben hat [1]. In den meisten Besprechungen dieses Buches tritt indeß vielmehr der Affect des Mitleids hervor als jener der Bewunderung für den dahingeschiedenen Künstler. Die günstigsten Urtheile bleiben bei demjenigen Ernst Deger's stehen, welcher über Deschwanden schrieb:

„Unsere Bekanntschaft datirt sich von Rom her. Der dortige Aufenthalt und gemeinsame Ausflüge an kunstberühmte und heilige Orte führten uns bald zu herzlicher Liebe zu dem neuen Freunde. Wir bewunderten die herrlichen Anlagen, womit er so reich ausgestattet war; ebenso sehr ging uns sein reines, kindlich frommes Gemüth ein und zugleich seine stete Heiterkeit, die wohl Zeugniß ablegte, daß er reinen Herzens vor Gott dem Herrn wandelte. Soweit mir ein Urtheil über Deschwandens künstlerische Leistungen zusteht, geht dasselbe dahin, daß seine große Leichtigkeit im Schaffen ihn häufig verleitete, den mühsamen Weg ernsten und tiefen Studiums ein wenig zu viel zu verlassen, nicht ohne Schaden für seine Leistungen. Ich machte zur Zeit, in Rom und Düsseldorf, kein Hehl daraus. Er nahm es wahrhaft demüthig auf, um so hochachtbarer, als sein Talent weit über dem meinigen stand. Zu meinem Bedauern fiel er in den gerügten Fehler nur zu häufig zurück in Folge seiner isolirten Stellung ... Bezüglich seiner vortrefflichen Absicht, nur Gott dem Herrn zu dienen und seine Mitmenschen zu erbauen durch sein künstlerisches Wirken, bin ich nicht der letzte, der am Grabe unseres verehrten Freundes einen Lorbeer niederlegt."

Obwohl Deger in seinem höchst liebevollen Urtheil über Deschwandens Talente unstreitig viel zu weit geht, so hat er doch die „isolirte" Stellung seines Kunstgenossen und deren Folgen zu sehr als Unglück aufgefaßt. Die Einbuße, welche Deschwanden dadurch als Künstler erlitt, wird weit aufgewogen durch den Dienst, den er der katholischen Schweiz erwiesen. Um fremde Künstler herbeizurufen, besaß sie die Mittel nicht. Auf eine eigene katholische Kunstakademie wird sie noch Jahrzehnte vergeblich warten, wenn nicht das Ordensleben sich frei entwickeln und Klöster wie „Beuron" gründen kann. Wer hätte also den isolirten Künstler ersetzen können, dem Kirche und Volk mehr galten als selbst seine geliebte Kunst?

Sobald man die factischen Verhältnisse mit in Betracht zieht, wird man

---

[1] M. Paul von Deschwanden Ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion. Von Dr. P. Albert Kuhn. Mit neun artistischen Original-Illustrationen und mehreren Stahlstichen. Einsiedeln, Benziger, 1882. — Das höchst geschmackvoll ausgestattete Werk eignet sich trefflich zu Geschenken.

dem Lebenslaufe des frommen, glaubensinnigen Künstlers nicht ohne Rührung folgen können. In dem kleinen Cantonshauptort Stanz wurde er am 10. Jan. 1811 geboren — als Sohn eines Handelsmannes. Nichts begünstigte eigentlich den Beruf zum Künstler. Indessen zeigte derselbe sich frühe und brach sich Bahn. Körperschwäche und Kränklichkeit verhinderten eine kräftige Erziehung und ein gründliches wissenschaftliches Studium. Mehr spielend als arbeitend erwarb sich Paul das bescheidene Mittelmaß allgemeiner Bildung, die ersten Elemente und Fertigkeiten seiner Kunst. So reich die Urschweiz an Schönheiten der Natur ist, so ärmlich ist es in ihren kleinen Ortschaften mit Kunstwerken bestellt. Der erste weitere Kreis, in welchem deßhalb der junge Deschwanden seine Fortbildung suchte, war das protestantische Zürich, wo er zu seinem Glück an den Malern Freudweiler, Schinz und Vogel nicht nur tüchtige, sondern auch sehr edle und religiöse Lehrer fand. In München, wo er dann (1830) unter Cornelius' Direction in die Akademie trat, konnte er das Klima nicht aushalten. In der französischen Schweiz, wohin er 1835 ging, um die französische Sprache zu lernen, gerieth er in pietistische Kreise und wurde sogar ein Bekehrungsversuch an ihm unternommen. Was ihn rettete, war die tiefreligiöse Erziehung, die er als Kind im Elternhause erhalten. Doch der schwärmerische Zug seines Charakters, der sich in seinem stillen, zurückgezogenen Jugendleben entwickelt und ihn mit jenen Pietisten befreundet hatte, wurde durch den Angriff des Genfer Predigers noch keineswegs überwunden. Noch in Florenz, wohin er 1838 zog, war seine Phantasie keineswegs mit den concreten Gestalten beschäftigt, welche die heiligen Evangelien und die Geschichte der Kirche dem Künstler bieten, sondern mit jener sonderbaren, ätherischen Engelwelt, welche er sich selbst aus Klopstocks Messiade schwärmerisch zurechtgeträumt hatte. Dieß zeigt das erste größere Bild, das er in Florenz ausstellte und dreimal bearbeitete: das Elysium. „In paradiesisch verklärter Morgenlandschaft," so skizzirt er selbst das Bild, „hervorgehoben durch kräftige Palmen, ließ ich selige Gestalten knieen, sitzen, wandeln und in's Lichtmeer entschwebend, auf Harfen und Leiern das Lob des Ewigen singen. Es sollte zunächst Glaube, Hoffnung und Liebe und im weitern die Wirkungen dieser Tugenden in steigender Glückseligkeit darstellen." Erst in Rom, wo er um Weihnachten 1839 eintraf und nebst Overbeck die Maler Deger, Karl und Andreas Müller, Settegast, Becker, Veit, Rhoden, Blaas u. A. kennen lernte, zerrann der elysische Traum, dem er seinen ersten Künstlertriumph verdankte, und gelangte er zu dem Geständniß: „Auch ist es keine übertriebene Demuth, wenn ich sage, daß ich erst jetzt die christliche Kunst zu begreifen beginne." Der Brief ist vom 14. Februar 1840 — Deschwanden also schon fast 30 Jahre alt.

Gerne wäre er nach Overbecks Rath länger in Rom geblieben, um die ältere katholische Kunst, gemeinsam mit so hervorragenden Genossen, in der Metropole der christlichen Welt, an ihren herrlichsten Meisterwerken zu studiren. Doch die Vorsehung selbst durchkreuzte den Plan, welcher ihn wahrscheinlich auf eine ganz andere Lebensbahn gelenkt hätte. Krankheit nöthigte ihn, schon im Sommer 1839 in die Heimath zurückzukehren. Doch blieben

die Eindrücke Roms, besonders aber die Kritik Overbecks über sein „Elysium" von maßgebendem Einfluß auf seine weitere Entwicklung.

„Mein Elysium," so schreibt er selbst von Rom aus, „mag einen ähnlichen Eindruck machen, wie das Lesen von Klopstocks Messias, der so angenehm, so hinreißend geschrieben ist, aber wenig anderes als unfruchtbare Empfindungen zurückläßt . . . Ich konnte anfangs diesen liebgewordenen Ideen kaum entsagen, aber da ich die Wichtigkeit einer so ernsten Entscheidung einsehe, halt' ich es für Pflicht und zwar für angenehme Pflicht, den nach Protestantismus riechenden Weg des Mysticismus an denjenigen zu vertauschen, auf dem uns so viele christliche Maler vorangegangen, deren Werke zwar nicht den genußsüchtigen, sinnlichen oder schwärmerischen Menschen schmeicheln, wohl aber stets einen ernsten Eindruck machen und dem gelehrigen Beschauer immer lieber werden, weil sie gleich der heiligen Schrift auf die einfachste, anspruchloseste Weise das Höchste und Wichtigste erzählen. Man glaube nicht, daß man mit dem Geiste der Alten auch ihre oftmalige zu steife und magere Außenseite nachzuahmen habe; nein, die schönsten Formen und Farben lassen sich ohne Eintrag damit vereinen. — Noch habe ich jene Stufe trotz der jetzt ausgesprochenen Ansicht nicht erreicht, wo ich zu mir selbst sagen könnte: Nun wirst du, auch dir selbst überlassen, nicht mehr in den vorigen Abweg zurückfallen, denn immer hängt sich meinen Compositionen noch etwas an, das nicht zur Würde und Einfachheit des Christenthums gehört, und daher einen mehr lieblichen als nützlichen Eindruck macht."

Dieses Selbstbekenntniß enthält in nucleo nicht nur die Geschichte seiner ästhetischen Bekehrung, sondern auch sein künftiges Künstlerprogramm, dessen Schwierigkeiten und die Fehler, in welche er durch dessen Nichtbeobachtung verfiel. Über seine weitere Entwicklung gibt sein Tagebuch vom Jahre 1861 folgende interessante Aufschlüsse:

„In der entschiedenen Neigung zum Religiösen war nie ein Wanken. Wohl gab es Zeiten, wo Landschaft- und Blumenzeichnung nach der Natur stark hervortraten (in der Jugend). Mit Vorliebe wurden Knabenköpfe gezeichnet, meistens in der Absicht, sie zu Engeln zu gebrauchen, daher oft sie schöner sehend und zeichnend als das Original. Das Kräftige, Gewaltige u. s. w. wollte mir lange nicht eingehen. Am besten glückte mir dieß beim Engelsturz in Landser.

„Mein Faltenwurf neigte sich anfangs dem Barocken zu; Schinz und dann besonders die Werke Overbecks veredelten in mir den Sinn hiefür, daher ich jetzt sehr leicht und glücklich damit hantire.

„Durchschnittlich war ein stetes Fortschreiten, bald im Zeichnen, bald im Malen, bald im Componiren wahrzunehmen; doch in den vierziger Jahren kamen viele sehr vernachlässigte Arbeiten vor, die mir noch jetzt innere Vorwürfe machen.

„Das Colorit war anfangs launenhaft, bald dieses, bald jenes nachahmend, oft sehr in das Graue und Blasse verfallend, besonders in den dreißiger Jahren. Vom Jahre 1840 an consolidirte es sich mehr und mehr,

aber erst in den fünfziger Jahren trat mehr Energie in diesem Punkte ein, wie auch in der Zeichnung des Nackten." [1]

Seinen unregelmäßigen, vielfach unterbrochenen Bildungsgang faßte er nicht als eine Verkümmerung seines Talents, sondern als Grund origineller, selbständiger Entwicklung auf. Bei den Entwürfen seiner Gemälde arbeitete er „mehr träumend und formlos fühlend als bewußt" — Bewegungen, Formen, Gestalten, Gewandungen entwickelten sich beim Skizziren, nachdem der Geist den zu behandelnden Stoff einmal mit Liebe erfaßt und in engen Umrissen sich vorgestellt hatte.

„Zu großen Compositionen," so fährt er fort, „fühlte ich mich selten angeregt, und ich glaube wirklich, es sei viel eher meine Aufgabe, durch einfache Bilder vermittelst des Ausdrucks der Köpfe wirksam zur Erbauung zu sein. Höchst selten quält eine Arbeit meinen Geist; weil eben mehr mit dem Gefühle als dem Verstande arbeitend, trenne ich mich leicht und völlig davon, und was fertig und fortgeschickt, beschäftigt mich gar nicht mehr.

„Daß eine reinere Stimmung mit der Hilfe von Oben und der Fürbitte vertrauender Besteller das Gelingen einzig sichere, ist ja gewiß. Wo es mehr gilt, die Anerkennung der Kunstverständigen als die Erbauung der Gläubigen zu erreichen, da geht es hart, und ich muß dann sozusagen im Schweiße des Angesichtes mein elendes Ruhmesbrod verzehren. Darum bin ich auch nicht sehr glücklich mit Ausstellungsbildern, versende so etwas immer mit schwerem Herzen, wie etwas, das ich nicht Gott, sondern dem Kaiser, den Anforderungen der Welt, abgegeben habe.

„Nichts ist für mich hemmender als unbekämpfter Hochmuth und Empfindlichkeit bei Störungen und fallenden Bemerkungen, nichts fördernder als reine Begeisterung und Liebe in gegenseitiger Mittheilung, das Förderndste aber die heilige Communion, und sollten dadurch auch viele Unterbrechungen entstehen, so daß ich an Samstagen oft selbst staune, wie vieles, wie leicht und wie gut da zu arbeiten ist. Kurz, die Ehre für alles Gelingen Gott, alle Vorwürfe für alles Mißlingen — mir!"

Aus Rom zurückgekehrt, ließ sich Deschwanden 1839 definitiv in seinem elterlichen Hause nieder und richtete sich daselbst erst ein nothdürftiges, dann ein größeres und bequemeres Atelier ein, das bald für die Touristen zur Sehenswürdigkeit wurde und den Maler nöthigte, die Besuche auf bestimmte Stunden einzuschränken. Sein unermüdliches künstlerisches Schaffen war die Freude seines greisen Vaters, der in seinen letzten Jahren stundenlang in seiner Werkstatt saß. Eine unverheirathete Schwester führte die Haushaltung und blieb bei Paul, als der Vater starb (1856). Er selbst verheirathete sich nicht, sondern trug sich vielmehr längere Zeit mit dem Gedanken, in's Kloster Einsiedeln einzutreten, und bedauerte es sogar gegen Ende seines Lebens, diesen Plan nicht ausgeführt zu haben. Übrigens lebte er in der Welt so fromm, rein und tadellos, daß er allen, die ihn kannten, Verehrung und

[1] Kuhn, S. 120. 121.

Liebe einflößte und sie mächtig zum Guten hinzog. Jährlich ermöglichte er es zwei unbemittelten Studenten, in Einsiedeln zu studiren und bereitete ihnen so den Weg zum Priesterthum. Für arme Kirchen malte er umsonst oder zu so niedrigem Preis, daß ihm kaum die eigenen Auslagen erstattet wurden. Auch sonst legte er es nicht auf Gewinn ab. Als Kind hatte er nicht gern rechnen gelernt, als Mann wußte er nur schlecht mit Geld umzugehen und kaum eine tadellose Quittung zu schreiben. Seine Gutmüthigkeit wurde viel ausgebeutet; das hinderte ihn aber nicht, in kindlichster Herzenseinfalt gut und lieb gegen alle Menschen zu sein. Um Politik kümmerte er sich nicht, was bei einem Schweizer viel heißen will. Er gehörte ganz der Kunst an, die für ihn gottesdienstliche Weihe erhalten hatte.

Nur durch Reisen wurde das einförmige Tempo seines schlichten Lebens unterbrochen. 1842 reiste er den Rhein hinab zu seinen Düsseldorfer Freunden, 1843 besuchte er die große Kunstausstellung in Paris, 1845 bewunderte er Kaulbachs Zerstörtes Jerusalem in dessen Atelier in München, 1847 machte er eine Wanderfahrt nach Tirol, 1851 sah er Brüssel und Antwerpen. Bei all diesen Reisen ging er mehr den religiösen Kunstschätzen und dem religiösen Volksleben nach als profaner Zerstreuung und Unterhaltung. In Paris interessirten ihn am meisten die alten Gemälde im Louvre, während ihn die Ausstellung selbst ziemlich kalt ließ. Tiefen Eindruck machte bei der Tiroler Reise Maria Mörl auf ihn. Auf der Rückreise aus Belgien begeisterte er sich auf's innigste an Steinle's Malereien in Köln und an den von Deger, Ittenbach, Karl und Andreas Müller ausgeführten Bildercyklen der Apollinariskirche. Im Jahre 1860 lieferte er das Weihegeschenk der katholischen Unterwalder an Papst Pius IX., eine heilige Familie mit dem jugendlichen Johannes dem Täufer und zwei Engeln. Der Papst nahm das Bild mit großer Freude auf und auch am päpstlichen Hofe hat es Anerkennung gefunden. Als der Maler 1869 zur Secundizfeier Pius' IX. nach Rom wallfahrtete, empfing ihn der Papst, dieser größte Volksmann unseres Jahrhunderts, mit dem herzlichsten Wohlwollen und beschenkte ihn eigenhändig mit einer goldenen Medaille. Er war darüber selig wie ein Kind. Nächst dem Papste interessirte ihn am meisten sein alter Freund und Kunstgenosse Overbeck, in dessen Atelier er auch mit Steinle zusammentraf. Er betrachtete beide als hoch über ihm stehend, aber die Art und Weise, wie er von ihnen spricht, bezeugt seine innige Geistesverwandtschaft mit ihnen. Rührend hat Deschwanden in seine Reisenotizen aus Rom auch das Zusammentreffen mit einem Dominicaner-Maler, P. Serafino, beschrieben, den er früher im Kloster S. Marco zu Florenz kennen gelernt hatte und den er nun, aus seinem Kloster vertrieben, von Gram gealtert, wieder in Rom traf. Ihr Abschiedsgruß war: „Auf Wiedersehen im Himmel bei Fra Angelico!"

Wiederholt besuchte Deschwanden noch München, dreimal ging er nach Beuron, um die dortige neue Malerschule kennen zu lernen, 1871 erfreute er sich an dem Passionsspiel in Oberammergau, in dessen Chor-Genien er unwillkürlich die Verwandten seiner eigenen Engelwelt wiederfand. Der liebste und häufigste Zielpunkt seiner Wanderungen war indeß das altehrwürdige

Stift Maria-Einsiedeln in dem stillen Bergthal am Fuße der Mythen. Hier zog ihn nicht nur seine innige Andacht zu Maria hin, sondern auch ein Freundeskreis, der seinem Herzen vollständig zusagte. Bei den dortigen Benedictinern fand er die kindlichste Frömmigkeit, tiefen religiösen Ernst, ächte Bildung und schweizerische Gemüthlichkeit freundlich verbunden. Er war da ganz zu Haus. Der in seiner äußern Erscheinung fürstliche Abt Heinrich Schmid, der ebenso gelehrte als fröhliche Dichter Gall Morel, der ehrwürdige ernste Decan Ledergerber, ja das ganze Kloster liebten den einfachen Künstler wie einen der ihrigen. Ich habe ihn selbst da gesehen, wie er, im Benedictinerhabit, die Himmelfahrt Mariä im Chor restaurirte. Er war beim Malen wie in's Gebet versunken, doch ohne alle Ziererei, wie er selbst von Steinle sagt, ein „Freund Gottes". Wie ich als Kind schon seine Engel liebgewonnen, so habe ich mich später an seinen Madonnen nicht gestoßen, obschon ich selbst glaube, daß viele derselben zu mädchenhaft schmächtig sind und mehr die Unschuld der Präsentation Mariä im Tempel als die Würde der Himmelskönigin und Gottesmutter zur Darstellung bringen. Er hat das selbst gefühlt, glaubte aber besser zu thun, sich, wie Christus in seinen Parabeln, zur schwachen Fassungskraft des Volkes herabzulassen.

„So sollen auch wir die natürlichen und durch höhere Meister geweihten technischen Mittel nicht verschmähen, wenn solche dazu dienen, das Erhabene den Schwachen recht nahe zu legen. Es ist ganz richtig, daß wir nicht aus gemein, wohl aber rein menschlichen Rücksichten dem Verlangen der Gläubigen entsprechen sollen. Es ist vorauszusehen, daß eine Madonna, in so strengen Formen ausgeführt, selten oder nimmer zum Herzen spricht. Und das Volk erhebt sich nie zu jenem spiritualistischen Standpunkt, der erforderlich wäre, um in einer so symmetrisch steifen Figur jene Hoheit und Erhabenheit zu finden, die allerdings für einige wenige Beschauer darin liegen mag." In andern Briefen sagt er ausdrücklich, daß ihm Fiesole und dessen „kindlichere Nachfolger, wie Steinle u. s. w." als nachzuahmende Vorbilder galten. Daß er sie nicht erreicht, lag in seinem weicheren Temperament, in seinem ganzen Entwicklungsgang und in der Hingebung, mit der er sich zum Diener Aller machte. Dieß führte zu häufigen Copien seiner selbst, und zu der erwähnten Schnellmalerei. Bis zum Tode gönnte er sich weder Ruh noch Rast. Noch am 19. Februar 1881, einem Samstag, standen drei angefangene Bilder in seinem Atelier, das er zum letzten Mal ordnete. Am Sonntag empfing er in der Kirche die heilige Communion und wohnte des Nachmittags einer Procession bei. Am Montag erkrankte er. Bedenkliche Symptome mehrten sich rasch. Sanft und friedlich, wie er gelebt, schlummerte er am 25. Februar Abends in ein besseres Dasein hinüber. Sein Testament war längst gemacht. Es ist ein rührendes Denkmal seiner tiefen Frömmigkeit, ja ein Porträt seines Lebens.

„Endlich zum Vermächtniß schreitend," sagt er da, „wünsche ich allen eine vertrauensvolle, fröhliche Ergebenheit in den heiligen Willen Gottes, Freisinn von ungeordneter Anhänglichkeit an irdisches Gut, an Bequemlichkeit und Luxus, Liebe zu den Armen, freigebiges, stets versöhnliches Entgegen-

kommen, kurz den Frieden aus Gott unter den Mitmenschen, der jeden zeitlichen Gewinn streit- und neidlos, jeden Verlust, jedes Leiden verdienstlich zu machen geeignet ist.“ [1]

Würde das gründlich gearbeitete und schöngeschriebene Buch des P. Albert Kuhn nichts weiter bieten als die Zeichnung eines solchen engelgleichen Künstlerlebens inmitten moderner Versunkenheit, Geldwuth und Corruption, es müßte in den weitesten Kreisen die angelegentlichste Empfehlung verdienen. Doch es gewährt in dem engen Rahmen des anspruchslosen Künstlerlebens die interessantesten Ausblicke auf die neuere Entwicklung kirchlicher Kunst und ein weiteres Culturbild aus der katholischen Schweiz, an dem sich Jeder trösten, erfreuen und erbauen mag.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Das Leben Jesu. Dritter Band: Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt von Dr. **Joseph Grimm,** bischöfl. geistl. Rath und königl. o. ö. Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Zweiter Band. 8⁰. IV u. 652 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 5.

Die zwei vorhergehenden Bände haben wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen (vgl. Bd. XII. S. 221—227; Bd. XVI. S. 323—328). Was damals über Zweck, Anlage und über die eigenthümlichen Vorzüge der vorliegenden Bearbeitung des Lebens Jesu bemerkt wurde, gilt auch von dem neuen Bande. Er umfaßt den Zeitraum von der Apostelwahl bis zur Ernennung des Petrus zum Felsen der Kirche incl., d. i. nach der zu Grunde gelegten chronologisch geordneten Darstellung bei Lukas Kap. 6, 12 bis 9, 20. Die Parallelstellen aus Matthäus und Markus und die den anderen Evangelisten eigenthümlichen Züge werden dabei am betreffenden Orte in die Erörterung hineinverwebt; so — um die Parallelstellen zu übergehen — Matth. 9, 27—31 die zwei Blinden in Kapharnaum; 14, 22—36 die nächtliche Seefahrt der Apostel; 15, 1—20 die Verurtheilung des Pharisäerthums; 15, 21—28 Jesus und die Kananiterin; 15, 29—39 die wunderbare Speisung der Viertausend; 16, 1—12 Warnung der Apostel vor den Pharisäern; Mark. 7, 31—37 die Heilung des Taubstummen in der Dekapolis; 8, 22—26 die Heilung des Blinden in Bethsaida; Joh. 6. 22—72 die Verheißung der Eucharistie.

Die Darstellung ist, wie wir es bei Dr. Grimm gewohnt sind, edel, getragen, voll Würde und Weihe, in Wortstellung und Satzbau hie und da

[1] S. 247.

eigene Bahnen wandelnd. Um die „Größe der Stunde", die Bedeutsamkeit der einzelnen Umstände, die Tiefe der Eindrücke und deren psychologische Verknüpfung, sowie die Tragweite der messianischen Worte und Handlungen recht zur Anschauung zu bringen und sie dem Gefühle und der Empfindung des Lesers klar und eindringlich vorzuführen, dreht sich die Darstellung zu wiederholten Malen um denselben Punkt und werden uns eingehende Rekapitulationen vorgelegt; dadurch kommt eine gewisse Weitschweifigkeit in die Erörterung und bleiben auch Wiederholungen der bereits angestellten Reflexionen dem Leser nicht erspart. Daraus soll aber kein Tadel formulirt werden. Denn wir sind der Ansicht, daß ein „Leben Jesu" nicht da ist, um auf einmal und rasch hinter einander gelesen zu werden; falls man aber die einzelnen Scenen oder Kapitel entweder für sich oder in angemessenen Zwischenräumen liest oder durchbetrachtet, verschwindet großentheils dieser Eindruck der Weitschweifigkeit und Wiederholung, über den Referent schon mehrmals Klage führen hörte.

Auch dieser Band ist reich an Lichtblicken, an packenden und das Verständniß der messianischen Thätigkeit herrlich förderndеn Ausführungen. Sollten einige solcher Stellen namhaft gemacht werden, so möchten wir besonders die Stellung und Bedeutung der Apostel, die Seligpreisung der Armen in der Bergpredigt, Matth. 7, 6, die Würdigung der beiden Erzählungen vom Hauptmann und königlichen Beamten, die reuige Sünderin, die Parabeln, das Symbolische der Wunder Jesu, die Apostelaussendung, das dritte Pascha Jesu und die Verheißung der Eucharistie, die Erklärung von Joh. 6, 27 und die Verheißung an Petrus Matth. 16, 17 u. f. hervorheben.

In der harmonistischen Anordnung und in der Reihenfolge der evangelischen Begebenheiten hält der Herr Verfasser an den in seinem Buche „Einheit der vier Evangelien" gewonnenen Resultaten fest. Lukas allein will die geschichtliche Abfolge der Ereignisse geben, seinen Stoff in chronologischer Ordnung darlegen. Diese Voraussetzung ist durch die Einleitungsworte des Evangeliums nach Lukas und durch dessen schriftstellerischen Charakter hinlänglich begründet und muß wohl die Grundlage einer jeden gesunden, d. h. nicht nach subjectivem Gutbefinden aufgebauten Evangelienharmonie bleiben, wie Referent bereits bei anderen Anlässen in diesen Blättern bemerkte (vgl. Bd. VIII. S. 222; Bd. XV. S. 211). Freilich hat u. A. Nösgen in den „Studien und Kritiken" (1876, S. 265 u. f.; 1877, S. 440 u. f.) wiederum eine Lanze für die Ansicht eingelegt, Lukas wolle ein nach lehrhaften Motiven entworfenes und geordnetes Geschichtsbild geben. Allein die von ihm gegebene Gruppirung der „lehrhaften Motive" sieht sich so sonderbar an und läuft so regellos durcheinander, daß sie gerade die beste Widerlegung der von Nösgen aufgestellten Theorie ist.

So sehr man darin dem Herrn Verfasser beipflichten muß, daß die Erzählung des hl. Lukas chronologisch zu fassen ist, so sind doch trotz dieser entscheidenden Annahme noch bei weitem nicht alle Differenzen in der Anordnung der evangelischen Erzählungen ausgeglichen. Es warten da nämlich noch der näheren Bestimmung jene evangelischen Berichte, die bei Lukas keine

Parallele haben, und ferner ist die Frage zu lösen, inwieweit ähnliche Ereignisse wirklich als identisch anzusehen seien. Referent ist nun zwar der Ansicht, daß in vielen Fällen auch hier Dr. Grimm das Annehmbarste bietet, allein in anderen hat er doch seine Bedenken und Zweifel. Einiges möge hier eine kurze Erwähnung finden. Nach Dr. Grimm kommt die bei Matth. 9, 27—31 erwähnte Blindenheilung nach der Erweckung des Jünglings von Naim und lange vor der Begebenheit mit der Tochter des Jairus. Aber Matthäus bringt sie in engen Zusammenhang mit dem letzteren Begebnisse. Denn kaum hat er dieses berichtet, so fährt er fort: et transeunte inde Jesu, „und wie Jesus sich wegbegab von dort (ἐκεῖθεν), folgten ihm zwei Blinde". Wir wissen nun allerdings, daß Matthäus im 8. und 9. Kapitel Jesum den Wunderthäter durch eine absichtliche Gruppirung der auf den verschiedensten Gebieten gewirkten Großthaten charakterisirt; aber trotzdem wagen wir es nicht, die so bestimmt lautende Aussage: als Jesus von dort sich wegbegab, d. h. von der Erweckung der Tochter des Jairus, ihrer einzig natürlichen Bedeutung zu entkleiden. Daß eine solche Ausdrucksweise bloß eine nichtssagende Anknüpfungsformel sein soll, will uns nicht einleuchten. Als reine Übergangsformeln anerkennen wir mit dem hl. Augustin das τότε, tunc bei Matthäus, ebenso, daß vespere autem facto nicht nothwendig den Abend des im Vorhergehenden bezeichneten Tages besage, ebenso wenig als diluculo gerade den Morgen der im Voranstehenden besprochenen Nacht; als solche mag auch noch mit demselben hl. Augustin das cum loqueretur betrachtet werden, d. h. als Jesus einmal im Vortrage begriffen war, ohne daß nothwendig der gerade vom Evangelisten mitgetheilte Vortrag zu verstehen sei (vgl. de consensu Ev. II, 22. 32. 39); allein mit dem hl. Augustin glauben wir auch daran festhalten zu müssen, daß, wenn der Evangelist schreibt: cum haec loqueretur, dann den Worten ihre natürliche Bedeutung gelassen werden müsse. Es scheint uns undenkbar, daß ein grammatisch und logisch so bestimmter Hinweis einfach eine nichtssagende Überleitungsformel sein soll. Eine solche Abschwächung der Ausdrucksweise ist im Leben unerhört; wir dürfen sie also auch nicht bei einem Evangelisten voraussetzen.

Und in der That liegt auch gar keine Nöthigung zu einem solchen Gewaltstreich vor. Zunächst kann jene Blindenheilung ganz gut an dem von Matthäus bestimmt bezeichneten Platze belassen werden. Die Gesandtschaft des Täufers, die von Jesus auf die geschehene Heilung von Blinden hingewiesen wird, nöthigt nicht zu einer Umstellung. Denn was Lukas 4, 40; 5, 15. 17 und besonders 7, 21 (in ipsa autem hora multos curavit a languoribus . . . et caecis multis donavit visum) berichtet, ist mehr als genug, um die den Abgesandten gegebene Antwort auch ohne Zuhilfenahme jener abseits liegenden Blindenheilung zu rechtfertigen. Ebenso wenig verfängt der andere von Dr. Grimm betonte Grund: die Heilung der zwei Blinden scheine um des Volkes willen gewirkt, sei also vor die Gesandtschaft des Täufers zu setzen, weil nach derselben Christus mit seiner Thätigkeit vor Allem den Aposteln zugewendet erscheine. Denn man bedenke nur, was Luk. 9, 1 von der Aussendung der Apostel und den dabei stattfindenden

Wundern erzählt ist, oder was Dr. Grimm selbst zu Matth. 15, 30 S. 590 bemerkt, welche Fülle von Wundern damals wieder für das Volk gewirkt wird. Es ist demnach auch von dieser Seite her kein Grund vorhanden, den natürlichen Wortlaut des Evangelisten preiszugeben. — Dasselbe möchten wir für Matth. 9, 18: haec illo loquente ad eos, ecce princeps unus accessit ... geltend machen. Lukas freilich erzählt eine ganz gleiche Begebenheit an einer andern Stelle und bei einer andern Gelegenheit (5, 33) und mit ihm Mark. 2, 18. Ganz gut; aber was liegt Unwahrscheinliches darin, daß streitsüchtige und auf ihre Überlieferungen versessene Pharisäer und eifersüchtige Johannesjünger dieselbe Streitfrage zweimal bei verschiedenen Anlässen vorgebracht haben? Pflegen nicht gerade solche Menschen immer und immer wieder, wie man sagt, in dasselbe Loch zu bohren? Da also eine derartige Wiederholung historisch und psychologisch sich so leicht begreifen läßt, warum sollen wir dem Wortlaute des evangelischen Textes haec illo loquente ad eos einen sonst unerhörten Sinn unterschieben? Hierzu ist noch Folgendes zu beachten: Die ganze Art und Weise des öffentlichen Lebens Jesu macht es schon a priori gewiß, daß ähnliche Ereignisse, Streitreden u. dgl. sich öfter müssen zugetragen haben. Hierfür liegt uns in den Evangelien selbst der handgreifliche Beweis vor. Denn Luk. 8, 16 und 11, 33 wird derselbe Ausspruch Christi zweimal bei verschiedenen Anlässen berichtet; das Gleiche ist der Fall bei Matth. 7, 16 und 12, 33; 5, 29 und 18, 8; 12, 38 und 16, 1; 5, 31 und 19, 3; auch 9, 32 und 12, 22 u. dgl. m. drängt sich zur Vergleichung auf, wie sehr ähnliche Ereignisse sich öfters wiederholen, und besonders die Tempelreinigung Joh. 2, 14 im Beginne und Luk. 19, 45 (Matth. 21, 12; Mark. 11, 15) am Ende des öffentlichen Lebens Jesu. Dieses vorausgesetzt, möchte Referent fragen, ob nicht auch Matth. 8, 19—22 an seinem Platze zu belassen und getrennt von Luk. 9, 54 zu behandeln sei. Denn offenbar ist die Scene bei Matthäus ganz enge mit dem Befehle der Überfahrt verbunden. Jesus befiehlt angesichts der andrängenden Schaaren die Überfahrt: jetzt wird die Scene der ihm folgen Wollenden eingeschoben und dann offenbar auf den V. 18 gegebenen Befehl zurückgegriffen und fortgefahren: et ascendente eo in naviculam. Wozu Matthäus eine solche Ineinanderverschlingung sollte gewählt haben, wenn sie nicht objective Thatsache war, dafür dürfte doch kaum ein annehmbarer Grund ausfindig zu machen sein. Oder soll man, um nur dasselbe Ereigniß mit Luk. 9, 54 zu gewinnen, ein Verfahren annehmen, das man sonst bei keinem Schriftsteller natürlich fände? Aus ähnlichen Gründen ist Referent auch der Ansicht, daß der bei Matth. 13, 54 und Mark. 6, 1 erzählte Besuch in Nazareth nicht mit dem bei Luk. 4, 16 berichteten identisch ist. Hier häufen sich die Gründe für die Unterscheidung geradezu.

Zunächst haben wir die bestimmte Aussage zweier Berichterstatter: Et factum est, cum consummasset Jesus parabolas istas, transiit inde, et veniens in patriam suam ...; ebenso klar Markus, der das Ereigniß an die Erweckung der Tochter des Jairus anschließt, es also in Übereinstimmung

mit Matthäus gleichfalls nach den Parabeln setzt: et egressus inde abiit in patriam suam. Die Erwähnung der allerdings wenigen Wunder, die Jesus nach Matthäus und Markus in Nazareth wirkte, scheint gleichfalls für die Unterscheidung zu sprechen, besonders wenn man Luk. 4, 23. 29. 30 in genaue Erwägung zieht. Und warum sollte der Heiland, der von Jerusalem sagt: quoties volui congregare, nicht seinem Nazareth ein zweites Mal eine Stunde der Gnade angeboten haben? Ich denke, der Wink der beiden Evangelisten ist klar genug, daß wir auch diese Huldverweisung dem Bilde des Heilandes einzuweben haben. Auch der Umstand dürfte nicht zu übersehen sein, daß wirklich Matthäus zweimal eines Aufenthaltes in Nazareth Erwähnung thut; er schreibt 4, 13: et relicta civitate Nazareth venit et habitavit in Capharnaum; daneben halte man die durch die ungefähre Zeitangabe ganz anders bestimmte Nachricht 13, 53: Et factum est, cum consummasset Jesus parabolas istas, transiit inde, et veniens in patriam suam ... Es will dem Referenten immer scheinen, daß man in einem ähnlichen Falle bei einem Profanschriftsteller an der Verschiedenheit beider Angaben nicht zweifeln würde.

Etwas auffallend klingt, was der Herr Verfasser zu Matth. 5, 28 u. f. bemerkt: „Das Gesetz beschränkte sich, das war wenigstens der strenge Wortlaut, über den sich das Volk nicht erhob, nur die äußere That, den sichtbaren Durchbruch der Leidenschaft, der verborgenen Sünde zu verpönen, und darum wer nur so weit seine wilden Triebe beherrschte, daß sie nicht zu roher That überschäumten, mochte sich schmeicheln, kein Gesetz verletzt zu haben. Dem Volke ‚harten Nackens‘ gegenüber begnügte sich der Gesetzgeber, Jehova, mit dieser Erfassung seines ausgesprochenen Willens, dem unschwer der empfänglichere Sinn einen volleren Inhalt abgewonnen hätte" (S. 76, ähnlich S. 80). Aber auch der Wortlaut des Gesetzes schreibt mehr vor als bloße Vermeidung der äußeren That, vgl. Ex. 20, 17; Deut. 5, 18: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" u. s. f.; dazu denke man an die Stellen über die Herzensbeschneidung, Deut. 10, 16; 30, 6, über die Gottesliebe, die Hinwendung zu Gott aus ganzem Herzen, Deut. 30, 10. 16. 20 u. a. Die richtige Auffassung bringt auch Dr. Grimm, wenn wir S. 111 über den greisen Simeon lesen, daß er uns den ächten Israeliten veranschauliche, der an sich die gesunde Frucht seines Gesetzes, das eigentliche Ziel seiner Erziehung voll und treu zur Darstellung bringe, oder wenn wir S. 534 hören, daß der Sinn der mosaischen Vorschrift der Hinweis sei auf innere Reinheit, auf die Unbeflecktheit des Herzens.

Bei einzelnen Erörterungen greift der Herr Verfasser zu viel zu starken Ausdrücken, so daß sich im Vergleich zu den folgenden Darstellungen zuweilen Widersprüche herausstellen. So heißt es S. 350, nach der Gesandtschaft des Täufers: „Jesus verzichtet, durch seine Lehren und Wunder noch länger um den Glauben dieses Volkes zu werben, er überläßt die Ungläubigen ihrem Geschicke und beschränkt sich, seine Zwecke der Offenbarung an einem Häuflein gläubiger Jünger zu verwirklichen" ... Dagegen halte man z. B. S. 371: „Seit seinem ersten Auftreten in Galiläa hat Jesus keinen Augen-

blick geruht, durch die Macht und den Glanz seiner Erscheinung seinen Ruf nach allen Seiten zu verbreiten ... da sucht er die Säumigen durch eigene Gesandte auf" u. s. f.; oder S. 409: „Als sie zurückkehrten, fanden sie den Meister selbst eben in Ausübung seines Amtes, in angestrengter messianischer Thätigkeit"; oder S. 590: „So entwickelt sich wieder mitten in der Wüste ein Leben, ein Schauspiel, wie wir es ebendaselbst nicht bedeutungsvoller, großartiger vor wenig Wochen bereits getroffen haben: nur daß sich damals die staunenswerthen Vorgänge, die Wunder der Gnade auf Einen Tag beschränkten, während sie dieses zweite Mal durch drei Tage das messianische Erbarmen in Athem halten. Insoweit dürfen wir den Fortschritt, das gesteigerte Maß flüssig gewordenen Segens kaum verkennen" u. s. f.; oder S. 367. 418 u. a. — Ebenso ist S. 417. 418 die Schilderung des Volkes und seiner Stimmung so gehalten, daß man sich später S. 437 billig wundert, zu lesen: „Unter der Gewalt einer Schwärmerei, die kaum mehr religiös heißen mag, sind sie heute in die Wüste hinaus, dem Gewaltigen nachgezogen"; — S. 11: „Wir stehen überrascht vor der Klarheit und Sicherheit, womit sie in entscheidender Stunde den Sohn Gottes bekennen"; doch wo es zur Schilderung dieser „Klarheit und Sicherheit" kommt, da lesen wir: „Aber die Gefragten zögern mit der Antwort, sie scheinen mit dem Bekenntnisse zu ringen, wechseln Blicke, wer zuerst das Wort ergreife" (S. 625).

Der Gedanke, daß die Wunder ihre *Hauptspitze* gegen den Unglauben richten, den unredlichen Willen verblenden sollen, kommt ein paar Mal zum Ausdruck (S. 140. 349). Doch wird auch darauf hingewiesen, daß Jesus seinen Anspruch, der Messias zu sein, durch eine Reihe greifbarer Wunder unterstütze und glänzend rechtfertige (S. 165), daß er seine Wunder für die Ziele seiner Offenbarung bemesse (S. 612), oder daß das Wunder mit seiner vollen Bedeutung, mit dem Zwecke seiner Wirkung Gegenwart und Zukunft zugleich umfasse und eine unvergängliche Tragweite gewinne (S. 298). Diese letztere Auffassung ist offenbar jener ersteren weit vorzuziehen und entspricht einzig dem Messias, der im Vollbewußtsein seiner Sendung seine Kirche und deren *ganze* Zukunft vor Augen hat und im Herzen trägt.

Einige für Laien jedenfalls mißverständliche Ausdrücke hätten vermieden werden sollen. Wenn es z. B. heißt: „Die Herzen prüfend, die Zeichen der Zeit deutend hat sich der Messias selbst über seine eigene Aufgabe keinen Augenblick getäuscht" (S. 138), so liegt die Gefahr nahe, daß Laien die Sache so verstehen, als habe auch der Gottmensch in seiner menschlichen Erkenntnißweise zu conjecturalen Schlüssen seine Zuflucht nehmen müssen und dabei allenfalls in der Prüfung und Deutung auch einmal fehlgreifen können. Aus S. 191 Anm. 1 werden gewiß die meisten Laien herauslesen, daß die heiligmachende Gnade nicht im alten Bunde, sondern erst in der Kirche mit der Taufe gegeben worden sei. Die Sprechweise: „das Geheimniß des dreieinen Gottes, *in den sich der eine Jehova entwickelt*" (S. 314), muß gewiß als eine unglückliche bezeichnet werden, auch in der daselbst sicher gewollten Bedeutung, daß für die unter der Leitung der Offenbarung fort-

schreitende religiöse Erkenntniß allmählich die Wahrheit aufdämmerte, in der einen Gottheit seien drei göttliche Personen.

Und jetzt noch ein Wort zur „Vorrede". Ich wundere mich, daß der Herr Verfasser eine Bemerkung von mir in diesen Blättern, Bd. XVI. S. 327, mißverstanden hat. Was ich andeute, da ich ja von der Motivirung der Wunder in Judäa ausdrücklich spreche, ist dieses: wenn Johannes mehrmals ausdrücklich auf die Vielen hinweist, die in Judäa glauben, so will er sicher nicht den Lieblingsgedanken von Dr. Grimm geben: Christus habe seine glänzendsten Wunder gewirkt, um den Unglauben zu reizen, zu verblenden, zu strafen. Denn es scheint mir, daß der Evangelist, wenn ihm diese Idee vorgeschwebt hätte, nicht einen solchen Hinweis zum Ausdruck gebracht hätte. Dabei kommt es nun gar nicht darauf an, ob das Viele absolut oder relativ zu verstehen sei — die dießbezügliche Ausführung des Herrn Verfassers trifft meinen Einwurf nicht — genug, daß Johannes als Wirkung der Wunder das Glauben von Vielen bezeichnet; also, schließe ich, faßt er die glanzvollen Offenbarungen Jesu unter einem anderen Gesichtspunkte auf, als Dr. Grimm. Oder mit anderen Worten: Kann man wohl psychologisch erklären, daß der Evangelist, die Anschauung Dr. Grimms bei ihm vorausgesetzt, sollte zu der wiederholten Erklärung gekommen sein, Viele hätten an Jesum geglaubt? Der Evangelist bekundet also eine andere Auffassung von der Geltung und der Absicht der Wunder in Judäa: das ist seinen wiederholten Angaben: multi crediderunt, zu entnehmen.

J. Knabenbauer S. J.

Geschichte des „Culturkampfes" in Preußen. In Actenstücken dargestellt von **Franz Xaver Schulte,** Pfarrer in Erwitte. XXVII u. 669 S. Essen, Fredebeul & Könen, 1882. Preis: *M.* 6.

Der preußische Culturkampf ist ein so wichtiges und tief eingreifendes, dabei so vielgestaltiges und wegen seiner zähen Dauer so merkwürdiges Ereigniß, daß ihm seit der französischen Revolution kaum ein anderes an die Seite gestellt werden dürfte. Ist es das letzte Ringen zwischen Katholicismus und Protestantismus, jenes Ringen, das einer alten Sage gemäß auf dem märkischen Sande zum Austrag kommen soll? Wer weiß das? Oder ist es das langsame Erlöschen der katholischen Religion in Deutschland? Viele mochten das hoffen, wir glauben es nicht und fürchten es nicht. Der Zeitpunkt mag noch ferne liegen, wann eine allseitige und pragmatische Geschichte dieses Kampfes sich schreiben läßt; trotzdem ist jetzt schon eine geschichtliche Darstellung und Entwicklung desselben aus mehreren Gründen ein Bedürfniß geworden, theils um den Gang der Ereignisse lebendig und frisch dem Gedächtniß vorzuführen, theils um der heranwachsenden Generation zu zeigen, wie ihre Väter geduldet, geseufzt und gestritten haben, um das Kleinod des Glaubens intact und unversehrt zu bewahren [1].

---

[1] Eine streng chronologische Darstellung des Culturkampfes findet sich in dem alle wichtigen kirchlichen Ereignisse der Gegenwart umfassenden Werke: Kirchen-

Der Verfasser obigen Werkes hat diese Aufgabe mit vielem Geschick und Glück gelöst. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht des Buches empfängt man einen günstigen Eindruck wegen der Menge und Reichhaltigkeit des gebotenen Materials und wegen der vortrefflichen Gliederung desselben. Indessen steht der Verfasser, um dieses gleich Anfangs zu bemerken, in beiden Punkten sich selbst etwas im Licht, und zwar wegen der Dürftigkeit des Inhaltsverzeichnisses. Hier wäre der Platz gewesen, den Reichthum und die Gliederung des Inhaltes dem Auge des Lesers übersichtlich vorzuführen; so wie das Verzeichniß jetzt ist, knapp und dürftig, gewinnt der Leser keine Idee von dem wirklichen Reichthum und der thatsächlich vortrefflichen Eintheilung des Stoffes, wie sie im Buche selbst vorhanden ist. Es ist gar zu kurz, wenn man liest: „Siebentes Kapitel; Abschluß der kirchenpolitischen Gesetzgebung; Actenstücke zum siebenten Kapitel.“ Wie ganz anders reich würde die Übersicht, wenn die Gruppen dieser Actenstücke folgendermaßen verzeichnet wären: 24. Zur Absetzung des Bischofs von Paderborn; 25. Pius IX. gegenüber den Maßregeln der Regierung; 26. Das Gesetz betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln (Sperrgesetz); 27. Gesetz gegen die geistlichen Orden und Corporationen; 28. Aufhebung der Artikel 15, 16, 18 der Verfassungsurkunde. Zwei Seiten Mehr-Druck hätten vollständig ausgereicht, diese leichte Übersicht zu bieten.

Der Verfasser behandelt in zehn Kapiteln die ganze Culturkampfs-Periode, angefangen bei den ersten Symptomen im Jahre 1866, bis herab auf die Gegenwart unter dem Pontificate Leo's XIII. Seine Methode besteht darin, wie es zum Theil schon aus obiger Angabe erhellt, in dem jeweiligen Kapitel die betreffende Geschichte zu erzählen und in pragmatischer Darstellung, so viel dieses geschehen kann, zu entwickeln; als Anhang folgen jedesmal, nach Gruppen geordnet, die einschlägigen Actenstücke. Unter diesen hat man nicht nur die eigentlichen officiellen Documente der Regierung, des Papstes, der Bischöfe, Kapitel u. s. w. zu verstehen, sondern es haben die Parlamentsreden des Centrums sowohl wie der Gegner sehr häufige Verwendung gefunden, ebenso manche bedeutendere Zeitungsartikel. Dadurch gewinnt die Darstellung sehr viel an Lebendigkeit, Frische und Actualität. Natürlich handelt es sich bei solchen Actenstücken nicht um vollständige Mittheilung derselben, sondern bloß um die prägnantesten, charakteristischen Stellen.

Das Buch wurde unternommen zur Beleuchtung und theilweisen Widerlegung der „Geschichte des Culturkampfes“ von Ludwig Hahn. Dieser hat demnach eine vielfache Berücksichtigung gefunden (besonders in Erwähnung der Auslassungen, welche derselbe für erlaubt gehalten hat, ohne die Objectivi-

geschichtliches in chronologischer Reihenfolge von der Zeit des letzten Vaticanischen Concils bis auf unsere Tage. Mit besonderer Berücksichtigung der kirchenpolitischen Wirren. Zusammengestellt von Dr. Hermann Rolfus. Fortgesetzt von Konrad Sickinger. Drei Bände (vom Vaticanum bis 1877 incl.), Mainz, Kupferberg, 1877—1882. Indem wir dieses höchst verdienstliche Quellenwerk für die neueste Kirchengeschichte hiermit eindringlich empfehlen, geben wir zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß es in der erprobten Weise weitergeführt werde.

tät zu beeinträchtigen) — nach unserm Dafürhalten sogar etwas zu viel, weil das Hahn'sche Werk schon jetzt unter die Antiquaria gegangen, bereits ohne Sang und Klang civiliter beerdigt ist. Das Hahn'sche Elaborat hat sich indessen nicht bloß entstellender Weglassungen dutzendweise schuldig gemacht, sondern auch thatsächlicher Unwahrheiten und Entstellungen, wie H. Schulte besonders S. 161 nachweist, wo es sich um eine Unwahrheit handelt, für welche Hahn schon in der „Germania“ und dann vom Bischof von Mainz zurechtgewiesen worden, die er aber gleichwohl aus seiner „Provinzial-Correspondenz“ wieder in sein Buch hinübernahm.

Der Hauptwerth des Werkes des Herrn Pfarrers von Erwitte besteht jedoch nicht in der Polemik gegen Hahn, sondern genau in dem, was der Titel sagt, in der „Geschichte des Culturkampfes in Preußen“. Wer den Culturkampf zwar mit erlebt, aber doch nicht activ mitten inne gestanden hat, sondern demselben meistens nur durch Lesung der Zeitungen gefolgt ist, der wird schwerlich in dem Wirrwarr der Gesetze und in der Lückenstopferei derselben einen klaren Überblick über den Gang und den Zusammenhang der Ereignisse bewahrt haben. Gerade zu diesem Zweck, um den mangelnden Überblick zu vermitteln, kommt das Buch des Herrn Schulte wie gerufen, es frischt das Gedächtniß auf, sichtet, ordnet und classificirt die Masse der Thatsachen. Die Festigkeit der Bischöfe, der Opfermuth des Klerus, die bewunderswürdige, einzig dastehende Haltung des katholischen Volkes, der Muth, die Ausdauer und Begeisterung der Centrumsmänner, der Mallinckrodt, Reichensperger, Windthorst, Schorlemer, alle haben in warmer und beredter Sprache Erwähnung gefunden. Aber auch einige Beamte, z. B. der Oberpräsident v. Kühlwetter, haben die gebührende Würdigung empfangen.

Da die Geschichte überhaupt eine Magistra vitae ist, so tritt dieses Magisterium auch in der Geschichte des Herrn Schulte zu Tage. Durch seine ganze Geschichte zieht sich wie ein rother Faden die Beobachtung hin, daß die Conservativen in Preußen leider sich als ein morsches, wurmstichiges Rohr gezeigt haben, auf welches man sich nicht stützen konnte. Bei Berathung des Jesuitengesetzes, heißt es S. 166, zeigten sie sich ohne Ausnahme als entschlossene Feinde der Kirche. Alle Parteien, sagt der Verfasser S. 267, waren beim Erlaß der Maigesetze von 1874 einig gegen das Centrum; in erster Linie die Conservativen, welche jetzt offen erklärten: „Der Liberalismus stehe ihnen näher, als das Centrum; sie seien entschlossen, der Regierung Heeresfolge zu leisten.“ Daß der Haß gegen Rom und die katholische Kirche das Motiv war, das hatte Bismarck 1875 bei Berathung des Sperrgesetzes im Herrenhause die Freude zu erfahren. Im Herrenhause erklärte sich (S. 374, 408) der größere Theil der protestantischen Conservativen nunmehr, wo es der katholischen Kirche direct „an den Leib“ ging, freudig bereit, der Fahne des Reichskanzlers zu folgen. Ohne Bedenken schlug Bismarck in die wieder dargebotene Freundeshand ein. Er sah in dem kundgegebenen Entschlusse „ein Bekenntniß zu dem Evangelium der Reformation“. Bei ihrer „Seelen Seligkeit“ erklärte er die „Evangelischen“ für verpflichtet, diesem Mahnrufe zu folgen.

Wir heben noch einige Ausdrücke hervor, die uns weniger gefallen. S. 89 ist von der Wiederaufrichtung des Kaiserthums die Rede; das alte Kaiserthum war ein römisches, das neue ist ein deutsches, also nicht ein wieder aufgerichtetes. Wenn man auch früher vom deutschen Kaiser sprach, so war dieß eben ein volksthümlicher, nicht juristisch haltbarer Ausdruck. Heutzutage ist die Unterscheidung wichtiger geworden; die ganze S. 94 mitgetheilte Rede Bennigsens in der Adreßdebatte war nur möglich durch die Verquickung beider Ideen. — S. 306 werden die Hirtenbriefe einzelner französischer Bischöfe zum Theil recht geschmacklos genannt. Der Bischof Freppel von Angers, dessen Hirtenbrief hier zumeist in Betracht kommt, gilt für nichts weniger als geschmacklos; geschmacklos ist es noch nicht, wenn französische Bischöfe in Frankreich so schrieben, wie man im Deutschen Reich nicht schreiben konnte und durfte, und geschmacklos ist nicht alles, was neuralgische Naturen aufregt.

Zum Schlusse wünschen wir dem schönen Buche die Anerkennung von Seite der Katholiken, die es verdient. Möge es dem eifrigen Verfasser vergönnt sein, in einer baldigen zweiten Auflage nicht bloß mit der Seeschlange des Ausgleiches mit Rom, sondern mit der Freudenbotschaft eines wahren Friedens abzuschließen.

R. B.

Alte und Neue Welt. Illustrirtes katholisches Familienblatt. XVI. Jahrgang. Einsiedeln, Gebr. Benziger.

Deutscher Hausschatz in Wort und Bild. VIII. Jahrgang. Regensburg, Fr. Pustet.

Eine Besprechung der vorzüglichsten illustrirten Zeitschriften des katholischen Deutschlands sollte auch „Die katholischen Missionen" berücksichtigen. Allein das reiche Lob und die ungetheilte Anerkennung, welche dieser Zeitschrift in der letzten Zeit nicht nur von der katholischen und akatholischen Presse, sondern auch von zahlreichen Oberhirten der Kirche zu Theil wurden, lassen es überflüssig erscheinen, jetzt näher auf Tendenz und Haltung derselben hier einzugehen. Da nun einmal das Bedürfniß einer illustrirten Zeitschrift, welche in erster Linie der Unterhaltung dient, in unserer mittleren und höheren Gesellschaftssphäre besteht, so können wir nicht bloß mit gutem Gewissen die beiden obengenannten Blätter allen Lesern bestens empfehlen, sondern meinen auch, daß es die Pflicht der nach einer Zeitschrift dieser Art suchenden Katholiken sei, mit Ausschluß kirchenfeindlicher, protestantischer oder indifferenter Blätter sich den beiden katholischen zuzuwenden. Eine immer regere Betheiligung seitens des Publikums bietet dann auch zugleich eine neue Garantie für die Vervollkommnung der Blätter selbst.

Man hört nicht selten unliebsame Vergleiche zwischen diesen katholischen Illustrirten und den großen liberalen ziehen, und man hat bald die Kleinheit der Verhältnisse, bald die Unselbständigkeit im Bilderschmuck, bald, ich weiß nicht was Alles, an den ersteren auszusetzen. Ein guter Theil dieser Kritiken beruht auf der übeln Gewohnheit, das Fremde immer höher zu stellen als das Heimische. Dann aber liegt dieser Parallele auch eine ungerechte Miß-

achtung der thatsächlichen Verhältnisse zu Grunde. Eine einzige Nummer einer illustrirten Zeitschrift repräsentirt ein Auslagekapital, von dem sich der Leser für gewöhnlich wohl kaum einen Begriff macht.

Zudem ist ein anderer Punkt nicht aus dem Auge zu lassen. Sowohl in Wort als in Bild muß bei katholischen Zeitschriften der haut-goût, eine gewisse Pikanterie fehlen und überhaupt der Charakter des Blattes ein solcher sein, daß er, was Höhe des Tones, Auswahl des Stoffes und Freiheit der Behandlung betrifft, sich an den Durchschnittsleser des breiten Mittelstandes und die Familienatmosphäre des streng christlichen Hauses hält. Daß diese verschiedenen, durch die Natur der Sache gebotenen Einschränkungen unseren Zeitschriften durchschnittlich einen etwas abgeblaßt temperirten, wir möchten wohl sagen, einen gewissen kleinstädtischen Charakter verleihen, der einzelnen Lesern vielleicht den Eindruck des Gewöhnlichen, „nicht auf der Höhe Stehenden" macht, wollen wir gerne zugeben. Aber im Allgemeinen können wir den Redactionen nicht Unrecht geben, daß sie einstweilen sich vorzugsweise an den vorhandenen Leserkreis wenden.

Indem wir zum Einzelnen übergehen, erklären wir ausdrücklich, daß uns eine einseitige Empfehlung der einen Zeitschrift vor der anderen fern liegt, und fügen sogar noch bei, daß wir mit uns selbst nicht einmal einig sind, welchem der beiden Blätter wir Alles in Allem persönlich den Vorzug geben sollen. Wir erlauben uns nachstehend nur, einige Bemerkungen an die einzelnen Positionen der Programme, wie sie im letztjährigen Jahrgang vertreten waren, anzuknüpfen.

Poesie ist zweifelsohne in der „Alten und Neuen Welt" nicht bloß reicher, sondern auch würdiger vertreten als im „Hausschatz". Wir halten es bei letzterem sogar für einen wirklichen Fehler, daß er die gebundene Rede so spärlich behandelt. Sehr zu loben ist bei dem Einsiedler Blatte die hervorragende Stelle und die künstlerische Erklärung, die es in jedem Hefte je einem Gedichte gibt. Manche dieser Zeichnungen sind von ausnehmender Schönheit, wenn wir auch gern zugestehen, daß in der Art, wie sich diese Illustrationen meist geben, sehr leicht eine Manier, etwas Fabrikmäßiges einschleichen kann. Strenge Kritik in dem Aufzunehmenden muß Regel sein. — Manches von dem Wenigen im „Hausschatz" und noch mehr von dem Vielen in der „Alten und Neuen Welt" wäre vielleicht besser ungedruckt geblieben.

An Romanen und Novellen war auch in diesem Jahr bei beiden Blättern kein Mangel; ja sie beanspruchten wohl zu viel des Raumes. „Die Sensenträger des Todes", „Der Roman eines Landarztes", „Das Wunder von Strivali" sind ebenso lesens- und lobenswerthe Leistungen, als „Margaretha von Flandern", „Joseph Haydn" (bis auf den letzteren Theil, der zu überhastet ist). Die besseren Sachen sind mehrentheils freie Übersetzungen, und wir rechten darüber keineswegs mit den Redactionen. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß die wenigen berufenen Kräfte des katholischen Deutschlands durchaus nicht hinreichen für den factischen Romanconsum. Der Roman wird überhaupt die Achillesferse unserer Zeitschriften bleiben. Muß

daher auch das Bestreben der Redactionen dahin gehen, die anerkannt guten Namen wenigstens durch eine Arbeit vertreten zu lassen, so wird doch immerhin noch das Bedürfniß nach ausländischer Waare sich fühlbar machen. So glauben wir aus dem Sinne der meisten Leser zu sprechen, wenn wir behaupten, daß verständnißvolle Bearbeitungen guter fremder Romane angenehmer sind als mittelmäßige Originalarbeiten.

Besonders auf dem humoristischen Gebiete dürfte sich eine kluge Anleihe beim Auslande als nöthig erweisen. Gerade auf diesem Gebiete macht sich ein gewisser Mangel an guten Kräften fühlbar. So sehr uns bei der „Alten und Neuen Welt" die Humoristica eines W. von Münnich bis zu einem gewissen Grade gefallen, so sind sie doch im Allgemeinen nicht gerade Muster des feineren, geistvollen Humors. Man findet bald die nur leis umgedichteten alten Anekdoten heraus, die oft in ermüdender Fülle aufeinander folgen. Nicht selten ist der Witz etwas zu stark aufgetragen, um auch den feineren Leser noch zu ergötzen. Doch wollen wir gerne zugestehen, daß W. von Münnich das Beste der Art, besonders in der „Millionenerbschaft", geleistet hat. Die Humoresken des „Hausschatzes" sind unserem Gefühl nach bedeutend weniger gelungen. Einen ächten englischen Humor — oder auch jene höhere Komik und feinere Satire der Franzosen suchen wir vergebens, und doch wird dieses Feld in Deutschland von den Gegnern mit ebenso vielem Geschick als Erfolg cultivirt und sollte auch in unseren Zeitschriften fleißiger bebaut werden.

Werden indessen immer und überall die guten Dichtungen, sei es in Vers oder Prosa, auf Bestellung nicht zu haben sein, so ist es schon leichter, für die weiteren Positionen des Zeitschriften-Programms geeignete Bearbeiter zu finden. Das zeigen auch unsere Blätter in dem vorliegenden Jahrgang in recht erfreulicher Weise. Außer den biographischen Notizen zu den Bischofsportraits bringt die „Alte und Neue Welt" eine interessante Skizze über den Feldmarschall Laudon und zwei Dichterstudien. An letztere schließen sich einzelne lesenswerthe Aufsätze über Literarhistorisches und Culturgeschichtliches. Wenn auch im Allgemeinen kürzer gehalten, bringt der „Hausschatz" gleichfalls eine bedeutende Anzahl biographischer Notizen und ein ausführlicheres Dichterbild.

„Beschreibende und geschichtliche Aufsätze" des verschiedensten Inhaltes folgen sich in beiden Zeitschriften in buntester Mannigfaltigkeit, wenn auch von sehr ungleichwerthiger Form. Eine gewisse Tendenz zur Gründlichkeit ist der „Alten und Neuen Welt" vor dem „Hausschatz" nicht abzusprechen, und es könnte letztere Zeitschrift in dieser Hinsicht etwas sorgfältiger sein.

Die Berliner und Wiener Briefe des „Hausschatzes" dürfen wir wohl als einen vielversprechenden Anfang zu weiteren periodischen Mittheilungen aus den Centren des Weltverkehrs betrachten. Hoffentlich werden recht bald auch Londoner, Pariser und besonders Römische Briefe in stetem Wechsel folgen. Die „Alte und Neue Welt" können wir nur zur Nachahmung auffordern.

Auf Reiseschilderungen, einen sehr reichen und für Unterhaltungsblätter vorzüglich geeigneten Stoff, ist in beiden Blättern eine besondere Sorgfalt verwendet worden. Die vielleicht etwas zu stark novellistische Form, unter welcher Karl May im „Hausschatz" seine „Reisen" beschreibt, mag zwar zu Bedenken Anlaß bieten; doch beweist sie durch den fast einstimmigen Anklang, den sie beim Publikum gefunden hat, daß sie das Interesse des Lesers geweckt, daß sie unterhaltend ist.

Ein Feld, welches in beiden Zeitschriften seit den letzten Jahren besonders fleißig bebaut wurde, ist das der Naturwissenschaften, speciell der Gesundheitspflege. So empfehlenswerth die Tendenz ist, die Leser in lebhaft und volksthümlich gehaltenen Aufsätzen mit den so überraschenden Errungenschaften der Naturkunde bekannt zu machen und deren Wichtigkeit für das Alltagsleben zu zeigen, so sehr muß vor dem Zuviel in der „populären Medicin" gewarnt werden.

Und hier glauben wir an den „Hausschatz" die dringende Bitte richten zu sollen, in Zukunft die „ärztlichen Sprechstunden" durchaus fallen zu lassen. Wir erklären ausdrücklich, daß es nicht im Entferntesten die Persönlichkeit und Wissenschaft des sehr ehrenwerthen consultirten Arztes ist, welche uns zu dieser Bitte drängt, sondern die der Sache selbst anhaftenden sehr großen Ungehörigkeiten. Weiter auf diesen Punkt einzugehen, liegt wohl kein Grund vor. Auch hätten wir lieber gesehen, wenn die „Alte und Neue Welt" ein Thema wie „Der künstliche Schlaf" nicht gebracht hätte. Dagegen ist Alles sehr zu loben, was beide Blätter über populäre „Gesundheitspflege" — vernünftige Ernährung, Lüftung rc. bringen.

Überaus reich und oft sehr lesenswerth sind bei der „Alten und Neuen Welt" die unter „Vermischtes" gesammelten Notizen, die sich bisweilen sogar auf den Umschlag erstrecken. Beim „Hausschatz" hat das „Allerlei" mehr einen stabilen Belehrungscharakter, indem es in der „Wochenrundschau" die wissenswerthesten Thatsachen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft verzeichnet und auch in den losen Notizen mehr belehrend als unterhaltend ist. Einige Auszüge aus anderen Blättern, wie z. B. „Die deutschen Redensarten" auf dem Umschlag des Hausschatzes, sind äußerst willkommene Beigaben und sollten in der Art öfter gebracht werden.

Auf den Bilderschmuck verwenden beide Blätter eine lobenswerthe Sorgfalt und bieten im Durchschnitt recht Erfreuliches. Sowohl Portraits als Genrebilder sind in meist trefflicher Ausführung vertreten. Blätter wie „Eine lächerliche Geschichte" oder „Die drei Buben" oder „Die Katzenreise um die Welt" und so manches Andere kann man nicht ohne die unwillkürlichste Heiterkeit ansehen. Ebenfalls ist ernstere Historienmalerei genügend berücksichtigt. Der „Hausschatz" hat auch wiederholt wichtige Vorkommnisse der Gegenwart, z. B. den Krieg in Ägypten, durch gute Illustrationen seinen Lesern vorgeführt. Die „Alte und Neue Welt" dehnt die Illustration oft bis auf den Umschlag aus, und wir gestehen, daß uns die letzte Seite in gewisser Beziehung oft ebenso gut als das ganze voraufgehende Heft gefiel. Diese Humoresken mit dem Stift sind oft ganz herrlich gelungen. Nur möchte es sich

empfehlen, bisweilen in der Druckerei nachzusehen, daß beim Drucken nicht die Textrückseite der Illustration sich durch Erhebungen in Folge des Durchdrucks auf der Bildfläche bemerklich mache und falsche Linien und Lichter verursache.

Doch jetzt genug der Wünsche und Ausstellungen.

Hoffen wir also, daß unter stets wachsender Theilnahme des Publikums beide Redactionen immer mehr in die Lage kommen, in Wort und Bild das Wünschenswerthe in immer vollkommenerer Weise anstreben und erreichen zu können.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die vier Bücher von der Nachfolge Christi. Aus dem Lateinischen nach der besten Ausgabe der ehrwürdigen Väter Mauriner, Benedictiner-Ordens, neu übersetzt von P. Cölestin Wolfsgruber, desselben Ordens Priester in dem Kloster zu den Schotten in Wien und der heiligen Theologie Doctor. Zweite Auflage. Nebst einem Anhange. 12°. VI u. 551 S. Augsburg, Dr. M. Huttler, 1882. Preis: *M.* 3; geb. *M.* 5.

Die Zahl der Ausgaben des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi ist Legion. Auch die Ausstattung derselben — von der Führich'schen illustrirten Prachtausgabe bis zur einfachsten Taschenausgabe mit Petitdruck — kommt allen nur denkbaren Wünschen entgegen. Unter den neuen Ausgaben nimmt die vom Huttler'schen Institut besorgte eine hervorragende Stellung ein. Der altgothische Druck mit seinen roth unterzogenen Linien hat etwas sehr Gefälliges, und so begreift es sich, daß die erste Auflage so rasch vergriffen wurde. Die Übersetzung zeichnet sich durch Sorgfalt und durch Fluß der Sprache aus. Wie aber kann bei dem gegenwärtigen Stand der Controverse über den Ursprung des Buches in der Vorrede Gersen einfachhin „der wahre Verfasser der Nachfolge Christi" genannt werden? — Das „Gertrudenbuch", ein Anhang von Gebeten (Morgen- und Abendgebet, Meßgebete u. s. w.) der heiligen Gertrudis und Mechthildis, ist eine recht willkommene Beigabe.

1000 gute Bücher, den Katholiken deutscher Zunge zu Festgeschenken empfohlen von Dr. Franz Hülskamp, Herausgeber des „Literarischen Handweisers". Zweite Auflage. 8°. 68 S. Münster, Theissing, 1882. Preis: 80 *Pf.*

Unzweifelhaft hat dieser sorgfältige Weihnachtskatalog während der verflossenen Festzeit Manchen gute Dienste geleistet, indem er mit heilsamer Auswahl und Begrenzung die katholische Literatur der letzten zehn Jahre in ein Büchlein versammelte, das viele Dargebotene nach praktisch gewählten Gesichtspunkten rubricirte, innerhalb dieser Rubriken wieder gruppirte und bald durch die Gruppirung, bald durch kurze Epitheta das Bedeutendere hervorhob. Eine den Wünschen aller Firmen und Autoren

entsprechende Empfehlung ließ sich bei einer so lakonischen Kritik, wie sich von selbst versteht, nicht für jedes einzelne Buch erreichen. Doch erhält die kritische Anordnung des Katalogs schon dadurch Bedeutung, daß ihr Verfasser seit mehr als 20 Jahren das älteste unserer katholischen Literaturblätter geleitet hat und die Schrift sich somit auf langjährige Erfahrung, genaue Kenntniß unserer katholischen Preßerzeugnisse und entweder auf des Verfassers eigene Prüfung oder die Urtheile bedeutender Fachmänner gründet. Das ist es, was der Schrift auch für die Folgezeit Werth und Bedeutung sichern wird. Wir finden darin gewissermaßen einen kurzen Abriß aus dem „Literarischen Handweiser" der letzten zehn Jahre, und zwar mit Rücksicht auf das praktische Bedürfniß nicht nur bei Festgeschenken, sondern auch sonst bei Anschaffung von Büchern, bei Anlegung oder Ergänzung von Hausbibliotheken einen verläßlichen Führer zu haben. Ohne der berechtigten selbständigen Kritik unserer übrigen Blätter und Zeitschriften nahezutreten, kann und wird die Schrift deßhalb vielen Nutzen stiften, und zwar um so mehr, als sie die Katholiken (S. 91) ausdrücklich mahnt, sich endlich mit würdigem Selbstvertrauen von der antikatholischen und akatholischen Literatur zu emancipiren. Doch nicht nur als Orientirungsverzeichniß für Bücherwahl hat die Schrift großen Werth, sondern auch als Übersicht der katholischen Literaturentwicklung in den letzten zehn Jahren. Eine solche Übersicht ist bis jetzt noch nicht gegeben worden. Sie muß jeden Katholiken mit Freude, Muth und neuem Eifer erfüllen, sei es als Schriftsteller, sei es als Leser wacker mitzuwirken an der Weiterentwicklung einer katholischen Literatur. Unter den ungünstigsten Verhältnissen hat die Thätigkeit auf diesem Gebiet einen Aufschwung gewonnen, der unsern herzlichsten Dank gegen Gott beansprucht. Zehn Jahre Culturkampf sind keine gerade vielversprechende Literaturbedingung — und doch haben die Priester und Laien Deutschlands zugleich mit den verbannten Orden so treu zusammengewirkt, daß wir gegenwärtig eine relativ reiche Literatur auf allen Gebieten besitzen. Indem wir allen Mitwirkenden den gebührenden Dank spenden, sind wir ihn nicht am wenigsten dem hochverdienten Herausgeber des „Literarischen Handweisers" schuldig, der mit seltener Rührigkeit die heranblühende Literatur durch seine Zeitschrift gefördert hat. Obwohl wir mit seinen Urtheilen nicht immer Hand in Hand gehen konnten, so können wir doch seinem kritischen Scharfblick, seiner unermüdlichen Thätigkeit, Opferwilligkeit und Ausdauer für die katholische Sache nur die größte Anerkennung zollen.

Die Chronik des fahrenden Schülers, erstlich beschrieben von dem weiland Meister Clemens Brentano,

so lesen wir auf dem Titel eines Prachtbandes in Hoch-4° von IV und 100 Seiten. Wie es der „Stil" erfordert, müssen wir uns zu dem „finis" auf der letzten Seite wenden, um Näheres über den Drucker 2c. zu erfahren. Da lesen wir denn, daß „dieß Büchlein fromm und lobesam | dereinst in Frankfurt zum Vorschein kam" 2c., daß P. Kreiten es jetzt wieder herausgegeben, Meister Steinle sechs Bilder dazu gezeichnet und Dr. Huttler es druckte zu München in der Hoffstatt. Der Text des Buches besteht außer einem kurzen Vorwort und den Anmerkungen am Schluß aus dem älteren Chronika-Fragment, wie es der Herausgeber früher in dieser Zeitschrift veröffentlichte. In richtigem Verständniß der gerechten Wünsche der Leser hat P. Kreiten es indeß für rathsam erachtet, dasjenige, was die jüngere Bearbeitung vor der älteren voraus hat und was die Freunde der letzteren schmerzlich in ihr vermißt hätten, in den Text derselben einzuschalten. Diese Einschaltungen aber sind durchaus nicht zu einer Verballhornung geworden, sondern auch äußerlich als solche gekenn-

zeichnet. Die Anmerkungen beschränken sich auf das Wichtigste und Interessanteste zum allgemeinen Verständniß des lieblichen Fragmentes und werden eine willkommene Beigabe für alle Freunde des letzteren sein. Die Ausstattung in Bild und Schrift ist des Meisterwerkes Brentano's würdig und ganz in dessen Geist gehalten — einfach, edel, vornehm. Wenn Historienmaler Ed. v. Steinle sich zum Illustrator eines Buches hergibt, so ist von vornherein Meisterhaftes in seiner Art zu erwarten; hier hatten wir ein Recht, das Beste zu erhalten, da es für den Künstler galt, der sinnigen Dichtung seines verstorbenen Freundes einen würdigen bildlichen Commentar beizugeben. Die sechs Vollbild-Holzschnitte in der kühnen, sauberen Dürer'schen Art, voll Steinle'scher Zartheit, sind denn auch durchaus in Zeichnung und Wiedergabe vollendet und stechen wohlthuend selbst gegen die besseren modernen Holzschnitte ab, bei denen der Licht- und Schattencontrast und alle modernen Auskunftsmittel des Effectes die Stelle der mangelnden Sicherheit und Sauberkeit der Linien, der Reinheit und Eleganz der Erfindung vertreten müssen, während jene alten Meister eben darum den Holzschnitt so bevorzugten, weil er in seiner einfachen Strichmanier am besten darthat, wie der große Meister gerade mit den ärmsten und einfachsten Mitteln seine größte Wirkung erzielte. Man studire beispielsweise das sechste Blatt und sage, ob aus den verschiedenen Zügen der Jungfrauen nicht der ganze so poetische Text Brentano's über ihren Charakter zu lesen ist! — Mit dem Zeichner um die Wette hat der Typograph, Dr. Huttler, sich bemüht, in Papier, Lettern und Druckweise seinem Originale gerecht zu werden, und man muß gestehen, daß ihm dieses auch in einem über jede Bemängelung erhabenen Maße gelungen ist. Die dem Fust'schen Psalterion nachgebildete gothische Fett-Type eignet sich vorzüglich für diesen Luxusdruck, der Text heimelt uns aus dieser Schrift noch einmal so treu und alterthümlich an. Zwischenlinien, Lückenfüller rc., Alles ist stilgerecht und einheitlich, bis auf den Pergament-Einband, der nach unserem Dafürhalten nur den Fehler hat, daß er etwas gar zu leicht ist.

Thomas de Mahy, Marquis de Favras, und seine Gemahlin. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution aus den Jahren 1789 und 1790. Von deren Enkel Eduard Freiherr von Stillfried-Ratěnic. Mit dem Bildnisse des Marquis de Favras. 8°. 208 S. Wien, Braumüller, 1881. Preis: *M.* 4.

Aus einer alten französischen Familie am 26. März 1744 geboren, als zweiter Sohn Marquis de Favras genannt, erhielt Thomas de Mahy eine militärische Erziehung, diente 14 Jahre als Offizier, trat dann Studien halber für zwei Jahre aus dem Dienst und widmete sich nach abermaliger kurzer Dienstzeit von 1775 an politischen, namentlich den großen finanziellen Fragen, welche damals Frankreich bewegten. Er war es, der am 5. October 1789 die nach Versailles strömende Plebs mit Waffengewalt zurückzuschlagen beantragte. De Saint-Priest schenkte ihm aber kein Gehör. Dagegen ging im November der Graf von Provence auf seine Anerbietungen ein, für ihn eine Geldanleihe in Holland auszuführen und so die Mittel zu einer Contrarevolution zu beschaffen. Ehe indeß dieser Plan zu Stande kam, ließ Lafayette den energischen Freund des Königthums am 24. December 1789 verhaften; der Graf von Provence wußte sich aus der Sache zu ziehen; die öffentliche Mißbilligung, von übertreibenden Gerüchten geschürt, wandte sich gegen Favras, und dieser wurde am 6. Januar 1790 des „Hochverrathes an der Nation" angeklagt, dem Chatelet-Gerichte übergeben, nach verwickelten Untersuchungen zum Tode verurtheilt und am 19. Februar durch den Strang hingerichtet — als Martyrer seiner Königstreue und als erstes

Opfer der großen Revolution. Sein Proceß und Tod bildet den Inhalt der vorliegenden Monographie, welche, theils auf noch ungedruckte Familienpapiere, theils auf eingehende Specialforschung gestützt, diese erste Episode der französischen Revolution in höchst bedeutsamer Weise aufhellt, das bisherige Schwanken in Beurtheilung des Marquis beseitigt und deutlich zeigt, daß er nicht als Hochverräther, sondern als Opfer treuer Loyalität gefallen ist. Doch nicht bloß dem Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde gewährt das Buch werthvolle Aufschlüsse, auch für jeden sonstigen Leser bietet es ein interessantes Bild aus den ersten Tagen der großen Revolution. Das letzte Kapitel aber, worin die Schicksale der Marquise und ihrer Tochter erzählt sind, wird auch Leserinnen anziehen und befriedigen.

Geschichte des Christenlehr-Unterrichtes und der Katechismen im Bisthum Bamberg zur Zeit des alten Hochstifts. Von Professor Heinrich Weber. 8°. VII u. 147 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1882.

Dieses Buch vervollständigt nach einer Seite hin das Bild, welches die „Geschichte der gelehrten Schulen" über das Unterrichtswesen im Hochstift Bamberg entworfen hatte. Auch waren es lange Zeit dieselben Männer, welche sowohl den gelehrten als den katechetischen Unterricht ertheilten. Wie es die Natur des Stoffes mit sich brachte, flossen hier die Quellen nicht immer sehr reichlich. Doch hat es der Verfasser verstanden, durch Erwähnung und Zusammenordnung charakteristischer Einzelheiten seinem Gegenstand ein höheres und allgemeineres Interesse zu verleihen. In der ersten Periode (1007—1124) nimmt das herrliche Kreuzlied Ezzo's eine hervorragende Stelle ein. Demselben steht ebenbürtig zur Seite das Lied von „Himmel und Hölle". Diesen in der That poetischen Fassungen der christlichen Glaubenslehre gebührt allerdings eine Stelle in diesem Buche; denn es kann nicht genug betont werden, daß die religiöse Belehrung des Volkes im Mittelalter vielfach auf's Glücklichste durch solche Mittel erzielt wurde, von denen jetzt nicht mehr ein so allgemeiner Gebrauch gemacht wird. Dahin gehören auch die im zweiten Abschnitte (1124—1491) erwähnte Zahlensymbolik (die übrigens auch am Niederrhein noch im Munde des Volkes lebt) und die Armenbibeln. Die Unterweisung des hl. Otto an seine Neubekehrten ist eines der ältesten Beispiele einer knappen und doch vollständigen Zusammenfassung der Sacramentenlehre. In der dritten Epoche (1491—1610) treten die katechetischen Verordnungen der höheren geistlichen Behörden in den Vordergrund. Von 1610—1773 entwickelten die Jesuiten eine rege Thätigkeit wie in den mittleren und höheren Schulen, so auch in der Christenlehre für Kinder und Erwachsene aus allen Ständen, an der sich selbst Rectoren des Collegs und der Akademie betheiligten. — Die zweite Abtheilung des Buches stellt kurz zusammen, was sich über die katechetischen Schulbücher in den Quellen vorfindet bis auf die Zeit der Säcularisation, wo die bedenkliche Erlahmung des echten gläubigen Sinnes sich in auffallender Weise auch in den Katechismen zu offenbaren begann.

Alpines Stillleben. Von J. B. E. Rusch. 12°. 167 S. Lindau, Stettner, 1881. Preis: eleg. geb. *M.* 2.

In dem „Thierleben der Alpenwelt" hat Tschudi zugleich das „Menschenleben" der Alpenwelt nach den mannigfachsten Seiten hin in stilistisch musterhafter Darstellung geschildert; nur hat er sich als Protestant und Freimaurer nicht dazu zu erschwingen vermocht, das Schönste des menschlichen Alpenlebens, seine religiöse Seite,

in gebührender Weise zu würdigen. Umsonst verkündigten ihm Hunderte von Bergkapellen, Einsiedeleien und Bildstöcken, daß dem schönen Liede gemäß auch auf hoher Alp der liebe Gott wohnt. Ihn interessirte mehr die Beziehung der Menschen zu den Thieren. Das vorliegende Büchlein führt uns einen jener religiösen Züge der Alpengebirgswelt in sehr anmuthiger Weise vor Augen; die Gründung nämlich einer jener zahlreichen Bergkapellen, des sogen. „Wildkirchli's" im Kanton Appenzell Inner-Rhoden, das den Touristen der Ostschweiz wohl bekannt ist. Die Skizzen, welche dem ersten historischen Kapitel folgen, gewähren nicht das gleiche Interesse, wie die aus alten Quellen geschöpfte Erzählung. Die Reflexionen sind mitunter etwas weit hergeholt. Auf Autoritäten wie Kant darf ein Katholik wohlgemuth verzichten, und die religiöse Geschichte der Ostschweiz hat Victor Scheffel in so entschieden antikatholischem Sinne karrikirt, daß die Erinnerung an ihn an so frommer Stätte unangenehm berührt. Da hören wir Rusch lieber selbst sprechen. Aus seinen Schilderungen und Bemerkungen spricht ein biederer, katholischer Schweizer, der sein Vaterland kennt und liebt, seine geschichtlichen und religiösen Traditionen hochhält und seine Betrachtungen in den Herrlichkeiten der Alpenwelt höher zu richten weiß, als auf ein bischen Alpenwirthschaft und Naturgeschichte. Er beobachtet gut und erzählt gefällig; nur sollte er an seinen Gedanken weniger künsteln und Citate meiden, die zu seiner Naturbeschreibung nicht nöthig sind. Wer sich für die Alpen interessirt, wird indeß trotz dieser kleinen Mängel das Büchlein mit Freude lesen. Es hat uns den Wunsch eingeflößt, daß Herr Rusch in ähnlicher, aber noch mehr objectiver Weise das religiöse Leben der schweizerischen Alpenwelt, besonders der katholischen Kantone, in weiterem Rahmen schildern möchte.

Außerdem empfehlen wir folgende **Schriften homiletischen Inhalts:**

Das bittere Leiden Jesu Christi, eine Tugendschule für den Christen. Sechs Fastenpredigten nebst einer Charfreitagspredigt. Von C. M. Wermelskirchen, Rector an der Marienkirche in Aachen. Mit geistlicher Approbation. 8⁰. 73 S. Aachen, Barth, 1883. Preis: *M.* 1.

Die Waffenrüstung des christlichen Streiters. Conferenzreden in der Charwoche, vom Palmsonntag den 2. April bis Charsamstag den 8. April 1882 in Prag gehalten vom hochw. Herrn P. Karl Dilgskron O. SS. R. Herausgegeben von dem katholischen Preßverein in Prag — deutsche Section. (Dritte Vereinsgabe.) 8⁰. 81 S. Prag, Selbstverlag, 1882.

Anreden für den Tag der ersten heiligen Communion der Kinder. Von A. Paasch, Stadtpfarrer. Mit bischöflicher Genehmigung. 12⁰. 184 S. Aachen, Jacobi, 1882. Preis: *M.* 1.60.

Der heilige Geist und seine Wirkungen in dem heiligen Sacramente der Firmung. Vier Predigten, gehalten von Karl Prosper Clasen, Religionslehrer am Progymnasium zu Diekirk. Mit kirchlicher Gutheißung. 8⁰. 72 S. Dülmen, Laumann, 1882. Preis: 60 *Pf.*

Die Vollkommenheiten Gottes. Achtzehn Predigten von P. Joseph von Lamezan S. J. Herausgegeben von P. Urb. Drecker S. J. Mit

Erlaubniß der Obern. 12°. XIV u. 308 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 2.

Die Wissenschaft betet. Predigt, bei der Feier des dritten Säcularfestes der Universität Würzburg gehalten von Dr. Fr. Hettinger, Professor der Theologie. Lex.-8°. 19 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: 40 *Pf.*

Miscellen.

Eine amerikanische Stimme über die Frauenrechte. Gegenüber den neuerlichen Auslassungen zu Watkins Glen, wo die amerikanischen Freidenker unverhohlen die freie Liebe und die Weibergemeinschaft proclamirten, und denen zu Saratoga, wo die politische Gleichstellung der Frauen befürwortet wurde, hat jüngst ein amerikanischer General ein ernstes und wahres Wort geredet, welches auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. General Rosecrans spricht sich nämlich in einem Briefe an die kürzlich in Washington organisirte „Women's National Industrial League", deren Zweck zunächst die Beschützung der in Regierungsdepartements angestellten Frauen ist, folgendermaßen aus: „Empfangen Sie die Versicherung meiner herzlichsten Sympathie mit allen vernünftigen Bewegungen, welche für die geeignete Beschäftigung und gerechte Dienstlöhnung der Frauen geschehen. Unter der Herrschaft des alten Heidenthums war und ist heute noch die Frau nur eine Sklavin. Der moderne Materialismus und seine Anhänger machen die Frau zur Spielgöttin der Sinnlichkeit, die nur noch in tiefere physische und moralische Erniedrigung stürzt. Das Christenthum, welches die Frau in der Größe und Würde ihrer Pflichten und unsterblichen Bestimmung als dem Manne gleichgestellt proclamirt, zeichnet auch ihre wahre Stellung in der menschlichen Gesellschaft vor und glorificirt und heiligt sowohl das jungfräuliche wie das eheliche Leben. Um sie in dieser Stellung zu erhalten, sollte der Frau jede vernünftige Gelegenheit und Schutzwacht geboten werden. Jene Frauen, die das Eheleben wählten, finden jene Gelegenheit und Schutzwacht im Busen der Familie und in Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter. Für Jungfrauen und Wittwen sollte die Gesellschaft ihre Fürsorge verdoppeln. Ihnen sichere Gelegenheit zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes in allen ihrer Stärke, Intelligenz und Geschicklichkeit angepaßten Beschäftigungszweigen zu geben, ist ein Werk nicht bloß der Barmherzigkeit, sondern auch der Gerechtigkeit. Es ist bloß billig und recht, daß sie gleiche Löhnung für gleiche Dienste empfangen."

Zukunfts-Menschen. Endlich ist es den rastlosen Bemühungen der Darwinisten gelungen, auch für das Menschengeschlecht noch eine weitere

Entwicklungsstufe herauszufinden. Dieselbe nimmt sich jedoch gar nicht so unbedenklich aus, da zwar eine höhere geistige Entwickelung in Aussicht gestellt wird, aber nur — auf Kosten des Gebisses. Doch hören wir. Der englische Paläontologe Cope will nämlich in seinen descendenz-theoretischen Studien über die Hunde- und Katzen-Familien entdeckt haben, daß deren Ahnen, je höher hinauf im Stammbaum, um so mehr Zähne hatten. Hierin findet er ein bedeutendes „Naturgesetz": die Stammesentwicklung ist begleitet von einer Reduction des Gebisses. Aber nicht bloß die Carnivoren, auch die Ungulaten und Primaten, ja selbst die Menschen sind diesem „Gesetz" unterworfen. Der Typus des menschlichen Gebisses steht in der Gegenwart auf 32 Zähne. Doch finden sich auch Schwankungen, da Gebisse mit 30 und solche mit 28 Zähnen vorkommen. In dem Augenblicke nun, in welchem sich diese Variationen durch Vererbung festsetzen und ausbreiten — meint Cope — muß sich das jetzige Genus homo in drei Genera spalten. Ein Genus homo mit 32 Zähnen umfaßt den zurückgebliebenen, niederen Theil. Das Genus Metanthropos dagegen mit 30 Zähnen und Epanthropos mit 28 stellt nach ihm die beiden höher entwickelten Geschlechter dar. Denn obwohl eine Zahnverkümmerung vorliegt, so dürfen wir doch ganz im Sinne Cope's neben den 32-Zähner homo sapiens den 30-Zähner als Metanthropos sapientior und den 28-Zähner als Epanthropos sapientissimus hinstellen. Der Zusammenhang ist nach Cope äußerst einfach. Das an Zähnen und am Kiefer ersparte Material kommt offenbar irgend welchen anderen Schädeltheilen zu Gute und zwar vermuthlich den oberen, welche dadurch eine größere Gehirncapacität erlangen würden.

Über das neueste Censusbulletin der Vereinigten Staaten läßt sich die „Amerika" folgendermaßen vernehmen: „Eintausendzweihundertundfünf Türken! Wer hätte das gleich für möglich gehalten? Außer dem halben Dutzend bei Barnum und ein paar Schnorranten hatte man kaum je welche gesehen. Noch größer ist die Zahl der in den Vereinigten Staaten wohnenden Indier, nämlich 1707. Ob das auch Muhammedaner, oder Brahminen, oder aber Parias sind, weiß vielleicht nicht einmal der Censusmann; aber das Letztere ist das Wahrscheinlichere. Recht hübsch ist auch die Beobachtung, daß wir außer unseren 6 632 549 eingeborenen Negern noch 2204 ‚direct importirte' haben. Die Vortheile unserer Neger-Civilisation, nebst Gerüchen und Rasirmessern, müssen also doch auf die Äthiopier am Niger und am Nyanzasee einige Anziehungskraft ausüben. Merkwürdig ist ferner, daß der thrandampfende Grönländer Appetit nach den Fleischtöpfen Amerika's zu bekommen scheint; hat er doch eine Vorhut von 129 Mann nach unseren nördlichen Territorien vorausgesandt. Bei weitem wichtiger ist aber, daß das deutsche Element über das irische, nach dem vorliegenden amtlichen Ausweis, einen nicht unbedeutenden Vorsprung gewonnen hat; denn auf 1 854 571 in den Vereinigten Staaten ansässige geborene Irländer kommen nämlich 1 966 742 geborene Deutsche. Was die Deutschen insonderheit anlangt, so läßt uns der Censusbericht hinsichtlich des Theils leider im Stich, der auf die einzelnen

preußischen Provinzen, wie Westfalen, Rheinland u. s. w., entfällt; dagegen erzählt er mit liebenswürdiger Geschwätzigkeit, daß wir 9924 wackere Oldenburger, 171 699 gediegene Bayern und 127 884 Seelen aus dem badischen Ländle unser eigen nennen. Und was das Reich des in Stuttgart residierenden beliebten Monarchen betrifft, so gibt es in den Vereinigten Staaten immer noch mehr Württemberger (108 223), als es Chinesen (104 541) gibt. Eine fast ebenso große Schaar zu unserer Bevölkerung stellen die Hannoveraner (102 594); auch an Hessen (72 490) und Nassauern (6253) fehlt es keineswegs. Überraschen wird es gewiß Manchen, daß das alte Obotritenland Mecklenburg uns ein Contingent von 45 959 gesendet hat. Noch erheblicher (48 708) ist der Beitrag Sachsens mit seiner vorwiegend lutherischen Bewohnerschaft zu dem amerikanischen Mosaik, bescheidener der der alten Hansestädte. Auch der dem deutschen nahe verwandte skandinavische Stamm hat das brausende Meer nicht gescheut und hat hier in ‚Vineland' seine Hütten aufgeschlagen. Der ‚Wiking' des zwölften Jahrhunderts hat ihm nicht vergebens den Weg gezeigt, denn 181 729 Norweger, 194 337 Schweden und 64 196 Dänen wohnen heute in Nord-Illinois, Jowa und Wisconsin, Minnesota und Dakota. Ist es nicht erfreulich, daß auch 12 836 Luxemburger in den Vereinigten Staaten leben? Verhältnißmäßig ist die Zahl der Franzosen nicht so groß, obwohl ihrer im Ganzen immerhin 106 971 in New-York und in den benachbarten Staaten zu finden sind. Die 44 230 Italiener haben sich hauptsächlich dahin gezogen, wo sie Südfrüchte verkaufen können, also nach New-Orléans, St. Louis und Gotham; für die Cultur des Bodens, namentlich in rauheren Breitegraden, haben sie nie geschwärmt. Wenn der Censusmann hinzufügt, daß wir uns einer Ansiedlerschaft von 38 663 Österreichern und 11 520 Ungarn erfreuen, so mag das Erstere in jeder Beziehung richtig sein, unter den Letzteren darf man indeß nicht die eigentlichen Magyaren oder gar die in Ungarn wohnenden Deutschen verstehen — es sind vielmehr zum größten Theile (10 000 von 11 526) Slowaken, Mausefallen-Händler, die von Stadt zu Stadt und von Weiler zu Weiler ziehen. Polen gibt es in Amerika 48 557, und sie halten fest an ihrer alten Religion und den vaterländischen Sitten; Böhmen 85 361, von denen Chicago, St. Louis und ein paar andere große Städte den Löwenantheil haben. Fügen wir noch hinzu, daß 88 621 Schweizer und 58 090 Holländer Bewohner und zum nicht geringen Theil Bürger dieses gastfreundlichen Landes sind, so haben wir ein ziemlich vollständiges Panorama."

Die vergleichende Religionswissenschaft und die Offenbarung.

I.

Die religiösen Urkunden der ältesten Culturvölker waren bis vor nicht langer Zeit so wenig bekannt, daß man sie mit Recht ein verschlossenes Buch, ein stummes Räthsel nennen konnte. Wie ganz anders ist das in den letzten Jahrzehnten geworden! Die alten Ägypter, Inder, Chaldäer, Chinesen, Eranier sind in unsere Mitte getreten, breiten ihre heiligen Schriften vor uns aus und geben uns ebenso zuverlässige wie weitgehende Aufschlüsse über ihre Religion und ihren Glauben. Manche der gelehrten Forscher, deren unausgesetzte Mühen solche Resultate erzielten, sind zugleich darauf bedacht, diese kostbaren Errungenschaften über die enggezogenen Grenzen der Sprachforscher hinaus weiterzutragen in die Kreise aller Gebildeten, oder diesen die Besitzergreifung derselben wenigstens zu ermöglichen. Das großartigste Unternehmen dieser Art ist bekanntlich die von Max Müller angeregte und unter seiner Leitung und Beihilfe bereits weit vorgeschrittene Übersetzung der „heiligen Bücher des Ostens". Allein bei der bloßen Kenntnißnahme dieser neuerschlossenen Schätze blieb man nicht stehen. Wenn man beim Studium der verschiedenen Religionen die Wahrnehmung machte, daß dieselben bei aller Mannigfaltigkeit doch auch wieder in so vielen und wichtigen Punkten sich einander näherten, nicht selten einen ähnlichen Gang der Entwicklung aufwiesen, ja sogar schon in ihrem Ursprunge Analogien erkennen oder vermuthen ließen: was lag da näher, als die Übereinstimmungen und die Verschiedenheiten genauer in's Auge zu fassen und ihnen in ihrer geschichtlichen Abfolge nachzugehen, um auf solche Weise die Kenntniß der Religionen zu vertiefen und den Blick zur Beurtheilung derselben zu schärfen? Das ist der Ursprung der vergleichenden Religionswissenschaft. Sie wurde sofort nach ihrem Entstehen von zahlreichen

Forschern um so eifriger cultivirt, als man sich von ihr allsogleich die größten Erfolge versprach — Erfolge, ähnlich denen, welche bei der vergleichenden Sprachwissenschaft thatsächlich erreicht worden sind. Max Müller stand nicht an, wiederholt zu erklären, daß das Studium der vergleichenden Religionswissenschaft dieselbe „Revolution" auf dem Gebiete der theoretischen Theologie herbeiführen werde, die das vergleichende Sprachstudium in Bezug auf das Gebiet der Sprache bewirkt habe. So sprach er in der ersten der vier Vorlesungen, welche er im Jahre 1870 an der Royal Institution in London gehalten, seine Überzeugung dahin aus, daß die meisten Probleme der theoretischen Theologie gar nicht spruchreif werden könnten, ehe die vergleichende Theologie alle die Thatsachen, deren man in der Geschichte der Religionen der ganzen Menschheit habhaft werden könne, gesammelt, kritisch untersucht und geordnet habe. „Die Zeit wird kommen, davon bin ich überzeugt," rief er emphatisch aus, „wo Alles, was bis jetzt über theoretische Theologie, sei es vom kirchlichen oder vom philosophischen Standpunkt aus, geschrieben ist, für ebenso antiquirt, sonderbar und unbegreiflich gelten wird, als die Werke von Vossius, Hemsterhuis, Valckenaer und Lennep im Vergleich mit Bopps vergleichender Grammatik."

Wo eine junge Wissenschaft mit so überraschend großen Verheißungen sich einführt, ist gewiß die Frage nicht unstatthaft, ob wirklich Garantien vorhanden sind, welche die Einlösung jener Versprechen als wahrscheinlich oder doch als möglich erscheinen lassen. Da springt es freilich sofort in die Augen, daß die vergleichende Religionswissenschaft schon bei ihrem Entstehen eine der günstigsten Vorbedingungen antraf — eine so große Menge neuen und zuverlässig erforschten Materials, daß unter dieser Rücksicht selbst hochgespannte Hoffnungen als berechtigt erscheinen müssen. Nehmen wir dazu alle Hilfsmittel, welche die übrigen Wissenschaften, insbesondere Sprachwissenschaft, Geschichte und Kritik, heute mit vollen Händen anbieten, so dürfen die Erwartungen noch um ein Bedeutendes gesteigert werden. Allein steht wirklich zu erwarten, daß wir einer „Revolution" auf theologischem Gebiete entgegengehen? Werden wir bald eingestehen müssen, daß die meisten Probleme der theoretischen Theologie bisher noch nicht spruchreif werden konnten? Max Müller behauptet es. Dürfen wir ihm glauben?

Mag immerhin in Folge der neuen Detailkenntnisse, welche in stets wachsender Menge über bisher noch wenig erforschte Religionen gewonnen werden, auch die Beurtheilung der heidnischen Religionen

im Einzelnen zahlreiche und wohl auch wichtige Modificationen zu erleiden haben: das Gesammturtheil über das Christenthum und die Religionen des Heidenthums steht beim gläubigen Christen unerschütterlich fest, und die Lösung, welche das Christenthum vor beinahe zweitausend Jahren für alle entscheidenden Probleme der religiösen Erkenntniß gegeben hat, wird niemals, auch nicht durch die in Aussicht gestellten Resultate der vergleichenden Religionswissenschaft, überholt werden. Eine Umwälzung in diesem Sinne kann nicht stattfinden. Die Antworten, welche der Menschheit auf ihre Fragen aus dem Munde des Gottmenschen zu Theil geworden, sind eben kategorische Antworten. Menschenweisheit und Menschenwitz mögen gegen sie anstürmen; dennoch wird es niemals gelingen, auch nur ein Jota von ihnen abzubröckeln. Darum schreitet das Christenthum mit seinen göttlichen Lehren und seinen göttlichen Einrichtungen unentwegt durch die Jahrhunderte — Gottes Wahrheit und Gottes Unwandelbarkeit in sich wiederstrahlend. Wir sagten, auch das Gesammturtheil des Christen über seine eigene Religion und die des Heidenthums könne durch die Vergleichung der Religionen nicht erschüttert werden. Wie nämlich der Christ göttliche Bürgschaften aufzuweisen hat, wenn er für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung seiner Religion eintritt, so stützt er sich bei seinem Urtheile über die Religionen des Heidenthums, indem er sie als Abirrungen von dem Wege der wahren Gotteserkenntniß betrachtet, auf das untrügliche Gotteswort. Der Völkerapostel hat es klar und deutlich verkündet, daß das Heidenthum auf einem schuldbaren Abfall von der besseren Erkenntniß beruht. Gott habe sich auch den Heiden zu erkennen gegeben; sie aber hielten die Wahrheit in Ungerechtigkeit nieder. „Nachdem sie Gott erkannt hatten," so schildert uns der Apostel den Proceß des Abfalles, „haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt, sondern sie wurden nichtig in ihren Gedanken und finster geworden ist ihr unverständig Herz; denn indem sie sagten, sie seien Weise, sind sie Thoren geworden. Und sie verwechselten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit einem Gleichbilde von einem vergänglichen Menschen und von Vögeln und von Vierfüßern und Gewürm. Deßhalb gab sie Gott in den Gelüsten ihres Herzens dahin" (Röm. 1).

Mit Glaubensgewißheit weiß der Christ, daß diese in großen Zügen entworfene Geschichte des Abfalls von der wahren Gotteserkenntniß die zuverlässigste Belehrung über den Ursprung des Heidenthums und über dessen Verhältniß zur wahren Religion darbietet. Sollte darum die ver-

gleichende Religionswissenschaft es versuchen, an dieser Norm zu rütteln, so würde ein solches Verfahren, weit entfernt, eine Umwälzung auf theologischem Gebiete herbeizuführen, von allen gläubigen Christen als ein mit christlicher Lehre und Denkart unverträgliches Unterfangen a limine zurückgewiesen werden. Der Christ würde darin ein Attentat auf seinen heiligen Glauben, einen Versuch zu einer „Revolution" im schlimmsten Sinne des Wortes erblicken. Hält sich die vergleichende Religionswissenschaft aber innerhalb der Schranken, welche ohne Conflict mit der Offenbarungswahrheit nicht überschritten werden können, so werden auch ihre Ergebnisse in Bezug auf die höchsten Probleme der Religion niemals eine ausschlaggebende Bedeutung beanspruchen können. Daran vermag selbst der Umstand nichts zu ändern, daß die Erforschung der verschiedenen Religionen möglicherweise weit mehr Übereinstimmungen mit dem Christenthum in den religiösen Lehren und Gebräuchen an's Licht brächte, als man vielleicht früher zu vermuthen berechtigt war. Denn das Urtheil über den Ursprung und den übernatürlichen Charakter des Christenthums und die damit gegebene Bürgschaft für die Göttlichkeit seiner Lehren bleibt davon ganz und gar unberührt. Weil nämlich der unmittelbar göttliche Ursprung der christlichen Religion durch historisch beglaubigte und absolut beweiskräftige Thatsachen ein- für allemal außer Zweifel gestellt ist, so können solche Übereinstimmungen nur eine doppelte Erklärung zulassen: entweder sind sie als Überreste einer früheren Offenbarung auf denselben unmittelbar göttlichen Ursprung zurückzuführen, oder sie sind aus der allen Menschen gemeinsamen Naturanlage abzuleiten.

Wir haben bisher die in Aussicht gestellten Erfolge der vergleichenden Religionswissenschaft, insofern dieselben das Gesammturtheil über die christliche und über die heidnischen Religionen berühren, gewissermaßen a priori betrachtet und geprüft. Indem wir dabei den Maßstab der geoffenbarten Wahrheit zur Anwendung brachten, gewannen wir die Überzeugung, daß ein wirkliches Anstreben jener Ziele zum Widerspruch, ja zur Auflehnung gegen die Offenbarungswahrheit führen müsse — Grund genug, daß wir noch einen Schritt weiter gehen und uns die Frage vorlegen, in welcher Weise thatsächlich die vergleichende Religionswissenschaft zu der göttlichen Offenbarung und ihren Lehren Stellung genommen habe. Bei dem hohen Ansehen, welches Max Müller als Vater und eifrigster Förderer der vergleichenden Religionswissenschaft genießt, werden wir auch ihn vorzüglich zu berücksichtigen haben.

Die geoffenbarte Religion darf wegen ihres unmittelbar göttlichen Ursprungs, der sie vor anderen Religionen auszeichnet, mit diesen nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden. Geschieht es dennoch oder wird es auch nur in der einen oder anderen Weise versucht, so ist darin ein Angriff auf ihre Würde und ihre Rechte zu erkennen. Es liegt uns nun ferne, zu behaupten, daß Max Müller mit ausgesprochener Absicht einer vollkommenen Gleichstellung aller Religionen das Wort rede; wir räumen gern ein, daß er sichtlich bemüht ist, der christlichen Religion verschiedene Vorzüge vor allen übrigen Religionen zuzuerkennen. Dennoch ist bei ihm nicht selten eine mehr oder weniger deutlich hervortretende Tendenz bemerkbar, gerade den wichtigsten Folgerungen auszuweichen, welche sich auch für die Vergleichung der Religionen aus einer rückhaltslosen Anerkennung der Göttlichkeit einer Offenbarungsreligion ergeben, ja es geschieht, daß er diesen Folgerungen offen widerspricht[1].

Es muß schon auffallen, wie wegwerfend Max Müller über die Eintheilung der Religionen in wahre und falsche, in geoffenbarte und natürliche sich ausspricht. Zwar handelt er, wo er diese Eintheilungen nicht will gelten lassen, von einer „wahrhaft wissenschaftlichen Classification der Religionen", die bisher noch nicht aufgestellt worden sei. Sicherlich wird es Niemand der „Wissenschaft" wehren, den eben genannten Grundeintheilungen weitere, mehr in's Detail gehende Classificationen beizufügen; aber auch Niemand, der den Unterschied zwischen wahrer und falscher, zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion seinem ganzen Umfange und seiner vollen Bedeutung nach auffaßt, kann dieselben rundweg als „zu wissenschaftlichem Behufe nutzlos" bezeichnen, wie Max Müller es thut. An Frivolität aber streift es, wenn von der Eintheilung der Religionen in wahre und falsche nicht ohne Spott behauptet wird: „Sie ist kaum besser, als die erste Classification der Sprachen in unsere eigene auf der einen Seite und alle anderen Sprachen auf der anderen Seite." Später gewinnt man sogar den Eindruck, als solle der Unterschied zwischen wahrer und falscher Religion überhaupt verwischt werden. Es wird nämlich ausgeführt, daß in der That jede Religion insofern eine wahre sei, als sie das darstelle, „was zu einer gewissen Zeit erreichbar, was mit der jedesmaligen Sprache verträglich, was mit dem ganzen Culturzustande vereinbar, was für den Zeitgeist

[1] Vgl. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 19 ff., 112 ff., 197 ff., 240 ff.

möglich war". Ein solches Spiel läßt der Begriff Wahrheit nicht mit sich treiben.

Womöglich noch schlimmer ergeht es dem Begriff Offenbarung. Wenn Max Müller die Thatsache, daß die Bekenner fast aller Religionen sich auf eine göttliche Offenbarung berufen, sehr stark betont, so wollen wir nichts dagegen erinnern. Auch soll ihm kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er den so naheliegenden und für die vergleichende Religionswissenschaft so wichtigen Schluß nicht zieht, die Thatsache sei in den einzelnen Fällen entweder eine Bestätigung der Wahrheit, daß noch Erinnerungen an eine früher stattgefundene Offenbarung sich erhalten hätten, oder dieselbe zeuge wenigstens für das von allen Völkern gefühlte Bedürfniß, über die wichtigsten religiösen Fragen von der Gottheit selbst belehrt zu werden. Aber wie kann Max Müller die Frage aufwerfen, ob alle jene sich widersprechenden Religionen, so wie sie sind, auch im Stande seien, durch wirkliche Beweise den Nachweis der göttlichen Offenbarung zu liefern? Und diese Frage läßt er zudem noch offen, indem er meint, die theoretische, nicht die vergleichende Theologie habe diese Frage zu beantworten. Es sei; aber wozu dann noch Bemerkungen, welche sichtlich keinen andern Zweck verfolgen, als gegen die Thatsächlichkeit jeder ernstgemeinten Offenbarung Zweifel zu erheben? „Es ist," sagt er, „die Sache der theoretischen, nicht der vergleichenden Theologie, die verschiedenen Bedeutungen zu bestimmen, in denen das Wort Offenbarung gebraucht worden ist; denn wenige Worte sind in so vielen und so unbestimmten Bedeutungen gebraucht worden. Und zwar ist es hierbei nöthig, nicht nur darzuthun, wie der Schleier, der die göttliche Wahrheit den Blicken der Menschheit verbarg, weggezogen wurde, sondern ein anderes und weit schwierigeres Problem ist erst zu erwägen, wie es denn möglich war, daß ein solcher Schleier jemals zwischen dem Licht der Wahrheit und dem Sucher nach Wahrheit, zwischen dem anbetenden Geiste und dem höchsten Gegenstand der Anbetung, zwischen dem Vater und seinen Kindern herabsinken konnte." Das schwierige Problem des Herrn Max Müller fristet offenbar nur eine Scheinexistenz: so einleuchtend ist es, daß zwischen Gott und dem denkenden Menschengeiste nicht erst ein Schleier herabgelassen zu werden braucht. Oder vermag der auf sich allein angewiesene Menschengeist bei seiner vielseitigen Beschränktheit in die tiefsten Tiefen der Gottheit einzudringen? vermag er die unendliche Fülle des Seins zu durchschauen? vermag er insbesondere das innere Leben Gottes und seine freien Entschließungen zu erforschen? Dieses

Dunkel umlagert die Gottheit naturnothwendig; das einzige Mittel, es zu durchbrechen, ist Mittheilung des Allerhöchsten an die Menschheit, Offenbarung. Wie sehr es sich rächt, wenn Max Müller die Frage, ob und wo solche Mittheilungen stattgefunden haben, unbeantwortet läßt, geht aus dem Auskunftsmittel hervor, zu dem er zu greifen sich genöthigt sieht, um in der vergleichenden Theologie der Offenbarung gegenüber Stellung zu gewinnen. „In der vergleichenden Theologie müssen wir die Thatsachen so nehmen, wie wir sie finden. Betrachtet ein Volk seine Religion als geoffenbart, so ist es ihm eine geoffenbarte Religion, und der Geschichtsforscher muß sie als solche (!) betrachten, wenn er nicht ihr ganzes Wesen und ihren Einfluß auf die Gläubigen mißverstehen will." Also lieber die sich widersprechendsten Religionen bezüglich ihres Ursprunges als gleichwerthig behandeln, als die Thatsache der Offenbarung mit ihren Folgerungen da, wo sie mit dem göttlichen Siegel der Beglaubigung in die Geschichte hereinragt, anerkennen. Aber die Religionen müssen eben als gleichwerthig behandelt werden, damit der Begriff der Offenbarung „geläutert" werden könne.

Die „Läuterung" des Begriffes der Offenbarung soll sich aus der „einfachen", „unparteiischen" Nebeneinanderstellung der Religionen ergeben. Vernehmen wir darüber Max Müller selbst. Er sagt: „Anstatt in kurzen Worten eine Theorie der Offenbarung zu geben, begnügt sich die vergleichende Religionswissenschaft, alle die Theorien zusammenzubringen, die auf verschiedenen Stufen der menschheitlichen Entwicklung das Bedürfniß nach einer übermenschlichen Beglaubigung befriedigt haben, und schon die einfache Nebeneinanderstellung solcher Theorien läutert den Begriff der Offenbarung und gibt ihm einen Charakter, von dem wir früher nichts wußten. Anstatt eine fertige Theorie der Wunder hinzustellen, begnügt sich unsere Wissenschaft wiederum mit einer unparteiischen Nebeneinanderstellung der Wunder der Hauptreligionen der Menschheit, und erreicht so dasselbe Resultat, welches die Sprachvergleichung durch eine wissenschaftliche Behandlung aller sprachlichen Anomalien erreichte, d. h. sie öffnet neue Gesichtspunkte, von denen aus das Anomale als das Unvermeidliche erscheint."

Wer so „unparteiisch" über die Wunder denkt, daß er Alles, was die Heiden für Wunder ausgeben, als baare Münze hinnimmt; wer keinen Unterschied zwischen wirklichen und Scheinwundern anerkennt, es auch verschmäht, zu untersuchen, welche Wunder beglaubigt sind, welche nicht; wer also die absurdesten Wundererzählungen der heidnischen Mythologien

mit den Wundern des Evangeliums in die gleiche Linie stellt: der darf sich freilich der Eröffnung ganz „neuer Gesichtspunkte“ rühmen, aber er darf sich nicht beklagen, wenn alle Diejenigen, welchen die Wahrheit höher steht, als die Neuheit, auf seine Forderungen nur mit einem Lächeln zu antworten wissen. Und doch, in wie bittere Klagen bricht Max Müller aus, daß nicht sofort Jedermann bereit ist, mit einem sacrificio dell' intelletto auf die Vorbedingung einzugehen, die Max Müller an jeden Aspiranten der vergleichenden Religionswissenschaft zu stellen für gut findet! „Daß die Religionen der Heiden ganz dieselben Elemente enthalten, als unsere eigene Religion, daß sie aus ganz denselben Quellen entspringen (!), denselben Gefahren und Entstellungen ausgesetzt sind, denselben Zweck zu erreichen streben, das will noch Niemand begreifen oder anerkennen.“ Und erst die Vergangenheit, wie hat sie gesündigt! „Kein Richter, wenn er den schlimmsten Verbrecher vor sich hätte, könnte ihn schlechter behandeln, als die meisten Historiker und Theologen (der heilige Paulus wohl eingeschlossen?) die Religionen der Menschheit behandelt haben.“ „So ist es geschehen, daß den alten Religionen alle Gerechtigkeit vorenthalten, und daß ihr wahrer Charakter, ihr wahrer Zweck, mit wenigen Ausnahmen, vollkommen mißverstanden worden. Ja, noch schlimmer. Da man den wahren Charakter anderer Religionen nicht erkannt, so erkannte man auch nicht, wodurch sich denn eigentlich die christliche Religion von anderen Religionen unterscheide, und was denn eigentlich ihrem Gründer seine eigene Stelle in der Weltgeschichte gebe.“ „Indem man alle anderen Religionen übermäßig herabdrückte, hat man die christliche in eine Stellung gebracht, welche ihr Gründer nie beanspruchte; man hat sie gleichsam aus dem heiligen Text der Weltgeschichte herausgerissen; man hat vergessen, wie ‚Gott vorzeiten manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten‘, oder hat diesem Ausspruche eine viel zu enge Bedeutung gegeben.“ Die weitere Bedeutung ist offenbar nur die, daß Zarathustra, Buddha und Confucius gleich Moses und Isaias Propheten waren, durch die Gott „vorzeiten geredet hat zu den Vätern“. Dieser Gesichtspunkt oder vielmehr diese Exegese ist freilich — neu.

Alles in Allem: wir sollen die Religionen der Heiden in der unserigen und diese in jenen wieder finden. „So oft als das vergleichende Studium der Religionen das Gefühl hervorruft: dieß ist ja ganz wie bei uns, so oft wird sie (die vergleichende Theologie) der theoretischen Theologie einen neuen Anstoß geben, so oft wird sie uns mahnen, daß wir uns

über uns selbst erheben müssen, um uns selbst zu begreifen, und daß wir dieß nur thun können, wenn wir uns, unser Denken und Trachten, unsere Sitten und Gebräuche, unsere Sprache und unsere Religion im geistigen Leben anderer Völker wieder zu erkennen versuchen. Und zwar muß dieses mit wissenschaftlichem Ernst (!) geschehen." Damit es überhaupt geschehe, appellirt Max Müller an unsere Liebe und Milde. „Wenn wir uns nur erst einmal entschließen, ihnen (den heidnischen Religionen) etwas Gutes und Wahres zuzutrauen, so werden wir unsere alten heidnischen Religionen kaum wieder erkennen." „Und wenn wir nur unsere Vorurtheile aufgeben, wenn wir nur so urtheilen wollten, wie wir stets urtheilen sollten, mit Liebe und Milde, so würden wir eine neue Welt voll Schönheit und Wahrheit vor unseren Augen aufgehen sehen, die wie ein blauer Frühlingshimmel hinter den dunkeln Wolken der alten Mythologie emporsteigt." Wen sollten solche Mahnungen nicht rühren, solche Verheißungen nicht verlocken? Da muß es schließlich zwischen Christ und Buddhist zu Scenen kommen, wie zwischen Lessings Klosterbruder und Nathan:

Klosterbruder: Nathan, Nathan! Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie!

Nathan: Wohl uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!

Max Müller hielt die Vorlesungen, in denen er die hier mitgetheilten Anschauungen der Öffentlichkeit übergab, vor einem großentheils christlichgläubigen Publikum. Man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn er seine Ansichten vielfach nur mit einer gewissen Reserve zum Ausdruck brachte. Andere Vertreter der neuen Wissenschaft sprechen sich über den hier behandelten Punkt, die Gleichstellung sämmtlicher Religionen, mit größerer Klarheit und Bestimmtheit aus; manche derselben haben auch ihren Meister schon überholt.

Rudolf Seydel setzt gleich an die Spitze seines Werkes, welches eine Parallele zwischen dem Evangelium Jesu und der Sage und Lehre Buddha's durchführt[1], den bezeichnenden Satz: „Für die vergleichende Religionsgeschichte als freie Wissenschaft ist das Christenthum von vornherein nicht die Religion, sondern eine Religion: ein Gegenstand der Betrachtung und Untersuchung neben anderen, die mit ihm der allgemeinen Gattung ‚Religion' angehören." Beachtenswerth zugleich für den „ge-

[1] Rudolf Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre.

schichtlichen" Charakter und die Methode der vergleichenden Religionswissenschaft sind die folgenden Sätze: „Die geschichtlichen Thatbestände, welche unter dem Titel der verschiedenen Religionen sich ihrer Forschung ergeben werden, stellt sie erst nachmals unter die beiden Gesichtspunkte aller geschichtlichen Erkenntniß, unter den der Entstehung und den des Werthes. Das Mittel der Vergleichung wendet sie in der Hoffnung auf die gleichen Erfolge an, wie sie der gleichen Methode auf anderen Gebieten verdankt werden: so hofft sie auch über die Entstehung und den Werth des Christenthums das Urtheil, dessen sie am Anfange sich entschlägt, am Ende ihrer Wege zu besitzen." Herr Seydel hat es durch „das Mittel der Vergleichung" dahin gebracht, daß er „am Ende seiner Wege" Befriedigung in dem Ergebniß findet: „Das Zeugniß von ihrem göttlichen Ursprunge, d. i. von ihrer Offenbarung durch den Gott oder die Götter, welche man glaubt, ist in Religionen, welche überhaupt über ihren Ursprung Rechenschaft geben, trotz ihrer größten Inhalts- und Werthsverschiedenheiten so allgemein vorhanden, daß diese Übereinstimmung ein religionsgeschichtliches Gesetz genannt werden muß" (S. 295). Solche „Ergebnisse" dürfen nicht Wunder nehmen bei einem Verfahren, dessen erste Forderung es ist, sich gleich im Anfange jeglichen Urtheils über den Ursprung und Werth des Christenthums zu „entschlagen", d. h. trotz der offenkundigsten historischen Beglaubigungen die Wahrheit nicht anzuerkennen.

Den gleichen Ausgangspunkt nimmt Julius Happel für seine religionsvergleichenden Studien[1]. Von dem „altdogmatischen Standpunkte, der alle Religionen an dem Maßstabe ‚wahr oder falsch' mißt", will er nichts wissen. Auch darf der Vorzug des göttlichen Ursprunges nach ihm nicht einer einzelnen Religion zuerkannt werden. „Unser Dilemma," sagt er bezüglich aller Religionen, „ist nicht Gottes- oder Menschenwerk, sondern gleich sehr beides." Nur ist zu bemerken, daß das „Gotteswerk" sich bei den weiteren Erklärungen immer mehr in Dunst auflöst. „Eben damit, daß alle Religionen als Erzeugnisse der menschlichen Natur (ein und derselben Anlage) betrachtet werden müssen — ohne daß dabei die göttliche Urheberschaft geläugnet würde, die doch nur geglaubt, nicht wissenschaftlich nachgewiesen werden kann (sic!), ist die Bedingung ihrer

[1] Vgl. Julius Happel, Das Christenthum und die heutige vergleichende Religionsgeschichte, S. 1—14. — Der Verfasser ist Prediger der reformirten Gemeinde zu Bützow. Ob er die in dieser Schrift über Offenbarung und Christenthum vorgetragenen Lehren auch auf der Kanzel vertritt, ist uns unbekannt.

Vergleichung gegeben." Der Ursprung aller Religionen ist zugleich wunderbar und natürlich. „Wunderbar sind nun alle, insoweit sie durch eine geniale Inspiration des Völkerlebens erzeugt oder erneuert werden und auf dem geheimnißvollen Vorgang der Schöpfung des menschlichen Geisteslebens beruhen, wobei ein verschiedener Grad der Wunderbarkeit, d. h. Unbegreiflichkeit, nicht ausgeschlossen sein soll; natürlich aber erscheinen sie, insofern wir in ihnen dieselbe gesetzmäßige Entwicklung nachweisen können." Was bleibt da von „göttlicher Urheberschaft" noch übrig? Indessen erklärt sich Herr Happel über die „geniale Inspiration des Völkerlebens" noch genauer im Folgenden: „Wir sehen in allen Völkerreligionen individuelle Manifestationen des religiösen Geistes der Menschheit, die alle auf eine natürliche und doch wunderbare Weise entstanden sind; denn überall finden wir religiöse Ingenien, sowohl Völkeringenien als Ingenien innerhalb des Völkerlebens; sie sind alle mehr oder minder ‚eigenartig' verschieden, nur in mannigfach abgestuftem Grade der Stärke. (Wir begreifen, Herr Happel!) Das altgriechische und das israelitische Ingenium waren besonders ausgeprägt und stark entwickelt, so auch das Ingenium der Christenheit, des christlich religiösen Völkerlebens."[1] Nur hüte man sich, auch von der „besonderen Ausprägung" des Ingeniums zu viel zu erwarten. Nein, Außerordentliches hat die geniale Inspiration des Völkerlebens, wenn wir Happel glauben, nirgendwo zu Stande gebracht; im großen Ganzen sind und bleiben sich alle Religionen gleich. „Weder der Mosaismus noch der Brahmanismus, weder der Confucianismus noch der Buddhismus, weder der Muhammedanismus noch das Christenthum haben den Menschen zu einem Wesen anderer Art zu machen vermocht, als er eben ist; kein Religionsprincip hat einen ‚Übermenschen' fertig gebracht, folglich müssen auch alle Religionen im Wesentlichen, d. h. soweit das Wesen des Menschen davon berührt wird, miteinander übereinstimmen." Die religiöse Frage ist vornehmlich psychologisch zu fassen. Es müssen „die ursprünglichen Voraus-

[1] Den Gedanken der „genialen Inspiration des Völkerlebens" scheint Happel übrigens als die Frucht seines eigenen Ingeniums anzusehen. Man höre nur folgende Anmerkung: „Statt der genialen Inspiration des Völkerlebens, durch welche ich die Erneuerung bewirkt werden lasse, setzt Tiele (nach Guizot und Johnson) das natürliche Gesetz der Reaction und meint, eine Dazwischenkunft Gottes sei nicht nöthig anzunehmen. Letzteres allerdings nicht u. s. w." Nebenbei beachte man, welch neue Beleuchtung die vorher abgegebene Erklärung der Religion als „Gottes- und Menschenwerk" durch das ausdrückliche Zugeständniß erhält, „eine Dazwischenkunft Gottes sei nicht nöthig anzunehmen".

setzungen der Religion in der Menschennatur ergründet und die religiöse Anlage selbst in ihrer psychologischen Ursächlichkeit und in ihrer historischen Entwicklung nachgewiesen werden." Eine „sogenannte allein wahre", „übernatürliche", „kirchliche" Religion ist ein antiquirter Standpunkt; sie kann hinfür nicht mehr „der Ausgangspunkt für die Erkenntniß des Wesens und der Entstehung der Religion" sein. Diese und ähnliche Postulate sind unserem Religionsforscher „Grundthatsachen (!) für eine ganz neue Erforschungsweise des religiösen Lebens der Völker"; erst in ihnen findet er „die nothwendigen Voraussetzungen einer für die Erkenntniß des Wesens und der eigenthümlichen Natur des religiösen Geistes der Menschheit fruchtbaren Vergleichung der Religionen".

Von dem mächtigen Einflusse, welchen die naturalistische Strömung unserer Zeit auf die Geister ausübt, zeugt die Thatsache, daß selbst Gelehrte, welche in Durchforschung der Religionen der Völker mit hohem wissenschaftlichem Ernste und anerkennenswerthem Fleiße gearbeitet haben, in Beurtheilung der Religionen denselben offenbarungsfeindlichen Standpunkt einnehmen, indem sie alle Religionen ohne Ausnahme lediglich als „psychologisches Erzeugniß der Menschheit" ansehen und behandeln. Als Beispiel dieser Art führen wir Roskoff[1] an, der ebenso kurz wie bestimmt erklärt: „Die Religiosität ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm Religion durch äußere Offenbarung mitgetheilt, was vom Ursprunge des religiösen Lebens überhaupt gesagt werden muß. Ihr Erscheinungsgrund ist vielmehr in den Gesetzen und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Natur zu suchen und zu finden."

Das ist also die voraussetzungslose Wissenschaft! Jawohl, so voraussetzungslos, daß wir umgekehrt mit Fug und Recht fragen dürfen: Ist jemals eine Wissenschaft von vornherein anspruchsvoller aufgetreten als die vergleichende Religionswissenschaft? Hat jemals eine Wissenschaft in dem Maße unerwiesene und unerhörte Behauptungen als Vorbedingungen hingestellt? Denn was verlangt die neue Wissenschaft? was verlangt wenigstens eine große Zahl ihrer Vertreter? Nicht etwa, daß die bereits gewonnene Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums für den wissenschaftlichen Gang der Untersuchung, für den wissenschaftlichen Calcül nicht vorausgesetzt werde — dieses Verfahren wendet mit Recht die christliche Apologetik an, wenn sie die verschiedenen Religionen auf ihre Glaubwürdigkeit prüft — nein, hier wird verlangt,

[1] Gustav Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, S. 179.

daß der Christ seinen höchsten Überzeugungen mit den daraus entspringenden heiligsten Gefühlen Gewalt anthue, daß er sie der neuen Wissenschaft schlechthin zum Opfer bringe, sie verläugne, sie mit Füßen trete. Diesem Ansinnen begegnet jeder, welcher den Boden dieser Wissenschaft betreten will, gleich an der Schwelle. Man sagt auch nicht zu ihm: Hüte dich, daß die Hochschätzung deiner eigenen Religion, von deren göttlichem Ursprung du auf's Festeste überzeugt bist, deren göttliche Wahrheit deinen werthvollsten Besitz ausmacht, dich nicht hindern möge, mit offenem Auge auch die übrigen Religionen der Menschheit zu betrachten, das Gute und Schöne, wo immer es sich findet, freudig anzuerkennen und bei Beurtheilung der Geschichte, der Lehren, der Gebräuche anderer Religionen stets volle Billigkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen. Forderungen dieser Art würde man noch begreiflich finden. Allein jetzt heißt es: Wenn du ein Jünger dieser Wissenschaft werden willst, dann höre auf, deine Religion als die allein wahre zu betrachten, höre auf, sie als geoffenbarte Religion den übrigen vorzuziehen. Nur wie alle übrigen Religionen ist auch die deine wahr und geoffenbart. Jede Offenbarung, die mehr besagt, als Manifestation der menschlichen Natur, als Inspiration des Völkerlebens, als das Wehen des Geistes der Menschheit, ist Lug und Trug oder Wahn und Täuschung.

Für heute möge es genügen, die principielle Stellung, welche die vergleichende Religionswissenschaft gegen die Offenbarung im Allgemeinen einnimmt, kurz skizzirt zu haben. Es erübrigt noch, im Einzelnen zu sehen, wie sie sich mit der alttestamentlichen und mit der christlichen Offenbarung abfindet.

(Schluß folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

10. Die Hinrichtung der fünf Jesuiten.

Acht Tage waren seit dem Bluturtheile über die fünf Jesuiten: Whitebread, Waring, Fenwick, Gavan und Turner, verflossen. Die dem Tode durch Henkershand Geweihten verbrachten diese

kurze Zeit in ernster Vorbereitung auf den Tod; solche, denen es vergönnt war, die Verurtheilten in ihren Kerkern in der Newgate zu sehen, reden mit Bewunderung von ihrer Freudigkeit und Seelengröße. Doch lag es ihnen fern, ihr Leben auch um der Gerechtigkeit willen einfach und blindlings hinzuwerfen; sie glaubten sich verpflichtet, das himmelschreiende Verbrechen der Vollstreckung dieser neuen Justizmorde vom Könige abzuwenden, so lange sie es nur mit gutem Gewissen konnten, und richteten daher ein gemeinschaftliches Bittgesuch an Karl II., in welchem sie ihn unter Betheuerung ihrer Unschuld baten, das Todesurtheil doch wenigstens in ewige Verbannung umzuwandeln.

„In Anbetracht, daß das schreckliche Todesurtheil wegen beabsichtigter Ermordung Ihrer geheiligten Majestät über uns gefällt ist," heißt es in dieser Bittschrift [1], „halten wir es für unsere Pflicht, so lange wir noch in dieser Welt leben, einmüthig und von Herzen zu erklären, daß wir, wenn ein so abscheulicher Plan auch nur im mindesten jemals unsere Herzen, Gedanken, Worte oder Thaten befleckte, auf ewig jeder Gnade entrathen wollen, welche unser gebenedeiter Erlöser durch sein Leiden und Sterben für uns verdiente... Zur Betheuerung dieser Wahrheit bitten wir den allmächtigen Gott, er möge bei dem Ende, das uns so nahe bevorsteht, seine Barmherzigkeit nur in dem Maße uns bezeigen, als diese unsere Worte, die Worte von Sterbenden, wahrhaft sind. Und bei dieser Erklärung verzichten wir Alle in der Gegenwart des lebendigen Gottes, der Engel, Ew. geheiligten Majestät und der ganzen Welt, und verabscheuen und sagen uns feierlich los und ledig von jeder Erlaubniß oder Dispens, die Unwahrheit sagen zu dürfen, wie man uns dessen beschuldigen will, oder wie man behauptet, wir hätten eine solche Dispens, oder sie würde uns noch gegeben, entweder vom Papste oder vom römischen Stuhle oder von was immer für einer Gerichtsbarkeit."

So betheuerten die fünf Jesuiten Karl II. ihre Unschuld und protestirten gegen die lächerliche Behauptung, sie dürften mit päpstlicher Dispens auch im Tode noch lügen. Der König war von ihrer Schuldlosigkeit völlig überzeugt, hatte aber Shaftesbury und dessen Partei gegenüber nicht den Muth, das Bittgesuch der ungerecht Verurtheilten zu gewähren. Ihr Tod sollte wiederum seine politischen Schwierigkeiten ebnen. Der anglikanische Bischof Burnet sagt in der „Geschichte seiner eigenen Zeit" mit dürren Worten: „Der König sah die Nothwendigkeit, ein anderes Parlament zu berufen; deßhalb wurde mit der Verfolgung des Complottes noch fortgefahren." [2] Derselbe in diesem Punkte höchst un-

[1] Eine Abschrift davon in den Stonyhurst Mss. Collectio Cardwelli, I. 7.
[2] Bishop Burnet's History of his own Time, I. p. 464.

verdächtige Zeuge schreibt über die fünf verurtheilten Jesuiten: „Ein sehr eifriger Protestant, der sie im Gefängnisse oft besuchte, erzählte mir, dieselben hätten sich mit großem Anstande benommen und durchaus den Eindruck nicht nur von Unschuld, sondern auch von Frömmigkeit auf ihn gemacht.“ [1]

Am Vorabende der Hinrichtung begab sich Shaftesbury nach der Newgate und versuchte die beiden jüngsten Patres, Gavan und Turner, nochmals zu einem Meineide. Er habe für sie volle Begnadigung vom Könige erhalten, sagte er, unter der Bedingung, daß sie die Verschwörung eingestehen wollten. P. Gavan gab in seinem und seines Gefährten Namen die Antwort: niemals sei ihnen das Leben des Leibes für das Leben der Seele käuflich, und beide erklärten feierlich, auch nicht das Geringste vom Bestande einer solchen Verschwörung zu wissen. Wüthend zog sich der Versucher zurück. Wiederum hatte er sich in seiner Annahme verrechnet, es würde sich unter den vielen Gefangenen schon ein schwacher finden, dem die Todesangst eine bis jetzt umsonst gesuchte Bestätigung des Complottes erpressen werde.

Bevor wir die Verurtheilten auf ihrem letzten Wege begleiten, haben wir noch über P. Whitebread und Fenwick die spärlichen Notizen nachzutragen, welche uns über das Leben dieser beiden Opfer erhalten sind [2]. P. Thomas Whitebread (auch Harcourt) war in der Grafschaft Essex 1618 von angesehenen Eltern geboren. Er machte seine Studien in St. Omer, trat am Vorabende von Mariä Geburt 1635 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Watten, arbeitete als Priester und Oberer in verschiedenen Districten Englands und übernahm zu Anfang 1678 als Provinzial die Leitung der englischen Ordensprovinz. Großer Seeleneifer, seltene Tugend, Liebe, Leutseligkeit, Demuth und Geduld werden ihm nachgerühmt. Als er im Sommer 1678, gerade vor Ausbruch des Titus-Oates-Sturmes, die Ordenshäuser in Belgien visitirte, hielt er am Feste des hl. Jakobus eine zündende Anrede an seine Mitbrüder, in welcher er, wie es die Überzeugung seiner Zuhörer war, prophetisch von dem Tode sprach, den er nach Jahresfrist erdulden sollte. Zum Gegenstand hatte er die Worte Christi an die Söhne des Zebedäus gewählt: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?“ und ihre Antwort: „Wir können es.“ Wie mehrere Zeugen mit ihrer Namensunterschrift bekunden, sagte er u. A.: „‚Könnt ihr den Kelch trinken u. s. w.‘, könnt ihr eine harte

[1] L. c. I. p. 465.

[2] Über die PP. Warner, Gavan und Turner siehe oben Bd. XXIII. S. 253 ff.

Gefangenschaft ertragen? Seid ihr es zufrieden, daß man euch treulos verräth, mißhandelt, in den Kerker schleppt? ‚Wir können es!‘ Gott sei gepriesen! Könnt ihr die Leiden des Kerkers ertragen? auf Stroh schlafen? in Ketten und Banden liegen? die Folter erdulden? ‚Wir können es!‘ Gott sei gepriesen! Ja! Könnt ihr vor den Schranken des Gerichtes stehen, während man falsch gegen euch schwört? Könnt ihr geduldig das Urtheil eines ungerechten Richters anhören, der euch zu einem schmerzlichen und schmachvollen Tode verurtheilt? der euch verkündet, daß man euch hängen, aufreißen und viertheilen soll? ‚Wir können es!‘ Gott sei gepriesen!“ — „Diese Worte,“ sagt ein Zeuge, „sprach er betend, mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen. Die innere Gluth riß ihn so mit sich fort, daß er über die gewöhnliche Zeit hinaus sprach.“ Seine Worte wurden damals schon von seinen Zuhörern als prophetische betrachtet; so viel ist gewiß, daß sie sich in Jahresfrist bewahrheiteten. — P. Fenwick war das Kind protestantischer Eltern aus der Grafschaft Durham; er wurde 1628 geboren. Als Knabe schon erkannte er die Wahrheit der katholischen Kirche und kehrte zu derselben zurück. Weder Bitten noch Drohungen seiner Eltern konnten ihn verführen; sie verstießen ihn endlich, und er fand seinen Weg nach St. Omer, wo ihm eine freundliche Aufnahme zu Theil wurde. 1656 trat er zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu und wurde 1675 als Missionär in seine Heimath gesandt. Nur drei Jahre arbeitete er hier mit großem Seeleneifer, bis er Titus Oates in die Hände fiel. Wir sahen ihn schon mit P. Ireland vor den Schranken stehen. Dann mußte er in der Newgate schmachten, bis endlich die „Beweise“ gegen ihn erbracht waren. Inzwischen hatten seine Fesseln so tiefe Wunden in seine Glieder geschnitten, daß die Ärzte eine Amputation für nöthig hielten und dieselbe nur unterließen, weil er ja doch zum Galgen verurtheilt sei. Dazu fiel ihm der protestantische Prediger mit seinen „Bekehrungsversuchen“ noch lästig.

Doch der Tag des letzten Streites brach für die fünf Opfer endlich an. Es war Freitag, den 20./30. Juni 1679. Dem Urtheile gemäß wurden sie auf Schleifen gebunden; auf der ersten lagen P. Provinzial Whitebread und P. Rector von London, Waring, auf der zweiten die PP. Gavan und Turner, auf einer dritten endlich P. Fenwick. So wurden sie von der Newgate in der City durch das heutige Westende, damals noch meist Garten- und Wiesenland, die fast endlose Oxfordstreet hinaus nach Tyburn geschleift. Der Galgen von Tyburn stand etwa hundert Schritte von der Stelle, wo heute der „Marble Arch“ an der

Nordostecke des Hyde-Park prunkhaft sich erhebt. Wenn London wieder katholisch wird, so muß es an dieser Stelle, die von dem Blute von Hunderten seiner Martyrer geröthet wurde, seinen heldenmüthigen Söhnen eine Kirche bauen. — Die Straßen von der Newgate bis nach Tyburn waren an jenem Junimorgen von einer großen Menge erfüllt, und namentlich um den Galgen her drängte und wogte ein unabsehbares Menschenmeer. Eine Abtheilung Soldaten umgab die Schleifen, und voraus zog eine Schaar Trommler und Pfeifer, den Todeszug wie zum Hohne mit lustigen Weisen begleitend. Wenn Shaftesbury und seine Partei meinte, der Aufzug werde den Glauben an die Verschwörung im Volke neu bekräftigen, so hatte er sich auch hierin verrechnet. Bei der Gerichtsverhandlung hatten rasende Fanatiker den Saal mit Hohn- und Wuthgeschrei erfüllt: hier aber, wo das Volk die Verurtheilten so voll Ergebung, Ruhe und heiliger Freude sah, verstummte bald das vereinzelte Pfeifen und Lästern, das die Opfer Anfangs begrüßt hatte. Augenzeugen erzählen, es habe sich eine unheimliche Ruhe und das Gefühl von dem himmelschreienden Unrechte, das hier verübt werde, über die Menge gelagert, und der Zug nach Tyburn sei einem Leichenzuge ähnlicher gewesen als der Ausführung von Verbrechern, deren That der Gegenstand des öffentlichen Abscheues hätte sein müssen. Man bemitleidete sogar laut ihr unverdientes Schicksal, so daß P. Gavan mild lächelnd die guten Leute tröstete: „Es kommt wenig darauf an, ob wir so oder so sterben, wenn wir nur in den Himmel kommen.“ P. Keynes S. J., welcher der Hinrichtung verkleidet beiwohnte, erzählt u. A. von der Frau eines protestantischen Predigers, welche beim Anblicke der Verurtheilten in einen Strom von Thränen ausbrach und sofort nach Hause eilend sagte: „Ich werde mich nie bereden können, daß diese Männer, die ich mit meinen Augen so ruhig und bescheiden sah, des Hochverrathes schuldig seien.“

Endlich war Tyburn erreicht. Die fünf Patres bestiegen muthig den Henkerkarren und schickten sich an, der Sitte gemäß zu der unabsehbaren Volksmenge zu sprechen. Der Untersheriff wollte ihnen diese Gunst nicht gewähren; da erhob sich aber ein so furchtbarer Tumult, daß er gezwungen dem Volke willfahrte. So richteten sie der Reihe nach ihre letzten Worte an die lautlos horchende Menge. Die Reden der Sterbenden machten einen ungeheuern Eindruck: Alle erklärten feierlichst ihre Unschuld, verziehen ihren Feinden, beteten für ihre Mörder, für den König und das ganze irregeleitete England. Um den Glauben an die Verschwörung, welcher in der öffentlichen Meinung bereits zu schwanken begann, wie-

derum zu stärken, beschloß Shaftesbury, die Reden der Verurtheilten selbst zu veröffentlichen, und so wurden sie unmittelbar nach der Hinrichtung in London gedruckt; eine Vorrede, welche sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Seht, so lügen sterbende Jesuiten!" sollte sie für den protestantischen Leser in das rechte Licht stellen. So verdanken wir dem Feinde den Wortlaut dieser letzten Reden unserer Blutzeugen [1].

Wir müssen uns mit einigen wenigen Stellen aus den uns erhaltenen und von den Feinden selbst als authentisch beglaubigten Reden der Sterbenden begnügen. Zunächst sprach P. Provinzial Whitebread. Mit großer Ruhe und in schlichter Rede betheuerte er seine Unschuld und betete für seine Feinde; namentlich gedachte er des Königs und forderte alle Katholiken zum Gehorsam gegen denselben auf:

„Ich bitte Gott, Se. Majestät zu segnen," flehte er, „sowohl hienieden als in Ewigkeit und seine Gnade auszugießen über unser Heimathland. Das war mein tägliches Gebet für ihn und das die ganze Schuld, deren ich mich gegen ihn in meinen Absichten oder Gedanken schuldig weiß. Und ich erkläre feierlich mit diesem meinem letzten Athemzuge, daß ich niemals lernte oder lehrte oder glaubte oder daß irgend einer als Katholik glauben kann, es sei unter was immer für Umständen oder Vorwänden erlaubt, den Tod Sr. Majestät zu planen oder auszuführen oder sonstwie seine Person zu verletzen. Nein, im Gegentheile! Alle sind verpflichtet, ihm zu gehorchen, ihn zu vertheidigen und seine geheiligte Person mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte zu beschützen. Und im Angesichte dessen, der die innersten Falten meines Herzens durchforscht und so wahr ich sein heiliges Antlitz zu schauen hoffe, erkläre ich ferner ohne alle Zweideutigkeit oder geistigen Vorbehalt oder eine andere Deutung meiner Worte: das ist die wahre und aufrichtige Gesinnung meiner Seele. Sonst habe ich über meine Verurtheilung und meinen Tod nichts mehr zu sagen. Es erübrigt mir nur noch, meine Seele in die Hände meines gnadenreichen Erlösers zu empfehlen, durch dessen Verdienste und Leiden ich allein Rettung hoffe."

Der greise P. Rector von London betonte namentlich, wie falsch die immer wiederholte Behauptung sei, als lehrten die Jesuiten, der Zweck heilige die Mittel:

---

[1] Die also von Feindeshand selbst veröffentlichten „most exact copies of these speeches, which were intended for no good", sind im Britischen Museum. Der Titel lautet: „The Last Speeches of the five notorious Traitors and Jesuits viz. Thomas White alias Whitebread etc. . . ., who were justly executed at Tyburn, June 20. 1679, for conspiring the death of his sacred Majesty and the subversion of the Government and Protestant Religion. London 1679." Vgl. Cobbett's complete collection of State Trials, Vol. VII. p. 491.

„Ich verabscheue und verwerfe von ganzem Herzen die verabscheuungswürdige falsche Lehre, die man uns aufbürdet, als könnten wir Ermächtigung zu Meineid oder zu irgend einer anderen Sünde erhalten, welche unserem Ziele nützlich wäre; ein solcher Satz läuft ja schnurstracks der Lehre des hl. Paulus entgegen, der da sagt: „Non sunt facienda mala, ut eveniant bona", man muß nicht Böses thun, damit Gutes daraus entstehe. Und deßhalb halten wir den Todschlag oder Mord in allen Fällen für unerlaubt, namentlich aber die Ermordung unseres rechtmäßigen, jetzt herrschenden Königs, dessen Person und zeitliche Herrschaft wir bereit sind mit Gut und Blut gegen jeden Feind ohne alle Ausnahme zu vertheidigen."

Ebenso entschieden wie alle Übrigen betheuerte P. Fenwick, welcher vom Sheriff wiederholt unterbrochen wurde, seine Unschuld. P. Gavan, dessen feurige Worte in den Zuhörern eine große Bewegung hervorriefen, sprach also:

„Von Herzen geliebte Landsleute! Ich bin beim letzten Auftritte meines sterblichen Lebens angelangt, in der Stunde meines Todes, in einer Stunde, welche die Grenzmarke zwischen Zeit und Ewigkeit bildet; in einer Stunde, die mich entweder zu einem Sterne machen wird, der ewig am Himmel leuchtet, oder zu einem Feuerbrande, der endlos unter den Verdammten in der Hölle brennen muß; in einer Stunde, in der ich noch auf Barmherzigkeit hoffen darf, wenn ich meine Missethaten mit wahrer Reue bekenne, in der ich aber die ewige Verdammung erwarten muß, wenn ich sie lügnerisch in Abrede stelle. Deßhalb hoffe ich, daß ihr glauben werdet, was ich in dieser großen Stunde euch sage. In dieser Stunde also schwöre und erkläre und betheure ich feierlichst bei Allem, was es Heiliges gibt im Himmmel und auf Erden und so wahr ich Gottes Angesicht in seiner Glorie zu schauen hoffe, daß ich so unschuldig bin, wie das Kind im Mutterschooße, an all den hochverrätherischen Verbrechen, welche Mr. Oates u. Mr. Dugdale vor Gericht gegen mich beschworen haben, und für welche am Tage nach der Verhandlung das Todesurtheil über mich gesprochen wurde. Und damit ihr von der Wahrhaftigkeit dieser meiner Aussage überzeugt seid, erkläre, betheuere und schwöre ich in gleicher Weise, so wahr ich das Antlitz Gottes in seiner Glorie zu schauen hoffe, daß ich in meinen Worten an euch mich keiner Zweideutigkeit oder geistigen Vorbehaltes (Mentalreservation) oder rein materieller Redeform oder irgend sonst einer Ausflucht bediene, um die Wahrheit zu bemänteln. Ebenso wenig gebrauche ich eine Dispens vom Papste oder von sonst irgend welcher Person, oder rede so, weil ich eidlich gelobt hätte, das Geheimniß nicht zu verrathen, oder rechne auf irgend eine Lossprechung, sei es im Beichtstuhle oder außerhalb des Beichtstuhles, für die Verläugnung der Wahrheit, sondern ich bediene mich des gewöhnlichen Sinnes der Worte, und wenn ich ihnen einen andern Sinn beilege, um die Wahrheit zu bemänteln oder zu verbergen, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß Gott mich von seiner himmlischen Glorie ausschließe und mich zum tiefsten Abgrunde des höllischen Feuers verdamme. So viel über diesen Punkt.

„Und nun, liebe Landsleute, bekenne ich zweitens und gestehe vor der ganzen Welt, daß ich ein römischer Katholik bin, ein Priester und zwar ein Priester aus dem Orden der sogenannten Jesuiten. Da man nun diesen so fälschlich beschuldigt, als billige er die Lehre vom Königsmorde, halte ich es für meine Pflicht, mit meinen letzten Sterbeworten mich feierlich dagegen zu verwahren, als ob ich oder die Jesuiten im Allgemeinen einer solchen Lehre huldigten: im Gegentheile, wir verabscheuen und verwerfen sie mit ganzer Seele. Und ich versichere euch, daß es unter der großen Menge von Schriftstellern unter den Jesuiten, welche Werke über Philosophie, Theologie, Casuistik oder Predigten veröffentlichten, auch nicht einen einzigen gibt, soviel mir wenigstens bekannt ist, der die Lehre vom Königsmorde billigte oder den Satz vertheidigte: es sei einer Privatperson erlaubt, einen König zu tödten, wenigstens in dem Falle, daß derselbe ein Häretiker, ein Heide oder ein Tyrann wäre. Es gibt, ich wiederhole es, auch nicht einen einzigen Jesuiten, der das für erlaubt hielte, mit der alleinigen Ausnahme Mariana's, eines spanischen Jesuiten, und auch dieser vertheidigt den Satz nicht schlechthin, sondern nur problematisch, und selbst so wurde sein Buch zurückgezogen, diese Lehrmeinung ausgetilgt und mit Strafen belegt. Ist es nun nicht traurig, daß ein ganzer Orden verurtheilt wird für die Unbesonnenheit eines einzelnen Mitgliedes und obschon alle übrigen laut gegen ihn Einsprache erheben und das Gegentheil von seiner Lehre halten? Doch ich habe keine Zeit, diesen Punkt ausführlich zu behandeln, und deßhalb verweise ich euch Alle an einen königlichen Gewährsmann, an den weisen und siegreichen König Heinrich IV. von Frankreich, den königlichen Großvater unseres gegenwärtig regierenden allergnädigsten Königs. Derselbe hielt eine öffentliche Rede zur Vertheidigung der Jesuiten und in dieser sagte er unter Anderem, er sei mit der Lehre der Jesuiten in Betreff der Könige sehr zufrieden und dieselbe stimme mit der Lehre der geachtetsten Kirchenlehrer vollkommen überein. Doch was berufe ich mich auf das Zeugniß eines einzelnen Fürsten, da ja die ganze katholische Welt in diesem Punkte die Sachwalterin der Jesuiten ist? Vertrauen nicht Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und Flandern ihnen die Erziehung ihrer Jugend in ausgedehntestem Maße an? Vertrauen sie nicht ihre eigene Seele ihrer Leitung an im Richterstuhle der Buße? Und könnt ihr euch vorstellen, so viele große Könige und Fürsten, so viele weise Staaten würden Solches thun oder in ihren Reichen geschehen lassen, wenn die Jesuiten Männer von so verruchten Grundsätzen wären, wie man jetzt in England wähnt?

„An dritter Stelle, liebe Landsleute, betheure ich, daß ich, wie es mir nie in meinem Leben einfiel, die Absetzung oder den Tod des Königs zu planen oder herbeizuführen, so nun bei meinem Ende von ganzem Herzen zu Gott flehe, er möge ihm eine ruhige und glückliche Regierung auf Erden und eine ewige Krone im Himmel gewähren. Auch für die Richter, die Geschworenen und Alle, welche in meinem Processe, meiner Anklage oder Verurtheilung mitwirkten, bitte ich Gott, er möge ihnen zeitliches und ewiges Glück verleihen. Was Mr. Oates und Mr. Dugdale angeht, so rufe ich Gott zum Zeugen an, daß sie durch falsche Eide mich also vorzeitig morden.

Von Herzen verzeihe ich ihnen, weil Gott mir zu verzeihen gebietet. Und ich bitte Gott um seiner unendlichen Barmherzigkeit willen, ihnen in dieser Welt wahre Reue und Zerknirschung zu verleihen, damit sie in der andern Welt zur ewigen Glückseligkeit gelangen können. So habe ich meiner Pflicht gegen mich und meine Unschuld, gegen meinen Orden und seine Lehre, gegen meinen Nächsten und die Welt Genüge gethan; es erübrigt mir nun nichts mehr, als mich selbst in die Arme deiner Erbarmung zu werfen, mein großer Gott! Ich glaube an dich, du Eine göttliche Wesenheit und drei göttliche Personen; ich glaube, daß du in der zweiten Person der Dreifaltigkeit Mensch wurdest, um mich zu erlösen, und ich glaube, daß du der ewige Belohner des Guten und der ewige Bestrafer des Bösen bist. Kurz, ich glaube Alles, was du geoffenbart hast, weil du die unendliche Wahrhaftigkeit bist. Ich hoffe auf dich über Alles, weil du die unendliche Treue bist. Ich liebe dich über Alles mit meinem ganzen Herzen, weil du die unendliche Schönheit und Güte bist, und von ganzem Herzen bereue ich es, daß ich dich, einen so großen Gott, jemals beleidigt habe. Mit Freuden bin ich bereit, den Tod der Schmach zu leiden, aus Liebe zu dir, mein süßer Jesu, und im Hinblicke auf den Tod der Schmach, den du aus Liebe zu mir erdulden wolltest."

Aus P. Turners Ansprache endlich wollen wir nur das herrliche Gebet mittheilen, mit welchem er das Opfer seines Lebens in erhabenster Weise besiegelte:

„O Gott, der du mich zu einem übernatürlichen Ziele erschaffen hast, um dir in diesem Leben durch die Gnade zu dienen und dich im andern Leben durch die Glorie zu erfreuen: würdige dich, durch die Verdienste deines bitteren Leidens und Todes mir zu gewähren, daß ich nach Beendigung dieses armseligen Lebens meiner vollen Beseligung in dir nicht verlustig gehe, du mein letztes Ziel und höchstes Gut! Demüthig bitte ich um Verzeihung aller Sünden, welche ich gegen deine göttliche Majestät begangen habe seit dem ersten Augenblicke, da ich zum Gebrauche der Vernunft kam bis zu dieser gegenwärtigen Stunde. Ich bereue es bitter vom Grunde meines Herzens, daß ich dich jemals beleidigt habe, einen so guten, so mächtigen, so weisen und so gerechten Gott, und nehme mir mit Hilfe deiner Gnade fest vor, dich nie mehr zu beleidigen, o Gott der Güte, den ich über Alles liebe! — O süßer Jesu, der du den schmerzlichsten und schmachvollsten Tod am Kreuze für unser Heil erduldet hast, wende mir zu, ich beschwöre dich, die Verdienste deines heiligen Leidens und heilige mein eigenes Leiden, das ich demüthig annehme aus Liebe zu dir, in Vereinigung mit den Leiden deiner heiligen Majestät und zur Strafe und Sühne meiner Sünden. — O mein theurer Heiland und Erlöser! ich sage dir ewigen Dank für alle Gnaden, welche du mir im Laufe meines ganzen Lebens hast zuwenden wollen. Und jetzt, in der Stunde meines Todes, werfe ich mich mit einem festen Glauben an Alles, was du geoffenbaret hast, und mit der unerschütterlichen Hoffnung, die ewige Glückseligkeit zu erlangen, freudig in die Arme deiner Erbarmung, in die Arme, welche am Kreuze ausgestreckt waren für unsere Erlösung. Süßer Jesu, nimm meinen Geist auf!"

Die Volksmenge lauschte diesen Reden und Gebeten mit der größten Aufmerksamkeit, und wie Augenzeugen berichten, konnten sich auch viele Protestanten der Thränen und des lauten Schluchzens nicht erwehren. Nachdem die Patres ihre Ansprachen beendet hatten, ließ man sie eine Weile ruhig für sich beten. Man sah auch, wie sie miteinander leise redeten; wahrscheinlich beichteten sie noch einmal gegenseitig und gaben sich die letzte Lossprechung. Dann sagte ihnen der Sheriff, die Sterbestunde sei da. Sie umarmten sich. Schon hatte der Henker ihnen die Stricke um den Hals gelegt und am Galgen befestigt, und der Sheriff wollte den Befehl geben, die Karren wegzuziehen: da kam von Whitehall, dem königlichen Residenzschlosse, ein Reiter mit verhängtem Zügel, schon von weitem einen Brief in der Luft schwenkend und laut rufend: „Gnade, Gnade!" Mit Mühe bahnte er sich den Weg durch das Gedränge und überreichte dem Sheriff das königliche Schreiben. Der Gnadenbrief lautete dahin, der König sei in höchster Gnade und in seiner Neigung zur Milde bereit, ihnen das Leben zu schenken, welches sie durch ihren Hochverrath verwirkt hätten; die einzige Bedingung sei, daß sie die Verschwörung eingestehen, und was sie darum wüßten, offenbaren würden. Es war die letzte Versuchung, welche an die Sterbenden herantrat. Sie alle dankten dem Könige für seinen guten Willen und erklärten noch einmal mit der gleichen, ruhigen Bescheidenheit ihre völlige Unschuld und die Unmöglichkeit, solche Bedingungen anzunehmen. Dann wurden die Karren hinweggezogen und die Seelen der muthigen Bekenner schieden aus diesem Leben.

Die Bewegung unter den Zuschauern war so gewaltig, daß der Sheriff nicht wagte, das Urtheil nach seiner ganzen barbarischen Strenge vollziehen zu lassen. Erst nachdem der Tod eingetreten war, gab er Befehl, die Leichen loszuschneiden, welche der Henker dann enthauptete und viertheilte. Auch wurden die blutigen Gliedmaßen nicht zu öffentlicher Schmach ausgestellt, sondern auf Befehl des Königs den Freunden der Hingerichteten überlassen und fanden auf dem Friedhofe St. Giles in the Fields, Holborn, ein Grab, das von den Katholiken, soweit die traurigen Zeiten es erlaubten, in Ehren gehalten wurde. Schon gleich bei der Hinrichtung tauchten mehrere Katholiken ihre Tücher in das Blut der schuldlos Gemordeten und diese blutgetränkten Tücher sollen, wie glaubwürdig berichtet wird, auffallende Heilungen bewirkt haben.

Der Ruf des glorreichen Todes dieser fünf Opfer ging durch ganz Europa: überall redete man von ihnen als von heiligen Blutzeugen, die

dem Fanatismus der Häresie zum Opfer gefallen. Der Heilige Vater, Innocenz XI., theilte dieses Urtheil, er nannte sie offen: „Martyrer", „Heilige", „Selige" und stand nicht an zu sagen, sie seien aus Haß des Glaubens (in odium fidei) getödtet worden. So bezeugt ein Document, welches im Archive der Gesellschaft Jesu aufbewahrt wird; dasselbe ist mit der Unterschrift P. Anton Appiani's und mit dem Siegel eines päpstlichen Notars versehen. Ja der Papst befahl, daß eine Beschreibung des glorreichen Todes, welche er in allen einzelnen Ausdrücken guthieß, in die damals noch als Manuscript erscheinende Römische Zeitung aufgenommen und später wörtlich in der Zeitung von Ancona abgedruckt werde; so schreibt der damalige P. General der Jesuiten, Karl von Noyelles, an P. Warner, den Nachfolger P. Whitebread's als Provinzial von England, unter dem 16. Sept. 1679 aus Rom.

Doch nicht nur auf die Katholiken machte der Heldentod der fünf Jesuiten den größten Eindruck. Es war ein Schlag, der den öffentlichen Glauben an die von Titus Oates erlogene Verschwörung in seinen Grundfesten erschütterte. Umsonst suchten Shaftesbury und seine Fanatiker diesen Schlag durch eine ganze Fluth von Flugschriften mit den alten, bis auf den heutigen Tag wiederholten Verleumdungen von der Heiligung des schlechten Mittels durch den guten Zweck und ähnlichen Märchen zu vereiteln. Die Vorrede zu der officiellen Ausgabe der fünf Reden hat sich das rechte Wort entwinden lassen: wie Samson haben sie im Tode den Feinden die schwerste Niederlage beigebracht. Selbst der anglikanische Bischof Burnet gesteht: „Die Hinrichtungen, wobei Alle im Tode noch läugneten, machten großen Eindruck auf manche. Mehrere Bücher wurden geschrieben, um zu zeigen, daß nach ihrem Glauben Lügen zu einem guten Zwecke nicht allein für erlaubt gelte, sondern auch oftmals von ihnen angewendet wurde ... Aber dennoch machte das Benehmen und die letzten Worte der Verurtheilten einen Eindruck, den kein Buch verwischen konnte!"[1]

11. Mr. Richard Langhorne's Schwanengesang und glorreicher Tod.

Während die fünf Jesuiten am Galgen zu Tyburn ihre Krone errangen, schmachtete Mr. Richard Langhorne, der zugleich mit ihnen zum Tode verurtheilt war, noch immer in den Kerkern der Newgate.

---

[1] L. c. I. p. 466.

Mr. Langhorne war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, ein eifriger Katholik, ein Mann von großer Frömmigkeit und durchaus erhabenen Gesinnungen. Wie es scheint, war er nicht verheirathet; um so eifriger konnte er mit Rath und That der verfolgten Kirche und ihren Dienern beispringen. Auch die Jesuiten bedienten sich dieses Ehrenmannes als Rechtsbeistand und hatten die Verwaltung ihres Vermögens in seine Hände gelegt. Oates wußte das und hatte daher diesen Mann als einen Haupträdelsführer angegeben; so war er einer der Ersten, die gefänglich eingezogen wurden. Mitten in der Nacht hatte man ihn aus dem Bette gerissen und nach der Newgate geschleppt, während alle seine Papiere und Bücher den Richtern in die Hände fielen. So lag er nun schon seit Anfang October 1678, also bereits im zehnten Monate, in den Kerkern der Newgate. Noch wollte man mit seiner Hinrichtung zuwarten, um ihn mürbe zu machen. Der Earl of Shaftesbury besuchte ihn fleißig und bemühte sich mit allen Mitteln, die diesem gewissenlosen Manne zu Gebote standen, mit Schmeicheleien und Zornausbrüchen, mit Versprechen und Drohungen, wenigstens diesen einen Mann zu Falle zu bringen. Doch so fest die Priester und Ordensleute gestanden hatten, ebenso fest stand dieser Laie. Er sollte sich schuldig bekennen, so würde ihm sein Leben geschenkt: Langhorne weigerte sich, um diesen Preis seine Seele zu verrathen. Da brachte Shaftesbury eine andere Bedingung: er solle wenigstens dem Befehle des Königs gehorchen und die Schätze der Jesuiten verrathen. Langhorne bedachte sich, und es schien ihm, er dürfe diese Bedingung annehmen. Einmal waren ja seine Bücher, in denen die gewünschten Aufschlüsse enthalten waren, bereits in der Hand der Richter; dann konnte er unter diesen Umständen die Erlaubniß zu einer solchen Angabe mit Recht voraussetzen, hatte sie vielleicht von P. Provinzial ausdrücklich erhalten. Kurz, er ließ sich seine Bücher geben und stellte aus denselben den Vermögensbestand der Jesuiten zusammen. Jetzt glaubte Shaftesbury gewonnenes Spiel zu haben: der Verurtheilte schien zu weichen. Er warf ihm also die Schrift vor die Füße und sagte, der Bettel genüge nicht, sein Leben zu retten; er müsse die Verschwörung eingestehen und die Mitschuldigen nennen: dafür solle er nicht nur vollkommen begnadigt werden, sondern solle jede Belohnung erhalten, die er nur fordern wolle. Wie sich aber der Gefangene herbeigelassen hatte, jene Bedingung anzunehmen, die ihm erlaubt schien, ebenso entschieden sagte er zu dieser schamlosen Forderung „Nein“ und wählte tausendmal lieber den Tod am Galgen.

Schon lange hatte er sich auf dieses Ende vorbereitet. Während der vielen Monate, in denen er im dunkeln Kerker auf schlechtem Stroh und in schweren Fesseln lag, hatte seine Seele Trost und Stärke gesucht in der frommen Betrachtung des Leidens Christi, der künftigen Herrlichkeit, der unendlichen Güte und Liebe Gottes. Die Frömmigkeit, die er mitten in seinen gewohnten Geschäften sorgsam in sein Herz gepflanzt, entfaltete sich jetzt, mitten im Sturme der Trübsal, zu einem herrlichen Baume voll erquickender Früchte. Und als ihm in den letzten Tagen vor seiner Hinrichtung Schreibzeug zur Verfügung stand, zeichnete er eine Anzahl seiner Betrachtungen auf und überließ sie zugleich mit einigen anderen Gedenkblättern seinen Freunden. Diese übergaben sie dann noch im Jahre seines Todes zugleich mit seiner Bittschrift an den König und seiner letzten Rede dem Drucke [1]. Der Raum gestattet uns nicht, dieselben auch nur im Auszuge mitzutheilen; doch können wir uns nicht versagen, das folgende Gedicht, den Schwanengesang seiner Seele, in das sein jubelnder Geist unmittelbar nach der Verurtheilung sich ergoß, unsern Lesern vorzulegen. Mr. Langhorne überschrieb es also:

Die Gefühle meiner Seele nach dem Todesurtheil, das von einem Gerichtshofe auf die Aussage falscher Zeugen hin über mich gefällt wurde [2].

I.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß
Den Tod der Schmach
Durch Henkershand —
O selige Kunde!
Ich seh' mich geehrt durch Jesu Gewand,
Ich empfange, wie Er, den Todesspruch
Als Cäsars Feind,
Als plant' ich den Tod meines Königs
Und den Raub seiner Kron'
Und den Sturz seines Reichs;
Während ja doch,
Wie mein Jesus weiß,
Mein Gewissen aufjubelnd verkündet,
Mein Herz noch nie
Und nimmer gehegt,

---

[1] Mr. Langhorne's Memoirs, With some Meditations and devotions of his during his Imprisonment, as also his Petition to his Majesty and his Speech at his Execution. All which were left by him and written in his own hand. London 1679. Im Britischen Museum.

[2] The Affections of my Soul after Judgement given against me in a Court of Justice upon the Evidence of False Witnesses. Ib.

Auch nur Einen Gedanken des Treubruchs
Gen meinen König und höchsten Herrn.
Und bezeugen muß mir
Der Kläger Gewissen
Am jüngsten Gericht in Schrecken und Noth
Zu Gottes Ruhm
Und der Wahrheit Sieg,
Daß ich vollkommen unschuldig
An all den Verbrechen und jeglicher That,
Deren sie schuldig mich schwuren.

II.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß
Eines Todes der Schande
Nach der eitlen Meinung der Welt —
O selige Kunde!
Mein Jesus ruft mich durch diesen Spruch,
Zu tragen sein Kreuz und zu folgen ihm;
Der Richter erklärt nothwendig den Tod
Für den König und für seine Lande;
Der Pöbel schreit und fordert laut:
„An's Kreuz mit ihm! An's Kreuz mit ihm!"
Er, der da strahlt in der Unschuld Gewand,
Hat vor meinen Blick Sein Beispiel gestellt:
Er öffnete nicht seine Lippen,
Er vertheidigte nicht sich selbst,
Er vergab und betete für seine Feinde.
O glückliches Loos,
Geehrt zu sein durch so manchen Zug,
Der Jesu Ende verherrlicht!

III.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O süße und selige Kunde!
Aufjuble, mein Geist,
Denn es ist kein Grund zu fürchten für dich,
Dein Jesus ist vor dir gestorben,
Bezahlt hat er schon den Lösepreis,
Erkauft hat er dich mit seinem Blut,
Gesühnt sind all deine Sünden,
Erschlossen ist dir das Paradies,
Er nahm dich an an Bruders Statt,
Als Sohn seines Vaters nahm er dich an
Und wusch dich rein in seinem Blut,
Und gab seinen Leib dir als Unterpfand
Und erklärte am Kreuz dich als Kind seiner Mutter
Und gibt dir jetzt zu tragen sein Kreuz
Als sicheres Mal,
Daß du ewig Einer der Seinen!

IV.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O selige Kunde!
Sei froh, meine Seele,
Und juble in Jesu, deinem Erretter.
Wenn er dein Verderben gewollt,
Hätt' er geopfert für dich sein Leben dann wohl,
Geharrt auf dich mit solcher Geduld,
So viel Zeit zur Bekehrung gestattet?
Mit so großer Liebe gerufen dich,
Mit so viel Licht deinen Geist erhellt,
Mit solcher Gewalt gezogen dich,
Mit so viel Gnaden begünstigt dich,
So viel heilige Wünsche entflammt in dir,
Der Erwählten Siegel gedrückt auf dich
Und dich gekleidet in sein Gewand
Und dir gegeben sein eigenes Kreuz
Und Schultern dazu,
Dasselbe geduldig zu tragen?

V.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O selige Kunde!
Wohlan, geliebteste Seele,
Blick' auf, es ruft dich dein Jesus!
Er flehte für dich an seinem Kreuz,
Da streckte er aus seine Arme nach dir,
Da beugt' er sein Haupt, zu küssen dich,
Da schrie er empor mit mächtiger Stimm':
„Vater, nimm ihn auf, er ist mein!"
Da öffnet' er dir seines Herzens Thor,
Da gab er für dich sein Leben,
Das Leben dir zu erwerben!

VI.

Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O willkommene Kunde!
Verlassen muß ich
Für den Himmel die Erde,
Den Kerker der Welt für die Freiheit voll Freude,
Der Verbannung Land für das mir bereitete Heim.
Hinübergehen muß ich
Von der Zeit zur Ewigkeit,
Vom Elend zur Seligkeit,
Vom Wechsel zur Unwandelbarkeit,
Vom Tode zur Unsterblichkeit.
Verlassen muß ich, was hienieden mein Gut,
Um Gottes Besitz

Und die Freude in Jesu,
Um der Engel und Heiligen Gesellschaft.
  Gehen muß ich und füllen
Meinen Geist mit der Fülle des Lichts,
Meinen Willen mit dem Meere des Friedens,
Mein Gedächtniß mit dem Schatze aller Güter,
Meine Sinne mit unendlicher Wonne.
  Hingehen muß ich, wo ich finden soll
Aller Güter Besitz, die das Herz verlangt,
Ohne jegliche Furcht des Verlustes,
Wo nimmermehr ein Gut' ich begehr',
Wo Gott mir ist mein Alles in All
  Und mein Alles für ewige Zeiten.

VII.

  Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O selige Kunde!
Frei soll ich sein vom Elend,
Frei von jeglichem Schmerz,
Frei von jeder Versuchung zur Sünde,
Frei von jeder Gefahr der Verdammniß!
  Nein, von nun an
Soll ich schauen und soll ich leben,
Soll ich preisen und soll ich segnen,
Und das soll ich ewig thun,
Ohne je müde zu werden,
Zu thun, was ewig ich thun muß.

VIII.

  Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O der Glückseligkeit!
Schon schwing' ich mich auf
Nach dem Orte der Ruh',
Nach der Lebenden Land,
Nach der Sicherheit Port,
Nach des Friedens Reich,
Nach Gottes Palast,
Nach der Hochzeit des Lamms,
Zu sitzen am Tisch meines Königs,
Zu essen vom Brode der Engel,
Zu schauen, was kein Auge gesehen,
Zu hören, was kein Ohr noch vernommen,
Zu genießen, was das Herz keines Menschen erfaßte!

IX.

  Verkündet ist mir, daß ich sterben muß —
O Kunde voll Freude!
Laß uns geh'n, meine Seele, zufrieden!
  Mit Jubel entsag' ich dem Leben

Und geb' es zurück dem, der mir's geschenkt,
In seine Hand hauch' ich meinen Geist,
Meinem Jesus empfehl' ich Seele und Leib
Und nehme den Tod von Herzen gern
Als Sühne für meine Sünden.
Ich glaube an Alles, was er gelehrt;
Ich hoffe auf Alles, was er versprach;
Ich bekenne und weiß mein eigenes Nichts
Und gebe ihm Alles, was ich besitz',
Und sterbe willig
  Für seinen Ruhm,
  Für seine Liebe,
  Aus Dank für all seine Gnaden
  Und zur Sühne seiner Gerechtigkeit.
Wohlan, meine Seele, laß jubelnd uns zieh'n!
Der durch seine Gnade Erkenntniß dir gab
  Deiner eigenen Schuld
  Und seiner Erbarmung,
Der die Kraft dir gab,
  Dich selbst zu verachten
  Und ihm zu vertrau'n:
Er befiehlt, daß du bannst alle Furcht von dir!
Doch ist gar nichts in dir,
Wofür er dir gäb', diese Thaten zu thun,
Noch daß er dich liebt oder retten dich will:
Das thut er nur, weil Gott er ist —
  Unendliche Liebe und Güte!

X.

  O Vater der Milde!
Schau' an dein Kind, den verlorenen Sohn,
Der all deine Güter vergeudet
Und verloren die Zeit in Eitelkeit,
Kehrt nun zurück zum Vaterhaus,
Gezogen durch deine Gnade und Lieb',
Und fleht in Demuth Verzeihung von dir.
  Ach, wehe!
Ich habe gelebt wie ohne Vernunft
Seit dem ersten Tag, da Vernunft mir ward!
Nur Böses that ich aus eigener Kraft
Seit dem Tag, da ich lernte, was gut ist.
Gesündigt hab' ich gen den Himmel und dich,
Nicht verdien' ich den Namen des Sohnes,
Noch Zulaß in deinem Hause.
Zwar bin ich ganz ohne Schuld an der That,
Für die man mich jetzt zum Tode verdammt —
Doch hab' ich verdient von deiner Hand
  Den ewigen Tod!
Du aber läßt mich erkennen,

Daß immer du noch mein Vater willst sein,
So oft ich mich auch nicht also bewährt,
Wie deinem Kind es gebühret.
Du kannst ja nicht deine Güte verlieren,
Weil ich oft des Dankes vergessen,
Und Erbarmen vergißt nicht des Vaters Herz,
Da des Elends Kind ich geworden.

XI.

O mein Vater!
O du bester aller Väter!
Hab' Erbarmen mit mir, deiner Kinder Schmach!
Verloren war ich, doch gefunden hat mich dein Mitleid!
Todt war ich schon, doch rief deine Gnad' mich vom Grabe,
Verirrt war ich auch auf der Eitelkeit Pfad,
Jetzt aber bereit, zu erscheinen vor dir,
O mein Vater!
So komm' denn voll Milde, nimm auf dein Kind
Und gib ihm den Kuß des Friedens!
Verzeihe ihm seine Sünden all,
Bekleide es mit dem Hochzeitsgewand,
Nimm es auf in dein Haus,
In Gnaden gewähr' einen Platz ihm beim Fest
Und verzeih' all denen, die schuldig an seinem Tode!

XII.

O Jesu,
Du Tröster aller Betrübten,
Du Zuflucht aller Verfolgten,
Du Erlöser aller Gefangenen,
Du Hoffnung aller Unglücklichen,
Blicke auf mich, zu dir schrei' ich empor,
Der du niemals zurückgestoßen,
Wer dir nahte mit Glaube, Hoffnung und Liebe.
Dir verkündet mein Herz,
Daß es brennt vor Begierde, zu schauen dich,
Und ungeduldig den Tod ersehnt um deinetwillen.
So komm', süßer Jesu,
Komme geschwind,
Befrei' meine Seele aus diesem Gefängniß,
Ruf' mich zurück aus meiner Verbannung,
Geleite mich ein zur theuren Heimath:
Es erwartet mich dort der Gerechten Schaar,
Schon strecken die Freunde die Arme nach mir.
O herrlich erstrahlen all deine Gezelte!
O Anblick voll Wunder, die Pracht des Palastes!
O welches Genügen wird mein Antheil bei dir!
Welch Meer der Wonne in deiner Gesellschaft!
Ich sterbe vor Sehnsucht, zu sterben.
Komm', gebenedeiter Jesu,

Und nimm meinen Geist,
Der, heimwehkrank, sich sehnt nach dir.
In deine Hände, o Jesu,
Empfehle ich meinen Geist!

Den Gesinnungen, welche in diesem erhabenen Ergusse seiner frommen Seele so schön ausgedrückt sind, blieb Mr. Langhorne treu bis zu seinem letzten Athemzuge. Er wurde am 14./24. Juli 1679 nach Tyburn geschleift. Am 10./20. Juli hatte Karl II. das Parlament, das er am 27. Mai vertagt hatte, definitiv aufgelöst. Ob auch dieser Tod dazu dienen sollte, den Zorn Shaftesbury's und seines Anhangs zu besänftigen und die öffentliche Meinung für die königliche Partei zu gewinnen? An der Unschuld dieses Mannes konnte der König doch nicht zweifeln.

Unter dem Galgen von Tyburn redete und handelte dieser edle Laie den am gleichen Orte zur Krone ihm vorangegangenen Priestern durchaus ebenbürtig. Wie jene betheuerte er seine wandellose Treue gegen den König und seine Unschuld an den ihm von Oates und Bedloe zur Last gelegten Verbrechen; erklärte, daß er es für eine Sünde betrachte, einen Verrath oder eine Verschwörung gegen den König nicht zu enthüllen, wenn er um eine solche wüßte, und daß er niemals etwas Böses des guten Zweckes wegen für erlaubt halte, und stellte es endlich dem redlichen Sinne und der Liebe seiner Zuhörer anheim, ob sie den Schwüren Oates' und Bedloe's vor Gericht oder seinen Eiden in der Todesstunde mehr Glauben schenken wollten. Dann fuhr er in seiner Rede, mit großer Klarheit den eigentlichen Grund seines Todes erörternd, also fort:

„Ferner erkläre ich, daß ich als ein, zwar unwürdiges, Glied jener heiligen und apostolischen Kirche Christi sterbe, die in den drei heiligen und anerkannten Glaubensbekenntnissen der Kirche erwähnt ist, deren unsichtbares königliches Haupt unser Herr Jesus Christus ist, welcher sie durch den heiligen Geist und seine Gnade erleuchtet, beschützt, bewacht und leitet, deren sichtbares Haupt der Regierung und Einheit der Bischof von Rom ist, als der Nachfolger des hl. Petrus, des Fürsten der Apostel. Ich glaube, es liege auf der Hand, daß meine Religion die einzige Ursache ist, welche meine Ankläger bewogen hat, mich des Verbrechens zu beschuldigen, für das ich auf ihre Aussage hin zum Tode verurtheilt wurde, und daß meine Religion, welche ich hier bekenne, der einzige Grund ist, der ihnen die Hoffnung gab, Glauben zu finden, oder der die Geschworenen bestimmen konnte, die Aussage solcher Menschen anzunehmen. Und nachdem dieser Spruch über mich gefällt war, hat man mir nicht nur Begnadigung, sondern überdieß große Vortheile,

Ehrenstellen und Geld und Gut angeboten, wenn ich meiner Religion entsagen und das mir und Anderen zur Last gelegte Verbrechen eingestehen wollte. Aber gepriesen sei Gott, der mich durch seine Gnade bewahrte, solchen Versuchungen zu weichen, und der mir Kraft verlieh, lieber den Tod zu wählen, als meine Seele mit Sünde zu beflecken und meinen Nächsten fälschlich mit Verbrechen zu belasten, von denen ich keine Kenntniß habe."

Er betete dann für den König, für seine Feinde, namentlich für die Bekehrung Bedloe's und Oates', für Alle, die an seinem Tode mitgewirkt, sich über denselben freuten oder jetzt seinen letzten Worten nicht glauben wollten. „Ich bitte dich, o Gott," schloß er, „segne diese ganze Nation und lege die Schuld an meinem Blute ihr nicht zur Last, auch nicht der einen oder der andern Person. Vereinige sie Alle zu dir, mein Gott, in deiner Kirche durch den wahren Glauben, die wahre Hoffnung und Liebe durch deine Gnade!" Nach seiner Rede, die er übrigens unter dem Galgen nicht so ausführlich halten konnte, wie sie nach seiner Handschrift gedruckt vorlag, fragte er den Henker ruhig, ob der Strick in Ordnung sei. Dieser bejahte es und bat um Verzeihung. „Mit Freuden", antwortete Mr. Langhorne. Noch betete er eine Weile leise für sich. Als der Gerichtschreiber zu ihm sagte: „Der Herr sei Eurer Seele gnädig", erwiederte er freundlich: „Der Herr im Himmel vergelte Eure Liebe", bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und betete laut: „Gebenedeiter Jesu, in deine Hände befehl' ich meine Seele und meinen Geist! Jetzt, in diesem Augenblicke, nimm mich auf in dein Paradies. Ich sehne mich, bei meinem Jesus zu sein. Ich bin bereit und Ihr braucht nicht länger zu warten." [1]

So wurde der Karren weggezogen, und nach wenigen Augenblicken war die Seele bei Jesus und in der Schaar derjenigen, die ihr Gewand weißgewaschen im Blute des Lammes.

Der anglikanische Bischof Burnet stellt Mr. Langhorne folgendes Zeugniß aus: „Die Zeit bis zu seiner Hinrichtung brachte er mit Abfassung einiger schön ausgearbeiteter Betrachtungen voll Frömmigkeit zu. Er war in jeder Beziehung ein außerordentlicher Mann; er war gelehrt und redlich in seinem Berufe, aber über alle Maßen auf seine Religion versessen. Er starb mit großem Starkmuth." [2]

---

[1] State Trials, VII. p. 506. Vgl. auch Challoner, Memoirs of Missionary Priests.

[2] L. c. I. p. 466.

Der Heldentod dieser sechs Blutzeugen blieb doch nicht ohne Folgen für die öffentliche Meinung. Mit diesen Hinrichtungen war die Hochfluth der Verfolgung in der Hauptstadt gebrochen, der Glaube an Oates und seine Helfershelfer erschüttert. Als zwei Tage nach dem Tode Mr. Langhorne's (am 16./26. Juli) Sir George Wakeman, der Arzt, den die Jesuiten bestochen haben sollten, den König zu vergiften, und die drei Benedictiner Corker, William Wall (Marshall und Marsh) und Ramley vor den Schranken der Old Bailey erscheinen mußten, wurde zum ersten Male das Zeugniß Oates' verworfen und erfolgte eine Freisprechung, welche eigentlich die Erklärung der Unschuld der bis jetzt Hingerichteten in sich schloß. Freilich ist nicht zu übersehen, daß der Lord Oberrichter Sir William Scroggs in diesem Processe Oates ganz anders behandelte, als in den früheren. Die Verurtheilung Wakemans hätte ja auch die Königin in Mitschuld erklärt, von welcher Oates schamlos behauptet hatte, sie habe in die Vergiftung ihres Gatten eingewilligt. Der feige Richter sah das und faßte im Hinblick auf den König den Zeugen ein wenig fester an; Scroggs wurde deßhalb im darauffolgenden Jahre, als man den Glauben an die Verschwörung wieder auffrischen wollte, der Einschüchterung der Zeugen angeklagt, jedoch freigesprochen. Wenn aber auch der Ausgang des Processes gegen Wakeman und die drei Benedictiner ein Zeichen war, daß der Sturm in London seine Höhe überschritten, so wüthete er doch noch lange in den Provinzen und forderte auch in der Hauptstadt noch seine Opfer, wie wir in den folgenden Aufsätzen zu erzählen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Neue Funde alter Höhlen.

(Fortsetzung.)

Im Früheren haben wir die beiden Grundelemente der niederösterreichischen Höhlenlabyrinthe, gleichsam den Rohbau im Groben, skizzirt. Wir kommen jetzt zu den feineren Zuthaten, wobei wir uns abermals darauf beschränken, das, was für diese sonderbaren Bauten am meisten bezeichnend sein dürfte, kurzgedrängt aus dem reichen Materiale heraus=

zuheben. Gerade diese kleineren Beigaben scheinen uns an erster Stelle berufen zu sein, ein bedeutsames Licht auf die neuen Höhlenräthsel zu werfen. Ausführliche briefliche Mittheilungen, welche der hochwürdige P. Karner O. S. B. uns freundlichst zukommen ließ und die nicht nur seine bereits veröffentlichten Berichte erweitern, sondern auch das Interessanteste enthalten über die 30 seither neuentdeckten Höhlen, setzen uns in den Stand, unsere Leser auf das Vollkommenste über das dermalen vorliegende Beobachtungsmaterial aufzuklären [1].

Beginnen wir mit den verschiedenen Arten von Nischen. Zum Behuf einer regelrechten, ausgiebigen Beleuchtung waren allenthalben längs der Gänge und ringsum in den Kammern Lichtnischen angebracht. Sie stellen mehr oder weniger sorgfältig gearbeitete Wandvertiefungen dar mit einer ebenen Grundfläche, über welche sich die Rück- und Seitenwände meistens in Form einer glatten oder auch gerippten Muschelhöhlung nach vorn wölben, ganz ähnlich wie bei den Vertiefungen, die man nicht selten in unseren Kirchen über den eingemauerten Weihwasser-

[1] Nachträglich mögen hier auch einige ergänzende Worte über die im ersten Artikel geschilderten Kammern und Gänge, zu denen diese neuen Entdeckungen Anlaß geben, noch eine Stelle finden. Die merkwürdigste Kammerform wurde kürzlich in Hohen-Ruppersdorf angetroffen. Zwischen mehrere Kammern von der gewöhnlichen viereckigen Form schiebt sich daselbst eine ein, die durch den complicirten Bau weit vor den übrigen sich auszeichnet und unter allen bis jetzt bekannten Kammern einzig in ihrer Art dasteht. 3,3 m lang, 1,4 m breit, wird sie von einem mitten hindurchführenden Gang durchkreuzt. Über der Kreuzung wölbt sich die Decke in Gestalt einer runden Kuppel. Ein kreisrundes, 0,8 m weites Loch in ihrer Mitte führt höher aufwärts zu einer mysteriösen Erweiterung. Indem sich nämlich über dem Loche der Raum rings in die Runde plötzlich weiter aufthut, entsteht eine ebene, kreisförmige Basis, von deren hinteren Rande her die Wände wieder nach vorn vorspringen. In ziemlich gleichen Abständen von ca. 1,5 m senken sich neun Nischen in die Wand dieser Erweiterung. Nun wölbt sich wieder das Ganze zu einer kleineren Kuppel, und abermals führt ein Loch im Centrum in höhere Regionen. Das Loch ist die Ausmündung eines senkrecht aufsteigenden, 0,4 m weiten Schachtes, der leider nach einer kurzen Strecke schon durch Erdreich jetzt verstopft ist und ein weiteres Vordringen nicht gestattet.

Das Unicum eines sonderbaren Ganges fand P. Karner in einem überaus interessanten Höhlenbau in Erdberg. Der Durchschnitt des Ganges hat nämlich die Form eines Eies, dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Die Höhe beträgt 0,7 m, der größte Querdurchmesser nahezu 0,6 m — für einen bequemen Durchpaß gewiß die unvortheilhafteste Construction! Auch zwei Gänge mit ebener horizontaler Decke gesellen sich zu den Hunderten der gewöhnlichen, die alle rund oder spitzbogig sich wölben. — Auf die Anfrage, ob nicht viele der Gänge deßhalb so niedrig seien, weil Erde in die unterirdischen Bauten von oben her eingeschwemmt worden, antwortete mir P. Karner entschieden verneinend.

kesseln sieht. — Daß in der That in ihnen dereinst qualmende Lichter brannten, lehrt noch heute der Augenschein. Sieht man die Nischen ja heute noch oben mit Rauch geschwärzt und öfters durch die Hitze 2 mm tief rothgebrannt. Wenn wir den einen Höhlenbau von Glaubendorf ausnehmen, in welchem die Lichtnischen die einfache Gestalt von schmalen, verticalen Rinnen annehmen, so dürften sonst überall wohl nur Lämpchen zur Beleuchtung verwendet worden sein. Hierfür spricht vor Allem jene am häufigsten wiederkehrende Nischenform, bei der die Decke über die schmale, platte Basis ein wenig vorspringt. Da nun in solchen Nischen gerade der über die Basis hervorragende Theil der Decke am meisten geschwärzt und rothgebrannt ist, also gerade über dem Lichte sich befunden haben muß, so dürfte diese Thatsache allein nur bei Anwendung jener irdenen, schüsselförmigen Lämpchen erklärlich werden, wie sie aus dem Alterthum bekannt und in den christlichen Katakomben oft gefunden worden sind. Fackeln wurden nirgendwo gebraucht. — Erleuchtung indessen, so will uns bedünken, ist nicht der alleinige Zweck dieser Lichter gewesen. Dieses scheint sich klar aus der Art der Vertheilung der Lichtnischen zu ergeben. Zur Erleuchtung des Weges und der Kammern hätten fürwahr an manchen Stellen ihrer viel weniger vollauf genügt. So sind — um nur ein Beispiel anzuführen — in einem ziemlich geräumigen, gleichmäßig und sanft gebogenen, ohne alle Schwierigkeit zu passirenden Gange unter dem Dorfe Diepolz von Meter zu Meter je eine, zusammen neun Lichtnischen, alle auf einer und derselben Seite, eingehauen; zum Erhellen dieses Ortes wären aber zwei Lämpchen übergenug gewesen. Die viereckige, 2 m lange, 1 m breite und 1,4 m hohe Kammer sodann, zu welcher das besagte Gangstück hinführt, hat zunächst in der Rückwand wieder eine größere Lichtnische, und außerdem läuft in gleicher Höhe mit dieser durch die ganze Kammer eine 2 cm hohe Rinne ringsum an den Wänden, die, wie die rauchgeschwärzte Decke bekundet, gleichfalls zum Einstellen vieler Lichtchen gedient hat. Welcher Qualm und welcher Rauch mußte nicht in kürzester Zeit beim Brennen aller Lämpchen in diesem engen Raume sich anhäufen, der zudem auf dieser Strecke keine der sonst häufigen Luftröhren besitzt! Vor lauter Lampenlicht hätte da einem Lebendigen ganz gewiß das Lebenslicht erlöschen müssen; nur Todte konnten bei einer solchen Beleuchtung ruhig ausharren. Man beachte jedoch wohl, daß nur an besonders bevorzugten Orten ein solcher übermäßig gehäufter Lichterbrand angezündet worden ist. Manche Kammern und Gänge wurden nur sparsam be-

leuchtet, und unter diesen hätten allerdings einige, wie beispielsweise die Kammern im Kohlgraben bei Oberthern, als Wohnungen oder doch wenigstens als zeitweiliger Aufenthaltsort auch für Lebendige dienen können.

Neben den Lichtnischen kommen noch zwei andere Arten von Nischen vor. Die einen nennt P. Karner „Tastnischen", weil er dafür hält, daß sie dem Besucher der Höhlen dazu helfen sollten, sich durch Tasten im Bau zu orientiren; wohl auch gaben sie dem auf dem Boden Dahingestreckten zum Schieben und Ziehen einen Stützpunkt. Einfache, tiefe Rinnen bildend, sind sie nie geschwärzt und haben keinen Absatz, auf den man ein Leuchtgeräth stellen könnte. Diesem Zwecke entsprechend, trifft man sie denn auch fast nur in den Gängen, zumal da, wo scharfe Biegung, steiles Gefälle oder Ansteigen dem Vorankommen Schwierigkeiten bereiten. In lothrechten Gängen treten an die Stelle der verticalen Rinnen horizontal verlaufende Vertiefungen, die offenbar den Auf- und Absteigenden zum Einsetzen der Füße dienten. Auffallender Weise kommen in den steil ansteigenden Höhlenpartien wirkliche abgestufte Treppen nur einmal vor, nämlich in Stillfried, wo in einem eigenthümlichen Schachte sechs 8 cm hohe Stufen in die Höhe führen.

Die dritte Art von Nischen ist seltener, und ihr Vorkommen beschränkt sich fast ausschließlich auf die Kammern. Sie sind geräumiger als die beiden anderen Arten und — wie die Tastnischen — nie rauchigschwarz; es sei denn, daß in ihrem oberen Theile eine kleine Lichtnische eingesenkt ist, was freilich hie und da beobachtet wird. Mit Dr. Sepp und Anderen, welche die bayerischen Höhlen durchforscht haben, ist auch P. Karner geneigt, diese Nischen der Aufnahme von Graburnen dienen zu lassen. Obwohl bis zur Stunde noch keiner der Forscher eine Urne in ihnen gesehen, so sind doch die Umstände, unter denen sie vorkommen, dieser Annahme allerdings günstig. Es handelt sich übrigens zunächst hier nur um einen bezeichnenden Namen und noch nicht um die Erklärung. Diese Art von Nischen ist nämlich einmal mit mehr Sorgfalt und größerer Kunstentfaltung hergestellt und ziert sodann vorzugsweise die wichtigsten Kammerräume. Das zeigt sich besonders klar in jenen beiden Höhlensystemen in Röschitz, welche P. Karner in seinen Plänen als Partie V und VI bezeichnet. In letzterer befindet sich am Ende eines längeren Gang-Kammerwerkes, das mit dem weiteren Vordringen immer schwerer zu passiren wird, ein etwas größerer Raum. Ruckweise, mit Quetschung, die Füße nach vorn (um nicht kopfüber in eine Kammer zu purzeln), sich voranschiebend, merkte P. Karner, daß

der Einstieg, so wie er vermuthet hatte, von oben her in die letzte Kammer stattfand. Nachdem er bedächtig unten Boden gefaßt, Oberkörper, Hände, Licht und Mappe nachgezogen, da wäre beim Anblick des Raumes — so berichtet er selbst — „seiner Hand beinahe das Licht entfallen — nicht aus Furcht oder Entsetzen, sondern vor Überraschung über den wundervollen Bau“. Ein Heiligthum im wahren Sinne des Wortes glaubte er betreten zu haben, und er wünscht deßhalb für dasselbe anstatt des unpassenden prosaischen Namens „Kammer“ lieber den einer „gothischen Kapelle“ angewandt zu sehen. Ließen schon die zwei voraus-gehenden Kammern und ihre Verbindungsröhren eine sorgfältigere Bearbeitung erkennen, so gestaltet sich dieser Schlußraum zu einem wahren Schmuckkämmerlein, das bei einer Breite von 1,08 m und einer Länge von 2 m die Höhe von 1,7 m erreicht. Der langgezogene, schmale Raum wird hier nicht von dem sonst üblichen einförmigen Gaisrucken überwölbt, sondern von einem mehrfach gegliederten, scharfkantigen Spitzbogengewölbe. Diese reichere Gewölbeform entsteht aus der Vereinigung der „Graburnen-Nischen“ mit der einfachen Spitzbogenwölbung der Decke. Indem nämlich erstere mehr und mehr sich verjüngend in letztere hinein sich erstrecken (drei und drei auf den beiden Längsseiten und je eine auf den beiden Schmalseiten), theilen sie die Wände und Decke in symmetrische Felder. Nur 2 cm tief und 5 cm breit, sind diese Nischen zum Sitzen offenbar zu schmal, wohl aber geeignet zum Einstellen von Aschenkrügen oder Graburnen. — Die Partie V enthält eine ganz ähnliche, besonders bevorzugte Kammer mit ebenso vielen und ebenso vertheilten Urnennischen. Sie ist in ihrer Anlage zwar einfacher gehalten, als die eben beschriebene, übertrifft diese aber durch ihre Größe und durch das vollkommenere Ebenmaß aller ihrer Theile. Ein anderes Beispiel liefert die Eingangs erwähnte Nischenkammer von Hohen-Ruppersdorf.

Eine zweite, höchst nothwendige Einrichtung bilden die „Luft- oder Dampflöcher“, kreisrunde Röhren, durchschnittlich 1—1,5 cm weit und gewöhnlich senkrecht von der Decke der Gänge und Kammern aus nach oben gerichtet. Wenn auch sie nicht gleichmäßig wiederkehren, so erklärt sich dieses wohl daraus, daß in manchen Strecken schon durch die ganze Bauanlage die nöthige Durchlüftung erzielt wurde und daß nicht alle Theile wegen ihrer verschiedenen Bestimmung in gleichem Maße die Erneuerung der Luft verlangten. — Größeres Interesse beanspruchen andere, den Luftlöchern übrigens ganz ähnliche Röhren. Ebenfalls so enge, daß auch kein Kind durchschlüpfen könnte, sind sie nicht nach außen ge-

richtet, sondern bringen zwei Gänge oder Kammern miteinander in Verbindung. P. Karner hält sie für „Sprachrohre“ und dürfte darin nicht Unrecht haben. Der Umstand, daß in den Höhlen in Rußbach und bei der Frauenföhre die Röhren aus dem Hintergrunde einer Nische sich abzweigen in einer Höhe, die erlaubt, stehend bequem den Kopf in dieselbe hineinzuhalten, spricht günstig für diese Ansicht. Auch dürfte die Stelle, die er zur Bekräftigung seiner Ansicht aus Jsaias (29, 4) anzieht: „Dann wirst du erniedrigt aus der Erde reden; und aus deinem Staube wird man deine Rede hören. Deine Stimme wird derjenigen eines Wahrsagers aus der Erde gleichen, und aus dem Staube wird deine Stimme herauswispern“, ebenfalls nicht bedeutungslos sein für die Erklärung dieser geheimnißvollen, sonst kaum verständlichen Löcher.

An dritter Stelle wollen wir der Schließvorrichtungen gedenken. Weil ihre Form vielfach und in hohem Grade wechselt, stehen wir von einer genauen Einzelbeschreibung ab und bemerken nur, daß der Verschluß bald durch vorgeschobene horizontale, verticale oder schiefe Balken bewerkstelligt wurde, welche in Röhren sich bewegen ließen; bald durch Rollsteine, die in passenden Rinnen liefen; bald durch dicke Bretter, die man auf- und abschieben konnte. Diese Vorrichtungen waren keineswegs bloß auf die äußeren Eingänge beschränkt, sie kehren vielmehr von Distanz zu Distanz wieder. In der oben erwähnten Partie VI aus Röschitz fand P. Karner vor der „gothischen Kapelle“ nicht weniger als 13 solcher Verschlußmittel.

Auch Sitzbänke aus Löß oder Sandstein haben die Erbauer der Kammern stehen lassen. Äußerst selten hat eine Kammer ringsum eine Bank, und während es allerdings vorkommt, daß einzelne Systeme in allen ihren Kammern kleinere Bänke besitzen, entbehrt doch die große Mehrzahl der Kammern, ja entbehren ganze Höhlensysteme dieses primitiven Luxusartikels. In dem Vierkammer-Systeme vom Kohlgraben bei Oberthern, auf das wir schon oben verwiesen haben, einem wunderschönen Rundbogenbau, von dem P. Karner auch eine gelungene perspectivische Zeichnung mittheilt, scheint in der tiefsten Kammer sogar ein Ruhebett aus Löß vorhanden zu sein, während schmalere Bänke in den drei vorderen Gemächern zum Sitzen einladen. Durch ebensolche „Lagerstätten“ zeichnet sich auch der Rupperstaler Erdstall aus. Von seinen vier untersuchten Kammern haben zwei sehr breite Bankformen, die vorn eben sind, ganz hinten aber sanft gegen die Wand ansteigen, so daß sie zum Sitzen nicht wohl gemacht sein können. Außerdem befinden sich in allen

diesen vier Kammern schmale Sitzbänke, die fast an allen Wänden sich herumziehen, welche die Lagerstätten freigelassen. Es sei hier auch des interessanten Umstandes gedacht, daß die erste und größte Kammer in Form eines symmetrischen Kreuzes ausgeführt ist, indem gewissermaßen eine breite Längskammer von einer schmaleren Querkammer unter rechtem Winkel durchkreuzt wird.

Eine ganz besondere Erwähnung scheint uns die mehrfach constatirte Thatsache zu verdienen, daß die Erdställe in directer unterirdischer Verbindung stehen mit Senkbrunnen, von denen einige noch heute von den Leuten benützt werden. Sehr instructiv in dieser Beziehung liegen unter Anderem die Verhältnisse im Höhlenbau zu Ringelsdorf, woselbst das ganze Labyrinth mit dem Brunnen abschließt. Der zu demselben hinführende Gang verengt sich nahe vor dem Brunnen und schließt dann mit einer glatten, abgestuften Wand ab. In der Seitenwand des Ganges, gerade über der hohen bankartigen Stufe, ist eine kleine Öffnung, die unmittelbar in das obere Drittel des acht Klafter tiefen Brunnens mündet. Diese Bauverhältnisse zeigen unwiderleglich, daß die Verbindung des Brunnens mit dem Erdstalle keine zufällige sei, daß ein später gegrabener Brunnen nicht etwa zufällig gerade den Gang durchsunken habe. — In Zihlersdorf führt von der Basis einer wundervollen Kammer ein kurzer, 5 cm hoher Verbindungsschlauch zur oberen Hälfte eines Brunnens. Hier, und ebenso auch in Erdberg, setzt sich der Gang quer durch den Brunnen fort, so daß man auf einem durch den Brunnenschacht gelegten Brette in die gegenüberliegende Gangfortsetzung gelangen kann. Zu Wullersdorf dagegen münden drei verschiedene Höhlengänge von ganz verschiedenen Richtungen her in den Gemeindebrunnen aus. — In Ringelsdorf endlich war es P. Karner nur dadurch möglich, in einen Erdstall zu gelangen, daß er sich in einen Brunnen hinabsenken ließ und vom Schachte aus in das eine ausmündende Gang-Ende hineinstieg. — Nach solchen und ähnlichen in Niederösterreich wie auch in Bayern und Mähren gemachten Beobachtungen kann es einem Zweifel nicht mehr unterliegen, daß man dereinst in den Höhlen Wasser brauchte, sei es nun zum Trinken oder Waschen, für Lebendige oder Todte, zu profanen oder religiösen Zwecken.

In den Hunderten von Kammern der Höhlen Bayerns und Niederösterreichs wurde bis jetzt nur ein einziges Mal eine unverkennbare Feuerstelle wahrgenommen, nämlich letztes Jahr in dem Erdstall zu Erdberg. Aber auch bei dieser einen Feuerstelle bleibt es sehr zweifel-

haft, ob sie nicht etwa in späterer Zeit lange nach der ursprünglichen Anlage des Erdbaues hergestellt worden [1]. Von der Ecke einer quadratischen, mit vier Nischen verzierten Kammer gelangt man in einen engen, rundlichen, unmittelbar anstoßenden Nebenraum, in dessen Rückwand eine ganz roh herausgearbeitete Vertiefung eine Art von Feuerherd vorstellt. Decke und Rückwand sind rauchgeschwärzt, und ein schief aufwärtsführendes Dampfloch leitete den Rauch in einen nahe vorbeiführenden Höhlengang. — Das Fehlen jeder Spur von Feuerbränden oder von Heizvorrichtungen in allen anderen Erdställen ist zwar nur ein negatives Merkmal, liefert aber ein positives Beweismittel dafür, daß weder in den Gängen noch in den Kammern Feuer angezündet worden sind, weder zum Kochen, noch zur Erwärmung, noch auch zu religiösen Verrichtungen. Wenn schon die kleinen Lampenlichtlein die Wände bis auf unsere Tage herauf gebrandmarkt haben, so hätten fürwahr solche größere Feuer viel augenfälligere und ausgedehntere Kennzeichen hinterlassen müssen.

In hohem Grade befremdend scheint es uns, wenn in den sechzig Bauten, die doch mit der größten Sorgfalt von P. Karner durchsucht worden sind, nicht ein einziges Fundstück sich auftreiben ließ, das auf die Bewohner und die Bestimmung dieser Höhlen einen sicheren Rückschluß erlaubte. Die paar Scherben und Topfreste, die man angetroffen, sind in dieser Beziehung ohne Werth. Wohl erfuhr P. Karner, daß früher große Gefäße, „Schüsseln" und „Häfen" mit Asche oder Menschengebeinen gefunden worden seien, daß an einer Stelle noch jetzt ein kolossaler kupferner Kessel mit „mehr als zwei Klafter Umfang" übermauert in der Erde liege und daß früher in den Kammern Skelette und Urnen auf den Sitzbänken gelegen haben sollen. Wer weiß aber, ob und inwieweit solche Aussagen auf Wahrheit beruhen? [2] Was kann uns ferner die

---

[1] P. Karner schreibt uns, daß möglicherweise im Jahre 1866 zur Zeit der Invasion der Preußen jener Herd improvisirt und einigemal benützt worden sei. Bei nächster Gelegenheit will er die deutlichen Hauen-Eindrücke an dieser Feuerstelle mit ähnlichen Eindrücken vergleichen, die offenbar von den ursprünglichen Höhlenerbauern herrühren, um zu sehen, ob die Eindrücke und die gebrauchten Werkzeuge übereinstimmen.

[2] Ein Bau soll, wie P. Karner in Erfahrung brachte, heute noch solche Sachen enthalten. Leider versagte ihm aber der Besitzer den Zutritt. Viele Verdrießlichkeiten verursachte dem forschungseifrigen Manne überhaupt allenthalben das unfreundliche Mißtrauen, das viele Kellerbesitzer seiner Bitte entgegenbrachten, ihm Einlaß zu den Erdställen zu gewähren. Da sie nämlich diese Erdlöcher als Hausgeheimnisse der

merkwürdige Aschenschichte nützen, die man im Jahr 1875 beim Ausgraben von Fundamenten zufällig auffand, und die, mit zahlreichen Knochen- und Gefäßbruchstücken untermischt, eine so erstaunliche Massenhaftigkeit zeigte, daß man mehrere Wagen voll wegführen konnte, ohne auf den Grund zu kommen — wenn damals das hervorgeholte Material von Unkundigen in alle Winde zerstreut und der in der Erde verbliebene Rest durch Mauerüberwölbung unzugänglich gemacht worden ist? — Als Herr Dr. Much während des Jahres 1876 in dem durch seine großartige Quadenfestung berühmten Orte Stillfried die Reste der wallumschlossenen, urgeschichtlichen Ansiedelung durchforschte, machte er zufällig einen Fund, der unserer Höhlendeutung vielleicht näheren Aufschluß bieten kann.

„Hier gerieth ich," so berichtet er selbst [1], „bei meinen Ausgrabungen auf eine Grube, welche bei einer Länge und Breite, die beiläufig den unterirdischen Kammern Niederösterreichs entsprechen, mit ihrer Sohle etwa 3 m unter die Oberfläche hinabreichte. An den Wänden zeigten sich ca. 30 cm hohe Lehmbänke, der übrige Raum war mit schwarzer, von Thongefäßscherben durchsetzter Erde ausgefüllt; auf dem Grunde der Grube lagen die Schädel von fünf Menschen und einem Rinde, ohne irgend andere Knochen. Zwei der menschlichen Schädel waren mit großen Scherben, welche so wie die des übrigen Raumes von Freihandgefäßen [2] herrührten, sorgfältig dachförmig zugedeckt. Die Schädel gehörten Menschen verschiedenen Alters an und sind, mit Ausnahme eines einzigen, Langschädel. So merkwürdig diese Fundstätte auch ist und so ähnlich sie

---

Öffentlichkeit zu entziehen trachten, um sie für vorkommende Fälle zur Bergung ihrer Habseligkeiten zu gebrauchen, sind sie wenig geneigt, der Wissenschaft zulieb deren Durchforschung einem Fremden zu überlassen. Hatten ja noch während des „Preußenrummels" im Jahre 1866 manche Familien sich darangemacht, diese künstlichen Höhlen wieder in Ordnung zu bringen und in Bereitschaft zu stellen.

[1] Gaea, 1879. Bd. XV. S. 419.

[2] Auch fast alle jene Scherben, die P. Karner selbst aufgelesen, und ebenso die Thongefäße, über die er genauere Nachrichten einziehen konnte, scheinen gleich rohe Töpferwaare gewesen zu sein. Noch im vorigen Jahre ward in einem zufällig entdeckten Erdstalle zu Großweikersdorf solch ein Gefäß angetroffen. Seine Wände waren fingersdick, ohne Schweifung, und schwarzblau von Farbe; an dem Boden hatte der Durchmesser 8 cm, oben an der Öffnung 13 cm, bei einer Höhe von ebenfalls 13 cm. Am Rande herum saßen zehn Henkel. Leider hatte die vandalische Schuljugend des Dorfes nichts Eiligeres zu thun, als diesen interessanten Gegenstand sofort nach seiner Ausgrabung in tausend Stücke zu schlagen, so daß P. Karner kurz nachher mit der Erzählung und Beschreibung sich begnügen mußte.

jenen (österreichischen) Höhlen, die den Gegenstand unserer Untersuchung bilden, zu sein scheint, so bin ich doch außer Stande, Belege für volle Identität derselben beizubringen." Die in den letzten Worten ausgesprochene Ungewißheit war allerdings damals (1879) sehr am Platze, als Herr Much Obiges niederschrieb gelegentlich der Berichte, welche die bayerischen Prähistoriker August und Seraphin Hartmann, Ranke, Sepp und Thiersch in dem Organe der Anthropologischen Gesellschaft in München veröffentlicht hatten. Denn damals waren die Eigenthümlichkeiten und die allgemeine Verbreitung der sonderbaren niederösterreichischen Erdställe nur sehr wenig bekannt. Wenn wir aber heute auf das vor uns liegende Beobachtungsmaterial hinblicken, wenn wir in Erwägung ziehen, daß P. Karner letztes Jahr gerade in dem Orte Stillfried Höhlenanlagen aufgefunden, deren charakteristische Merkmale vollkommen mit denjenigen der Erdställe Niederösterreichs übereinstimmen, dann dürfen wir wohl die von Herrn Much entdeckte, höchst merkwürdige Fundstätte unbedenklich für eine Kammer der gewöhnlichen Höhlenbauten halten.

Zwei unzweifelhafte Funde von Pferderesten scheinen uns gleichfalls nicht ohne Werth zu sein. Der eine Fund wurde von dem Besitzer eines Kellers gemacht, als er den Eingang, der aus dem Keller zu einer Höhlenkammer führte, erweitern wollte. Er grub dabei einen Schädel und einzelne Zähne aus. P. Karner prüfte später diese Örtlichkeit eingehend. Dabei gelang es ihm, noch andere Skelett-Theile bloßzulegen und bestimmt festzustellen, daß diese Knochenreste nicht im ursprünglichen, unberührten Erdreich gelegen haben, sondern in einer künstlichen Aufschüttung neben zahlreichen Kohlenstücken und in einer Lage, wobei der Schädel nach Osten gerichtet war. Als er sodann vor Kurzem den Erdstall in Erdberg besichtigte, erfuhr er von dessen Eigenthümer, derselbe habe beim Tieferlegen des Einganges in eine Kammer einen riesigen Pferdeschädel ausgegraben. Hiernach gewinnt es den Anschein, als ob die Ureigner dieser Höhlen dem Pferdecult ergeben gewesen — gewiß ein nicht zu verachtender Anhaltspunkt für den Erklärer.

Wir kommen schließlich zu den I n s c h r i f t e n und den anderen a b s i c h t l i c h e n E i n r i t z u n g e n in die Gang- und Kammerwände. Von ihnen sollte man noch am ehesten eine sichere Aufklärung über diese Höhlen erwarten; denn durch derartige Zeichen pflegt sich ja sonst der Mensch in bestimmtester Form Seinesgleichen mitzutheilen. Leider trifft in unseren Höhlen vielmehr das Gegentheil zu, da diese Kundgebungen

früherer Besucher der Erdställe die Aufschlüsse, zu welchen die bisher erwähnten Thatsachen hinführen, weit eher in Verwirrung zu bringen im Stande sind, als besser aufzuhellen und zu vervollständigen. Man kann zwei Klassen von Eingravirungen unterscheiden. Erstens solche, die ihrem Sinne nach verständlich sind, und zweitens solche, die unter hieroglyphischer Form nichts weiter erkennen lassen, als daß es sich bei ihnen nicht um zufällige Kritzeleien, sondern um beabsichtigte Aufzeichnungen handelt. Die Beispiele der ersten Klasse sind wieder dreifacher Art: wirkliche Inschriften, Zahlenangaben und bildliche Darstellungen. — Leserliche Inschriften trifft man nur in dem einen oder anderen Erdstalle, beinahe immer nur in den ersten Höhlenpartien, ganz nahe beim Eingange, und es sind fast ausnahmslos Namenangaben von Besuchern, die sich zu den verschiedensten Zeiten in die Höhlen hineingewagt oder vielleicht auch einige Zeit darin aufgehalten haben. Die zahlreichsten und kenntlichsten Nameninschriften besitzt ein Erdstall zu Kleinweikersdorf. Wenn dieselben zum großen Theil auf Mönche des Cistercienser-Stiftes Zwettl hinweisen, so erklärt sich dieses daraus, daß Kleinweikersdorf früher von Zwettl aus pastorirt wurde, und daß das Wohnhaus, unter welchem besagter Höhlenbau sich hinzieht, Eigenthum dieses berühmten Stiftes gewesen sein soll. Nach dem Urtheil des schriftkundigen Pater Adalbert Dungel O. S. B. in Göttweig wäre keine dieser Inschriften älter als das 15. Jahrhundert, die meisten jünger. — Hiermit stimmen denn auch die ebenfalls sehr sporadischen Jahreszahlen überein. Die älteste ist 1404, die nächstälteste 1468; dann folgen sie sich von 1500 an in längeren und kürzeren Abständen durch alle späteren Jahrhunderte bis herauf zu Anfang des unserigen. Mehrere Zahlen sind nicht mehr bestimmt zu entziffern; auch ist es nicht immer zu entscheiden, ob sie Jahre angeben. An eine derselben knüpft P. Karner eine Conjectur, welche sie in's Jahr 1190 zurückversetzt. — Unter den bildlichen Darstellungen interessirt uns allein diejenige eines großen Kreuzes. Es befindet sich in demselben Baue, in welchem auch die ebenerwähnten Mönchsnamen vorkommen. An der Decke einer 3 m langen und 2 m breiten Kammer zieht sich der Hauptbalken der Längsrichtung nach mitten hindurch von einem Ende zum andern, während der durch die ganze Deckenbreite laufende Querbalken ersteren rechtwinklig so durchschneidet, daß seine Arme gleiche Länge haben mit dem kürzeren Abschnitt des Hauptbalkens. Die Balkenstärke ist 0,1 m. Sie wurden derart in der Sandfläche ausgetieft, daß ihre Seitenkanten unter stumpfem Winkel zum Balkengrunde hinabsinken.

An den drei kürzeren Kreuzesenden verbreitern sich die Balken und nimmt der Balkenabschluß hierdurch die Gestalt eines symmetrischen Trapezes an. Ohne Zweifel wird dieses Kreuzesbild mit den Mönchen, die in diesen Kammern ihre Namen der Nachwelt überliefert haben, in Verbindung gebracht werden müssen. P. Karner sprach die Vermuthung aus, daß sich in der Kammer mit dem Kreuze vielleicht die Grabstätte jenes „Confessor“ befinde oder befunden habe, dessen Andenken in einer naheliegenden Kammer ganz ausnahmsweise durch die ausführlichere Inschrift besonders geehrt wird:

„Cholomanus Haller confessor in sancto r . . . . h . . . do
pro tunc magister Vindobonae“,

und daß derselbe mit den anderen aufgezeichneten Mönchen zur Zeit der Hussiten-, resp. Schweden- oder Türkenkriege hier eine Zufluchtsstätte gesucht habe.

Die Zeichen der zweiten Klasse bestehen aus einzelnstehenden Gruppen von höchst sonderbar combinirten geraden oder krummen Strichen, von denen einige chinesischen Schriftzeichen nicht unähnlich sind. Obgleich sie in verschiedenster Abänderung auftreten, kann man doch gewisse charakteristische Übereinstimmungen unschwer herausfinden. Bislang hat Niemand diese Zeichen zu deuten vermocht; wir können deßhalb von einer näheren Beschreibung füglich Abstand nehmen.

Unsere bisherigen Mittheilungen dürften in dem Leser hinlänglich die Überzeugung wachgerufen haben, daß wir es in dem niederösterreichischen Höhlenfelde nicht nur insofern mit „künstlichen“ Höhlen zu thun haben, als sie durch diesen Ausdruck den natürlichen Höhlen gegenübergestellt werden, sondern auch insofern, als sie einen bemerkenswerthen Grad von Kunstsinn und eine schon weit gediehene Kunstfertigkeit der Erbauer klar zur Schau stellen. Fürwahr, welche Mühe muß es diese nicht gekostet haben, die engen Höhlengassen und Höhlengelasse aus dem Erdinnern herauszuarbeiten, die Luft- und Sprachröhren von den Schlupfgängen aus durchzubohren u. s. v. a. m. Blicken wir dann auf die nicht zu unterschätzende Formschönheit so mancher Kammer[1] und Nische

[1] Zum Belege hierfür können auch die schönen Kammern zu Erdberg dienen, die P. Karner erst letztes Jahr kennen lernte. Nach den uns vorliegenden Zeichnungen schließen die Kammern mit Spitzbogengewölben ab. Drei derselben besitzen eine Decoration, die bis jetzt sonst nirgendwo in den Höhlen angetroffen wurde, nämlich hübsche Consolen in den Ecken, dort wo die verticalen Wände sich zu wölben beginnen. Eine der Kammern weist nur zwei Consolen auf, die anderen beiden aber

hin, auf die Genauigkeit, mit der sie überall nach dem Loth und im richtigen Winkel aushöhlten, mit der sie die Wände derart glätteten, daß sie noch heute vielerorts wie polirt erscheinen, so werden wir keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß wir hier nicht vor Werken wilder Nomaden stehen. Freilich wird es andererseits auch kaum speciell hervorzuheben sein, daß trotz der vorgefundenen Rund- und Spitzbogengewölbe von einem reinen Stile nach unseren heutigen Begriffen, von einer echt romanischen oder gothischen Bauart, nicht die Rede sein könne. Wie P. Karner selbst schon bemerkt hat, handelt es sich nur um eine entfernte Annäherung an die reinen architektonischen Formen besagter Baustile. Man darf hier „ebenso wenig an wirkliche Gothik denken, als bei dem Aquäducte Dschisser El Ain el-Sultan in Palästina, der auch auf zehn Spitzbogen ruht". — Wer mögen nun aber die Erbauer wohl gewesen sein? Wann und wozu haben sie diese eigenthümlichen Schlupfstätten angelegt? Damit wären wir schließlich zu den Hauptfragen gekommen, die sich jedem denkenden Menschen gleich von Anfang beim Anblick dieser Labyrinthe aufdrängen. Unter dem tiefen und mächtigen Eindrucke, den die ersten Höhlenfahrten in P. Karner zurückgelassen, träumte er zwar die ganze Nacht „von Gnomen und Zwergen, von Elfen und Kobolden, von Urnen und Bronzeschätzen", wenngleich ihm in Wirklichkeit nichts Anderes begegnet war, als — „eine Unzahl kleiner Kröten, die, von der Frühlingsnässe gezüchtet, in den Gängen und Kammern ihren Tummelplatz gefunden, vermuthlich lauter verwünschte Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem Hofstaate". Doch lassen wir Träume und Märchen! Zur Discussion obiger Fragen fehlt es uns glücklicherweise nicht an solideren Anhaltspunkten.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

---

in allen vier Ecken. In der hintersten Kammer, der schönsten von allen, erblickt man mitten in der Stirnwand unter den beiden Consolen eine größere Nische, die exact gearbeitet ist und spitzbogig gewölbt.

Annette von Droste-Hülshoff's literarischer Entwicklungsgang.

(Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses.)

Die raschanwachsende Literatur über die westphälische Dichterin beweist hinreichend, wie sehr das Interesse für die Person und die Schätzung ihres Wirkens im Steigen begriffen sind. Was aber bei dieser Literatur ganz besonders auffallen muß, ist die bunte Verschiedenheit der Namen und der von ihnen vertretenen Richtungen, welche doch alle im Lobe Annettens einmüthig zusammentreffen; aller Zank der Parteien scheint im Heiligthum dieser Muse zu verstummen, um der ganz eigenthümlichen Erscheinung der westphälischen Freiin den einstimmigen Tribut der Anerkennung und Bewunderung zu zollen.

Wenn wir nach so vielen berufenen Schriftstellern auch in diesen Blättern einen Beitrag zu der Hülshoff-Literatur zu geben versuchen, so liegt der Grund dieses Wagnisses in einem unserer Ansicht nach entscheidenden Umstande. Von der hochverehrten Familie der Dichterin mit der Vorbereitung einer wirklichen Gesammtausgabe der Werke Annettens betraut, kamen wir in den Besitz eines umfangreichen handschriftlichen Materials, dessen Einsicht bisher nur Wenigen verstattet, von Keinem aber unseres Wissens zu einer systematischen Darstellung verwendet worden war. Manche Lücke in dem Entwicklungsgange der Dichterin scheint uns, wo nicht vollständig nach Wunsch, so doch wenigstens hinreichend zum Verständnisse ausgefüllt. So glauben wir denn, wenn auch nicht eine ganz neue Darstellung, so doch wenigstens ein ausgeführteres Porträt Annettens bieten zu können.

Der Leser aber wird in den folgenden Blättern bestätigt finden, was auch der Schreiber bei ihrer Abfassung empfand, und was Herm. Hüffer so schön in folgenden Worten ausgedrückt hat:

„Es gibt wenig Beispiele, daß von einem Schriftsteller so Viel und doch nur Gutes bekannt wäre. In allem, was sie gesagt oder geschrieben hat, findet sich nicht ein Wort, dessen sie sich schämen müßte, nicht ein Gedanke, der den reinen Spiegel ihres Wesens trüben könnte. Wenn hervorragende, besonders poetisch begabte Menschen nur zu häufig mit Sitte und Gesetz in Zwiespalt gerathen, wenn wiederum in den ordnungsmäßigen Geleisen so leicht der freie Blick für eine höhere Entwicklung verloren wird, so finden wir in Annetten eine Schriftstellerin, welche mit offenem Herzen für Natur und Kunst, für Wissenschaft und Literatur ihren eigenen Weg geht, ohne doch mit einem Schritt die Grenze zu verletzen, welche das feinste weibliche Zartgefühl gezogen hat. Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung. Und muß ihren Werken gegenüber nicht dasselbe gelten? Sie gehört durch-

aus zu den Schriftstellerinnen, die eine dauernde Theilnahme in Anspruch nehmen, aber doch belohnen."

Wir werden in den folgenden vier Abschnitten nur diejenigen Lebensjahre der Dichterin zur Darstellung heranziehen, welche wirklich die Periode ihrer poetischen Entwicklung umspannen, also den eigentlich reifen Werken vorausgehen. Wie die Dichterin des St. Bernard und der Haidebilder geworden, ist Gegenstand der nachfolgenden Skizze. Einen vollständigen Abriß des Lebens und Wirkens hoffen wir — so Gott will — bald an einer andern Stelle zu geben, ohne dadurch dem ausgeführten Lebensbilde Annettens vorzugreifen, das, wie uns versichert wird, eine der berufensten Federn in diesem Fache augenblicklich beschäftigt.

I. **Kindheit und Elternhaus** (1797—1810).

Zwei Stunden südwestlich von Münster, eine halbe Stunde vom Pfarrdorf Roxel, liegt die „Burg auf dem Hülshove", ein festes Wasserschloß. 1417 kam dieses Haus in den Besitz derer von Deckenbrock, welche im 13. Jahrhundert in die Dienstmannschaft des Bischofs von Münster eingetreten und von ihrem altfreien Erbhofe Deckenbrock zum Herrendienst in die Stadt gezogen waren. Einer des Geschlechts, Ritter Engelbert, tritt in einer Urkunde von 1277 als Droste (Truchseß) des Münster'schen Domkapitels und als Mitglied des städtischen Adels auf. Seitdem gaben die Nachkommen den alten Namen ihres Ursprungssitzes auf gegen die Amtsbezeichnung Droste, welcher sie nach Erwerb des Hülshoves den Namen dieser Burg noch hinzufügten, und auf diese Weise entstand die spätere Benennung des Geschlechtes der Droste-Hülshoff, dessen Stammsitz auch heute noch das Rittergut Hülshoff bildet.

Die alte Burg hat durch verschiedene Umbauten nach dem jedesmaligen Geschmack der Zeit und des Besitzers viel von ihrem ursprünglichen Gepräge eingebüßt. Besonders gründlich und mit den altritterlichen und burgthümlichen Theilen aufräumend griff der Umbau durch den deutschen Ordens-Komthur und Generallieutenant Heinrich Johann in den inneren Plan des Hauses ein. Der große Rittersaal mit den gothischen Fenstern verschwand nicht weniger als die nebenliegende gewaltige Küche mit ihrem ungeheuern Herde, den drei langen Schragentischen, an denen die Herren, die Reisigen und das Gesinde so manches Jahrhundert hindurch in Lust und Noth treu und engvereint ihr Mahl eingenommen hatten. So liegt denn heute, weiherumkränzt, von Eichen und Buchen umschattet, von englischen Parkanlagen herrlich umgeben, das modernisirte große Herrenhaus einladend und freundlich da, in Manchem noch alter Zeiten gemahnend und das theure Erbtheil echtkatholischer und altsassischer Überlieferung treu an unentweihtem Herde hütend.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1790) kam Haus und Besitz des Geschlechtes an Clemens August (geb. 7. Nov. 1760), den ältesten[1]

[1] Die Angabe Claasens (Denkmal S. 16) von der bürgerlichen Heirath eines älteren Bruders ist irrthümlich.

Sohn des Freiherrn Clemens August von Droste-Hülshoff und der Freifrau Maria Bernardine, geborne Freiin von der Reck. Am 24. Juni 1790 vermählte er sich mit Rosina von Böselager zu Honenburg, wurde aber bereits am 29. November desselben Jahres Wittwer. Durch den Verlust in tiefste Trauer gestürzt, entschloß er sich nur zögernd zu einer zweiten Ehe, bis er endlich (20. August 1793) die Freiin Therese Luise von Haxthausen (geb. 7. Mai 1772) aus dem Hause Abbenburg (Apenburg) im Paderborn'schen heimführte, und so gleichsam die in seinem Hause erbliche Anlage für die schönen Künste mit der im Haxthausen'schen Geschlecht so stark hervortretenden Befähigung für wissenschaftliche Studien vereinigte. Dieß Doppelerbe scheint am schönsten und vollsten in der zweiten Tochter des jungen Paares zur Blüthe und Entfaltung gelangt zu sein, und durch sie den beiden Familien auf immerdar einen hervorragenden Platz in der deutschen Ruhmeshalle gesichert zu haben. Diese Tochter war die, Nachmittags 3 Uhr am 10. Januar 1797 geborene und am 14. Januar zu Hülshoff getaufte Anna Elisabeth Franziska Adolphina Wilhelmine Luise Maria, im späteren Leben bekannt unter dem Namen Annette Freiin von Droste-Hülshoff[1].

Nur durch die allergrößte Sorgfalt konnte das um einen Monat zu früh erschienene überaus schwächliche Kind dem Leben erhalten bleiben; niemals aber ließen sich die Folgen der Frühgeburt gänzlich verwischen. Nicht bloß ein meist kränklicher, selten zum Vollgefühl der Gesundheit kommender Körper, sondern auch manche halb krankhafte Erscheinung im Geistesleben erinnerten die Dichterin bis zu ihrem Tode, daß ihre Leiblichkeit nicht jene Stärke und Reife empfangen, um der ebenbürtige Träger eines so großen und gewaltigen Geistes zu sein, wie es der ihrige war. Dieser Geist entwickelte sich denn auch auffallend rasch, und seine Äußerungen mögen wohl zeitig die Aufmerksamkeit und Sorge der Umgebung des Kindes, zumal der Eltern, erregt haben.

Über ihre seltsamen Kinderphantasien erzählt sie Manches selbst als zwanzigjähriges Fräulein. „Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsere Erde könne sich wohl einmal in eine andere Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneute sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechtswegen zukam.“[2]

Bezeichnender für den ganzen Charakter ist eine andere Mittheilung: „O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen, denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will,

---

[1] Pathen des Kindes waren der Großvater, Freiherr von Haxthausen, die Urgroßmutter mütterlicherseits, Frau von Westphalen, und die Großtante, Karoline von Haxthausen, Stiftsdame in Freckenhorst. Die Großeltern väterlicherseits waren gestorben.

[2] Brief an A. W. Sprickmann, 26. März 1816. Vgl. Deutsche Rundschau, VII. S. 216.

wirklich. Darüber kann ich mich selber nicht täuschen, ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein, nein, Sprickmann, es ist wahrhaftig kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Thörin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein Jeder glauben würde. Aber Niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst vier oder fünf Jahre, denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahre zu sein meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwei Bekannten spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsegarten mit einer geraden Allee mitten durch, in der wir immer hinaufgingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mitten durch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht darnach fühlte, daß, wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tisch ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dieß war auch vor meinem siebenten Jahre, denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen." [1]

Die innere Aufregung und Reizbarkeit des Gemüthes zeigte sich oft auch nach Außen in der auffallendsten Weise. Wenn das Kind ein Buch vor sich oder ein Bild in Händen hatte, in deren Anblick es sich vertiefte, so konnte es oft in die höchste Bewegung, in einen ganz eigenen innern Jubel gerathen und wie verzückt und Alles um sich her vergessend lange Selbstgespräche beginnen, kurz alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen. Bei dieser gefährlichen Geistesanlage mußte es für das frühreife Mädchen keine größere Gottesgabe geben, als die feste und weise Erziehung, welche ihm die Mutter angedeihen ließ.

Die erste Sorge der klugen und ernsten Frau ging denn auch dahin, dem träumerischen Sinne und dem unbestimmten Sehnen eine nützliche Zielscheibe und bestimmte Arbeit anzuweisen. Daher begann sie sehr früh mit dem Unterricht, dessen Anfangsgründe sie meistens selbst ertheilte. Sobald die jüngeren Brüder die wissenschaftliche Ausbildung beim Hauslehrer begannen, mußte auch Annette sich an derselben betheiligen. Keine Wissenschaft wurde ihr erspart. In späteren Jahren schrieb sie einem ihrer Freunde, der ihr die Lesung eines griechischen Buches im Urtext zugetraut, scherzend über ihre Kenntnisse: „Sollte ich Ihnen wirklich eigenmündig Veranlassung gegeben haben, zu glauben, ich könne den Leonidas in der Ursprache lesen? oder trägt die große,

---

[1] An denselben, 8. Februar 1819.

geistige Elle die Schuld, an der, wie der Fuchs beim Messen den Schwanz, so Sie den glänzenden Schweif Ihrer eigenen Vielwissenschaft zu geben? Sed non cuivis contingit adire Corinthum! Ich kann elendiglich wenig Griechisch, in meinen besten Glanz- und Übungsjahren kaum über die Fibelschützerei hinaus und jetzt wieder schmählich dahin zurückgesunken .... Damit Sie nicht wieder in solche extravagante Ideen von meiner Gelehrsamkeit verfallen, will ich Ihnen meine Sprachkenntnisse (leider zumeist Unkenntnisse) darlegen: Latein können Sie mir immer schicken, Französisch natürlich auch, das ist ja jetzt so unerläßlich, wie früherhin schlichtweg Lesen und Schreiben. Holländisch werden Sie mir nicht schicken, sonst das verstehe ich auch. Italienisch und Englisch? schlecht! schlecht! doch Letzteres etwas besser. Ich habe in beiden Sprachen keinen Unterricht erhalten, sondern mir nur selbst so ein wenig zurechtgeholfen und bin jetzt seit länger als 20 Jahren ganz außer Übung und Dictionär. Doch schlage ich mich durch eine leichte italienische Prosa noch allenfalls durch, wie ich vor Kurzem an den Verlobten des Manzoni erprobt habe; Poesie aber, besonders mit veralteten Ausdrücken und ungewöhnlichen Constructionen, ist für mich jetzt fast gänzlich ohne Genuß. Mit dem Englischen steht es etwas besser und ich nehme es noch allenfalls mit einem Poeten auf, doch werden mir immer hier und dort Worte fehlen, und ich kann dann nur mit betrübtem Seufzen nach der Stelle sehen, wo ehemals ein Dictionär gestanden." [1]

Mathematik, Naturkunde und Geschichte waren natürlich eben so reich als die Sprachen auf dem Stundenplan der kleinen häuslichen Schule vertreten, und sowohl die angeborne Neigung des Kindes für jegliches Wissen als auch die Gegenwart der Mutter beim Unterricht sorgten für den nöthigen Ernst und Eifer.

Mit der Kunst des Lesens erwachte auch die Lesesucht. Hier galt es vor Allem die ganze Wachsamkeit eines frommen Mutterherzens. Alle den Kindern nicht ziemenden Bücher waren in einem besonderen verschlossenen Schranke aufbewahrt. Leider hatte Jemand eines Tages vergessen, den Schlüssel abzuziehen, und mußte gerade das lesebegierigste aller Geschwister vorbeikommen. Die Gelegenheit war zu schön; schnell ist der Schrank geöffnet, ein Buch auf's Gerathewohl herausgenommen — und ade Außenwelt und Kinderspiel! — Annette liest. Da naht auf der Treppe ein Schritt — das ist die Mutter! Erschrocken das Buch fortwerfen, den Schrank zudrücken, den Schlüssel abziehen, und auf und davon sein — das war Eins. Klopfenden Herzens hält sie im Garten und sucht vergebens das unruhige Gewissen zu beschwichtigen. Endlich kehrt sie in's Haus zurück — die Mutter sucht und fragt umsonst nach dem verlorenen Schlüssel. Und mit jeder vergeblichen Frage bei Anderen rückt die Gefahr immer näher, daß auch „die kleine Nette" um den verschwundenen Schatz verhört wird — und wie dann antworten, ohne zu lügen? Ja, weiß sie überhaupt nur, wo der Schlüssel ist? Sie erinnert sich noch dunkel, daß sie ihn abgezogen und mitgenommen auf ihrer Flucht.

[1] An Professor Schlüter, 1839 (?). Briefe S. 121.

Wo er geblieben? Es ist ihr fast, als habe sie ihn in der ersten Verwirrung über die Brücke in den Wassergraben geworfen. Zum Glück fragte die Mutter an jenem Abend nicht weiter und stellte ihre Nachforschungen bis zum nächsten Morgen ein. Die Angst vor diesem Morgen ließ die Kleine kaum schlafen; schließlich wendet sie sich in kindlichem Gebete zum lieben Gott, dieser möge ihr doch dießmal aus der Noth helfen, nur dieß eine Mal! Darauf versank sie in Schlaf und sie träumte, ein Engel erscheine ihr und sage: „Sei getrost! oben auf dem Schranke wirst du den verlornen Schlüssel morgen finden." Richtig, der Schlüssel findet sich und wird der Mutter gebracht . . . Leider wird uns der weitere Erfolg dieser Schlüsselüberreichung und der sie begleitenden Erklärungen nicht ausdrücklich mitgetheilt — wahrscheinlich weil sie zu — selbstverständlich sind.

Mögen auch „Geschichten" das Hauptcontingent zu der Lektüre des Kindes gestellt haben, so tauchen doch auch recht ernste Werke darunter auf. So las sie „in den Kinderjahren" zwei dicke Oktavbände einer „sehr schönen Auswahl von Weihgedichten, Distichen, lauter kleines Volk, alle aus dem Griechischen", „und merkte doch (trotz ihrer Kindheit) schon, daß es schön sei" [1].

Der Ahnung und Kenntniß des Schönen folgte auf dem Fuße der Trieb, Ähnliches zu schaffen.

„Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das Pensum in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein die Schiefertafel und kritzelte ihre Gedichtlein darauf, trotz alles Mangels an Anerkennung, die ihr dafür zu Theil wurde (?); die Mutter versagte diese stets recht gründlich, um keine Eitelkeit in dem lebhaften Kinde aufkommen zu lassen." [2] So streng sich jedoch die kluge Mutter auch äußerlich jeder Belobung und Ermunterung enthielt, innerlich hatte ihr Herz doch Freude an dem seltenen Geistesleben ihres Kindes, und sie selbst mag es wohl gewesen sein, welche als liebliches Andenken aus jener schönen Zeit die Erstlingsversuche der „größten deutschen Dichterin" sorgfältig aufbewahrt hat.

Sowohl aus den Mappen mehrerer Familienangehörigen als aus dem literarischen Schatze ihres „liebsten Freundes" [3] wurden uns mehrere jener kindlichen Versuche mitgetheilt, die zwar selbstredend kein wirklich poetisches Verdienst besitzen, wohl aber in trefflicher Weise uns den Gedankenkreis und die Geistesrichtung des Kindes darzuthun im Stande sind.

Zwei jener Versuche, das „Hahnenliedchen" und die „Gratulation zum Namenstag der Mutter", sind bereits öfter abgedruckt worden [4]. Vielleicht werden daher einige andere Beispiele an dieser Stelle willkommen sein.

Ein Jahr später als die beiden genannten, noch ganz kindlichen Sprüchlein entstanden schon ganz eigenartige Verschen, z. B.:

[1] Briefe S. 122.

[2] Einleitung zu der Cotta'schen Ausgabe der Gesammelten Schriften, 1878, I. S. 7.

[3] Professor Christoph Bernard Schlüter in Münster.

[4] Vgl. z. B. Gesammelte Schriften, I. S. 6 u. 7.

„Felitz die war die gute,
Die beste Freundin ihr,
Und als der Mutter Freundin
Gefällt auch wohl sie mir.

Sie haben in der Jugend
So oft gescherzt, gelacht,
Und auch in diesem Jahre
Hat ihrer sie gedacht." (März 1805.)

Wer sollte von einem neunjährigen Mädchen ferner so ernste Reflexionen in so reichen Reimen wie folgende erwarten?

„Die Freude des Lebens ist flüchtig und leicht;
Wie bald kommt der Augenblick, wo sie entweicht!
Zwar schön sind die Stunden, wo sie uns erreicht,
Doch baldig verschwunden, so leicht — o so leicht!"
(28. Juli 1806.)

Es liegen noch andere Verschen vor; wir wollen jedoch lieber als charakteristische letzte Probe einen kleinen prosaischen Aufsatz geben, in dem die Zehnjährige ihren innersten Charakter offenbart.

„Rose, du Königin der Blumen, bist in Manchem die schönste, in Manchem es nicht. An Pracht übersteigst du Alle, aber dennoch duftet das Veilchen mir schöneren Geruch, ja und das Vergißmeinnicht hat mehr das einfach Schöne. Nein, Rose! statt deiner nehm' ich mir lieber das bescheidene Veilchen, oder ein einfaches Vergißmeinnicht. Majestätisch stehst du da und neben dir die Amarillis oder die große blutrothe Päonie, so stehst du. Freundlich schlängeln sich im Rasen die Feldhähnchen[1], indem die blaue Winde auf dem Beete (blühet). Das Landmädchen pflückt Kornblumen und schmückt ihren Hut damit, nun ist sie schöner als wenn eine Dame in der einen Hand einen Strauß von Tulpen und Hyacinthen, in der andern einen Fächer einhertritt. Nun Gartenblumen, gute Nacht, ich will zu meinen Feldblümchen eilen" (9. Juni 1807).

Frühreif kann man diese Erzeugnisse wohl nicht nennen; aber indem sie einerseits ein günstiges Licht auf die den Unterricht und die Erziehung leitende Mutter werfen, so darf man auch nicht läugnen, daß sie charakteristisch für die kleine Schülerin sind.

Ein wirkliches Zeichen der Frühreife, zugleich der beste Beleg dafür, wie fleißig Annette sich in Sprache und Versmaß übte, ist das aus dem Jahre 1809 (Ende September) stammende, in Hexametern geschriebene Gedicht: „Der Abend"[2].

---

[1] Die kleine Kornwinde.

[2] Wir geben das Gedicht ganz nach der uns vorliegenden Abschrift, die wahrscheinlich eine Schönschrift der Dichterin selbst ist. Die Verszeilen sind so eingetheilt, daß jede je eine Hälfte des Hexameters umfaßt, entweder bis zur Cäsur oder von da bis zum Schluß.

„Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauigten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Schöne und Gute.
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
Welches mit Ruhe erquickt das Meer der unendlichen Schöpfung.
Einsam wandelt' ich hier, durchkreuzend die sandigen Wege,
Zwischen den Zwiebeln, die stolz dastanden und strotzend von Blüthe;
Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
Eine vorzüglich erhob sich, neben mir höhnend sich messend;
‚Strecke dich immer, du Ding, du bist doch nicht größer, als ich bin.'
G'nüglich nun lenkt' ich den Schritt und blickte zur anderen Seite,
Sieh, da erblickte ich jetzt des Blumenkohls gelbliche Blüthe,
Gelb und feige sich bückend, so stand er, der Ekel der Zunge[1];
Auch die zierlichen Bohnen, die hohen, am Stocke erwachs'nen
Vitzebohnen — so nennt man sie in der Sprache der Küche —,
Auch die niedrigen, doch weit mehr enthaltenden, dickeren;
Und der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude;
Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.
Wenig kümmern indeß mich Küchensachen und Blumen,
Darum wandt' ich mich weg, und siehe, die Fläche des Baches,
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde.
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden Anschau'n.
Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke
Mich, ich horchte und, o! es tönte der achte der Schläge!
Jetztund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes,
Freundlich schimmerte durch die Äste die trauliche Luna.
Aber jetzt wag' ich mich in die heimlichsten, dunkelsten Gänge.
Schaurig ist's hier, fürwahr, mir bangt bei jeglichem Laute.
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder.
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen, und Gnomen!
Bange wird es mir d'rin, und ich eile hinaus in das Freie,
In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift.
Und es rauschet das Korn, es zirpt die Grille im Grase,
Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
Schweigend wandelte ich am silberblinkenden Bache,
Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth;
Wehmuthsvoll begann ich und sang voll inn'rer Empfindung[2]:

‚Sage, wo wohnet das Glück? wo wohnet die Ruhe des Herzens?
Wohnt es im gold'nen Palast und wohnt es im fürstlichen Saal?
Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht Schrecken.
Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder nicht liebt!

O, so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —
Bei dem Wilden, der, frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt?

---

[1] Also Blumenkohl scheint nicht die Lieblingsspeise Annettens gewesen zu sein.

[2] Die folgenden, etwas fehlerhaft gebauten Distichen bilden zu je zweien eine Strophe im Original.

Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?

Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichthum und Ehre,
Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche Ruh'?
Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei den Musen;
Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!'

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth
Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,
Aber es löset Äol[1] des Westes gebundene Flügel,
Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
Ach, wie weht es so kalt und mahnet, nach Hause zu gehen,
Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
Und den Garten in's Haus, wo lange das Essen schon wartet."

Wie viel an diesem Gedichte Original des zwölfjährigen Mädchens ist, wollen wir nicht entscheiden; jedenfalls setzt dieser „Spaziergang" eine vertraute Kenntniß nicht bloß mit den Mustern des Alterthums, Homer und Virgil, sondern auch mit den deutschen Classikern, mit Voß und vielleicht Göthe's „Hermann und Dorothea" voraus.

Aus den vorliegenden Kinderarbeiten ist übrigens leicht zu erkennen, welches diejenigen Dichter waren, die auf Annettens Genie einen frühzeitigen Einfluß hatten. Weiße's alter unverwüstlicher „Kinderfreund" ist mit seinen Sprüchen, Liedern und kleinen „Moralitäten" unzweifelhaft das erste Vorbild gewesen. Dann aber kommen die Naturdichter: Matthisson, Voß u. s. w., oder auch die Elegiker, wie Hölty, Tiedge u. s. w. Am meisten aber glauben wir mit Hüffer[2] den Einfluß eines Dichters annehmen zu sollen, der in seiner edlen Weise und in seiner gereiften Art das Beste der vorgöthe'schen Richtung in seiner Poesie vereinigte. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg lebte zu jener Zeit schon in der Nähe Münsters und verkehrte auf das Freundlichste mit den Adelsfamilien der Hauptstadt Westphalens. Daß die Dichtungen dieses in so mancher Hinsicht bedeutenden Mannes dadurch sich in eben jenen Kreisen noch mehr einbürgerten, als anderswo, ist leicht zu begreifen. Einmal glaubte der fromme Graf, auf eine Gefahr für die junge Dichterin aufmerksam machen zu sollen. Die zehnjährige Annette hatte sich nämlich an einer kleinen theatralischen Aufführung in dem Stifte Hohenholte, und zwar mit einem solchen Erfolge betheiligt, daß für die nächsten Tage in den hohen Kreisen nur von der geschickten Spielerin „Fräulein Nette" die Rede war. Dieß veranlaßte Graf Stolberg, der nicht wußte, daß die Mutter nur nach langem Sträuben die Erlaubniß zum Auftreten Annettens gegeben hatte, der Ersteren in einem ausführlichen Schreiben die Gefahren auseinanderzusetzen, welche das Theaterspiel für ihre Tochter haben könnte. „Selbst

[1] Die Dichterin liebte von Jugend auf die Äolsharfe; sie pflegte eine solche gern in ein Fenster im oberen Stock von Hülshoff zu setzen und lauschte voll „Freude und Wehmuth" den wunderlichen Tönen.

[2] Deutsche Rundschau, VII. S. 210.

wenn die Stücke nichts von der weltlichen Moral enthalten, die der Moral des Evangeliums geradezu entgegengesetzt ist, so ist doch das bloße Vorstellen jedem Menschen, mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen, und vor Allem solchen nicht nur gefährlich, sondern gewiß schädlich, welche gereizte Nerven und einen phantastischen Schwung des Geistes haben." [1]

Die Wahrheit dieser ernsten Mahnung ist unschwer zu erkennen, und wir zweifeln nicht, daß sie für die umsichtige und besorgte Mutter nur ein neuer Antrieb war, über die lebhafte und dichterische Tochter zu wachen und jede ähnliche Gefahr von ihr fernzuhalten. Dieß mußte um so leichter geschehen können, als die Kindheit und erste Jugend des Fräuleins sich in der Stille und Einfachheit des Landlebens dahinzog. Unter dem Auge der Eltern, in dem gefahrlosen Umgang mit den Geschwistern [2] genoß Annette nicht nur den gründlichen Unterricht, die nicht zu ersetzende Erziehung in der Familie, sondern auch den stärkenden, für das dichterische Gemüth doppelt wohlthuenden Einfluß der ländlichen Natur. Unter den Geschwistern war besonders der jüngste ihrer Brüder, Ferdinand, ihr Liebling; mit ihm wurden die meisten Schelmereien ausgeführt, „deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten versteckt die Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen umherzulaufen, ganz wie es die beneideten Kötterkinder thun durften" [3]. Das Andenken an diesen bereits mit 29 Jahren heimgegangenen Bruder bewahrte die Dichterin bis in's späteste Alter. So z. B. in dem wehmüthigen Gedichte: „Die Bank":

„. . . Und du in meines Herzens Grund,
Mein lieber, schlanker, blonder Junge,
Mit deiner Büchs' und braunem Hund,
Du klares Aug' und munt're Zunge:
Wie oft hört' ich dein Pfeifen nah',
Wenn zu der Togge du gesprochen;
Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?"

Über die Mutter Annettens, ihren Geist und Verstand herrscht bei Allen nur eine Stimme des Lobes. Sie war nicht umsonst die Schwester so genialer und hochbegabter Männer, wie des Grafen Werner und des Freiherrn August von Haxthausen. In der „Wahrheit und Dichtung" vermischenden Studie „Bei uns zu Lande auf dem Lande" schildert Annette ihre Mutter als „eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponiren versteht, und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen anderen Willen hat, als den ihrigen. . . . Es ist höchst angenehm, dieses Verhältniß

---

[1] Vgl. den ganzen schönen Brief bei Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, II. S. 146 ff.

[2] Diese Geschwister waren: Marianna, genannt Jenny (geb. 2. Juni 1795); Werner Constantin (geb. 31. Juli 1798), der spätere Stammherr; Ferdinand Wilhelm (geb. 12. April 1800).

[3] Gesammelte Schriften, I. S. 10.

zu beobachten; ohne Frage steht sie geistig höher, als ihr Mann, aber selten ist das Gemüth so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen, und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen".

Aus diesen und den übrigen noch folgenden Zeilen spricht „eine warme, bis zur Begeisterung anerkennende" Hochschätzung Annettens für die Mutter. So strenge auch die Zucht sein mochte, welche diese ihr angedeihen ließ, so ist das Herz der Tochter doch stets von der größten Liebe und Anhänglichkeit für die edle Frau erfüllt gewesen. Der Mutter Wunsch war ihr Befehl, der Mutter Ansicht ihr Norm und Richtschnur. Es ist geradezu rührend und erbauend zugleich, wenn wir Annette als längst erwachsenes Fräulein noch von einem wahrhaft kindlichen Gehorsam gegen die Mutter erfüllt sehen. So erzählt sie: „In Rüschhaus habe ich Tag für Tag ... mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der That, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja, damals war ich brav, aber jetzt? —"[1] Ein andermal schrieb sie: „Meiner Mutter Meinung hat allemal so großen Werth für mich, selbst wenn sie nicht die meinige ist."[2] Daß sie bei dieser Stimmung nichts von ihren Dichtungen der Öffentlichkeit übergeben wollte ohne ausdrückliche Erlaubniß der Mutter, wird nicht mehr befremden, ist aber um so höher anzuschlagen, wenn es sich um jene Zeiten handelt, wo ihr Name schon mit Ehren als der einer großen Dichterin genannt wurde. Natürlich mußte sich das Verhältniß zwischen zwei so genialen Frauen, wie es hier Mutter und Tochter waren, mit der Zeit immer schöner verklären, die Anfangs bei der Tochter vorwiegende Ehrfurcht und Hochachtung je mehr und mehr in innige Liebe und Vertrautheit übergehen, wie ihrerseits die Mutter bei zunehmendem Alter Annettens die Zurückhaltung und kluge Strenge ablegen konnte, welche die Erziehung erheischt hatte. Rührend singt die Dichterin in dem Widmungssonett des „Walther" an „ihre liebe Mutter":

„... Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemischt theilt sie des Liebes Wellen,
Stark wie der Rhein des Bodenseees Wogen.

Die Augen sind des Börnleins klare Quellen,
Das Börnlein Liebe heißt, ein stilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes."

Einen weiteren, poetisch noch wichtigeren Einfluß auf die Tochter übte der Vater, Freiherr Clemens August, mit seinem reichen Gemüthe.

---

[1] An Professor Schlüter, 3. November 1836.

[2] An denselben, Gründonnerstag 1837.

Vielleicht durch die Schilderung Annettens halb veranlaßt, sind die Literaturhistoriker fast einig, diesem Herrn „eine vorwiegend geistige Begabung" nicht zuzusprechen. Nur eine der ältesten Freundinnen der Dichterin nennt auch den Vater „einen geistig bedeutenden Mann" [1]. Und sie hat durchaus recht. Uns liegt zufälligerweise ein Brief des Freiherrn an seinen Sohn Clemens vor, welcher dazumal in Bonn studirte. Die Anleitung, welche der Vater dem Studenten über die zu hörenden Fächer und die den einzelnen Wissenschaften zu widmende Zeit ertheilt, lassen ebenso wie der klare Stil und die äußerst schöne Schrift auf den ersten Blick einen durchaus wissenschaftlich gebildeten, für seinen Stand als Landedelmann damaliger Zeit sogar gelehrten Geist erkennen. Daß er die Blumencultur mehr als bloß dilettantisch betrieb, geht ebenfalls aus diesem Briefe hervor, dem ein wissenschaftlich genaues Verzeichniß der im Münsterland vorkommenden Orchis- und Ophrys-Arten beilag, welchem als Ergänzung ein anderes derjenigen folgte, „die wahrscheinlich in Bonn zu finden sein würden", und um deren Zusendung der Vater bittet [2]. Den Schluß des Briefes können wir uns nicht versagen als beste Charakteristik des Mannes folgen zu lassen: „Was deine Auslagen betrifft, so sehe ich wohl ein, daß dein dortiger Aufenthalt etwas kosten wird; indessen sollen mich doch die Ausgaben nicht gereuen, wenn ich sehe, daß sie dir wahren Nutzen bringen. Sey daher recht fleißig und denke, daß dieses die Zeit ist, wo du für dein ganzes künftiges Leben dich bildest. Ich werde dich, so viel ich immer kann, unterstützen; doch mußt du auch deinerseits gut haushalten. Deinen braven Onkel, den guten Werner, grüße doch herzlich; folge seinen Anleitungen, denn er meint es gewiß gut mit dir. Halte übrigens Gott vor Augen und empfiehl dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes, so wird es dir gewiß immer wohl gehen." [3]

Freiherr Clemens August war von hervorragender Sanftmuth, überaus fromm und herzensrein, dabei aber ein liebenswürdiger Gesellschafter. Sein Geigenspiel war von seltener Vollendung, und damals berühmte Künstler rechneten es sich zur Ehre, eine Einladung nach Hülshoff zu erhalten und das Spiel des Herrn zu hören. Nicht bloß für Botanik und Blumenzucht, sondern auch für landschaftliche Schönheiten hatte er vielen Geschmack, und so trug er auch durch Parkanlagen und Baumpflanzungen sehr viel zur Verschönerung seines Edelsitzes bei, während er für die eigentliche Ökonomie und Gutswirthschaft wenig Interesse zeigte. Eine große Liebhaberei hatte er hinwiederum für Vögel, von denen er eine große Anzahl in einem eigens dazu hergerichteten Zimmer hielt. Bei aller Harmlosigkeit galt er übrigens für einen sehr muthigen Mann, der keine Furcht hatte und auch mit der Waffe tüchtig Bescheid wußte, wie er denn zeitlebens das Fechten liebte.

---

[1] Elise von Hohenhausen. „Illustrirtes Familienbuch", herausgegeben vom Österreichischen Lloyd. IV. S. 89.

[2] Wir führen dieses absichtlich an, um zu zeigen, daß die Schilderungen Annettens in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" durchaus auf Wahrheit beruhen.

[3] Brief, datirt Hülshoff, 1. Mai 1819.

Unter der französischen Herrschaft wurde der Freiherr aufgefordert, Maire von Roxel zu werden. Er lehnte es ab. Trotzdem erfolgte einige Tage später ohne Weiteres die Ernennung. Als er das Schreiben, worin ihm der Posten aufgenöthigt wurde, erhielt, sagte er kein Wort, sondern ging unverweilt in das Vogelzimmer, öffnete Käfige und Fenster und gab sämmtlichen Lieblingen die Freiheit. Als man seinem Thun mit Befremden zusah, sagte er einfach: „Ich bin zum Maire ernannt und habe keine Zeit mehr für die Vögel."[1] Dieser eine Zug genügte, den Edelmann als Ehrenmann zu schildern.

So die Geschichte. Vernehmen wir nun, wie die Liebe der Tochter das Bild des geliebten Vaters in ihrer poetischen Art verewigt hat. Die Porträtähnlichkeit wird sogleich in die Augen springen.

„Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt Euch einen großen stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen; ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt. . . . Gar adelig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Muth für Drei. Ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege gerathen war, fast fünf Minuten lang einen wüthenden Stier mit seinem Bambusrohr pariren sehen, bis Alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten. . . .

„Den Verstand des Herrn habe ich Anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Antheil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste[2] fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigener Reinheit entspringt: sein erstes Urtheil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt. . . . Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden, und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet.

„Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine Ornithologie (denn der Herr greift Alles wissenschaftlich an); neben seiner Studirstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sande und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt

---

[1] Nach schriftlichen Mittheilungen des Freiherrn Heinrich von Droste-Hülshoff.
[2] Im Sinne des französischen esprit.

das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. . . . Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie [1] in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, seine reiche innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten . . . und ist auf die seltsamsten Einfälle gerathen, die sich mitunter glücklich bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Werth sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammtbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur röthlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz. . . . Die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage nach einer seltenen Orchis suchte, und Manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Excursionen."

Brauchen wir wohl nach dieser Schilderung ausdrücklich zu sagen, von wem Annette das Originelle ihrer Poesie, die reine, kindliche Naivetät, die Liebe und Kenntniß der heimathlichen Natur, kurz jene „stillnährende Poesie ihres Landes" hatte? Sie konnte den Vers Göthe's variirend sagen:

„Die Mutter gab mir die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Vater hab' ich die Natur
Und Lust, zu fabuliren." [2]

Ohne die ganze eigenthümliche Geistes- und Gemüthsanlage des Vaters hätten wir niemals Annette von Droste-Hülshoff als die große Dichterin begrüßt.

Diese väterliche Erbschaft umschließt übrigens auch die zweifelhaften und ausgesprochen dunklen Seiten der Poesie Annettens. Zu den ersten rechnen wir die Lust am Spuk- und Geisterhaften, zu den letzteren die bisweilen gar zu grell hervortretende Neigung für das Blutige und Schaurige. So heißt es auch vom Vater: „Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. . . . Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde Nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunklen Winkel vor- und rückwärts fahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem

[1] Die damaligen Modeblumen.

[2] Auch in diesem Punkte können wir uns mit dem Aufsatz Hermann Hüffers in der Deutschen Rundschau nicht befreunden, wenn es dort heißt: der Freiherr habe „auf die literarische Entwicklung seiner Tochter nur dadurch einen Einfluß geübt, daß er sich mit Luise von Harthausen vermählt habe".

Degen in das verdächtige Verließ bringen sehen, mit wahrhaft acharnirter Wuth den Schelm zu packen und einzuspunden — den er dann freilich am andern Morgen hätte laufen lassen." Noch deutlicher tritt bei dem Vater die Hinneigung zum Geheimnißvollen hervor: „Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher, als sein ... liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und, wie ich fürchte, Einer oder der Andere dem Herrn zu lieb! ... Der Vetter nun hat alle diese in der That werkwürdigen Träumereien gesammelt und, theils aus scholastischem Triebe, theils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern. Dieß ist sein Schatz und sein Orakel, bei dem er anfrägt, wenn es in den Welthändeln confus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt." [1]

Übrigens war es nicht bloß ihr Vater, sondern auch die Amme, welche Annette in der zuletzt angedeuteten Richtung beeinflußte. Diese Amme war nämlich selbst eine „Kiekerin", wie ein Mitglied der Familie uns dieß versicherte und zum Beleg folgende Geschichte erzählte:

Eines Tages, als Annette bereits erwachsen war, begegnet ihr die immer noch in der Familie weilende und geliebte Amme und sagt zu ihr: „Frölen, denken Sie, ich habe wieder etwas gesehen."

„Was hast du denn gesehen?"

„Ja, es betrifft die drei Frölens [2]. Ich sah alle in einer Kirche versammelt. Fräulein Malchen kniete als Nonne am Altar — Fräulein Victorine lag todt in einem Sarge — und Fräulein Maria wurde getraut mit einem Offizier."

In demselben Jahre (1839) traf Alles ein. Malchen (Heereman von Zuydwyk) trat in Rom in's Sacré-Coeur, Victorine (von Twickel) starb und Marie (von Haxthausen) vermählte sich mit dem Freiherrn von Brenken

---

[1] Auf unser Befragen theilte uns der jetzige Stammherr von Hülshoff mit, daß unsere Vermuthung richtig war und daß der liber mirabilis sich wirklich noch in der Bibliothek zu Hülshoff befindet. Das Manuscript ist von der Hand des Freiherrn Clemens August und trägt als vollen Titel: „Liber mirabilis sive Collectio prognosticorum, visionum, revelationum et vaticiniorum etc. 1800—1808 gesammelt." Diese Zusammenstellung verdankt offenbar ihre Entstehung dem Bedürfniß, in der verheißenen besseren Zukunft Trost zu finden für die traurige Gegenwart. Auf 120 Quartseiten enthält das Buch die Sibyllinischen Weissagungen, Holzhauser, Riccius, Lehnin 2c. 2c. Ein zweites ähnliches Buch mit dem Titel „Kunstbuch" enthält neben curiosen Recepten für Gärtner und Blumenliebhaber auch nützliche Winke für Haushaltung, Krankenpflege u. s. w., und darunter sehr vortreffliche Hausmittel.

[2] Drei adelige Fräulein, von denen zwei auf Hülshoff zu Besuch weilten, eines im nahen Havixbeck lebte, und die alle drei mit Annette auf's Innigste befreundet waren.

zu Erpernburg, der sich in der Landstände-Uniform trauen ließ. Erst einige Wochen nach der Hochzeit erzählte Annette und ihre Mutter der jungen Frau das Gesicht, weil sie vorher sich fürchteten, die Braut ängstlich zu machen, „da man in jener Zeit unter einem Offizier und Herrn in Uniform einen Protestanten und Fremden verstand“ [1].

Ein anderer Zug aus der Jugend Annettens kann hier gleich eingefügt werden, weil er wiederum beweist, wie sehr ihre ganze heimathliche Umgebung zu dem Geheimnißvollen neigte. Als die Dichterin bereits kein Kind mehr war, kommt eines Tages eine alte Frau der Nachbarschaft, die ebenfalls das Vorgesicht haben wollte, zu ihr, und bittet sie dringend, doch um Gottes willen einer schwerleidenden Wöchnerin beistehen zu wollen. Fräulein Annette besitze die Eigenschaft, eine Sternenjungfrau zu sein — ein Wesen, das nach dem Volksglauben nicht „lieben“ und nicht sich „lieben“ lassen mag und deßhalb durch seine unantastbare Keuschheit in verzweifelten Fällen von Krankheit Heilung bringen könne. Mit vertrauten Freundinnen besprach und belächelte Annette dieses Vorkommniß, gestand aber, daß sie etwas von dem Beruf einer „Sternenjungfrau“ in sich fühle, sich wenigstens auf die Existenz einer alten Jungfer vorbereiten wolle [2].

Aber nicht bloß die Personen, auch das Leben auf dem Landedelsitz hatte seinen erziehenden Einfluß.

„Diese stillen Leute,“ sagt der Vetter aus der Lausitz, „sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie.“ Es war ein recht gemüthliches und doch streng conservatives, über Alles aber religiös beseeltes Leben in dem Hülshoffer Kreise. Das Gebet Morgens und Abends wie das Tischgebet gehörten streng zur Tagesordnung, und die Gegenwart eines Hauskaplans [3] war mehr als eine Modesache, und ohne genügenden Grund hätte sich wohl Keiner von der Anwohnung der heiligen Messe auch an Wochentagen ferngehalten. Auch im späteren Leben hielt Annette an den frommen Gebräuchen des Vaterhauses fest, und würde niemals selbst in Gegenwart von Anders- oder Ungläubigen ihr Tischgebet unterlassen haben.

Auf aristokratischen Anstand und überlieferte Familientraditionen hielt besonders die Mutter unnachsichtlich, so daß sie bei ihren Standesgenossen den Ruf erwarb, die höchste Instanz in Erziehungsfragen der adeligen Fräulein zu sein, und ihr deßhalb mehrere Familien ihre Töchter auf einige Zeit zur letzten Ausbildung zuschickten. Dieser streng abgemessene, jegliches Unedle fernhaltende, ja etwas spröd unnahbare Ton ist der Tochter ihr Leben lang auch in der Poesie geblieben, und es zeichnet sich dieselbe vor der stets wachsenden Hochfluth des Gewöhnlichen und Gemeinen schon dadurch allein auf das Vortheilhafteste aus.

Es wäre jedoch nichts unrichtiger als die Annahme, das Bestehen auf

---

[1] Mündlich von einem Ohrenzeugen.

[2] Vgl. Illustrirtes Familienbuch, a. a. O. S. 89.

[3] Lange Zeit hindurch der fromme Herr Wilmsen, auf den das Gedicht „Sit illi terra levis“ sich bezieht.

den alten Adelsrechten und Pflichten habe die Familie von dem gemüthlichen Verkehr mit den anderen Ständen ausgeschlossen. „Bettler," erzählt der mehrfach angezogene Lausitzer „Vetter", „in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu Dreien oder Mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich aber ehrbar, und keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Conversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält; darum gilt sie denn für eine brave ‚gemeine' Frau, was so viel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rath zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft."

Solche Bilder aus der Kindheit konnten unmöglich vergessen werden, sie müssen zur Zeit bei der Dichterin wieder aufleben und auch in den Schilderungen des Volkes und der Armuth jenen Realismus bewirken, der nur einer persönlichen Beobachtung entspringen kann[1].

Schon inniger mit den künstlerischen Bestrebungen und Hervorbringungen des Kindes verbunden waren die musikalischen Studien, die in der Familie der Hülshoff wie ein theures Erbtheil der Väter gepflegt wurden. Man erzählt sich, der Urgroßvater der Dichterin, Heinrich Wilhelm, habe durch das Spiel auf der Flöte oft seiner schwermüthigen Stimmung Herr zu werden versucht, die ihn im Alter oft ob einer höchst trüben Jugenderinnerung befiel, da er in Rom einen Grafen Fugger im Duell erstochen hatte. Seitdem war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich. Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Componist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musicirt wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten Alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn Abends in der Dämmerung auf dem Claviere phantasiren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und Ritterthum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann, und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit athmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen', die nach meinem Gefühl

[1] Jenem Umgang mit dem Volk von Jugend auf verdankte Annette auch die gründliche Kenntniß der westphälischen Volkssprache, so daß sie in diesem Punkte es selbst ihrem gelehrten Freunde Schlüter noch zuvorthat. Diese Kenntniß des Dialektes ist aber auch auf ihre Schriftsprache keineswegs ohne Einfluß geblieben.

schöner sind, als alle vorhergehenden." So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 18—) an die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt diese Mittheilung, wie fast alle controlirbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande" auf Wahrheit beruhen, so daß sie in einer Biographie ruhig als Quelle angeführt werden kann.

Das Kind selbst war übrigens ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weiße's „Kinderfreund" componirte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit und ihr Lob aussprach, sagte die Kleine mit ebenso viel Selbstbewußtsein als Wahrheit: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und componire sie, und noch viel schönere, als diese." Der Vetter erzählt, Annette habe jeden Nachmittag zur Ergötzung ihres Papa's gesungen. Er sei zwar kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher gewesen; dennoch habe er gemeint, das Fräulein singe schön. „Über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen; aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tieftraurige Ton, der, eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für den geborenen Laien wie mich den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen."

Auch in der Musik wie in allem Übrigen war die Familie conservativ, sie hielt es zum Ärgerniß des Vetters mit den schweren alten Meistern und „den altmodischen Liedern". Wenigstens blieb auch der Dichterin stets eine Vorliebe für das einfache Volkslied.

So konnte dem protestantischen Verwandten in seinem Sinne die Familie „auf dem Hülshove" mit Recht „wie die Scholastiker des Mittelalters vorkommen mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein, und Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden".

Neben der christlichen Erziehung und dem gründlichen Unterricht in den classischen Sprachen ging in recht adeliger Weise die Übung veredelnder Künste, die Pflege wissenschaftlicher Liebhabereien und vor Allem der treue, unverfälschte Umgang mit der Natur und dem rechten Volke einher, und um das dichterische Element auch in seiner minder erhabenen Würde zu vertreten, durfte der Volksaberglaube in seinen unschuldigen Formen nicht fehlen.

Die Form der Poesie Annettens mag sich ja allmählich, wie wir sehen werden, durch äußeren Einfluß und weiteres Studium geändert und entwickelt haben: was aber den Charakter des Inhalts angeht, so ist derselbe durch die etwas krankhafte physische Anlage, die häusliche Erziehung und Umgebung der Dichterin bereits in der Kindheit sehr auffallend bedingt worden.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Niederländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

2. Breda.

Lassen wir den Professor der „vergleichenden Mythologie" einstweilen in Kevelaer und suchen wir weiter nach Holland vorzudringen!

Vom Limburgischen führen drei „Spooren" d. h. Bahnlinien tiefer in's Land hinein. Die erste, von Maestricht aus, nöthigt den Bewohner der Limburgischen Hauptstadt, erst auf dem Grand Central durch ein Stück von Belgien nach Hasselt zu fahren, wo man umsteigen muß, um mit den Wagen der Exploitatie-Maatschappij in Valkenswaard endlich wieder holländischen Grund und Boden zu erreichen. In Eindhoven, einem industriellen Städtchen, trifft diese Linie mit der wichtigeren Bahn zusammen, welche von Venlo nach Boxtel und Vlissingen führt, und durch die regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Vlissingen und Queensborough einer der besuchtesten Wege von Deutschland nach England geworden ist. Nur zwei Stationen weiter vereinigt sich diese Bahn in Boxtel mit der andern, ebenfalls internationalen Linie, welche die Köln-Mindener Bahn auf kürzestem Wege mit London verbindet.

Keiner von diesen drei Wegen bietet dem Auge des Reisenden sehr viel Bemerkenswerthes und Anziehendes dar. Der erste ist indessen noch entschieden im Vortheil, indem er anfänglich noch von den Reizen des Maasthals etwas mitbekömmt, ein ziemlich fruchtbares Land schneidet, dann aber bei Hasselt in heidenartige Niederung ausläuft. Der zweite, von Venlo aus, geräth von der Maas aus fast sofort in die morastige, von zahllosen Sümpfen und Mooren gebildete Fläche, welche man die Peel nennt und welche nur mit ungeheurer Mühe an einzelnen Stellen kultivirt worden ist. Die dritte Linie, von der deutschen Grenzstation Goch nach Boxtel, durchschneidet abwechselnd fruchtbare Strecken und ziemlich ödes Heideland.

Das gesammte Gebiet, das die drei Linien beherrschen, gehört der Provinz Nord-Brabant an, der ausgedehntesten des ganzen Königreichs, die aber zugleich auch mit am wenigsten stark bevölkert ist (5128 qkm; 473 642 E.). Wie Limburg ist sie, bis auf einen geringen Bruchtheil, katholisch; gleich

Limburg ist sie nach den romantischen Wechselfällen des Mittelalters ein Zankapfel zwischen Spaniern und Niederländern geworden, und schließlich im Westfälischen Frieden als Theil der „Generalitätslande" unter holländische Oberherrlichkeit gerathen. Sie blieb katholisch, ja recht von Herzen katholisch, erhielt aber protestantische Beamte und Calvins Lehre als Staatsreligion. Wie anderswo brachte erst die französische Revolution nach dem Sturme kurzer Tyrannei die religiöse Freiheit wieder. Mit Limburg bildet Nord-Brabant jetzt den Grundstock der katholischen Bevölkerung des Königreichs. Zwei Bisthümer, Bredà und Hertogenbosch, haben sich in die kirchliche Verwaltung der Provinz getheilt. Politischer Mittelpunkt ist die Stadt Hertogenbosch geblieben. Die Provinz hat, seitdem sie 1813 dem Loose eines eroberten Landes entgangen und als selbständige Provinz dem Königreich der Niederlande einverleibt worden ist, einen blühenden Aufschwung genommen.

Viele alte Kastelle, über das Land hin zerstreut, erinnern mit ihren altersgrauen Thürmen und Mauern, mit ihren Wassergräben und Ziehbrücken noch daran, daß einst ein zahlreicher Adel hier ziemlich souverän schaltete und waltete, auch später noch ausgedehnte Rechte und Privilegien besaß, und in seiner Heideeinsamkeit gegen lästige Besucher abgeschlossen, sich recht behäbig und vornehm einzurichten wußte. Im Ganzen sind diese Schlösser mehr düster und massiv als schön und romantisch. Das Material mußte meistens weit her geschleppt werden, und der flache, feuchte Grund begünstigte keineswegs das Werk der Architekten. Kein stolzer Fels hob die Burg über das Flachland empor; sie mußte sich erst tief in den Boden graben und dann das baufeindliche Wasser zu ihrer Vertheidigung benützen. Nichtsdestoweniger sind einzelne dieser Schlösser, wie das zu Helmond und das Deutschordenshaus zu Gemert, sehr stattliche, imposante Bauten. In politischer Hinsicht ist die Herrlichkeit all dieser Kastelle längst verblichen — auch ihre kriegerische Bedeutung längst dahin. Nur in Novellen und Romanen wird allenfalls noch darum gekämpft. Manche stehen leer und baufällig, andere sind bürgerliche Villen und Pachtwohnungen geworden, wieder andere dienen allenfalls noch einem adeligen Herrn zu kurzem Landaufenthalt. Die Herrschaft über Land und Leute ist an Staat und Kapital übergegangen. Das einst deutsche Herzogthum ist nach all den völkerrechtlichen Verwandlungen mehrerer Jahrhunderte endlich der Antheil eines friedlichen Handelsstaates geworden.

Obwohl nicht so lebhaft und unruhig wie die heutigen belgischen Brabanter ist die Bevölkerung doch ein rühriger, arbeitsamer Menschenschlag. Das Land ist, so weit es möglich war, sowohl für Ackerbau, als auch für Viehzucht gut verwerthet. Selbst an die morastige Peel hat sich der menschliche Fleiß gewagt, und durch Entwässerung und künstliche Bodenverbesserung dem weiten Sumpf erkleckliche Strecken abgewonnen. Eine solche Kolonie berührt an der Station Helenaveen die Bahn von Venlo nach Eindhoven. Das Volk in der übrigen Peel soll in elenden Hütten, der Feuchtigkeit von allen Seiten bloßgestellt, ein ziemlich klägliches Leben führen. Im Volk nennt man sie die „Peelhasen"; warum gerade Hasen, weiß ich nicht. In Kevelaer zeigte man mir einmal solche Peelhasen. Sie fielen mir nicht besonders auf. Es

waren eben arme Landleute — in Kleidung und Allem sehr ärmlich. Den Gegensatz zur Peel bilden die reichen Dörfer und Städte, den drei Bahnen entlang, unter denen besonders Tilburg, das holländische Leeds, durch seinen Gewerbefleiß hervorragt. Die bedeutendsten geschichtlichen Städte sind Hertogenbosch und Bredà.

Boxtel ist eine sehr belebte Station. Es treffen sich da die Züge von Venlo, Maestricht und Goch, um ihre Leute weiter nach Utrecht oder nach Vlissingen zu bringen. Doch ist die Ortschaft selbst nur ein größerer Flecken, der durch den Bahnverkehr lange keinen so glänzenden Aufschwung genommen hat, wie die nächste ansehnlichere Station Tilburg, die sich in wenigen Jahren zu einer der regsamsten Industriestädte des ganzen Landes entwickelt hat. Die große Pfarrkirche, welche Boxtel besaß, ging nach dem Westfälischen Friedensschluß an die Protestanten über, obwohl diese so wenig zahlreich waren, daß ihnen schon das Chor derselben zu groß war. Lieber als daß sie der katholischen Majorität die Kirche überlassen hätten, ließen sie dieselbe verfallen, bis die französische Revolution dem närrischen Verhältniß ein Ende machte. Die Katholiken zogen nun unter König Louis Napoleon wieder in die Erbschaft ihrer Väter ein, erneuerten den Bau, der für ihre Zahl durchaus nicht zu groß war. Die Protestanten bauten sich daneben eine kleine Kapelle, um wenigstens noch weiter zu „protestiren".

Bredà hat einen weltgeschichtlichen Namen. Überreste von Fortificationen deuten noch seinen einstigen kriegerischen Charakter an; die Thürme, welche über einen Kranz von Bäumen emporsteigen, bezeugen ein ehrwürdiges Alter; die größeren stattlichen Stationsgebäude weisen auf mehr Wohlstand und Vornehmheit hin, als die bisherigen. Unmittelbar vor dem Bahnhof ist ein ansehnlicher, offener Platz, um den bereits ein neuer Stadttheil im Werden ist, an Stelle von Außenwerken, welche erst in den letzten Jahren geschleift wurden. Eine Brücke führt über die Mark, welche im Verein mit der Aa und den von beiden Flüssen gespeisten Gräben die Stadt früher zu einer der berühmtesten Festungen von Europa machte.

Bredà, die Hauptstadt der alten Baronie gleichen Namens, ist übrigens lange nicht so alt, als Maestricht. Erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wird es in Urkunden als Burg erwähnt. Um die Burg entstand ein Dorf, und dieses erhielt nachweislich erst 1252 Stadtrechte. Ein Jahrhundert später verkaufte der Herzog von Brabant die Stadt mit dem umliegenden Gebiete an einen mächtigen holländischen Edelmann Jan, Herrn von Polanen und de Leck. Von dieser Familie ging sie durch die Erbtochter Jan's II. an deren Gatten Engelbert von Nassau über und kam schließlich durch die Chalons an den berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien, den „Schweiger". Hatten auch schon die Herren von Polanen die Stadt befestigt, und die ersten Nassauischen Herren diese Befestigung verstärkt und erweitert, so erlangte sie doch erst unter Prinz Wilhelm eine größere Bedeutung, indem in ihren Mauern die erste Adelsverschwörung gegen Spanien zu Stande kam.

In Bredà ließ sich nämlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nach

mehrjährigem Aufenthalt in Genf und verschiedenen Reisen in Italien und Flandern, einer der glühendsten Verehrer Calvins nieder, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, der eigentliche „Prophet" des Calvinismus in den Niederlanden. Sechs Jahre lebte er da im Stillen, wie er sagte „unter dem Kreuze der Verfolgung", d. h. in der Unmöglichkeit, der Lehre Calvins vorläufig Einfluß zu verschaffen. Erst 1566 kam eine Anzahl mißvergnügter Edelleute, die schon in Spa und dann in Brüssel gegen Spanien complotirt hatten, bei Marnix in Bredà zusammen und vereinigte sich zu dem berühmten „Compromiß", der den Ausgangspunkt des sogen. Geusenbundes bildet. Sie erklärten darin, daß der König selbst durch seine „Plakaten" d. h. durch die gegen die Häresie erlassenen Vorschriften „meineidig" geworden sei, und stützten die Berechtigung ihres Bündnisses darauf, daß die „Inquisition" göttlichen und menschlichen Rechten widerstrebe, ihre beabsichtigte Einführung also wider die Ehre Gottes, das Heil des Landes und die katholische Religion selbst gerichtet sei. Marnix soll selbst diese Klageschrift abgefaßt haben, die bald von 300 Edelleuten unterzeichnet wurde und im ganzen Volk Widerhall fand, weil sie das Recht zum Aufstand auf die Gefahr der katholischen Religion und der heimischen Freiheit zugleich begründete.

Zwischen den noch spanischen Niederlanden und den abgefallenen Provinzen gelegen, ward die Festung Bredà nun ein steter Zankapfel der beiden Parteien. Im Jahre 1581 belagerten sie die Spanier, 1590 Moritz von Oranien, 1625 wieder die Spanier, 1637 der Prinz Friedrich Heinrich. Auf diese Belagerungen während des blutigen Religionskrieges folgten später noch drei Belagerungen durch die Franzosen 1793, 1795 und 1813. Von diesen Belagerungen ist jene durch Moritz von Oranien in den Niederlanden die gefeiertste. Adrian Janz van Bergen, ein Lieferant, der die Festung mit Torf versah, trug dem holländischen Hauptmann Karl van Heraugière an, eine Anzahl Leute auf seinem Torfschiff in die Stadt zu bringen. Moritz von Oranien, hievon in Kenntniß gesetzt, nahm den Antrag an. Heraugière übernahm mit seinem Lieutenant Helt und 68 auserlesenen Soldaten die Ausführung. Sie ließen sich im Innern des Schiffes verstecken und dann eine hohe Torfladung über sich aufschichten. Eng zusammengepfropft waren sie nicht eben in angenehmer Lage; das Schlimmste aber, was sie befürchteten, war die Verkältung und der Husten, die sich mehrere bei der strengen Winterkälte zugezogen hatten. Denn es war am Anfang des Jahres. Matthys Helt zog seinen Degen und bot ihn den andern dar: „Spitsbroeders (Spießgesellen), bohrt mir den durch's Herz, wenn ich fortfahre zu husten; denn ich will lieber sterben, als euch durch meine Schuld alle in Gefahr bringen."

Das Torfschiff kam wohlbehalten in die Festung hinein. Der wachehaltende Offizier schöpfte keinen Verdacht, befahl aber doch gleich den Torf auszuladen. Mit Mühe gelang es dem Torfschiffer, die Ausladung auf den nächsten Tag zu verschieben und seinen Leuten, wie er sagte, erst einen Trunk zu verschaffen. Gegen Mitternacht verließen dann Heraugière und die Seinigen ihr Versteck, überrumpelten die Wache am Schloßthor, machten sie nieder und drangen in das Schloß ein. Der Sohn des eben abwesenden Gouverneurs,

Paulo Antonio Lancia Vecchia, ergab sich im ersten Schrecken mit sammt der Besatzung. Darauf wurde der Belagerungsarmee das verabredete Zeichen gegeben. Graf Hohenlo drang mit der Vorhut in das Schloß ein. Ihm folgte der Prinz mit der Armee. Die Bürgerschaft wagte keinen Widerstand mehr, sondern kaufte sich um 100 000 Gulden von einer Plünderung los. Das „Torfschiff" von Bredà ist seither eine der beliebtesten Geschichten für die protestantisch-patriotische Jugend der Niederlande geblieben. Sie ist in Lied und Bild verherrlicht worden, und noch heute populär. Wie viel daran Geschichte, wie viel poetische Ausschmückung ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Weniger gefeiert in den Niederlanden ist die folgende Belagerung durch Ambrosius Spinola. Sie ist aber dafür in die Weltliteratur eingedrungen, indem Pedro Calderon sie nicht nur mitgemacht, sondern auch dramatisch verherrlicht hat. El sitio de Bredà heißt das Stück, das seinen Dichterruhm begründete und ihn aus dem Lager in den Niederlanden an den Königshof von Madrid führte. Als Jugendstück und vielleicht auch wegen der darin stark betonten Abneigung des Dichters gegen den Protestantismus hat es bis jetzt wenig Berücksichtigung gefunden. Ausführlicher besprochen fand ich es nur in den trefflichen Calderon-Studien des gelehrten katholischen Decans J. J. Putman von Utrecht [1]. Am Ende des zweiten Aktes (Jornada) läßt Calderon den Feldherrn Spinola selbst einem Fürsten aus Polen die Stadt folgendermaßen beschreiben:

„Dieses, hocherhab'ner Fürst,
Ist Bredà, das unbesiegte,
Dieses des empörten Feindes
Wichtigste und stärkste Feste.
In den Niederlanden liegt es,
Da, wo sich die Grenzen treffen
Von Batavien und von Zeeland
Und Brabant; des Flusses Namen
Zeigt es schon; denn Mark bedeutet
In der Flamen Idiom
Das, was término und confin
In der Sprache von Castilien.
Einundfünfzig Grade etwa
Steht sie auf des Poles Höhe:
Seinen Einfluß lassen fühlen
Die nicht sehr gesunden Lüfte.
Ihre Form ist die des Dreiecks,
Sie bedient sich dreier Thore:
Nach Gineken, nach Valduque
Und Antwerpen. Um sie stehen
Zehn gewaltige Bollwerke,
Die sie schützen und vertheid'gen:

[1] Studiën over Calderon en zijne geschriften door J. J. Putman. Utrecht, Beijers, 1880.

Mansfeld heißen sie und Lambert,
Nassau, Moritz; daran reih'n sich
Norden, Holland, Honoc, Locros,
Barneveldt und Blankenbergen.
Drei davon sind zugetheilt
Den Franzosen und Wallonen:
Sie befehliget der Hauptmann,
Der die ganze Maschinerie
Hält in ihrem Gleichgewichte.
Denn er ist ein Mann von Einsicht,
Stolzen Geistes und erfind'risch;
Wär' er nicht, sie hätten lange
Sich ergeben, nur er hält sie
Stets bei Muth noch und bei Athem;
Morgan heißt er, ist ein Brite.
Die drei and'ren commandiren
Mit einheim'schen Kriegerschaaren,
Oteribe und Gris; es bleiben
Vier dem Herren von Loqueren.
Justin von Nassau bewährt
Als der Gouverneur der Festung
Großen Muth und große Klugheit.
In der Stadt ist ein prachtvoller
Tempel, wo man jetzo feiert
Predigten (verstatte hier,
Daß gelähmt die Zunge stammle,
Daß des Wortes Klang sich dämpfe
Und die Stimme bang versiege) —
Predigten; so großen Sünden
Ward die hohe Gunst verweigert,
Daß des größten Wunders Feier,
Das die Allmacht je vollzogen,
Ehrfurchtsvoll, mit frommer Liebe,
In dem Tempel sich erneu're.
Ein dreifacher Graben gürtet
Fern von hier die Stadt, im Innern
Voll von Feuer und von Wasser,
Ist sie Centrum dreier Sphären.
Auf die Mark steht sie gegründet,
Deren tiefe, stolze Wogen,
Unbesieglich, uneinnehmbar,
Selbst dem Blitz des Himmels trotzen!"

So schildert Calderon die Stadt, wie er sie im Jahre 1625 von der benachbarten Ebene aus erschaute. Zeitgenössische Berichte, besonders jener des Jesuiten Hermann Hugo, der Spinola's Beichtvater war, zeigen, daß er die Stadt selbst und die einzelnen Vorgänge der Belagerung sehr genau gekannt hat. Der polnische Prinz, dem er durch Ambros Spinola selbst diese Beschreibung geben läßt, ist eine historische Persönlichkeit: nämlich Wladislaus

Sigismund, Großherzog von Moskau, Fürst von Polen und Schweden, der zum Besuch der Erzherzogin Isabella nach Brüssel gekommen war und von hier aus Interesse für die Kriegskunst nach Bredà zog, um sich die Belagerung anzusehen. Spinola ritt mit ihm allein durch das ganze Lager und zeigte ihm Alles, wie es Calderon in der citirten Stelle ausführt. Von den drei erwähnten Thoren führte das eine nach dem nahen Dorfe Ginneken, das andere nach Antwerpen, das dritte nach Hertogenbosch. Die Namen der Bollwerke finden sich auf alten Karten. Dasjenige, das er Norte nennt, heißt dort Noorderbastion, was er Havoc nennt, heißt dort Snoek (Hecht). Das Honoc mag leicht durch ungenaue Schrift entstanden sein.

Heute sieht es freilich anders in Bredà aus. Die zehn gewaltigen Bastionen sind verschwunden. Von den Thoren sind bloß die Namen geblieben. Die Festungsgräben, die Calderon so fürchterlich erschienen, haben sich in friedliche Grachten verwandelt. Die Mark, welche Calderon selbst für Jupiters Blitze unüberwindlich hielt, würde heute eine Batterie von Krupp'schen Kanonen nicht hindern können, die Stadt in Grund und Boden zu schießen — oder wie die Blitzschwaben sagen „ungespitzt in den Boden hineinzuschlagen". Nur die herrliche Hauptkirche — der suntuoso templo, dessen Loos Calderon mit der ganzen Innigkeit eines katholischen Gemüths betrauerte, steht noch in unverminderter Pracht, als stummer Zeuge der katholischen Vorzeit, der furchtbaren religiös-politischen Kämpfe späterer Jahrhunderte und jenes Glaubens, aus dem ebenso die Blüthe niederländischer Kunst, wie Calderons Dichtungen emporsproßten.

Diese Kirche, „Unserer Lieben Frau" geweiht, ist entschieden die bedeutendste Merkwürdigkeit der Stadt. Ihre Anfänge stammen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts — vollendet wurde sie erst am Ende des 15. in jener Zeit der blühendsten religiösen Entwicklung und Kunstthätigkeit, welche fast unmittelbar der verhängnißvollsten Katastrophe der europäischen Gesellschaft voranging. Mit ihrem imposanten Thurm, ihren drei hohen Schiffen, dem reichgeschmückten Chor und dem stattlichen Kapellenkranz gehört sie zu den bedeutendsten holländischen Kathedralen. Leider steht der Thurm an einer ganz engen Straße, die Kirche selbst aber ist von allen Seiten mit kleinen Häusern verbaut, nur nach dem schönen Marktplatz hin ist das Chor zum Theil sichtbar und bietet mit Thurm und Transept ein glänzendes Bild dar. Die Zeichnung selbst, wie die großen Dimensionen des Baues überraschten mich. Ich hatte so etwas nicht erwartet. Aber leider hat hier die französische Revolution nicht dieselbe Gerechtigkeit geübt, wie in Boxtel. Wie Calderon klagt, blieb der Stadt die Gunst verweigert,

„Daß des größten Wunders Feier,
Das die Allmacht je vollzogen,
Ehrfurchtsvoll, mit frommer Liebe,
In dem Tempel sich erneu're."

Die Folge davon war, daß der ehrwürdige Bau keinen rechten Sinn mehr hatte und mannigfacher Beziehungen ungeachtet, zu keiner entsprechenden Restauration gelangt ist. Das prächtige Chor ist für die Hervormde Ge-

meente ein sehr überflüssiger Luxus. Sie hat sich als Protest gegen das unblutige Opfer am Chorschluß auf zwei großen Tafeln die **Wet des Heeren** (Gesetz des Herrn) und das **Formulier des Geloofs** (Glaubensformular) aufgepflanzt. Von den drei Schiffen sind zwei überflüssig geworden; das dritte, mittlere ist noch zu groß für die Anzahl von Gläubigen, welche sich zur Anhörung des „unverschleierten Evangeliums“ vereinigt. Der Umgang und die Chorkapellen bilden, ähnlich wie in der Westminsterkirche zu London, ein historisches Mausoleum, in welchem die berühmten Todten der Stadt beisammenruhen, ohne daß Opfer und Gebet das heutige Geschlecht mit ihnen vereinigt. So sauber auch der Steinboden der Kirche gescheuert ist, so blank die Gewölbe von innen geweißt sind, so machte mir diese architektonische Rechtfertigung einen schlechterdings unheimlichen Eindruck. Mit der Schwäche und Sündigkeit des Menschen ist auch jedes sichtbare Bild der Erlösung, jeder geschichtliche Zusammenhang mit der kirchlichen Überlieferung, alles Wunderbare und Schöne altkirchlicher Kunst übertüncht — hell, kreideweiß aufgeputzt, aber öde und trostlos, wie die von der sichtbaren Gemeinschaft der Heiligen abgetrennte Seele. Die merkwürdigen Grabmäler hat der Bildersturm nur als historisch-politische Erinnerungen verschont. Der Küster verdient sich sein **Fooitje** (Trinkgeld) daran. Den Himmel kann man ja nicht verdienen!

Da ruht denn Herr Friedrich van Renesse van Elderen († 1538). Seine trauernde Ehefrau tröstete sich an den sieben Schmerzen Mariä und ließ sein Grab mit deren Darstellung verzieren, als die „Reformation“ schon längst im Gang war. Das zierliche Denkmal ist noch wohl erhalten. Traurig verstümmelt dagegen ist das Grab Jans II. von Polanen († 1394), dessen Bild in voller Rüstung den schwarzmarmornen Sarkophag belastet. Leichte Renaissancegewinde umgaukeln das Grab des Kriegsmaschinenmeisters Borgniol, der 1536 die Kriegstechnik mit dem ewigen Frieden vertauschte. Zwischen seinen beiden Frauen Oda van Hoorn und Mathilde van Rotselaer, ruht in prachtvoller Rüstung der erste der Polanen, Jan I., der mächtige Günstling der Kaiserin Margaretha, der Rath der Herzoge Wilhelm und Albrecht. Leider ist das Monument ebenfalls stark beschädigt.

Daß die Feinde der Bilder hier nicht Alles in wilder Hast zertrümmerten, sondern mit Vorsicht das Religiöse vom rein Geschichtlichen unterschieden, zeigt das Grabmal Engelberts I. von Nassau, das in Gestalt eines reichgeschmückten spätgothischen Altars an einem der Pfeiler des Umgangs sich mit fein zierlichem Laubwerk emporrankt. Den Ehrenplatz hat die Madonna mit dem Jesukind, die Schutzherrin des Heiligthums. Zu ihren Füßen erblickt man als Schutzflehende den Grafen Engelbert I. von Nassau, dessen Frau Johanna van de Lecke, und daneben ihren Sohn Jan und seine Frau Maria van Loon, alle in der reichen, anmuthigen Tracht ihrer Zeit, in betender Haltung — ein überaus anziehendes Votivbild. Die Eiferer für Christi Ehre hatten das Bild seiner reinsten und heiligsten Mutter zertrümmert, die beiden gräflichen Ehepaare aber verschont, da sie, nachdem das Christkind mit seiner Mutter fort war, nun, nach einem unbestimmten Etwas blickend, „im Geiste und

in der Wahrheit" beten konnten. Als in diesem Jahrhundert das Interesse für christliche Kunst wieder erwachte, fiel indeß dieses wunderliche Gebet auf, und man verfiel auf den Gedanken, der Königin des Himmels, dieser lieblichsten und erhabensten Gestalt der christlichen Kunst, ihren Platz in dem mittleren, höheren Baldachin zurückzuerstatten. Als der „Geist" und die „Wahrheit" aber sich gegen diesen lästerlichen Kunstgedanken empörten, da kam, wie man mir erzählte, Hilfe von Deutschland aus. Es wurde von dort aus der Wunsch und der Entschluß geäußert, dieses ehrwürdige Familiendenkmal der Nassauer wieder herzustellen, worauf denn der „Geist" und die „Wahrheit" sich in das Unvermeidliche ergeben mußten. Denn Se. Majestät der König der Niederlande, ließ das wundersam schöne Grabmal auf seine eigenen Kosten restauriren. Dem strengen Gothiker wird es mit seinem vielen Laubwerk, Wappenschilden und anderm Schmuck vielleicht etwas zu spielerisch erscheinen: in der Hauptgruppe tritt indeß der Geist wahrer Andacht so voll und schön hervor, daß ich das Haus Nassau recht lieb gewann und im Stillen dem König dankte.

Als eigentlicher Hauptschatz der Kirche gilt aber nicht dieser Nassauische Bittaltar, sondern das Grab Engelberts II., das sich in einer der Kapellen des Umgangs befindet. Es machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, in der Kirche einer holländischen Provinzialstadt den Namen Michelangelo's zu hören. Michelangelo nicht bloß in Rom und Florenz, sondern in Bredà!

Und doch, wer vor dem merkwürdigen Denkmal steht, der wird es begreiflich finden, daß man es mit einem so großen Namen in Verbindung gebracht. Ist es auch wahrscheinlicher, daß dasselbe nicht von Buonarotti herrührt, so waltet in ihm doch nicht bloß eine ungewöhnliche technische Kunstvollendung, sondern auch jene großartige Auffassung, jene gewaltige Verbindung von christlichen und antiken Vorstellungen, jene majestätische Erhabenheit, welche unter den Meistern der Renaissance gerade Michelangelo auszeichnet. Man staunt, wie rasch die Kunst von der naiven Frömmigkeit des Mittelalters zu einem ganz andern Gesichtskreise überging. Zum Beten wird man da nicht unmittelbar angeregt; doch die Verewigung irdischen Ruhmes zugleich mit der Erinnerung an dessen Vergänglichkeit, Trauer um die Dahingeschiedenen und tiefe Verehrung für sie, sind in diesem Monument sehr großartig ausgedrückt.

Die lebensgroßen Gestalten Engelberts und seiner Gemahlin Limburg von Baden ruhen ausgestreckt auf breiter Marmorplatte, die auf beiden Seiten mit den Wappenschilden der Todten verziert ist, während vier Heldenfiguren, ebenfalls in Lebensgröße, an den Ecken des Grabes knieend eine große, schwere Marmorplatte darüber halten. Diese selbst trägt keinen weiteren Schmuck, als einen Harnisch. Die vier Helden sollen Cäsar, Regulus, Hannibal und Scipio, nach andern Miltiades und Themistokles vorstellen. Stolz und trotzig, eine echte Römergestalt, trägt Cäsar in altrömischem Kriegercostüm seinen Antheil an der Last des Krieges und des Kriegsruhmes, den offenbar der Harnisch andeuten soll. Hannibal dagegen, eine halbentblößte hagere Greisenfigur, ein Bild des Leidens und des Todes, seufzt schmerzlich auf unter der ihm zugewiesenen Bürde. Die anatomische Ausführung dieser Statue ist

meisterhaft, die ganze Composition lebendig, der Ausdruck des Gesichtes tiefergreifend. Unzweifelhaft wollte der Künstler im Sinne humanistischer Rhetorik seinem Helden zunächst nur die größten Feldherren des Alterthums als Symbole seiner Tugend, als dienende Herolde seines Ruhmes auf das Grab setzen. Des Nassauer's Harnisch wiegt schwerer als all der Ruhm des alten Rom. Aber in der Gestalt des Regulus welkt alle diese Kriegerherrlichkeit todesmatt dahin, sie bricht in unendlichem Schmerz zusammen. Nichts tröstet dabei, als die Ruhe, in welcher der Verstorbene daliegt. Aber kein Heiligenbild erinnert freundlich an die hehre Gemeinschaft der dreifachen Kirche.

Der Vergleich mit Cäsar und Hannibal gehört zu den humanistischen Hyperbeln der Rederijkerkammern. Engelbert II. von Nassau-Dillingen war zwar eines der hervorragenden Adelshäupter am Ausgang des Mittelalters, ein angesehener Diplomat und als Generalstatthalter der Niederlande hochgeachtet und geliebt, doch keineswegs eine weltgeschichtliche Person ersten Ranges. Immerhin scheiden sich an diesem Grabe zwei Zeitalter. Die katholische Vorzeit läuft hier in die antikisirende Bildung der Renaissance aus; der Enkel Engelberts ist schon der berühmte Wilhelm der „Schweiger", der Bannerträger der niederländischen Revolution, der erste „Baron von Bredà" unter den Oraniern.

Im Chor, wo einige Zeit lang die süd-holländischen Synoden abgehalten wurden, befindet sich noch das Grab eines katholischen Priesters Wilhelm de Galen († 1539), dessen Bild in Lebensgröße auf einer Metallplatte eingegraben ist. Mit einer herrlichen gothischen Casel angethan, trägt er Hostie und Kelch in seinen Händen. Das ist außer dem Chorgestühl das Einzige, was in dem hohen prächtigen Chor noch an den katholischen Cultus erinnert. Dagegen ist in einer kleinen Kapelle am Thurm noch der alte Taufbrunnen erhalten, der allerdings unter dem Bildersturm und andern Katastrophen ebenfalls gelitten hat, aber dessen zierliche Kranzgewinde aus Eisen, in sieghafter Solidität, den künstlerischen Schwung einer frühen Zeit verkündet. Einen abscheulichen Contrast dazu bildet die verzopfte geschmacklose Decoration des Orgelgehäuses.

Als der Prinz Friedrich Heinrich 1637 sich der Stadt bemächtigte, wurden nicht nur die Franziskaner und Jesuiten, sondern auch der Weltklerus daraus vertrieben und so ein Versuch gewaltsamer Bekehrung gemacht. Doch blieb der größte Theil der Bevölkerung bei seinem katholischen Glauben. Nach dem Münster'schen Frieden durften vier Priester wieder zurückkehren, ein Weltpriester, ein Minderbruder, ein Norbertiner und ein Jesuit. Während die große Kirche in den Händen der Reformirten blieb, richteten sich die Katholiken drei kleinere Kirchen und Pfarreien, eine an der Brugstraat, eine an der St. Jansstraat und eine an der Waterstraat. Die erste trat an die Stelle einer Brauerei „zu den fünf Ringen", die zweite wurde 1650 aus zwei Privathäusern zu gottesdienstlichem Gebrauche hergerichtet, die dritte war die frühere Kirche der Jesuiten, welche von 1625 bis 1637 ein Collegium in der Stadt hatten. Die verschiedenen Kapellen, welche früher katholische Frömmigkeit gestiftet hatte, wurden sämmtlich profanirt. Die

des hl. Johannes wurde Hauptwache, die des hl. Jodok eine Gärtnerwohnung, die Unserer Lieben Frau ein Local für Gymnastik, die des hl. Antonius verschwand. Dagegen blieb der Beginenhof erhalten, den im Jahre 1240 Mathilde van Diest gestiftet hatte. Er besteht aus zwanzig zweistöckigen Häuschen, die um einen viereckigen Hof gebaut sind. Etwa 40 Beginen wohnen da, theils mit geistlichen Übungen, theils mit Handarbeit und Unterricht für kleine Kinder beschäftigt. Sie haben ihren eigenen Pfarrer und bekamen, nachdem ihnen die St.-Wendelinskapelle 1637 entrissen und den französischen Reformirten zugetheilt worden war, erst zwei Jahrhunderte später wieder eine eigene Kirche. Die französischen oder sogen. Waal'schen Reformirten zählten kaum 100 Seelen; aber da sie ihr eigenes „Evangelium“ hatten, so konnten sie nicht mit den andern „Evangelischen“ zusammenwohnen; und weil sie nicht katholisch waren, so war das schon genug, um der alten katholischen Stiftung ihre Kapelle zu entziehen. Ohne die finanzielle und militärische Stütze des weltlichen Armes wäre das „Evangelium“ übrigens hier, wie anderswo bald zusammengebrochen. Inneres Leben und Wachsthum war nicht da. Während die Groote Kerk den Reformirten noch heute viel zu „groot“ ist, haben die Katholiken nicht nur ihre alten Kirchen erneuert und erweitert, sondern bereits mit gesammelten Almosen eine neue, wahrhaft großartige Kathedrale gebaut, der alten Stadtpatronin, der hl. Barbara geweiht, zwar nicht so imposant, wie der alte Liebfrauendom, aber doch groß, geräumig, ein schön ausgeführter Backsteinbau, dessen innerer Schmuck von Jahr zu Jahr wächst und das regste religiöse Leben bekundet.

Die neue Kirche, nach ihrer Lage die Brugstraatkirche, nach ihrer Patronin Barbarakirche genannt, ist fünfschiffig und auf drei Thürme angelegt, von denen jedoch erst der Mittelthurm über der Laterne der Vierung vollendet ist, während die beiden Westthürme noch des Ausbaues harren. Der vollendete Thurm ist 75 m hoch; die zwei Westthürme sollen 72 m hoch werden. Die ganze Kirche ist 75 m lang, circa 45,5 breit. Der erste Stein wurde am 5. Juli 1866 durch Msgr. Van Genk, Bischof von Bredà, gelegt; am 3. August 1869 konnte sie von demselben Kirchenfürsten bereits consecrirt werden.

In einem alten Gemälde fand ich hier ein Andenken an die Andacht, welche einst Tausende von Wallfahrern nach Bredà führte und den Bau der großen Kirche ermöglichte. Es war die Andacht zum allerheiligsten Altarssacrament, befestigt und bestärkt durch eine Hostie, welche 1313 in dem Moor bei Niervaart aufgefunden wurde. 1449 unter Jan von Nassau wurde dieselbe feierlich nach Bredà übertragen und hier jährlich von zahlreichen Wallfahrern verehrt.

Das Bild stellt in seinem Mittelfelde die Monstranz mit der wunderbaren Hostie dar, von zwei Engeln andächtig umschwebt. Darunter ist eine Gruppe kräftiger Männerköpfe, die Portraits der Donatoren, wahrscheinlich Mitglieder einer Sacramentsbruderschaft. Auf dem rechten Seitenflügel ist eine Stadtansicht von Bredà, darunter eine Zeichnung der großen Kirche von der Thurmstraat her und noch weiter unten die Darstellung des feierlichen

Einzugs der Hostie in die Festung. Der linke Flügel hat nur zwei Darstellungen, das Wunder, durch welches die wirkliche Gegenwart constatirt wurde, indem ein zweifelnder Priester die Hostie durchstach und zu seinem Staunen ihr Blut entquellen sah. Die andere Darstellung zeigt die Stadt Bredà von dem Wasserthore her und die ihr nahende Prozession. Die glänzendste Kunstthätigkeit und das erfreulichste sociale Leben, wie es sich in den Volksscenen und architektonischen Theilen dieses Bildes spiegelt, steht also mit der religiösen Andacht im unmittelbarsten Zusammenhang. Der Glaube an das allerheiligste Sacrament und die Verehrung Mariens und der Heiligen sind die eigentlichen Quellen, von denen hier wie in ganz Deutschland die herrliche Cultur am Ende des Mittelalters ausging. Die katholischen Traditionen des Hauses Nassau aber sind ungleich schöner und poetischer, als die spätern protestantischen, die mit dem berühmten „Torfschiff" beginnen. An dieser Geschichte ist weiter nichts als eine gelungene Kriegslist. Daß sich der Torflieferant der Festung, Janz van Bergen, dazu hergab, am Anfang des Jahres 1590 einen Haufen Geusen in die Stadt zu schmuggeln, war im Grunde nur ein gemeiner Verrath. Kühne, verzweifelte Haudegen waren es allerdings, welche sich in das Schiff packen ließen, bei der Winterkälte darin fast erstarrten, und zuletzt nur Eines fürchteten, daß sie sich durch Husten vorzeilig verrathen möchten. Aber große ideale Bestrebungen sind mit dem Torfschiff in Bredà nicht eingezogen, nur Revolution und Bildersturm und die alte Geschichte:

„Rasch, siebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß,
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu sein'n Panieren,
Jeder als treuer Mann!
Thut helfen verlogiren
Duc d'Alva, den Tyrann!"

Das ist so ziemlich die einzige Poesie, welche das Geusenthum in Bredà aufzuweisen hat. Die Kunstgeschichte der Stadt beschränkt sich von da ab auf magere Flickarbeiten und Reparaturen. Als der Blitz die Thurmspitze der großen Kirche zerstörte, ward ein Zopf daraufgesetzt. Von der katholischen Kunst befreit, ward die Stadt nun lediglich Militärstadt und Krieg ihr einziger Ruhm. Auch das hat Calderon schon nach der Wirklichkeit seiner Zeit und zugleich prophetisch für die Zukunft besungen:

„Ob sie auch im Wasser gründet,
Ist ihr Volk, das kriegerische,
Auf der Erde doch geboren,
Woselbst es des Kriegsgotts Schule
Hält für seine erste Schule,
Wo sie früher kämpfen lernen,
Als zu sprechen; denn die ersten
Stimmen, die als Kind sie hören,
Das sind Trommeln und Trompeten."

Donde la escuela de Marte
Tiene por primera escuela,
Donde antes, que á hablar, aprenden
A' pelear, pues las primeras
Voces, que escuchan naciendo
Son las cajas y trompetas.

Was Bredà heute vor den übrigen Städten Hollands auszeichnet, das ist wirklich des „Kriegsgottes Schule", d. h. seine königliche Militär-Akademie, wo die Offiziere für die niederländische Armee herangebildet werden. Das alte Schloß der Polanen und Nassauer, das einst vorübergehend Kaiser Karl V., den Herzog von Alba und die Erzherzogin Isabella beherbergte, das die Gesandten der europäischen Mächte 1667 zu dem bekannten Friedensschlusse vereinigte, und bald darauf von König Wilhelm III. zu einem glänzenden Palaste erweitert ward, verlor im Laufe der Zeit all seine fürstliche Pracht und wurde endlich 1828 zur Cadettenschule bestimmt. Die Schloßkapelle wurde geschleift, die Prunktreppe, die zum großen Saale führte, weggebrochen, die Gallerieen zu einem Speisesaal und einer Küche vermauert, der reiche architektonische Schmuck des Hauptbaues entfernt, der Schloßgraben aufgefüllt und das nach Innen und Außen verkleckste Gebäude durch ein paar prosaische Anbauten erweitert. Doch erinnern die Arkaden am innern Hof und vereinzelte andere Überreste noch an die frühere Zeit und an die merkwürdige Kriegsgeschichte der ganzen Festung. In seiner strammsten Eintönigkeit ist der moderne Militarismus noch nicht in Holland eingedrungen. Das sieht man schon an dem keineswegs glatt uniformirten Bau. Ob die Reminiscenzen an ältere Kriegskunst für das Studium der jungen Vaterlandsvertheidiger gerade sehr instructiv sind, das möchte ich bezweifeln. Für Nährung eines gesunden patriotischen Gefühls und historischen Sinnes sind sie gewiß recht zuträglich. Zwischen Militär und Bevölkerung soll ein sehr gemüthliches Einvernehmen herrschen. Der Soldat ist in Holland noch kein apartes Wesen, auf dem der ganze Staat ruht.

Nach dem Staatsalmanach von 1877 besteht der Militäretat von Bredà aus folgenden Hauptpersonen: einem Gouverneur, einem ersten Offizier, einem Adjutant des Gouverneurs, einem Major-Quartiermeister, einem Premierlieutenant, der für die Ausrüstung zu sorgen hat, einem Sanitätsoffizier, einem Pferdearzt, acht Hauptleuten der verschiedenen Waffengattungen, elf Premierlieutenants der Infanterie, zwei Premierlieutenants der Cavallerie, fünf Premierlieutenants der Artillerie, einem Premierlieutenant der Garde, einem Professor (hoogleeraar), sieben Lehrern (leeraren), drei Hilfslehrern und einem Bibliothekar.

Den Unterricht an der Militär-Akademie bestimmt ein Gesetz vom 30. Mai 1877, das Reglement ist näher festgestellt durch königlichen Beschluß vom 22. August 1877. Darnach soll die Akademie Offiziere von allen Waffengattungen sowohl für das Land selbst als für die Colonie heranbilden. Der vollständige Cursus ist auf vier Jahre angesetzt. Kein Cadett darf mehr als zweimal dieselbe Classe durchmachen, es sei denn, daß er durch Krankheit

genöthigt würde. Im niederländischen Staatscourant wird jährlich angezeigt, wie viele Cadetten nach stattgehabter Prüfung in die Anstalt aufgenommen werden können. Zu diesem Examen wird jeder Niederländer zugelassen, der beim Beginne des Schuljahres (1. Sept.) volle 15 Jahre zählt, das 18. aber noch nicht überschritten hat und für den Militärdienst sich tauglich erweist. Das Examen erstreckt sich über „reken-stel-en meetkunde“ (Arithmetik, Algebra und Geometrie), die ersten Kenntnisse in der Naturwissenschaft, Geographie, allgemeine und vaterländische Geschichte, Französisch, Deutsch und Englisch. Der Candidat muß in diesen Fächern so viel wissen, als am Schluß einer dreiklassigen höhern Bürgerschule (Realschule) gefordert wird. Er muß sich verpflichten, acht Jahre als Militär zu dienen. Wenn er das Schlußexamen bestanden, wird er vom König als Offizier für die Waffengattung ernannt, die er besonders studirt hat. Jeder Cadett muß jährlich ein Studirgeld von 300 Gulden entrichten, davon sind indeß jene frei, welche sich dem Dienste in den Colonien widmen wollen. An der Spitze der Verwaltung steht, wie erwähnt, ein Oberoffizier als Gouverneur, dem ein anderer Offizier als Studiendirector zur Seite steht. Aus den übrigen Offizieren und bürgerlichen Professoren ernennt der Kriegsminister jeweils einige zu Räthen des Gouverneurs.

Bredà gleicht im Allgemeinen mehr den benachbarten Städten von Belgien, als denjenigen des eigentlichen Holland. Die Giebel der Häuser sind mehr breit als spitz, die Mauern mehrentheils mit Anwurf versehen. Viele Gebäude haben große Thore und geräumige Höfe. Die Frauen der untern Stände tragen noch vielfach die ältere Brabantertracht: große, weit über's Gesicht vorragende Hauben und schwarze Mantillen. In den höheren Kreisen der Städterinnen herrscht natürlich schon die allgewaltige Mode, welcher zufolge die Engel dieser Erde sich gleich enggepanzerten Käfern und Ameisen einschnüren müssen, ohne den Vortheil indeß, frei hüpfen und gehen zu können. Die Männertrachten bieten heutzutage nirgendmehr was Besonderes oder Malerisches dar.

Ihren kriegerischen Charakter hat die Stadt durch die Schleifung der Festungswerke fast ganz verloren. Die hundert Cadetten und die kleine Besatzung, die daselbst stationirt sind, verschwinden gegen die friedsame Bevölkerung, welche ohne industrielle Hast und Wuth, gemüthlich ihren Geschäften nachgeht. Die Straßen und der Markt waren mäßig belebt, Häuser und Plätze säuberlich gehalten. Fast überall trat eine gemüthliche Wohlhabenheit zu Tage.

A. Baumgartner S. J.

Protestantische Polemik.

Ein Wort in eigener Sache
an die Adresse der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift" in Leipzig.

Unterzeichneter, der als praktischer Jurist vor etwa 28 Jahren zur katholischen Kirche zurücktrat, hatte unlängst eine Conversionsschrift veröffentlicht unter dem Titel: „Erinnerungen eines alten Lutheraners", von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu.

In der Natur einer Conversionsschrift liegt es, daß man die Gründe darlegt, welche den Übertritt veranlaßten, und mit diesen Gründen war denn eine wissenschaftliche Widerlegung des Protestantismus und ebenso eine Begründung des Katholicismus ohne Weiteres gegeben.

So hatte also der Verfasser im Laufe seiner Erzählung diese Gründe entwickelt, und wartete ab, welche Stellung die protestantische Presse zu denselben einnehmen werde. Das Leichteste war unstreitig, die Schrift, als zu wenig bedeutend, todtzuschweigen. Indeß muß dieselbe im protestantischen Lager wohl ein derartiges Mißbehagen erregt haben, daß eines der bedeutendsten Organe des positiven Protestantismus, die zu Leipzig erscheinende „Allgemeine conservative Monatsschrift" (1883, Heft 1, S. 101. 102), sich nicht zu enthalten vermochte, derselben eine verhältnißmäßig ausführliche Besprechung zu widmen. Der Recensent hat anonym bleiben wollen; oder soll etwa der Name „Rocholl", welcher sich unter der folgenden Recension findet, auch für diese gelten?

War nun in solcher Weise die Existenz des Buches constatirt und eine Besprechung desselben versucht worden, so blieb nur die Wahl: entweder eine Widerlegung der Gründe wenigstens anzudeuten, oder aber durch Stillschweigen auf die Möglichkeit einer solchen zu verzichten.

Die „Allgemeine conservative Monatsschrift" hat das Letztere erwählt. Denn:

1. Die „Erinnerungen" zeigen den unlöslichen Selbstwiderspruch des Protestantismus, welcher einerseits Lehrautorität der Kirche und Tradition als unzuverlässig verwirft, andererseits auf diesen angeblich unzuverlässigen Pfeiler indirect sein ganzes System aufbaut. Denn, falls er die Bibel zu seiner Grundlage wählt, weil sie Gottes Wort ist: woher weiß er, daß gerade diese vier Evangelien, daß gerade diese vierzehn dem hl. Paulus zugeschriebenen Briefe u. s. w. nicht bloß echt, sondern auch Gottes Wort, daß sie inspirirt sind? Woher, wenn nicht aus Kirchenlehre und Tradition?

Was setzt die Leipziger Zeitschrift diesem Grunde entgegen? — Sie schweigt!

2. Die „Erinnerungen" zeigen, wie der Protestantismus mit seiner „Rechtfertigung durch den Glauben allein" entweder einem unchristlichen Irr-

thum huldigt oder mit der wirklichen katholischen Lehre aller Zeiten übereinstimmt, daher ohne Grund sich von der alten Glaubensgemeinschaft abgetrennt hat; sie zeigen, daß der Protestantismus gegen selbstgemachte Phantome kämpft, indem er behauptet, die katholische Lehre schmälere die Verdienste Christi.

Was sagt hierzu jenes Leipziger Blatt? — Es schweigt!

3. Die „Erinnerungen" zeigen, daß nach den Worten des Heilandes die echte Kirche an den Früchten erkannt werden soll, also an der Übung der Nächstenliebe, an der Blüthe des kirchlichen Lebens, an dem Geist des Gebetes u. s. w.; sie zeigen durch statistische Belege aus der neuesten Zeit, daß alle diese Momente zu Gunsten des Katholicismus sprechen.

Was sagt jene Zeitschrift hierzu? — Sie schweigt, oder bedauert höchstens mit einer kostenlosen allgemeinen Wendung, daß unser Schriftchen „so viel Unlauteres und Unwahres" enthalte.

4. Die „Erinnerungen" zeigen, daß die echte Kirche Christi als äußerer socialer Organismus, ohne dazwischenliegenden revolutionären Bruch, hinaufreichen muß bis zu Christus; daß sie in legitimer Abstammung gleichsam sich herleiten muß von den Aposteln. Sie zeigen, daß diese legitime Abstammung sich nur bei der katholischen Kirche findet, daß der Protestantismus dagegen seinem innersten Wesen nach Auflehnung ist gegen die von Christus gesetzte Autorität, daß er der Auflehnung gegen das zu Recht Bestehende seinen Ursprung verdankt.

Was sagt die „Allgemeine conservative Monatsschrift" hierzu? — Sie schweigt!

5. Die „Erinnerungen" zeigen, daß die wahre Kirche einen universellen Charakter besitzen und die Worte Christi verwirklichen muß: „Gehet hin und lehret alle Völker"; sie zeigen, daß Beides in der katholischen Kirche sich bewahrheitet, daß dagegen Lutherthum, Calvinismus, preußische Union, Russenthum u. s. w. nie ihren beschränkt nationalen Charakter verläugnen.

Was sagt die Leipziger Zeitschrift hierzu? — Sie schweigt!

6. Die „Erinnerungen" zeigen, daß Einheit im Glauben ein Kennzeichen der Wahrheit ist, daß solche Einheit bei uns sich findet, im Protestantismus dagegen vollständig vermißt wird.

Was sagt man hierzu? — Man schweigt!

7. Die „Erinnerungen" zeigen, daß die Kirche Roms im beständigen Martyrium, im beständigen Verfolgtwerden den Brautring besitzt, welcher sie kennzeichnet als die echte Braut des Siegers auf Golgatha; daß dem Protestantismus dagegen dieß Merkmal fehlt.

Was erwiedert hierauf die Leipziger Zeitschrift? — Sie schweigt!

8. Die „Erinnerungen" zeigen endlich die wunderbaren Reichthümer des Katholicismus: wie die katholische Weltanschauung den Menschen beglückt, wie kirchliche Weihe Alles heiligend durchdringt, wie nur auf katholischem Boden eine Lösung der socialen Frage ermöglicht wird.

Was vermag das protestantische Blatt dem gegenüberzustellen? — Nichts!

Womit denn füllt die „Allgemeine conservative Monatsschrift“ den Platz aus, welchen sie unserer Broschüre freigebiger zumißt, als den vorausgehenden und nachfolgenden Besprechungen anderer Werke? — Vor Allem mit unwahren oder entstellten Behauptungen, geeignet, die Person des Verfassers herabzusetzen; mit Bemäkelung von Nebenpunkten, kurz mit Dingen, welche bestimmt scheinen, die Schrift von vornherein in den Augen der Lesewelt zu discreditiren, damit Niemand das gefährliche Buch in die Hand nehme. — Hier ein Beleg! Nach einigen einleitenden Worten beginnt der anonyme Recensent:

„Besonderes Interesse versprachen wir uns nun von der vorliegenden Schrift, weil sie dem Titel nach den Weg eines ‚alten Lutheraners‘ nach Rom beschreiben sollte. Kaum jemals sind wir aber ärger enttäuscht worden. Erstens handelt es sich nicht um einen alten Lutheraner, sondern um einen Priester der Gesellschaft Jesu, der schon als völlig unreifer Student, offenbar durch persönliche Einflüsse dahingebracht, sich vom Glauben der Väter abgewandt hat und vom Lutherthum wenig weiß. Zweitens aber zeichnet Verfasser sich nicht gerade durch Klarheit der Gedanken aus. Selbst in sein eigenes Leben trägt er die Confusion hinein, indem er ganz treuherzig Janssen, den unvermeidlichen Janssen, dem man jetzt rettungslos in jedem katholischen Buche begegnet, in eine Zeit hineinrührt, als dieser noch keine Zeile geschrieben hatte.“

Der Verfasser richtete nun unterm 28. Januar d. J. an die Redaction der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift“ die Bitte um Aufnahme folgender Gegenerklärung:

1. Ich bin nicht als Student, sondern als praktischer, beim Amtsgericht Lüneburg angestellter Jurist katholisch geworden (vgl. Kap. 12 u. 13 meiner Schrift).

2. Daß „persönlicher Einfluß“ mich hierzu bewogen, ist unwahr.

3. Ob ich „vom Lutherthum wenig weiß“, möge beurtheilen, wer meine Schrift gelesen.

4. Wenn ich durch den Titel meiner Schrift bewirkt, daß Recensent „kaum jemals ärger enttäuscht“ ist, so hat er die Bezeichnung eines „alten“ Lutheraners entweder im Sinn von „bejahrt“ oder von „ehemalig“ verstanden. Wenn als „bejahrt“, wie konnte er „dem Titel nach“ einen Weg „nach Rom“ erwarten? Wenn als „ehemalig“, wie konnte er enttäuscht sein, einen Jesuiten zu finden, welcher in früheren Jahren convertirt ist? zumal, da der Verfasser sich auf dem Titel „als Priester der Gesellschaft Jesu“ bezeichnet?

5. Wenn der Ausdruck, ich habe mich „vom Glauben der Väter abgewandt“, meinen Übertritt bezeichnen soll, so ist dieser Ausdruck nur insoweit richtig, als ich mich vom Glauben derjenigen Väter abwandte, welche sich abgewandt vom Glauben ihrer Väter.

6. Recensent äußert sodann: ich trüge Confusion in mein eigenes Leben, indem ich ganz treuherzig Janssen in eine Zeit hineinrühre, in welcher dieser noch keine Zeile geschrieben. Sollte der Leser hieraus schließen, ich erzählte, wie ich um die betreffende Zeit (Winter 1852/53) Janssen gelesen: so wäre

der Leser im Irrthum. Meine Worte lauten: „Auch mir natürlich entrollte sich der wahre Charakter der sogenannten Reformation und ihrer gepriesenen Heroen nicht mit Einem Schlage. Je mehr ich indeß während der folgenden Jahre mich mit derartigen Fragen beschäftigte, um so mehr gewann die katholische Kirche in meinen Augen, und sanken jene falschen Größen in den Staub. Ich muß gestehen, selbst noch die neuern Veröffentlichungen von Janssen und Evers zeigten mir abermals, daß das Bild, welches ich von der sogenannten Reformation mir entworfen, noch immer nicht schwarz genug war, um vollständig wahrheitsgetreu zu sein" („Erinnerungen" S. 56).

Diese Erklärung nun ging ab als eingeschriebener Brief, kam aber als unbestellbar zurück, da eine Person als Adressat bezeichnet sein müsse. Es ward also „Chefredacteur" statt „Redaction" gesetzt; doch vergebens; der Brief stellte sich abermals ein mit dem Bemerken, „namentlich" müsse die Person genannt sein. Man hatte in Leipzig zwar die Freundlichkeit gehabt, mir Herrn „D. von Oertzen zu Berlin" als Redacteur zu bezeichnen, in welchem ich einem alten Studiengenossen von Göttingen vermuthe; allein, um nicht noch längere Zeit verstreichen zu lassen, zog ich es endlich vor, die Sache in den Laacher Stimmen zu veröffentlichen.

Nicht die Redaction jenes Blattes machen wir verantwortlich für das, wie uns scheint, wenig ehrenhafte Vorgehen des anonymen Recensenten. Denn wie kann ein Chefredacteur alle Referate mit dem Inhalt der einzelnen besprochenen Bücher vergleichen? Wohl aber erwarten wir von der Redaction, daß sie das unwissentlich mir zugefügte Unrecht durch eine entsprechende Erklärung an ihre Leser wieder gut macht.

Was den Recensenten angeht, so sei noch Folgendes bemerkt. Nachdem er derart meine Schrift besprochen, daß er es jedem Leser mindestens nahelegt, ich sei „als völlig unreifer Student", ich sei, „offenbar durch persönliche Einflüsse dahin gebracht", convertirt, ich erzählte in meinem Buche Märchen, wie daß ich vor 30 Jahren Janssens Schriften gelesen; nachdem er durch den Ton, welchen er anschlägt, geholfen, die Geringschätzung des Lesers zu steigern, nach diesem Allem hat auch noch er die Stirn, in Betreff meiner durchaus objectiv gehaltenen Besprechung Luthers folgende Ermahnung an mich zu richten:

„Außerordentlich treffend sagt in dieser Hinsicht Ebrard an Janssen, als er demselben das von ihm entworfene Zerrbild vorhält, daß zur Zeichnung eines rechten Lebensbildes Liebe gehöre; keine Vorliebe, die man von principiellem Gegner nicht erwarten kann, wohl aber die Liebe, von der der Apostel sagt, daß sie sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit freut."

Nur in einem einzigen Fall begegnen wir einem Ansatz zu sachlicher Kritik. In den „Erinnerungen" hatte ich die Frage gestellt: War Luther der geeignete Mann, daß Gott ihn zum Reformator seiner Kirche erkor? zu einer Stellung, welche nach den Zeiten der Apostel einzig dastände? Diese Frage hatte ich verneint unter Durchgehung der einzelnen erforderlichen Eigenschaften, z. B. der sittlichen Integrität. Unter vielen Stellen aus Luther hatte ich auch jene angeführt, in welcher er sich rühmt, „drei Weiber zugleich" gehabt zu haben. Diese Stelle nun greift Recensent an; nicht zwar bezweifelt

er ihren Wortlaut, wohl aber, daß der Zusammenhang jene schlimme Bedeutung ergebe. Sofort aber vernichtet Recensent wieder die ganze sachliche Bedeutung seines Einwandes. Denn bei meiner Beweisführung handelte es sich lediglich um die Frage: War Luther die geeignete Persönlichkeit für einen Reformator der Kirche? Dieß aber muß doch auch wohl Recensent läugnen, selbst wenn seine Auslegung jener Stelle die richtige wäre. Denn er selbst erklärt: „Ihm (Luther) sind nun doch nachgerade so schlimme Sachen wirklich nachgewiesen worden, die kein Protestant bestreitet; als Schlimmstes wohl die Affaire mit der Doppelehe des Landgrafen, daß man wirklich nicht nöthig hätte, ihm noch Dinge aufzubürden, deren er nicht schuldig ist."

Zum Schluß erhalte ich noch den väterlichen Rath, die Schriften des Dr. Luther zu lesen, und den frommen Wink, mit „Furcht und Zittern" mein Heil zu wirken.

Derartiges ist es, was Recensent über meine Schrift bringt. Was er nicht bringt, ist eine Widerlegung der Gründe. Wird er sie nunmehr bringen? Oder wird ein anderer Vorkämpfer des Protestantismus auf dem Kampfplatz erscheinen, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen? — Wir wollen sehen!

Wijnandsrade bei Valkenburg (Holland), den 14. Februar 1883.

L. v. Hammerstein S. J.

Recensionen.

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und seine Beziehungen zur Metaphysik. Von Professor Dr. **C. Gutberlet.** 134 S. Münster, Aschendorff, 1882.

Mit Interesse hat sicherlich Mancher die lichtvollen Aufsätze gelesen, welche Professor Gutberlet im Laufe des verflossenen Jahres in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" über das vielbesprochene Fundamentalgesetz der heutigen Physik veröffentlicht hat, und mit dem Recensenten werden Viele dem hochwürdigen Herrn Verfasser sowohl als der löbl. Buchhandlung dankbar sein für den vorliegenden, sauber ausgestatteten Separatabdruck.

Wahrlich nicht der Mangel an Büchern, Broschüren, Aufsätzen und gelegentlichen Vorträgen über das berührte Thema war es, was uns das Vorhaben des Herrn Verfassers von vornherein mit Freuden begrüßen ließ, sondern eine eigenthümliche Mangelhaftigkeit der meisten dieser Publicationen: „Theilung der Arbeit" heißt es heutzutage wie in der Industrie so auch in der Wissenschaft. Gewiß wollen wir nicht die mancherlei Vortheile verkennen, welche wir der theilweisen Durchführung dieses Grundsatzes verdanken, aber

anderseits sind auf diese Weise auch Unzuträglichkeiten ganz besonderer Art entstanden. Die großen Meister auf dem Gebiet der Wissenschaften müssen nothwendig immer seltener werden — ebenso wie jene Meister, welche ehemals die Zierde und der Ruhm des ehrbaren Handwerks waren. Heute zählen in den Genfer Fabriken die „Meister" im Anfertigen einer Sorte Zahnräder allerdings nach Dutzenden, ebenso die „Meister" im Schneiden von zierlichen Stahlschräubchen — aber wo ist noch ein wahrer „Uhrmachermeister"? Diesen Leuten muß es sehr schwer werden, in Sachen des eigenen Handwerkes sich gegenseitig zu verständigen. Ebenso werden die meisten der künftigen Gelehrten nothwendig an diesem doppelten Mangel leiden: der Überblick über Gesammtgebiete fehlt, — die Möglichkeit, sich anderweitigen Gelehrtenkreisen verständlich zu machen, wird immer geringer. Eine weitere Folge tritt nur zu leicht ein. Nachdem man sich der mehr oder weniger totalen Unkenntniß von Allem bewußt wird, was nicht in das eigene, höchst eng begrenzte Specialfach hineingehört, glaubt man die darin liegende Verdemüthigung zu schwächen, wenn man alles Andere als keiner besondern Beachtung werth behandelt. Täglich hat man Gelegenheit, von dem höchst unerquicklichen Tone solcher Meisterlein eine Vorstellung zu gewinnen. Vor mir liegen einige Nummern einer wissenschaftlichen Zeitschrift, welche sicherlich auf der „Höhe der Zeit" steht, und sich zum Zwecke gesetzt hat, für eine einheitliche (monistische) Naturanschauung Propaganda zu machen. Da finde ich wahre Meisterstücke von genauester Naturbeobachtung und trefflicher Schilderung des Beobachteten — wo aber die Erklärung der constatirten Thatsachen beginnt, da hat die Meisterschaft ein Ende, und es zeigt sich sofort das Unzureichende einer einseitigen Geistesausbildung. In manchen der fraglichen Aufsätze tritt dann neben vollständiger Unkenntniß der einfachsten metaphysischen, zuweilen sogar der logischen Principien ein großartiges Selbstvertrauen zu Tage, welches nur zu häufig übergeht in vornehme Geringschätzung aller anders Denkenden und nicht selten auch in recht unvornehme Äußerungen dieser Selbstüberhebung. Da hört die Wissenschaft auf und beginnt die Ungemüthlichkeit.

So etwas hatten wir von Prof. Gutberlet nicht zu fürchten — und deßhalb freuten wir uns im Voraus auf die Arbeit.

Der hochw. Herr Verfasser ist Philosoph — und mit welchem Erfolge auf diesem Gebiete seine Bemühungen gekrönt sind, beweist die allseitige Anerkennung seiner rasch sich folgenden Handbücher der philosophischen Einzeldisciplinen. Diese angestrengte Thätigkeit hält ihn aber durchaus nicht ab, alle Erscheinungen auf andern, namentlich auf den an die Philosophie angrenzenden Gebieten mit der regsten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Ich erinnere nur an seine Arbeiten über Psychophysik, über Spiritismus, über die neue Raumtheorie. In all diesen Schriften tritt uns wahrer wissenschaftlicher Ernst, nirgends oberflächliches, absprechendes, verächtliches „Abthun" der anders Denkenden entgegen.

Den zuletzt genannten Schriften reiht sich nun die vorliegende Arbeit an. Die Einzelausführungen derselben sind im Ganzen recht gut — allein das Hauptverdienst des Herrn Verfassers scheint uns doch mehr darin zu

liegen, daß er das vielgenannte Gesetz von der Erhaltung der Kraft „in seinen Beziehungen zur Metaphysik", also von höherem Standpunkte aus zur Darstellung brachte — und in dem wissenschaftlichen Tact, mit welchem er seine Gegner zu behandeln weiß.

Zuerst sieht der hochw. Herr Verfasser sich genöthigt, einige Begriffe, namentlich aus dem Gebiete der Mechanik [1], zu entwickeln, um uns ein richtiges Verständniß des Gesetzes zu ermöglichen (S. 1—30). Darauf folgt die Darlegung des Gesetzes selbst und dessen physikalische Begründung (S. 30—42). Zur richtigen Auffassung und zum tiefern Verständniß des Gesetzes trägt der Abschnitt sehr viel bei, in welchem der Herr Verfasser die aprioristischen Momente des Gesetzes erörtert (S. 42—64) und so die wichtige Frage zu lösen sucht, in wiefern das Gesetz als ein empirisches und in wiefern es einfachhin als ein nothwendiges bezeichnet werden könne. Nach einer weitern Präcisirung des Gesetzes folgen dann die wichtigen Erörterungen, in welchen ohne Mühe im Anschluß an das Vorhergehende nachgewiesen wird, wie unbegründet die thörichten Folgerungen Derjenigen sind, die da glauben, nach Constatirung des Gesetzes über Erhaltung der Energie bleibe kein Platz mehr für die menschliche Seele und für das Lebensprincip der übrigen Organismen (S. 79—93). Die Ausführungen sind im Allgemeinen recht treffend. Wir hätten nur gewünscht, in dieser Schrift statt des Wortes „Lebenskraft" das richtigere „Lebensprincip" angewandt zu sehen. Auf das Wort käme allerdings weniger an, wenn nicht der Gedanke selbst an einigen Stellen etwas verdunkelt erschiene (z. B. S. 74 letzte Zeilen; S. 75 „Wir vermögen ..."; S. 92 letzte Zeilen). Alle mechanischen, physikalischen, chemischen Vorgänge in jedem Organismus haben doch wohl als nächste adäquate Wirkursache

---

[1] An mehreren Stellen hätten wir diese mechanischen Begriffe etwas genauer und präciser gewünscht. So werden z. B. die Begriffe „Kraft", „mechanische Arbeit" und „Arbeitsfähigkeit oder Energie" verwechselt. — S. 15 letztes Alinea ist mißverständlich. Die Masse ist allgemein $= \frac{\text{Kraft}}{\text{Beschleunigung}}$ und speciell $= \frac{\text{Gewicht}}{\text{Erdacceleration}}$. In der That geben die einfachsten Rechnungen falsche Resultate, wenn Masse = Gewicht gesetzt wird; nur in Formeln, wie etwa diejenige für die Geschwindigkeit des gemeinsamen Schwerpunktes zweier Stoßkörper, kann natürlich statt m auch m g oder P gesetzt werden. — S. 16 Z. 8 ff: Diesen Grund kann ein Mechaniker nicht zugeben; aus der Thatsache, daß zwei Körper (oder letzte Theilchen) beim freien Fall dieselbe Beschleunigung erfahren, folgt doch nicht, daß sie gleich stark angezogen werden. Die Größe der (Anziehungs-) Kraft ist ja nicht einzig abhängig von der Größe der Beschleunigung. — S. 23 Z. 8 ff. werden Äquivalent- und Atomgewichte verwechselt, deßhalb ist auch das angegebene Beispiel unzutreffend. — S. 15: Die Schlichtung des berühmten Streites scheint nicht ganz zutreffend. $\frac{mc^2}{2}$ ist auch bei supponirter constanter Kraft (k) nicht ein Maß dieser Kraft (k), sondern der mechanischen Arbeit (k s). Diese wird aber bestimmt ohne alle Rücksicht auf die Zeitdauer der Krafteinwirkung; sie wäre also auch für momentane Kräfte $= \frac{mc^2}{2}$, wenn es solche in der Natur überhaupt geben könnte. — S. 102 Z. 3: Elasticität als solche kann nicht als potentielle Energie aufgefaßt werden.

die materiellen Kräfte (wenn wir kurz so sagen wollen im Gegensatz zu „Lebensprincip") — wie es der Herr Verfasser übrigens an andern Stellen recht klar betont (S. 89 Z. 10 von unten; S. 93 oben; S. 110 oben).

Nach Widerlegung dieser Gegner wird mit Hilfe des Gesetzes der Nachweis geführt: a) für die Existenz Gottes (S. 93—105), b) für die begrenzte Dauer der Welt. Der zuletzt genannte Beweis würde wohl an Klarheit noch gewonnen haben, wenn der hochw. Verfasser sich etwas mehr bemüht hätte, den sog. zweiten Satz der mechanischen Wärmetheorie seinen Lesern verständlich zu machen.

Wir empfehlen das Schriftchen nachdrücklich allen Denjenigen, welche ein Interesse an dem eigentlichen Verständniß wahrer Errungenschaften der Wissenschaft haben, und auch Denen, welche nicht gewillt sind, sich und ihre heiligsten Überzeugungen durch die Schlagwörter einer übermüthigen Scheinwissenschaft verhöhnen zu lassen, ohne eine wohlbegründete Antwort geben zu können.

F. Hermes S. J.

Mélanges bibliques. La cosmogonie mosaïque d'après les Pères de l'Église, suivie d'études diverses relatives à l'Ancien et au Nouveau Testament: Les inventeurs de l'explication naturelle des miracles, Eichhorn et Paulus; Les inscriptions et les mines du Sinaï; Susanne, caractère véridique de son histoire; Les Samaritains au temps de Jésus-Christ; Les synagogues au temps de Jésus-Christ et des Apôtres; Les Actes des Apôtres et les découvertes épigraphiques. Par *F. Vigouroux,* prêtre de Saint-Sulpice. Avec une carte et des illustrations d'après les monuments par M. l'abbé Douillard, architecte. Kl. 8°. 532 S. Paris, Berche et Tralin, 1882.

Nach Ausweis des Titels besteht das Buch aus verschiedenen Abhandlungen, die hier zum ersten Male vereinigt wurden. Anziehend ist zumal die letzte derselben. Es ist während der letztverflossenen Jahrzehnte von Archäologen viel gewühlt worden auf den Inseln und in den Küstenlandschaften des griechischen Archipels: zu Mykenä, Olympia, Troja, Ephesus, auf Samothrake u. a. a. O. m., nicht ohne reiche Ausbeute. Vigouroux verwerthet auch diese Entdeckungen für die Exegese. Er folgt dem hl. Paulus auf seinen Reisen in jenen Gegenden und erhärtet durch neuaufgefundene Münzen und Inschriften verschiedene Angaben der Apostelgeschichte.

Hatte man bisher mehrfach eine Ungenauigkeit darin erblickt, daß Act. 13, 7 ff. Sergius Paulus „Prokonsul" und nicht vielmehr „Proprätor" genannt wird, so weist Vigouroux zunächst auf die Regel hin, welche den Wechsel jener Titulaturen normirt, und erhärtet dieselbe alsdann, speziell für Cypern, durch eine Münze aus der Zeit des „Prokonsul Cominius" und durch eine In=

schrift, auf welcher sich die Worte ἐπὶ Παύλου ἀνθυπάτου (proconsule Paulo) finden.

Daß Philippi thatsächlich eine römische „Kolonie" (Act. 16, 12) war, findet wiederum seine Bestätigung in einer Münze und einer Inschrift, und zwar einer Münze des Kaisers Claudius, also gerade aus der Zeit der Reisen des Völkerapostels. Der hl. Lukas nennt die Behörden von Philippi „Prätoren" — στρατηγοί, Vulg.: magistratus — und gibt ihnen „Liktoren" bei. Das stimmt mit der anderweitig bekannten Thatsache, daß die Behörden der Kolonien die gleichen Titel wie die Behörden Roms führten, und wird, wenigstens indirekt, durch eine Inschrift bestätigt, welche eines philippischen „Aedilen" gedenkt. In der nämlichen Stadt bekehrt der Apostel eine „Purpurhändlerin", Lydia geheißen: sofort ist Vigouroux mit einem Inschriftfragment zur Hand, aus dem hervorgeht, daß zu Philippi thatsächlich Purpurhandel getrieben wurde.

Wir folgen dem Apostel weiter nach Thessalonich, wo er (Act. 17, 6) vor die „Politarchen" geführt wird. Das Wort erscheint nur hier, sonst „Poliarchen". Daß aber gerade zu Thessalonich diese Männer „Politarchen" und nicht „Poliarchen" genannt wurden, erhellt aus nicht weniger als fünf, theilweise ausführlichen Inschriften.

Die Diana von Ephesus führt, wie Act. 19, 27 ff., so auch in Inschriften den Beinamen „die Große"; die Stadt rühmt sich, wie Act. 17, 35, als νεωκόρος (cultrix) der Göttin; gewisse Entweihungen werden, übereinstimmend mit Act. 19, 37, als ἱεροσυλίαι, sacrilegia gebrandmarkt. Aus den Inschriften, wie aus der Apostelgeschichte, tritt uns die hohe Bedeutsamkeit des ephesinischen Dianakultes entgegen. Wir lesen von Einkünften, einzig dazu bestimmt, das angeblich vom Himmel gekommene Götterbild mit Prunkgewändern zu versehen; von Stiftungen zum Zwecke der Instandhaltung und Bewachung ihrer Statuen; von Verordnungen, die Zurschaustellung ihrer Kleinodien betreffend; von Schenkungen jeglicher Art. Eine Bestimmung vom Jahre 104 setzt fest, daß gewisse Prunkgeschenke bei festlichen Anlässen in feierlicher Prozession vom Tempel in's Theater übertragen werden sollen, — das nämliche Theater, in welchem der Aufruhr gegen die Christen tobte und dessen Grundriß nunmehr offengelegt ist. Der hl. Lukas weiß von dreierlei Magistratspersonen in Ephesus, den „Prokonsuln" (Act. 19, 38), den „Asiarchen" (19, 31) und den γραμματεῖς (19, 35): alle werden sie auf verschiedenen Inschriften erwähnt. Auch das legitima ecclesia, ἔννομος ἐκκλησία (19, 39) findet seine Erkläruug durch eine Inschrift: es bezeichnet eine gesetzlich festgestellte Volksversammlung.

Schließlich begleitet Vigouroux den Apostel nach Jerusalem, wo derselbe ergriffen wird unter dem Vorwande, Heidenchristen in den den Juden reservirten Theil des Tempels eingeführt zu haben (Act. 21, 27 ff.). Hier werden wir mit einer vor wenigen Jahren entdeckten, wahrscheinlich von Herodes aufgestellten Stele (Säule) bekannt gemacht, welche das Betreten des inneren Tempelraumes unter Todesstrafe untersagte.

Als Endergebniß der ganzen Abhandlung stellt sich mit vollster Klarheit

heraus, daß der Verfasser der Apostelgeschichte thatsächlich, wie er es vorgibt, den hl. Paulus auf seinen Reisen begleitet hat und aus eigenster Anschauung berichtet.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Dr. **Paul Haffner.** I. Bd. 1880 (8⁰. 314 S.). — II. Bd. 1881 (8⁰. 331 S.). — III. Bd. 1882 (8⁰. 326 S.). Frankfurt a. M., Fösser. Preis: *M.* 2 à Bd. im Abonnement.

Bald werden es schon zwanzig Jahre, daß von der in Würzburg tagenden Katholikenversammlung (1864) die Anregung zu dem ersten Frankfurter Broschürencyclus und damit einer der kräftigsten Impulse ausging, welchen die heutige Entwicklung der katholischen Presse ihr Dasein verdankt. Thissen, Janssen und Haffner übernahmen die Leitung des Unternehmens. Mit ihnen betheiligten sich die hervorragendsten Männer des katholischen Deutschland daran. So der Erzbischof Hermann von Vicari, Bischof von Ketteler, der jetzige Cardinal Hergenröther, Dr. Heinrich, Dr. Molitor, Abt Wolter, P. Kleutgen, A. Reichensperger, Hofrath Zell, Philipp Veit, Dr. Haan und viele Andere. Sie verliehen der höchst reichhaltigen Sammlung nicht nur momentanen Erfolg, sondern auch bleibenden Werth. Denn die fünf ersten Jahrgänge 1865—1869 bieten in ihren 50 Broschüren noch heute eine Fülle nützlicher Belehrung und Anregung in schöner, volksthümlicher Form. Als das Vaticanische Concil und bald darauf der Culturkampf das Interesse mehr und mehr auf kirchliche und kirchenpolitische Fragen concentrirte und neue, hieraufbezügliche literarische Unternehmungen hervorrief, gelang es zwar Dr. Hülskamp, den Broschürencyclus noch weitere drei Jahre fortzusetzen; allein die schwierigen Zeitumstände nöthigten endlich zur Unterbrechung. Eine theilweise Compensation boten sowohl die inzwischen entstandenen neuen Zeitschriften, als auch Sammel-Publicationen ähnlicher Art, wie die bei Wörl erscheinenden „Katholische Studien", die „Görres-Vereinsschriften" und unsere „Ergänzungshefte"; doch keine dieser Publicationen strebte in Umfang, Stoff und Behandlungsweise den Charakter kurzer Flugschriften an, welcher die früheren Frankfurter Broschüren ausgezeichnet hatte. Den akatholischen und antikatholischen Flugschriften-Sammlungen stand keine völlig analoge Publication mehr gegenüber. Es war deßhalb ein durchaus „zeitgemäßes" Unternehmen, daß Dr. Paul Haffner 1879 die verdienstvolle Sammlung von Neuem in's Leben rief.

Bereits bezeugen drei Bände zu je zehn Broschüren die Lebensfähigkeit und Ersprießlichkeit des Unternehmens. Auch jetzt begegnen wir darin wieder Namen, welche der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannt, dem katholischen Volke lieb und theuer sind. Als treuer Stammhalter hat Dr. Haffner selbst die neue Serie eröffnet, Freiherr von Hertling und Dr. Hettinger sind ihm zur Seite getreten, in der letzterschienenen Broschüre schließt sich Dr. Heinrich ihnen an.

Unter den bisher behandelten Stoffen sind, ganz gemäß dem 1881 erschienenen Prospect, Literatur und Geschichte am reichlichsten vertreten, am

kärglichsten die Naturwissenschaften und die Kunst. Die Behandlung der socialen Frage und der Schulfrage wurde zwar auf dem Prospecte ebenfalls als Hauptgegenstand hervorgehoben, blieb aber wahrscheinlich dadurch zurückgedrängt, daß die Thätigkeit der Fachmänner auf diesem Gebiete schon durch die betreffenden speciellen Zeitschriften vollauf in Anspruch genommen wurde. Mit der Naturwissenschaft mag etwas Ähnliches der Fall sein.

Die Vertreter der Naturwissenschaften sind überhaupt in der katholischen Presse noch etwas dünn gesät, und man kann nur wünschen, daß alle, die hier helfen können, sich gemeinschaftlich zur Pflege dieses hochwichtigen Gebietes vereinigen, auf welchem die Kirche beständigen Angriffen ausgesetzt ist.

Vorherrschend theologisch-philosophischen Charakters sind sechs der bisher erschienenen Broschüren. Angeregt durch den Freidenkercongreß 1881 gab Haffner selbst, von religiös-philosophischem Standpunkt aus, ein umfassendes Zeitbild der Gegenwart, indem er den „Atheismus als europäische Großmacht" in seinen hauptsächlichen Erscheinungen schilderte (Bd. III. H. 1). Ein ermuthigendes Gegenbild hierzu entwarf Hettinger in seiner Broschüre „Thomas von Aquin und die europäische Civilisation" (I. 9). Mit einer Sicherheit und Kraft, wie sie nur vollständigste Beherrschung des Gegenstandes verleihen kann, ist darin die Bedeutung des englischen Lehrers für seine und unsere Zeit auseinandergesetzt und mit ihr zugleich jene christliche Weltanschauung, zu welcher die Menschheit zurückkehren muß, um auf die Bahn eines wahren Fortschrittes zu gelangen. Während Dr. Heinrich, „Franz von Assisi und seine culturhistorische Bedeutung" (IV. 4), diese Weltanschauung in einem andern ihrer glänzendsten Repräsentanten zur Darstellung brachte, hat Dr. Fischer, „Über den Pessimismus", eine der traurigsten Früchte moderner Gottentfremdung zugleich historisch und kritisch in sehr glänzender Darstellung beleuchtet. Die zwischen Gott und Gotteslängnung inconsequent und widerspruchsvoll einherschwankende „Toleranz und Intoleranz" unterzog N. Hauser einer ebenso gründlichen, als echt populär gehaltenen Kritik (II. 7). Mit viel Glück hat Dr. Gutberlet, „Das Sechstagewerk" (III. 5), eine jener wichtigen Hauptfragen popularisirt, in welchen die heilige Schrift mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft zu streiten scheint.

Von den historischen Abhandlungen schließen sich einige an das große Janssen'sche Werk an, indem sie theils einzelne Partien desselben mehr in's Detail verfolgen, theils das Ganze in populärer Weise beleuchten, so: Ibach, „Der Socialismus im Zeitalter der Reformation" (I. 10); Hermann, „Johannes Tetzel" (III. 4); und (anonym) „Randzeichnungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" (IV. 1). So große Verbreitung das Janssen'sche Werk auch gefunden hat, so sind diese Arbeiten doch gewiß höchst verdienstlich, da nicht Jedermann die umfangreichen Bände durchstudiren kann, die weitere Verbreitung und Ausführung ihrer Hauptergebnisse von höchstem Belang ist. Sie entsprechen auch, wie Dr. Marcours Untersuchung: „War Maria Stuart Gattenmörderin?" (III. 7), ganz dem aufgestellten Prospect, nach welchem die „alten und stets neuauftauchenden Geschichtslügen verfolgt werden"

sollen. Eine andere Reihe von Aufsätzen erfüllt die andere, positive Seite des Programms, sonst interessante Geschichtsfragen zu behandeln. So: de Waal, „Die Nationalstiftungen des deutschen Volkes in Rom" (I. 3); Dr. Höhler, „Kaiser Friedrich II." (I. 6); F. Falk, „Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter" (I. 8); Dr. Zarbetti, „Maryland, die Wiege des Katholicismus und der Freiheit Nordamerika's" (II. 4); Dr. Schmitz, „Das Volksschulwesen im Mittelalter" (II. 10); Dr. E. Hardy, „Schliemann und seine Entdeckungen auf der Baustelle des alten Troja" (III. 10); J. B. Adler, „Die Sünden Englands an dem irischen Volke" (IV. 3). An Mannigfaltigkeit fehlt es hier nicht, und die Behandlungsweise der Fragen kann mit Rücksicht auf den populär-wissenschaftlichen Charakter des ganzen Cyclus durchweg eine recht glückliche genannt werden.

Besonderen Dank aber müssen wir dem Herausgeber dafür aussprechen, daß er die Literatur nicht bloß neben der Geschichte am meisten bevorzugt, sondern auf diesem Gebiet herzhaft und entschieden Stellung gegen die grassirenden Übelstände genommen hat. Es verdient dieß um so mehr Anerkennung, als er hier einer bei vielen Katholiken herrschenden Schwäche entgegentreten mußte. Vor Allem sind es die „Gebildeten" weiblichen Geschlechtes, dann auch viele Lehrer, Industrielle u. A., welche, in Ermangelung classischer Studien, sehr leicht dazu geneigt sind, die deutschen Classiker als den Höhepunkt aller ästhetischen und literarischen Bildung zu verehren und sich so, ohne böse Absicht, dem überschwänglichen Classikerkultus anzuschließen, der wie ein unheilvolles Schmarotzergewächs am Marke des deutschen Geisteslebens zehrt. Andere haben zwar die classischen Meisterwerke des Alterthums durch Gymnasial- und Universitätsstudien kennen gelernt, sind aber durch philologische Plackerei dem ästhetischen Genusse derselben entzogen worden und suchen darum ihren poetischen Lieblingsgenuß, wie ihre ästhetischen Normen lieber bei dem leichter zugänglichen „Nationalen". Die katholische Poesie des Mittelalters und der katholisch gebliebenen Völker ist lange nicht so bekannt, wie sie es verdient. In der neuern deutschen Literatur ist das katholische Element noch unzureichend vertreten. Und so kommt es denn, daß noch immer viele Katholiken unbewußt den großen Tagesgötzen der modernen Welt huldigen und sich auf dem Gebiete der Literatur den Protestantismus in allen Formen und ebenso Pantheismus, Scepticismus, Atheismus, kurz Alles gefallen lassen und liebreich entschuldigen, was sie sonst auf dem Gebiete der Wissenschaft und Politik entschieden von sich weisen und heldenmüthig bekämpfen. Literatur und Kunst wird gleichsam als ein freies, neutrales Grenzland betrachtet, auf dem man mit dem ausgesprochenen Feinde der Kirche gemüthlich zusammenleben kann, wohin man die religiösen und kirchlichen Grundsätze nicht mitzunehmen braucht, wenn nur Alles schön, fein ästhetisch und „deutsch-national" ist. Gewiß wäre auf diesen Gebieten neutrales Grenzland zu finden; aber von den Gegnern der Kirche wird dasselbe nicht respectirt, sondern nur zu versteckten Angriffen und zu verdeckter Propaganda für ihre Ideen ausgebeutet. Da wird die Duldung in vielen Fällen zur Schwäche, die Gemüthlichkeit zur Gefahr.

Gegen diese allzuweitgehende Toleranz auf dem Gebiete der Literatur hat Dr. Haffner entschieden Stellung genommen, indem er die neue Serie der Frankfurter Broschüren mit einer strengen, unerbittlichen Kritik des Göthe-schen Faust eröffnete: „Göthe's Faust als Wahrzeichen moderner Kultur" (I. 1). Diese Grundnote tritt wieder am Anfang des zweiten Jahrganges hervor: „Göthe's Dichtungen auf sittlichen Gehalt geprüft" (II. 1). Wenn der dritte Jahrgang mit der „Großmacht des Atheismus" beginnt, so ist das kein bloß zufälliger Parellelismus; denn zwischen der modernen Cultur, deren Wahrzeichen Faust ist, und dem Atheismus der modernen Freidenker besteht ein inniger, brüderlicher Zusammenhang, und es ist eine thörichte, lächerliche Illusion, die Jugend durch die deutsch-nationale Bildung unserer Classiker zu Christus und seiner Kirche, das heißt zur wahren, universellen Bildungs-anstalt der Menschheit zurückführen zu wollen. Obwohl Dr. Haffner sich lediglich an Göthe's Werke selbst hält, ohne auf das weitschichtige Bedlam der Göthe-Literatur und das traurige Charakterbild des Dichters selbst ein-zugehen, fällt seine Kritik höchst ungünstig aus und langt bei denselben praktischen Folgerungen an, welche sich in mehreren Ergängungsheften der Stimmen als Resultat der eingehendsten biographischen Forschung ergeben haben:

„Was folgt aus alledem? Vor Allem, daß man dem Schwindel ent-sagen muß, welcher in der neueren poetischen Literatur Deutschlands die erste Quelle geistiger und sittlicher Bildung feiert und ihr in dem Unterricht der Jugend eine so exorbitante Stellung einräumt.

Zweitens, daß man bei der Lectüre der Classiker den Maßstab der christ-lichen Grundsätze allezeit mit vollem Ernste zur Anwendung bringen und weder von der Eleganz der Formen, noch der Verschwommenheit der Ideen sich täuschen lasse.

Drittens aber, daß wir uns und namentlich die Jugend, die uns an-vertraut ist, an die großen Schöpfungen der katholischen Dichtung erinnern und jene Werke zur Geltung bringen müssen, welche die Schöpfungen der neuen Zeit ebenso hoch überragen, als die Bauwerke des christlichen Mittel-alters über die schwachen Versuche der Gegenwart sich erheben."

In diesen Folgerungen liegt principiell eine vierte allgemeinere ein-geschlossen, die in den „Ergänzungsheften" wiederholt betont wurde, daß man nämlich den Einfluß der sogen. deutschen Classiker überhaupt zurückdrängen muß, wenn die deutsche Bildung wieder eine entschieden christliche werden soll. Zu diesem Schlusse drängen nicht nur die beiden Haffner'schen Bro-schüren, welche von der Göthe-Gemeinde in Geigers Jahrbuch (I. 434, III. 394) bereits als „katholisch" und „urtheilslos" excommunicirt worden sind, sondern auch J. Mosers „Christenthum und Kirche in den Werken Schiller's" (III. 2) und J. Lerique's treffliche Skizze „Das Judenthum in der deutschen Literatur" (III. 9), worin die Juden, Spinoza und Moses Men-delssohn an der Spitze, als die Stammväter, Gevattern, Weiterbildner und Kleinverkäufer der sogen. „classischen" Bildung sehr richtig gezeichnet sind. Einen andern kranken Fleck der modernen Literatur hat in höchst verdienst-

voller Weise Director **Heinrich Bone** sowohl psychologisch, als ästhetisch-kritisch beleuchtet, in seiner Schrift „Über Romane und Romanenlectüre“. Obwohl sein ästhetisches Plaidoyer für das Epos gegen den Roman grundsätzlich unangreifbar ist, so dürfte er doch vielleicht in der Opportunitätsfrage, ob und wie weit der Roman zu dulden sei, etwas zu strenge sein. Was er Wisemans Fabiola vorwirft, trifft auch die Leistungen P. Bresciani's, welche unter dem Patronat Pius' IX. standen, die ausgezeichneten Kunstwerke der Lady Fullerton und vieles Andere, was die neuere katholische Literatur hervorgebracht, um die schlechten Romane durch gute zu verdrängen. Wie die Dinge liegen, kann man die letztere Taktik nicht einfachhin verwerfen; sie hat factisch viel Böses verhindert und viel Gutes gestiftet. Doch stimmen wir in der Grundanschauung ganz mit Bone überein, daß sich der Roman zu einer riesigen Krankheit der modernen Literatur und des modernen Geisteslebens entwickelt hat, und daß der Krankheitsstoff, dieses jämmerliche Gemengsel von Weichlichkeit, Sinnlichkeit, Neugier, Oberflächlichkeit, Verehrung des „Ewigweiblichen“ um jeden Preis zurückgedrängt werden muß, wenn nicht schließlich Helena und Gretchen die ganze Literatur commandiren, und alle männliche Gesundheit, Kraft und Tiefe in einem Meer von Zuckerwasser, Liebesthränen und Eifersuchtsgalle ertrinken soll. Manchen der literarischen Musen, Grazien und Furien ist es ja schon nicht interessant genug, sich in ihren Novellen und Romanen junge Dandies, melancholische Poeten, philisterhafte Ehebrecher, verlotterte Offiziere, unglückliche Genies, lederne Philologen, kurz, die Laien cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae, abwechselnd glücklich und unglücklich, aber immer verrückt zu machen: sie zerren mit aller Gewalt auch den Priester und den Mönch in ihr stark parfürmirtes Atelier hinein, um ihnen die Augen auszuhacken oder sie in Apostasie und Verzweiflung zu bringen oder sie „schmachtend dahinwelken“ zu lassen, oder sie in einem schmutzigen Winkel anzuschwärzen und dann im Narrenrock an die Luft zu setzen. Daß sind allerdings Experimente, die zu radicaler Gegenwehr herausfordern und die Duldsamkeit gegen den Roman überhaupt sehr erschweren.

Romane und Theater gehen meist Hand in Hand. Ein Seitenstück zu Bone's ernsten Betrachtungen ist deßhalb **Ph. Wasserburgs** Aufsatz: „Freimaurerei und Bühne“ (I. 7). Doch neigt der Verfasser nicht wie Bone zur Strenge hin, sondern eher zur Milde. Nachdem er die Allherrschaft der Freimaurerei auf der modernen Bühne nachgewiesen, fordert er die Katholiken auf, sich nicht durch stumme Abstinenz der immer zunehmenden Corruption der Bühne zu entziehen, sondern durch energische Betheiligung den Einfluß der Loge zurückzudrängen — eine Aufforderung, die heute wohl etwas zu spät kommen dürfte. Denn wo ist das „Repertoire, welches der religiösen Überzeugung und kirchlichen Gesinnung Rechnung trägt“? Wo ist das Repertoire, welches eine ernstere sittliche Kritik ertragen kann? Unter solchen Umständen wäre es vielleicht doch nicht überflüssig, wenn die Theaterfrage in den Frankfurter Broschüren auch nach andern Momenten und Gesichtspunkten besprochen würde. Als solche Momente sind sicher nicht nur die Gefahren zu betrachten,

welche der Besuch der heutigen öffentlichen Theater besonders für die Jugend mit sich bringt, sondern auch der Nutzen, welchen eine gutorganisirte Liebhaberbühne hauptsächlich im katholischen Vereinsleben gestiftet hat und noch weiter fördern könnte.

Die Broschüren legen übrigens schon den Gedanken nahe, daß der gebildete Katholik nicht so sehr des Theaters zu seiner „Bildung" benöthigt, wie der moderne Heide oder der Protestant, da die Kirche selbst in ihrem Cultus, in ihren Festkreisen, in ihrer Liturgie und ihrem ganzen volksthümlichen Glaubensleben uns auf's reichlichste mit den reinsten und erhebendsten Kunstgenüssen beschenkt. Das „Te Deum", das H. Bone (II. 3) in einer anmuthigen Schrift erklärt hat, ist nur ein vereinzeltes der zahllosen Kunstwerke, welche im Laufe von 18 Jahrhunderten aus dem Glaubensleben der Kirche erblüht sind, in ihm fortwalten und wirken und mit gnadenvollen Eindrücken einer höheren Lebensordnung stets Trost, Freude und künstlerische Anregung verbreiten. Eine unerschöpfliche Fülle schöner Stoffe ist mit diesem einen angedeutet und wird hoffentlich nach und nach Bearbeitung finden. Auch aus der Profanliteratur sind zwei weitere Themata sehr anziehend besprochen: „Ida Hahn-Hahn" von Dr. Haffner (I. 5), „Shakespeare's Hamlet" von Dr. Hardy.

Der christlichen Kunst wurden bis jetzt drei Hefte gewidmet: W. Bäumker, „Der Todtentanz" (II. 6), A. Walter, „Die heilige Musik" und A. Reiners, „Die Pflanzenwelt in Poesie, Kunst und Cultus".

Sociale, politische und ähnliche Zeitfragen sind im Allgemeinen weniger vertreten, als man es erwarten könnte, da die Form kurzer Flugschriften gerade hierfür so sehr geeignet ist. Hierher gehören: J. Lerique, „Schule und Socialismus" (II. 5); Dr. Schütz, „Die Leichenverbrennung unter dem Gesichtspunkte der Volkswirthschaft und öffentlicher Gesundheitspflege" (III. 6); Dr. Oidtmann, „Geschichte der Pocken im Culturkampf der Medicin" (III. 3). — Die auf eingehenden historisch-statistischen Studien beruhende Schrift des Dr. Bellesheim, „Die Elementarschulen im katholischen England" (III. 8), enthält treffliches Material zur Beleuchtung der Schulfrage.

Vereinzelt steht bis jetzt auf dem Gebiet der Naturwissenschaft die Untersuchung Dr. von Hertlings da: „Der Darwinismus, eine geistige Epidemie." Sie ist indeß nicht nur als Leistung einer angesehenen wissenschaftlichen Autorität und als Resultat des gediegensten Wissens von hohem Werth, sondern bezeugt auch das ernstliche Streben des Herausgebers, den Broschürencyclus nach dieser Seite hin zu entwickeln, wo nicht weniger böse Geister zu bekämpfen sind, als auf dem Gebiete der Literatur und Geschichte. Mögen sich darum auch hier ihm viele und tüchtige Mitarbeiter beigesellen, um das segensvolle Unternehmen in möglichst weitem Umfang seinem Ziele entgegenzuführen!

A. B.

Kritisch-exegetische Erörterungen zu Pindar. Von Dr. J. J. Schwickert. I. Die religiös-sittliche Weltanschauung und die Theologie des Pindaros. 4°. 21 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1882.

Kaum ein anderer Dichter des heidnischen Alterthums hatte so geläuterte religiöse und sittliche Ideen, wie der „dirkäische Schwan", der thebanische Sänger Pindar (um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr.); und religiöse Begeisterung vor Allem verlieh seinen Gesängen jene Gedankenfülle und Bilderpracht und jenen erhabenen Schwung, derentwegen er von jeher als der erste Lyriker des klassischen Alterthums gegolten hat und bis zur Stunde als einer der vorzüglichsten lyrischen Sänger aller Zeiten gefeiert wird. Wenn trotzdem nur Wenige mit den uns erhaltenen Liedern des alten Sängers vertraut sind, so hat das hauptsächlich seinen Grund in den verschiedenartigen, namentlich auch von dem Verderbniß des Originaltextes herrührenden Schwierigkeiten, welche dem Verständniß dieser Lieder im Wege stehen. Darum ist es eine dankbare Aufgabe, der sich Herr Dr. Schwickert seit Jahren mit allem Eifer unterzieht, durch Kritik und Erläuterung die Nebel immer mehr zerstreuen zu helfen, welche den genußreichen Anblick der schönen Sternenwelt der Pindarischen Lyrik so sehr behindern.

Die vorliegende Abhandlung ist der erste Abschnitt eines größeren Ganzen, dessen Abschluß in nahe Aussicht gestellt ist. Sie geht von der Eigenthümlichkeit der Pindarischen Gesänge aus, „daß ihr Dichter überall in allem Menschenglücke die Gnade und den Segen der Gottheit erkennt und in aller Menschenglorie die Ehre der Gottheit sucht", um sodann, seinen Hauptzügen nach, den priesterlichen Charakter dieses Sängers und speciell dessen theologische Funktionen, zunächst in der Vermittlung rechter Gotteserkenntniß, nachzuweisen. Pindar's Gottesbegriff wird nach seinen charakteristischen Merkmalen — eine innere logische Gliederung dieser Theilbegriffe ist wohl nicht beabsichtigt — in folgender Weise zergliedert: 1. Von den Göttern soll man nur Gutes und Würdiges aussagen; 2. die Gottheit ist allweise; 3. die Gottheit ist der Menschen gütige Vorsehung. Sie ist nämlich 4. die allgute und 5. allmächtig; 6. sie offenbart sich den Menschen; sie ist 7. ewig und unvergänglich; sie ist 8. strafende Gerechtigkeit für den Bösen; 9. belohnende Gerechtigkeit für die Guten; 10. sie wohnt in einem Reiche des Friedens, in ewiger und heiterer Himmelsruhe. 11. Das Gesetz der Gottheit oder das religiöse Sittengesetz umfaßt die Pflicht der demüthigen Unterordnung unter die Götter; der Achtung vor den Göttern mit der Verbindlichkeit ihnen zu opfern, zu ihnen zu beten und den Ruhm seiner Werke ihrer Verherrlichung zu weihen; der Eidestreue; der Scheu, das Recht des Gastfreundes, zumal seine ehelichen Gerechtsame zu verletzen; der Milde gegenüber den Armen, den Verlassenen und den der Heimath verlustigen Fremdlingen; des Wohlwollens gegen Freunde; der Pietät gegen Eltern und Verstorbene; des Bürgersinnes, der Vaterlandsliebe und der Achtung vor den Gesetzen. „Der Dichter verlangt aber dagegen einen Staat mit guten Gesetzen, welchen sich Vernünftige und Gewissenhafte in Ordnung fügen sollen."

Alle diese Punkte werden vom Verfasser in ansprechender Weise durchgeführt und mit zahlreichen Stellen aus dem Dichter belegt. Es erhellt aber schon aus dieser nackten Übersicht, wie traurig, was religiös-sittlichen Gehalt betrifft, viele unter den gefeiertsten Poeten der neueren Zeit dem alten heidnischen Sänger gegenüber sich ausnehmen. Dafür ist leider in einem andern Stücke, worüber gleich nachher, die Verwandtschaft um so größer.

Was aber Pindar's Priesterthum angeht, so will auch Herr Schwickert dasselbe sonder Zweifel lediglich im metaphorischen Sinne verstanden wissen. Denn gerade die theologische Lehrthätigkeit und jedwede Art von Glaubensunterricht war dem hellenischen Priesterthum fremd; diese Aufgabe fiel vornehmlich dem Dichter als einem vates zu.

In einer kleinen Digression (S. 16 f.) spricht sich der Verfasser gegen das gutgemeinte, aber nutzlose und unstatthafte „Umdeuten der Griechen und Römer in christlichem Sinne" aus. „Auch in neuerer Zeit, meint er, unter dem Einflusse der sonst so anerkennenswerthen Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu auf klassisch-philologischem Gebiete war man daran gewöhnt worden, etwas mehr Christenthum in die Alten hineinzulegen, als sich mit ihnen vertrug." Wir lassen die Wahrheit dieser Worte dahingestellt sein. Wenn aber z. B. Benedetto Galli (1875) den Pindar unter die seligen Schaaren der Propheten und Kirchenväter versetzt, seine Gedanken über den Dichter für wirkliche Inspirationen des letztern selbst hält und sich dann zu dem Gebete versteigt: „Deus, qui dedisti famulo tuo Pindaro claritatem mentis, tamquam meridiem, et latitudinem cordis, velut mare, concede, ita nos cognoscere te . .", so möchte Referent doch bezweifeln, ob je ein Jesuit eine so naive Andacht gehegt oder andere dazu angeleitet habe!

Schade übrigens, daß unser Verfasser nicht bei der Galli'schen Seligsprechung als advocatus diaboli fungirte. Er bespricht nämlich zum Schlusse noch kurz die persönliche Stellung Pindar's zum göttlichen Gesetze in seinem Leben. Da thut sich denn neben jener lichten Höhe religiös-sittlicher Erkenntniß und Lehre der schauerliche Abgrund der tiefsten moralischen Entwürdigung und Verkommenheit der heidnischen Menschheit auf, und auch einem Pindar gelten theoretisch und praktisch die schändlichsten aller Laster als unschuldiges Vergnügen, ja als der preiswürdigste Genuß der Götter und Menschen!

In den kritischen Noten sucht der Verfasser, mit kampflustiger Polemik gegen die deutschen Fachgenossen, verschiedene Einzelstellen des griechischen Textes zu emendiren und zu erläutern. Es liegt indeß außer dem Plane dieser Zeitschrift, auf die betreffenden Untersuchungen einzugehen [1].

W. Fox S. J.

---

[1] In Anmerk. 22 ist Ol. VI statt Ol. VII zu lesen; in der Note zu dieser Anmerk. (S. 7) muß es heißen: Demosth. Olynth. III. § 8 (p. 30, 24) statt pro cor. (§ 30, 24), dann περισταίη ἄν, schwerlich περιέστη ἄν. Befremdlich sind Formen wie singeswert, Anliegenheiten u. a. Vom Apostroph macht der Verfasser einen ganz übermäßigen Gebrauch.

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der niederländischen Literaturgeschichte. Von **A. Baumgartner** S. J. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 4.40.

Unsern Lesern ist vorstehendes Lebensbild nicht unbekannt, da es aus Artikeln dieser Zeitschrift entstanden. Dennoch wird es ihnen willkommen sein, nun auch darüber das Urtheil des berufensten holländischen Literärkritikers, Herrn Prof. J. A. Alberdingk-Thijm in Amsterdam, zu vernehmen. Die Schrift ist nämlich, obwohl zunächst nur für Deutschland bestimmt, sofort nach ihrem Erscheinen in holländische Kreise gedrungen und ward von der holländischen Presse, (selbst von der protestantischen), wie z. B. von dem „Handelsblad" und dem „Tijd", als „ein tüchtiges, preiswürdiges Werk" begrüßt. - Da sprach sich denn auch Herr Prof. Alberdingk-Thijm in „De Amsterdammer, Weekblad voor Nederland" (Nr. 260), über die Schrift unseres Mitarbeiters in folgender Weise aus:

„Als in den zwanziger Jahren Hoffmann von Fallersleben, die Studentenmütze auf dem Kopfe, den Studentenranzen auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, sich sehr bescheiden bei den Professoren von Utrecht, Leyden und Amsterdam anmeldete und auf ihre Erkundigung, in welchem Fache er zu promoviren gedächte, die Antwort gab, daß er sich mit Volks- und Naturpoesie beschäftige, sahen ihn die Herren Simons, Siegenbeek und van Capelle mit einem sehr bezeichnenden Lächeln an: unverkennbare Superiorität, mit einem leichten Anflug von Spöttelei, vor Allem aber eine Dosis wohlwollenden Mitleidens sprach aus ihren Zügen. Volks- und Naturpoesie! Wer in aller Welt hatte davon je etwas gehört? Ja, der löbliche Verein ‚Tot Nut van 't Algemeen'[1] hatte wohl Volkslieder herausgegeben (z. B. ‚'k Moet zoo waar alweêr naar boven, 't Is Kaatje hier, 't is Kaatje daar'); die beschreibende Poesie hatte, seitdem Bilderdijk[2] (sonst ein ‚ungenießbarer Mensch') ‚L'homme des champs' in verschöneerter Form in's Holländische übertragen, wohl an Credit gewonnen; auch waren wir im Besitze zweier Volkslieder, eines officiellen und eines officiösen (‚Wien Neêrlands bloed' und ‚Wij leven vrij'); aber sonst — nein, sonst wußten die Professoren der Hochschulen nicht, was der junge ‚Muffrikaner'[3] (unter uns gesagt) mit seiner Natur- und Volkspoesie im Auge hatte. Hoffmann erröthete und lächelte auch; er blieb jedoch in Leyden und nahm dort unter Anderem eine Abschrift von dem von Witsen Geysbeek angedeuteten ‚armseligsten Erzeugniß aus der frühesten Kindheit unserer Literatur', welches als Floris ende Blancefloer zu den feinsten Perlen unserer Poesie gehört. Nachdem Hoffmann hier Vieles gesammelt hatte, konnte er natürlich in Holland für diese niederländischen Kleinobien (‚ekelhafte Mißgeburten', sagt Geysbeek) keinen Herausgeber finden. Er kehrte nach ‚Muffrika' zurück und bereicherte unsere Literatur mit seinen vortrefflichen Horae Belgicae.

„Außer der Natur- und Volkspoesie in Versen oder wenigstens der Sprache der Gebildeten gab es aber noch manche Erzeugnisse derselben, die eben nur im Munde des Volkes lebten, ohne daß sie je oder doch nur obenhin durch ‚Costers vond' weiter

---

[1] Eine philanthropisch-gemeinnützige Gesellschaft, die über ganz Holland verbreitet ist.

[2] Gilt nächst Vondel als der bedeutendste holländische Dichter.

[3] Holländischer Spottname für die „Deutschen".

bekannt wurden. Diese von Mund zu Mund überlieferten Dichtungen hatten noch weniger die Aufmerksamkeit unserer tonangebenden Professoren auf sich gezogen. Darum kam gerade zu rechter Zeit J. W. Wolff aus Deutschland und stellte unser Sagenbuch zusammen, dessen holländische Übersetzung jedoch wegen Mangels an Käufern nicht ganz herausgegeben werden konnte.

„Wer wußte etwas von unserer mittel-niederländischen Sprache? Böse Zungen sagen, daß die Herausgabe von Maerlants Hauptwerk durch das Königlich Niederländische Institut zu wünschen übrig ließ. Darum hat Jakob Grimm es sich angelegen sein lassen, über unsere alte Grammatik Nachforschungen anzustellen.

„Es hatte auch seinen Nutzen, daß die Deutschen (die Holländer kümmerten sich nur um die holländische Nation und die Überwinterung auf Nova Zembla) erfahren konnten, was noch von mittelalterlicher niederländischer Literatur vorhanden sei; und darum übernahm ein Deutscher, Namens Mone, die Zusammenstellung dieser Übersicht.

„So haben wir stets unter unsern östlichen Nachbarn dienstfertige Leute gefunden, welche auf dem literarischen Gebiet die Arbeit des Geistes für uns übernahmen; wenigstens ist der erste Anstoß vielfach von ihnen ausgegangen.

„Wer hat nicht — nach den Vondel-Studien der letzten 25 Jahre — seit Langem gefühlt, daß eine tüchtige, sorgfältig ausgearbeitete Biographie unseres größten Dichters des 17. Jahrhunderts uns Bedürfniß ist? Brandt und van Ollefen genügen nicht mehr. Vondels Leben, wie es in den zwölf Bänden von van Lennep dargestellt ist, nimmt man nicht mit, wenn man das Stadthaus von Amsterdam (welches noch jetzt dem Hof als Absteigequartier dient) oder das Muydener Schloß besucht; und obendrein — wie sehr haben sich seitdem unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete erweitert!

„Es war also hohe Zeit, daß einmal in einem Buche von etwa 400 Seiten ein klar und systematisch entworfenes Lebensbild Vondels veröffentlicht wurde.

„Mit einem mehr als gewöhnlichen Talent, mit einer seltenen Ordnung und Anschaulichkeit in der Reihenfolge des mitzutheilenden Stoffes, mit einer beneidenswerthen Vollständigkeit des Quellenstudiums hat Herr Alexander Baumgartner unserem stillgehegten Wunsche entsprochen.

„Sein Joost van den Vondel ist das Muster einer Monographie. Er hat sich in hohem Maße mit seinem Stoffe vertraut gemacht. Überall hat er die Ereignisse in ihrem lebendigen Zusammenhange mit ihrer Zeit durchforscht und geschildert. Überallhin läßt er sein helles Auge schweifen, um zu sehen, was er aus Topographie oder Geschichte zu größerer Klarheit um das Lebensbild seines Helden gruppiren soll. Ich sage ‚seines Helden' — der Ausdruck ist indeß nicht genau. Er könnte den Gedanken nahelegen, daß man es hier mit einem Lobredner zu thun habe: nichts wäre unrichtiger. Überall blickt der Verfasser um sich und gibt sich Rechenschaft von dem inneren Zusammenhange des Gleichzeitigen und sich Berührenden; und so ist einer nebligen Lobrede von vornherein vorgebeugt.

„Mit echt deutscher Ausdauer und Vollständigkeit hat der ausländische Biograph nicht nur die speciell auf Vondel bezüglichen Werke durchstudirt, sondern auch unsere Zeit-, unsere Vereinsschriften, unsere Notizen und Berichte, die sich in anderen Abhandlungen zerstreut finden — Alles hat er benützt und, wie unsere Zeit es verlangt, die Citate beigefügt.

„Ich kann ruhig sagen, daß dieses Lebensbild des Dichters — ganz mit den Farben der Geschichte entworfen und durch zahlreiche Übersetzungen aus Vondels Gedichten beleuchtet — uns eine Schilderung der Zeit bietet, worin der Schwan von Köln so hell hervorstrahlt, wie wir keine zweite kennen.

„Natürlich spricht der Verfasser als Deutscher. Vieles wird daher durch eine deutsche Brille betrachtet; aber in anderen Beziehungen legt er eine musterhafte Unparteilichkeit an den Tag; und dabei schreibt er mit einem Freimuth, den gewisse Leute seinen Glaubensgenossen nicht zutrauen.

„Einzelne Ungenauigkeiten, einzelne kleine Mißverständnisse waren kaum zu vermeiden.

„Mit Beibehaltung der bewunderungswürdigen, theils chronologisch, theils systematisch klassificirten Gliederung von Vondels Geistesleben und Schicksalen, mit Beibehaltung der kostbaren Resumés von Zuständen und Erscheinungen, wie der Verfasser sie geliefert, wäre hie und da noch etwas beizufügen. Auch das Verhältniß Vondels zu Tesselschade wäre noch etwas näher zu beleuchten. Aber ein großer Gewinn würde es für unsere Literatur sein, wenn dieses Buch ein holländisches Gewand erhielte. Ich habe denn auch sofort ohne Bedenken meine Mitwirkung zugesagt zu einer Übersetzung und Bearbeitung, die bereits in befugten Händen ist; inzwischen jedoch empfehle ich dringend, von dem Originalwerke Kenntniß zu nehmen. Der Verfasser ist gegenwärtig unser Landgenosse. ‚L'a . . . . politique de M. de Bismarck', wozu Königin Sophie die Vertreibung der Jesuiten zu rechnen pflegte, hat bewirkt, daß Herr Baumgartner (der als Exilirter in Limburg lebt) uns nun näher ist, und sichert uns vielleicht seine Mitwirkung in noch weiteren Arbeiten auf unserem literarischen Gebiete zu."

Der Kaiser in Vorarlberg. Gedenkblüemla, z'sämmegsucht und z'sämmebunde vo **A. v. Berlichingen** S. J., i Musik g'setzt vo **W. Briem,** mit Randzeichnunge versehe vo **J. Huber.** Prachtausgabe von 336 Seiten in gr. 4°. Mit 85 Illustrationen auf Tonpapier in Braun- und Schwarzdruck. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: in Originaleinband *M.* 36.

Der Kaiserbesuch in Vorarlberg während des Sommers 1881 war für das glaubensinnige, fürstentreue Volk des kleinen Landes ein solches Freudenfest, daß sich wohl in einem gemüthlichen poetischen Festtheilnehmer der Gedanke regen mußte, all den Jubel dieser Tage in einem literarischen Andenken zu fixiren. Wohl eben so nahe lag der Gedanke, diese Aufgabe zu theilen, den hohen Monarchen mit einigen reich ausgestatteten poetischen Blättern der Erinnerung zu erfreuen, dem keineswegs sehr reichen Volke aber ein kleines Festliederbuch mit einigen Musikbeilagen zu widmen. Beides wäre gewiß leicht ausführbar gewesen und hätte nach beiden Seiten hin Befriedigung gewährt. Die Verbindung beider Aufgaben aber, die Verherrlichung des Kaiserbesuchs zugleich in Dichtung, Musik und Bild, in volksthümlichen Dialectversen zugleich und in einem glänzend ausgestatteten Salonbuch, brachte nothwendig Schwierigkeiten mit sich, welche kaum zu bewältigen waren.

Nachdem indeß das Buch einmal zum reichgeschmückten Salonbuch geworden, jedes Gedicht in Noten gesetzt und jedes Notenblatt entweder mit besondern Federzeichnungen oder mit typographischem Schmuck umrahmt ist, wollen wir mit dem Verfasser nicht hierüber habern. Genug, Kaiser und Volk, Lied und Bild, Musik und typographische Kunst, Dialect und Salonsausstattung sind nun einmal in einem Buche beisammen, und dieses Buch

bietet einen so lebendigen, vollständigen Reflex der allgemeinen Freude, wie er durch Trennung der einzelnen Elemente kaum zu erreichen gewesen wäre. Es mag in später Zeit noch Zeugniß ablegen, daß im Jahre 1881, in der Epoche nihilistischer Attentate und Verschwörungen, des Strauß'schen Antichristenthums und des Darwinistischen Monismus, skeptischer Hyperkritik und des unwürdigsten Kunstrealismus — ein Herrscher aus dem Hause Habsburg in seinem Lande Vorarlberg mit derselben religiösen Pietät, mit derselben schlichten patriarchalischen Gemüthlichkeit empfangen wurde, wie das vor zwei, drei und mehr Jahrhunderten der Fall gewesen wäre, ja wie in Zeiten, wo in der Christenheit nur ein großer Feind, der Türke, bekannt war. Wie damals, so war auch jetzt lebendiger Glaube, kindliche Frömmigkeit und Treue der Grundklang des Jubels, der den katholischen Kaiser begrüßte. Wie damals ist auch jetzt ein Priester der Herold der allgemeinen Begeisterung — und was er singt, ist nicht künstlich gemachte Hofpoesie, sondern ein Wiederhall aus dem Herzen des Volkes. Ein Vorarlberger Componist hat den schlichten Liederkranz in Musik gesetzt, und in den Randzeichnungen begegnet uns das Land mit seinen Helden und Schlössern, das Volk in allen seinen Typen und malerischen Trachten — und was sie sagen und singen, das ist die treueste Liebe zu ihrem alten Kaiserhaus, zu ihrem jetzigen Monarchen Franz Joseph.

Durchaus seinem Vorhaben entsprechend hat der Verfasser die Reise des Kaisers selbst zum Hauptvorwurf seiner Dichtung genommen; ebenso passend wählte er für dieselbe (mit Ausnahme einiger Stücke, wo der Stoff selbst es anders gebot) den Volksdialect als nächstes Mittel der Darstellung, dem dann fürder Musiker und Zeichner nachhelfen sollten. Er wollte nicht der allgemeinen „Menschlichkeit", nicht den neun Musen von Hellas das Opfer eines zum „Urschönen" strebenden Kunstjüngers bringen, sondern dem Kaiserbesuch in Vorarlberg ein gemüthliches Denkmal stiften. Wenn man das im Auge behält, wird man sich unschwer mit seiner einfachen herzlichen Gelegenheitsdichtung befreunden, welche genau das ausdrückt, was sie ausdrücken soll.

Der Kaiser betrat sein Land in Bregenz. Nach dem Heroldsruf: „Der Kaiser kunnt!" ist deßhalb zunächst seine Begrüßung in dieser Stadt in einem allgemeinen Bilde geschildert. Vielleicht wäre es besser gewesen, den lyrischen Gruß von der Schilderung zu trennen; doch ist beides ganz volksthümlich gefaßt und bildet ein passendes Präludium zu den nun folgenden Einzelnscenen. — „Der Schütze-Ufmarsch" — „Der Kaiser uf 'em Schützestand" — „Die Kaiser-Illumination z' Breägez" — „D' See-Beleuchtung" — D' Füür uf de Berge" sind ebenso viele lebensvolle und farbenreiche Bilder aus dem Volksleben, dabei reich an Wechsel der lyrischen Motive und durchaus musikalisch gedacht. So z. B. das Bild der fünf Spinnerinnen auf dem illuminirten Kahne — die „Bergknappe vo Miesbach", die des Kaisers Namen mit Fackelschein an die Felsenwand schreiben. Es kommt die Stunde des „Abschiedes von Bregenz", und es geht hinein in's Land nach Lautrach und Schwarzach; Text und Musik nehmen hier den Charakter der Schnadahüpfle an:

„Lutrach u Schwarzach
Sind noh beianand,
Und schwarzgäl sind Beid',
Wie koa Örtle im Land."

Um nicht zu ermüden durch Einförmigkeit in Beschreibung des Empfanges, hat sich der Dichter nach einzelnen originellen Zügen umgesehen, die in den besuchten Ortschaften den allgemeinen Feierlichkeiten ein individuelles Gepräge gegeben, nach Beispielen besonders rührender Anhänglichkeit, erfinderischer Begeisterung, naiven Enthusiasmus ꝛc. So gleich „der Äne von Schwarzach", der sich von seinem Enkel noch einmal in's Thal führen läßt, wo der Kaiser erscheinen soll. Er hat ihn schon gesehen,

„Wie mir in Italien die Welsche hond g'hout".

Und wie er ihn jetzt eben so rüstig und frisch wie ehedem geschaut, so will er in Dank gegen Gott sich vom Enkel noch einmal in die Gnadenkapelle führen lassen und oben angekommen:

„'s Glockesoal, Seppel, nimm woalle i d' Hand,
Denn singend mer's Liedle z'halb dritt mitanand."

Und nun schallen Glocken und Stimmen hell durch das Thal:

„O Muetter der Gnade,
Min Kaiser behüet,
Koa Leid laß ihm schade
Am Leäben und Gemüeth ꝛc "

Da ist ferner das „wacker Völkle z' Doarebiere", das ganz besonders viel zum Schmuck seines Städtleins und zum Empfang seines Kaisers gethan hat, und dafür auch durch einen längeren Besuch und besondere Herablassung belohnt, wie der „Burgarmoaster" beim Abschied auch sagte:

„Des ischt die größte Ehr',
Wenn's üsrem Kaiser be is g'fallt."

Und warum soll's ihm auch nicht gefallen?

„Wohrhaftig, därf i's säga wol,
Des Volk ischt brav und guet,
As schaffet flißig. wie ma soll,
Und hot an frohe Mueth."

Zur Abwechslung fügt der Dichter bisweilen auch Scenen aus der Landesgeschichte, Legenden und Ortssagen sehr glücklich ein, so z. B. „Die Helden-Grafen von Hohen-Embs" — „Das Valduna-Klösterlein" — „Die Schlacht bei Feldkirch" — „Nenzinger Art" — „Bludenzer Treue" — „Heinrich das Findelkind". Einzelne dieser Geschichtsbilder verdienten in einer etwas knapperen Form in die Schriftsprache übersetzt und zum Allgemein-Eigenthum unseres Volkes zu werden. An rührenden Scenen fehlt es ebensowenig (vergl. „Der blind Pfarer vo Ebnit") als an humoristischen (vergl. „Grüselige Verleägecheit z' Lange"). Am meisten Freude haben wir an dem köstlichen „Des Kaisers Segen" gehabt, einer wahren Perle naiver Ehrfurcht und volksthüm-

licher Begeisterung. Daß die Stadt und das Pensionat von Feldkirch in dieser „Kaiserreise“ besonders reich und glücklich bedacht sind, ist selbstredend, da hier der Dichter aus unmittelbarster Anschauung und getragen von der wirklich großartigen Volksbegeisterung seinem Pegasus freien Lauf lassen konnte. Dem Charakter der Studienanstalt entsprechend sind hier die Lieder in hochdeutscher Sprache geschrieben. Wir gehen nicht weiter auf Einzelnes ein, da eine kurze Analyse doch schwerlich einen Begriff von den an Ton, Inhalt und Form so verschiedenen Stücken zu geben im Stande wäre. Den Schluß bildet ein größeres hochdeutsches Singspiel: „Der Kampf im Arlberg“, eine hochpoetische Beschreibung oder vielmehr Dramatisirung des ersten Hammerschlages, den seine Majestät bei Gelegenheit seiner Reise für den neuen Eisenbahntunnel durch den Arlberg that.

Einzelnen Stücken hätte es vielleicht zum Vortheil gereicht, wenn der Verfasser größere Gedrängtheit und Kürze angestrebt hätte, andern, wenn das lyrische und das epische Element mehr auseinander gehalten worden wären; doch spiegelt sich unläugbar auch in jener gemüthlichen Breite, wie in dieser naiven Mischung die Eigenart des Volkes wieder, das singt und erzählt, weint und lacht, glückwünscht und beschreibt, lang und kurz, wie es ihm eben um's Herz ist. An einzelnen Stellen könnte der Reim, sicher unbeschadet des Dialects, ja nur zu dessen Vortheil reiner fließen. In der Schreibung des Dialects hat der Verfasser übrigens mehr die Verwandtschaft desselben mit dem Hochdeutschen als die Abweichung davon hervorgehoben. Unter den verschiedenen Nuancen des Vorarlberger Dialects aber hat er diejenige gewählt, welche in der Hauptstadt Bregenz und deren Umgebung vorwaltet. Sie nähert sich am meisten der Schriftsprache und dürfte, dem Alemannischen Hebels ganz verwandt, auch dem Norddeutschen leicht verständlich sein, ohne daß die Gedichte dabei ihren Werth als gute Dialectproben einbüßen. Man kann deßhalb das gemüthreiche Vorarlberger Volksidyll auch norddeutschen Lesern wohlgemuth empfehlen. In Österreich wird eine solche Empfehlung nicht nöthig sein. Wo die alte Liebe und Begeisterung zum angestammten Kaiserhause noch lebt, da wird man gewiß mit Freude ein Buch aufnehmen, das jene Liebe so tief und wahr zum Ausdruck bringt. Man wird dabei auch gerne die kleineren Ausstattungsfehler verzeihen, für welche mehr der Zeichner als der Dichter verantwortlich ist. Gerade das religiös-ideelle Moment, das in den Gedichten am meisten hervortritt, wurde von dem Illustrator nicht genügend aufgefaßt und betont. Er versuchte zwar sichtlich dem Dichter zu folgen, fand sich aber in seinen Ideen und Empfindungen nicht ganz zurecht. Besser sind die Illustrationen zu den geschichtlichen Erzählungen. Am besten aber hat der Zeichner, der offenbar unter dem Einflusse des heutigen Kunstrealismus steht, die verschiedenen Volkstypen und Genrebilder aus dem Volke wiedergegeben. Der musikalische Theil des Buches bleibe der Begutachtung der Fachmänner überlassen.

B. S.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Decreta authentica S[ae] Congregationis indulgentiis sacrisque reliquiis praepositae ab anno 1668 ad annum 1882 edita jussu et auctoritate sanctissimi D. N. Leonis PP. XIII. Ratisbonae etc., sumptibus Fr. Pustet, 1883. Gr. 8⁰. p. XX et 582. Preis: *M.* 6.

Ein Werk, so ziemlich einzig in seiner Art, liegt hier der katholischen Welt vor. Unseres Wissens besteht keine gleichwerthige authentische Sammlung von Decreten anderer römischen Congregationen, wie dieses Werk eine solche bezüglich der Decrete der Ablaß-Congregation aufweist. Es ist eine würdige Ergänzung zu der weit kleineren authentischen Sammlung der allgemein giltigen Ablaßgebete, welche der hochselige Pius IX. im Jahre 1877, kurz vor seinem Tode, zu veranstalten befahl und feierlich als die allein giltige Norm guthieß. Was jetzt auf Befehl unseres Heiligen Vaters Leo XIII. dem Publikum geboten wird, könnte man eine authentische Gesetzessammlung betreffs der verschiedenen Ablaß-Vorschriften und -Bedingungen, den codex der heiligen Ablaß-Congregation nennen. Die vor einigen Decennien erschienene Prinzivalli'sche Zusammenstellung verfolgte als Privatarbeit einen ähnlichen Zweck. Doch hatte sie einige Lücken, war aber dafür mit Angaben mancher Ablaßgebete untermengt. Die jetzige Sammlung, eigens von der Secretarie der heiligen Congregation selbst besorgt, hat eine Scheidung eintreten lassen. Die Ablaßgebete sind ganz entfallen; mit Recht, da die vorhin erwähnte Raccolta Pius' IX. hierfür maßgebend ist. Die noch fehlenden Rescripte, welche concessiones gewähren oder verweigern, sowie die Verzeichnisse von Ablässen, deren Gewinnung an die Zugehörigkeit zu einer Bruderschaft, einem religiösen Vereine u. s. w. geknüpft ist, sind, wie wir vernehmen, schon in Angriff genommen, um auch der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Damit würde dann die authentische Zusammenstellung alles dessen, was auf dem ganzen Ablaßgebiete allgemeines Interesse hat, in sehr erwünschter Weise zum Abschluß gebracht. — Die Ausstattung vorliegenden Werkes macht dem Verleger alle Ehre; die Sorgfalt und der Fleiß derer, welche dem Heiligen Vater und der heiligen Congregation bei dieser Ausgabe zur Hand gegangen sind, verdient den Dank des katholischen Publikums. Nebst der größeren Correctheit und der höheren Authentie hat die gegenwärtige vor der Prinzivalli'schen Ausgabe noch mehrere Vorzüge. Ein weit reichhaltigeres Register vermehrt erheblich die praktische Brauchbarkeit. Die Decrete, welche vielfach auf Specialanfragen hin erfolgten, sind mit den Anfragen und deren Anlaß unter einer kurzen Titelüberschrift oder Inhaltsangabe alle in ihrer Vollständigkeit mitgetheilt. Im Anhange finden sich unter 18 Nummern 23 päpstliche Erlasse und Constitutionen beigefügt, auf welche einige Decrete der Ablaß-Congregation Bezug nehmen. — Wer sich bei den dießbezüglichen Entscheidungen nicht mit Angaben aus zweiter oder dritter Hand begnügen will, dem ist es zur Nothwendigkeit geworden, sich in den Besitz der vorliegenden Sammlung zu setzen. Hoffentlich wird von Zeit zu Zeit in demselben Formate eine Zugabe erscheinen, welche die etwa inzwischen erfolgten neuen Erlasse als Anhang bringt.

Die Zahlangaben Genesis V und XI, nach dem hebräischen Texte und nach den Siebenzig, in ihrer Verwendung für die universale Chronologie. Von Professor Dr. Matthias Schubach. 24 S.

Obiges Schriftchen — ein Beitrag zu der für die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Coblenzer Gymnasiums erschienenen Festschrift — wählt sich eine Frage zum Vorwurf, über die wir auch schon einmal die Leser dieser Zeitschrift unterhalten haben (Jahrg. 1874, Bd. VI. S. 164. 358). In gedrängter Übersicht orientirt der Herr Verfasser gut über die Zahlen in Genesis V u. XI nach den drei Recensionen und über die hauptsächlichsten Erklärungsversuche, die er in fünf Gruppen scheidet. Die an die Zahlen des hebräischen Textes sich anschließende Chronologie wird als unbrauchbar (trotz des Rettungsversuches von Raska) aufgegeben und dabei auch die Auffassung der Zahlensysteme der Genesis einer Kritik unterzogen, welche in der Schrift von E. A.: „Die Chronologie der Genesis im Einklang mit der profanen" (Regensburg 1881), vorgetragen ist. Der innerhalb des Rahmens der Festschrift dem Herrn Verfasser sparsam zugemessene Raum erlaubte es ihm, wie es scheint, nicht, auch noch andere Systeme über Systematik in den biblischen Zahlen (z. B. Oppert, Nöldeke) zu besprechen. Der Herr Verfasser selbst gelangt zu dem Ergebnisse, daß die Zahlen der Siebenzig die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, ist aber auch gar nicht abgeneigt, noch eine größere Ausdehnung zuzulassen. Und das um so mehr, da ja der Herr Verfasser annimmt, die griechischen Übersetzer hätten bei den Abweichungen der hebräischen Exemplare unter sich einerseits und bei dem ihnen wohlbekannten höheren Alter der ägyptischen Geschichte andererseits eine systematische Erweiterung des chronologischen Netzes vorgenommen. Freilich drängt sich da die Frage auf: Haben sie bei dieser systematischen Erweiterung auch wirklich so das Richtige getroffen, daß man mit dem Herrn Verfasser sich bei der Annahme beruhigen kann, ihre Zahlen seien „durch triftigere Gründe gestützt"? [1]

Briefe über das Fegfeuer, von einem alten Benedictiner an seinen Neffen. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 8°. IV u. 131 S. Regensburg, Pustet, 1883. Preis: 50 *Pf.*

Für die Leser des „Katholik" bedarf es einer Empfehlung der in Separatabdruck erschienenen „Briefe über das Fegfeuer" nicht. Als dieselben in jener Zeitschrift vor

[1] Wir fügen gelegentlich hier eine Mittheilung bei von Th. Pinches in den Proceedings of the Society of biblical Archaiologie (7. November 1882). Er hat eine Inschrift von Nabonidus (ca. 550 v. Chr.) entdeckt, in der dieser erzählt, er sei bei den veranstalteten Nachgrabungen auf den Cylinder von Naram-Sin gestoßen, den „seit 3200 Jahren kein König vor mir gesehen hat". Sonach hätte Naram-Sin 3750 v. Chr. regiert und in die Fundamente des Sonnentempels den von Nabonidus gefundenen Cylinder eingesenkt. Auf demselben wird Naram-Sin als Sohn Sargons bezeichnet. Th. Pinches ist geneigt, Sargon I. um 3800 v. Chr. anzusetzen. — Das Interessante dabei ist, daß die Ausgrabungen, bei denen obiger Cylinder aufgefunden wurde, in Sipara statthatten. Bekanntlich meldet Berosus, daß bei der hereinbrechenden allgemeinen Fluth werthvolle Documente in Sipara vergraben worden seien. Nabonidus (nach Josephus der biblische Balthassar) erzählt auch, Nabuchodonosor hätte bereits nach den alten Cylindern gesucht, sie aber nicht gefunden; er selbst, Nabonidus, habe 18 Ellen (cubits) tief gegraben, und dann habe ihn „Samas, der große Herr von Ebara", den 3200 Jahre alten Cylinder finden lassen.

fast einem Decennium veröffentlicht wurden, haben sie ohne Zweifel das Interesse der Leser wie kaum ein anderer Gegenstand rege gehalten. — Zunächst wird die Natur des Fegfeuers eingehend erörtert und die Versöhnung zweier anscheinend sich entgegenstehenden Ansichten über dasselbe unternommen. Der Verfasser zeigt, wie man sehr wohl beiden Auffassungen, sowohl derjenigen, welche die unbegreifliche Gerechtigkeit Gottes und die Größe der dortigen Strafen betont, als auch derjenigen, welche das Trostreiche des Fegfeuers hervorhebt, gerecht werden kann und muß. Daß gerade die letztere, die trostreiche Seite, nicht vernachlässigt werden solle, wenn vom Straforte des Jenseits die Rede ist, enthält eine Mahnung, welche alle Beherzigung verdient. — Der folgende Theil der Briefe verbreitet sich über den Geist und die Praxis der Andacht zu den armen Seelen. Der Verfasser hat mit Glück jene Punkte namhaft gemacht, welche diese Andacht als eine tief im Christenthum wurzelnde, mit so vielen Dogmen verwachsene und die eigene Vollkommenheit mächtig fördernde Andacht darstellen und zugleich ihre Praxis erleichtern und versüßen.

Frau Charitas. Ein Büchlein von der Barmherzigkeit, verfaßt von Max Steigenberger, Domprediger in Augsburg. Mit Titelbild. Der Reinertrag zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Kl. 8°. 72 S. Augsburg, Dr. M. Huttler, 1882. Preis: 40 *Pf.*

Der schon weit bekannte Verfasser zeichnet in vorliegendem Schriftchen die christliche Liebe nach ihrem äußeren Wirken und ihrem inneren Geiste in einer Reihe von zusammenhängenden Lebensscenen. Der Leser soll „in der Form einer Seelengeschichte die Wege des Erbarmens kennen lernen und deren Schönheit". Mag es nun eine Seelen-Geschichte oder -Novelle sein — ein Roman nach heutigem Schnitt ist es einmal nicht. Wer noch für etwas mehr Sinn hat, als für das Lesen bloßer Tändeleien, wem eine gefällige und anziehende Form nicht deßhalb geschmacklos wird, weil in ihr der gesunde und kernige Gehalt christlicher Wahrheit geboten wird — der wird mit Befriedigung und Nutzen das Büchlein zur Hand nehmen und es bedächtig durchlesen.

Geistliches Tagebuch des ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière, Priesters der Gesellschaft Jesu und Apostels des göttlichen Herzens. Übersetzt und mit kurzer Lebensgeschichte eingeleitet von Franz Hattler S. J. XII u. 207 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Diese treffliche Übersetzung der Erleuchtungen und Vorsätze des ehrw. P. Claudius de la Colombière wird vielen Priestern und Laien sehr erwünscht sein; denn die Aufzeichnungen des heiligmäßigen Seelenführers der seligen Maria Margaretha Alacoque sind eine wahre „Schule des heiligen Geistes", um gut zu betrachten und mit Erfolg an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Dieselbe Erfahrung, welche man bei der Lesung der „Nachfolge Christi" macht, wird man auch bei ruhiger Betrachtung der vorliegenden Erleuchtungen bestätigt finden. Nicht aus verschiedenen Büchern zusammengesucht, sondern von Gott selbst einem reinen und heiligen Herzen im innigsten Verkehre mit ihm geschenkt, machen diese Erleuchtungen auch auf den Leser einen viel tieferen Eindruck, verleihen mehr Licht und Stärke zum Guten, als manche andere Andachtsbücher. Zugleich werden sie den Priestern eine willkommene Hilfe bei den heiligen Exercitien sein, und ist es kein geringes Verdienst des unermüdlichen Verfassers oder Übersetzers, daß er die Aufzeichnungen nach den Betrach-

tungen des Exercitien-Büchleins eingetheilt hat. Wir können das reichhaltige Schatzkästlein des inneren Lebens Allen nur empfehlen.

Die kanonischen Ehehindernisse nach dem geltenden gemeinen Kirchenrechte. Für den Kuratklerus in Deutschland, Österreich und der Schweiz praktisch dargestellt von J. Weber, Stadtpfarrer und Kamerer in Ludwigsburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. VIII u. 527 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 6.

Daß trotz mehrerer gleichartiger Werke von vorstehendem in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine dritte Auflage nöthig wurde, ist allein schon ein Beweis seiner eminenten Brauchbarkeit und praktischen Einrichtung. Der Titel sagt fast zu wenig. Man vermuthet nach demselben kaum, eine eingehende Behandlung über die Verlöbnisse und auch alles Wesentliche über das Brautexamen zu finden; der Verfasser geht auf alles dieß ein bei dem „aufschiebenden Ehehinderniß des Verlöbnisses". Das Werk zeichnet sich aus durch gründliche und leichtverständliche Behandlung seines Stoffes. Ohne Prunken mit wissenschaftlichem Apparate hat der Verfasser sich bemüht, aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen und durch Heranziehung nicht bloß fingirter, sondern auch geschichtlich bekannter Fälle die einzelnen Lehrpunkte zu erläutern und anschaulich zu machen. — Was wir vermissen, ist die wörtliche Anführung des jeweiligen Textes der kirchlichen Gesetze: dieser dürfte bei den einzelnen Ehehindernissen erwünscht sein; merkliche Raumvermehrung würde dadurch kaum veranlaßt. — In einigen Einzelheiten differiren wir von der Ansicht des Verfassers. Derselbe spricht sich z. B. unseres Erachtens bezüglich des Ursprungs des trennenden Ehehindernisses der Blutsverwandtschaft im ersten Grade der Seitenlinie und der Verschwägerung ersten Grades in anerkannt controverser Frage zu apodiktisch aus, ohne Beweismomente dafür anzugeben (S. 53. 93). Auch will uns die Beurtheilung der Erlaubtheit von Mischehen etwas zu mild erscheinen (S. 331 u. 333); hingegen möchte eine das Gewissen bindende Verpflichtung zu den Staatsgesetzen über die Ehe zu streng und zu absolut genommen sein (S. 401 u. 402). S. 73 heißt es, man ziehe sich „durch jede nicht durch dringende Nothwendigkeit gebotene bedingungsweise wiederholte Taufe" die Irregularität zu. Es sollte heißen: „durch eine ohne jeden vernünftigen Schein von Grund wiederholte Taufe". Der Ausdruck des Verfassers könnte die verderbliche Praxis begünstigen, eine anzweifelbare Taufe nicht leicht bedingungsweise zu wiederholen; in Wirklichkeit aber ist es Pflicht, dieß zu thun, sobald ein noch in etwa berechtigter Zweifel, der nicht als leerer Scrupel gelten kann, über die Giltigkeit der vorhin gespendeten Taufe obwaltet. Das auch noch nach dem jüngsten Decret des Heiligen Stuhles. In England lautet die von Rom aus gebilligte Vorschrift auf bedingungsweise Wiederholung der Taufe, wenn nicht ihre Giltigkeit „ex indubiis probationibus certissime constet". Bei einer pflichtmäßigen Wiederholung (und wir möchten sagen, noch ein gut Stück darüber hinaus) ist von Irregularität nicht die Rede.

Officium hebdomadae sanctae secundum Missale et Breviarium Romanum. Cum approbatione R[mi] Ordinariatus Augustani. 12°. p. 332. Campoduni, Koesel, 1883. Preis: *M.* 4.

Es ist einmal üblich geworden, unter diesem Titel das kirchliche Officium nicht bloß der Charwoche, sondern dieser mit Einschluß der folgenden Osterwoche zu be-

greifen. Die vorliegende Ausgabe bietet also die vollständigen priesterlichen Tagzeiten mit den einschlägigen Meßformularen für diese ganze Zeit. Sie schließt sich in der gefälligen Ausstattung dem vor einigen Jahren in derselben Buchhandlung erschienenen und recht günstig aufgenommenen vierbändigen Brevier an. Der Druck ist correct. Auch beim Rothdruck der Rubriken ist Sorge getragen, durch Sperr= und Cursivdruck die hauptsächlich zu merkenden Wörter sofort in die Augen springen zu lassen.

Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin dargestellt. Von P. Georg Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. VI u. 415 S. Regensburg, Pustet, 1883. Preis: *M.* 3.

Der unermüdliche P. Patiß hat mit dieser seiner neuesten Schrift einen sehr glücklichen Griff gethan. Indem er es unternahm, die Geheimnisse des Leidens Christi im Anschluß an den hl. Thomas von Aquin zur Darstellung zu bringen, hat er einen glänzenden Beweis geliefert, eine wie reiche Fundgrube der tiefsten, anregendsten und für das geistliche Leben fruchtbarsten Gedanken auch ein kleiner Bruchtheil der Werke des englischen Lehrers darbietet. Der hochw. Verfasser hat darauf verzichtet, die betreffende Lehre des Aquinaten aus dessen verschiedenen Werken zu einem Gesammtbilde zu vereinen; er beschränkt sich auf die Stelle der Summa theologica (p. III. qu. 46—51), welche das Leiden Christi behandelt. Auch in der Anordnung lehnt sich die Schrift auf's Engste an die fünf Quästionen mit ihren Artikeln an, so daß sie als Paraphrase und Commentar derselben gelten kann. Hauptzweck der Schrift ist nach des Verfassers Absicht die Erbauung, und somit sucht sie einen weiteren Lesekreis. Aus diesem Grunde geht das Bemühen des Verfassers dahin, die technischen Ausdrücke der Scholastik nach Möglichkeit zu vermeiden. Dennoch dürfte das Verständniß der Schrift für nicht scholastisch gebildete Leser an manchen Stellen mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein. Wir glauben, der Grund liegt darin, daß die Darstellung die Abhängigkeit von der Vorlage nicht genügend überwindet, sich nicht frei genug bewegt.

Bedrängnisse des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer während der preußischen Regierung in Warschau. Eine Culturkampf=Geschichte aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Nachtrag zum Leben des ehrw. P. Hofbauer von Michael Haringer. 8°. 31 S. Regensburg, Pustet, 1883. Preis: 20 *Pf.*

Die Schrift vervollständigt die Biographie des ehrw. P. Hofbauer durch Mittheilung einiger Documente, welche dem hochw. Verfasser erst nach Fertigstellung der zweiten Auflage des „Lebens“ zugingen. Die Documente werfen grelle Streiflichter auf das kirchenfeindliche Vorgehen der preußischen Regierung im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, wie auf den heldenmüthigen Widerstand des deutschen Redemptoristen.

Don Bosco. Aus dem Leben eines berühmten Zeitgenossen. Von Dr. Karl d'Espiney. Nach der fünften Auflage aus dem Französischen frei übertragen von Karoline Freiin von K... Mit dem Bildnisse Don Bosco's und einem Vorwort des hochw. Herrn Dr. Theodor Laurent, Bischof von Cherson. 8°. 190 S. Münster, Nasse'scher Verlag, 1883. Preis: *M.* 2.

Ein ebenso anziehendes als erbauendes Büchlein, welches uns zahlreiche, wirklich interessante Züge aus dem Leben und eine Zusammenstellung der Werke Don Bosco's

bietet. Aber der Mehrzahl unserer Leser wird selbst der Name dieses „berühmten Zeitgenossen" ein unbekannter geblieben sein. Um so mehr werden sie der Übersetzerin dafür danken, daß sie uns eine der bescheidensten, aber auch auffallendsten Berühmtheiten der italienischen Geistlichkeit so lebenstreu vorgeführt hat. Hoffen wir, daß der Name des seeleneifrigen Priesters von Turin, seine oft wunderbaren Gebetserhörungen und besonders sein herrliches Werk der Erziehung verwahrloster Knaben bald auch in Deutschland ebenso populär werde, wie es seit Jahren in Italien und Frankreich der Fall ist. Die Übersetzung ist durchgehend sehr fließend und hat manche Stilübertreibungen des Originals mit lobenswerther Freiheit beseitigt. Ganz im Geiste Don Bosco's ist die Hälfte des Reinertrags des vorliegenden Büchleins für arme Theologie-Studirende bestimmt. Wünschen wir in Anbetracht dieses Zweckes dem elegant ausgestatteten, von Seiner Bischöflichen Gnaden dem hochwürdigen Herrn Dr. Theodor Laurent warm und schön bevorworteten Lebensbilde eine doppelt große Verbreitung!

Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde. Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. Von Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Professor in Löwen. (Der Görres-Gesellschaft dritte Vereinsschrift für 1882.) 8°. 63 S. Köln, Bachem, 1882.

Nachdem Amsterdam einen seiner schönsten Plätze mit dem Standbild des Convertiten Vondel geschmückt hat, will Brüssel dem Erz-Geusen Philipp van Marnix (1538—1598) ein Denkmal setzen. Die Sache liegt aber nicht ganz gleich. Der katholische Dichter Vondel hat selbst seinen protestantischen Gegnern Achtung abgerungen. Aber der Geuse Marnix? — Weder „unter dem Kreuze der Verfolgung", d. h. in den Greueln des Bildersturms, noch im Dienste des „frommen" Friedrich III. von Kurpfalz, noch als reisender Diplomat und Brautwerber am Hofe der „Jungfräulichen" kann der wüthende Agitator, ein echter Lehrling Calvins, irgend einem besonnenen Manne Hochachtung einflößen. Als Bürgermeister von Antwerpen bewies er wenig Genie, als Schriftsteller die unverschämteste Frechheit. Da er die Lutheraner, Wiedertäufer und Jedermann, der nicht auf Calvins Worte schwur, ebenso mit Schwert und Feuer verfolgt wissen wollte, wie die Katholiken, so hat Niemand Grund, ihm ein Denkmal zu setzen, als etwa ein moderner „Geuse", der den Christenglauben und alle menschliche Freiheit noch mehr haßt, als er sich selbst liebt. Möge die bei gedrängter Kürze doch sehr gediegene und inhaltsreiche Schrift im „katholischen" Belgien Beachtung finden! Für die bevorstehende Luther-Feier bietet sie einige anmuthige Festblumen dar. Denn Marnix schämte sich nicht der Bilderstürmer, wie der Herr Consistorialrath Ebrard in Erlangen; er canonisirte sich und sie als „Leute, welche wegen des Namens Christi Jesu beinahe 50 Jahre lang unausgesetzt verfolgt wurden".

Zur Geschichte des Landkapitels Amrichshausen. Von Joh. Scheffold, Pfarrer in Kupferzell. 8°. III u. 202 S. (+ VII u. VIII). Heilbronn, M. Schell.

Im württembergischen Franken, im Flußgebiete des Kochers und der Jart, liegt das jetzige Decanat Amrichshausen, welches zu den größtentheils protestantischen Oberämtern Künzelsau und Öhringen gehört und ehemals einen Theil des 741 vom hl. Bonifacius gegründeten Bisthums Würzburg ausmachte. Die Diöcese zerfiel vor der kirchlichen Empörung des 16. Jahrhunderts in acht Archidiakonate, unter welchen

die Decanate standen. Der im vorliegenden Werke geschilderte Bezirk war dem vierten und fünften Archidiakonate zugetheilt. Es war ein guter Gedanke des Landkapitels Amrichshausen, seine eigene Geschichte nach den Quellen erforschen und schreiben zu lassen — ein Plan, welchen der jetzige Decan, Herr Zierlein, Pfarrer in Bieringen, angeregt hatte. Der allgemeine Theil des Buches behandelt die kirchliche Eintheilung, die klösterlichen Niederlassungen, Verlegung des Kapitels von Künzelsau nach Ingelfingen, die sogen. Reformation mit dem Zerfalle des Kapitels und dessen Neugestaltung nach dem unglückseligen Abfall. Der Abfall der Grafen von Hohenlohe von der Mutterkirche mit dem schnöden Jus reformandi und den schädlichen Bestimmungen des Interims zog den größten Theil der reichgesegneten Gegend in den Strudel der neuen Lehre, bis endlich der fränkische Salomo, der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (regierte 1573—1617) bessere Zeiten über die fränkischen Gaue heraufführte, indem die Zurückführung der Abgefallenen (wenigstens in den fürstbischöflichen Ortschaften) zur alten Mutterkirche, die sogen. „Gegenreformation", begann. Auch der deutsche Orden, welchem etliche Pfarreien des Kapitels Amrichshausen gehörten, sorgte durch das Priesterseminar zu Mergentheim für gute Geistliche. Da brach, ein Jahr nach dem Tode des großen Fürstbischofs Julius, der 30jährige Krieg los, der keinem deutschen Lande so großen Schaden brachte, als dem schönen Franken; denn dahin zogen die feindlichen Horden mit Vorliebe, um „auf der Bratwurst zu tanzen". Der Verfasser schildert in treuen Zügen die Greuel jenes Krieges und die Bedrängnisse des Kapitels Amrichshausen. Zum Glück regierte 1642—1673 der gute Fürstbischof Joh. Philipp von Schönborn, der sich's angelegen sein ließ, die Wunden der Kriegsjahre zu heilen und besonders durch Einführung des Holzhauser'schen Instituts für gelehrte, fromme und tugendhafte Priester zu sorgen, so daß man auf einfachen Dorfpfarreien Doctoren der Theologie oder des kanonischen Rechtes treffen konnte. Fürstbischof Friedrich Karl Graf von Schönborn führte 1737 die ewige Anbetung in der Diöcese Würzburg ein. Auch um die Schule kümmerte sich der Klerus mit Vorliebe, und der Verfasser führt manche von Pfarrern gemachte Schulstiftungen an. Im Jahre 1803 fiel das Fürstbisthum Würzburg, 1810 das Hoch- und Deutschmeisterthum zu Mergentheim; Napoleon zerschnitt Franken und theilte die Stücke den Kronen Bayern, Württemberg und Baden zu. Durch königliche (!) Verfügung vom 15. Mai 1818 wurde das Decanat Amrichshausen errichtet, wie es bis heute besteht. Die allgemeine Geschichte (S. 1—113) schließt mit der Reihenfolge der Decane, Kamerer und Schulinspectoren des Kapitels. Gerne hätten wir auch eine Reihenfolge der Fürstbischöfe von Würzburg und der Hoch- und Deutschmeister gesehen. Der besondere Theil (S. 120 ff.) schildert die Geschichte und Reihenfolge der Pfarrherren der einzelnen Seelsorgsstellen, soweit eben die Urkunden noch aufzutreiben waren, d. h. den 30jährigen Krieg überlebt haben. — Der Verfasser hat unläugbar sein Buch mit Opferwilligkeit, Treue und Liebe geschrieben, daher einen schätzbaren Beitrag zur fränkischen Specialgeschichte geliefert. In Betreff des Stils hätten wir eine weniger mathematische Form gewünscht. Der Verfasser citirt nicht bloß die Quellen als Parenthesen im Texte selbst, sondern bringt sogar die längeren Citate aus den Quellen in Parenthese, bisweilen mit Unterparenthesen, so daß auch ein gewandter Leser den Faden des Satzes verliert.

Die Entwicklung der socialistischen Idee und die rechte Art, sich ihrer Fortschritte zu erwehren. Von Johann Hoffmann, Redacteur des „Westfälischen Merkur" in Münster. 8°. 71 S. Münster, Theissing, 1882.

„Wir haben gesehen, daß es zur Vertilgung der socialdemokratischen Ideen zweierlei bedarf, nämlich erstens der Thätigkeit der christlichen Kirche und ihrer vollen Freiheit, damit sie die principiellen Irrthümer des atheistischen Socialdemokratismus erfolgreich bekämpfen kann; zweitens aber gründlicher socialer Reformen. Es fragt sich nun, ob und in welcher Weise noch ein Drittes empfehlenswerth ist, nämlich Repressivmaßregeln gegen die Socialdemokratie." Wenn wir die letztgestellte Frage mit Einschränkung bejaht sein lassen, so ist in diesen Worten (S. 69) der Inhalt der Broschüre kurz zusammengefaßt. Der erstere, größte Theil nämlich (S. 1—43), welcher an der Hand der Geschichte die Entwicklung der socialistischen Idee von den ersten Keimen der kirchlichen Revolution her verfolgt, gestaltet sich thatsächlich eben zu einem großartigen Beweise, daß es nur die christliche Kirche, d. h. der Katholicismus, ist, die den Principien des Socialismus siegreich begegnen kann, und daß ihre vollständige Befreiung aus den Fesseln des Culturkampfes ein nothwendiges Postulat für das Heil des staatlichen und socialen Wohles ist. Wenn daher die einmüthige Ansicht der katholischen und der andersgläubigen Mitglieder der socialconservativen Versammlung vom 10. November 1882, welche „als den Kern der socialen Frage den Mangel des Christenthums in allen Schichten der Bevölkerung" anerkannte, freudig begrüßt wird (S. 44) — und das mit Recht —, so müssen wir doch auch dem Verfasser völlig beipflichten, wenn er durchblicken läßt, daß im akatholischen Christenthum immer ein todbringender Keim liegen bleibe, den die unerbittliche Logik der Thatsachen bis zur atheistischen Revolution des Socialismus über kurz oder lang auswachsen lasse. — Die Postulate für sociale Reform, welche mehr angedeutet als weiter entwickelt werden, sind hauptsächlich: Innungsgesetz, Wuchergesetz, Börsensteuer, Reform der Actiengesetzgebung, Einführung eines conservativen Erbrechtes für den Bauer, Abschaffung der Freizügigkeit und Reform des Unterstützungswohnsitzes, Unterstützungskassen für Fabrikarbeiter, gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit, der Frauen- und Kinderarbeit. Kein Zweifel, daß nach all diesen Seiten hin Wandel geschafft werden muß, wenn die sociale Lage sich zum Bessern wenden soll. Es ist eine tief in's Gewissen eingreifende Pflicht der Staatslenker und derer, die berufen sind, am öffentlichen Wohle autoritativ mitzuarbeiten, diese Fragen einer gedeihlichen und raschen Lösung entgegenzuführen. Zu Letzterem von Neuem angeregt zu haben, ist das schätzbare Verdienst des Verfassers dieser Broschüre.

600 Kinder-Räthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebete. Für gute Kinder herausgegeben von Ernst Lausch. Siebente durchgesehene Auflage. Kl. 8°. 112 S. Bremen, Heinsius. Preis: *M.* 1.20.

Ein allerliebstes Büchlein, welches den Kindern verschiedener Altersstufen reichen Unterhaltungsstoff bietet; eine Abtheilung Räthsel ist sogar für die ganz Kleinen bestimmt. Manche der „Knacknüsse" gehören zu den weit und breit bekannten; aber eine große Anzahl dürfte wegen ihrer Neuheit einen doppelten Werth haben. Zum Auswendiglernen sind auch einige gut ausgewählte Kinderreime beigegeben.

Miscellen.

Ein dänischer Protestant über die „Reformation“. Ein Leser der „Stimmen aus Maria-Laach“ im Auslande schickte an einen ihm bekannten Publicisten (der Däne und Protestant ist) P. Baumgartners Recension über Joh. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“ (s. diese Zeitschrift, 1879. XVII. 200, und 1880. XXII. 189), welche, in's Dänische übersetzt, als Broschüre herausgegeben wurde [1]. Darauf wurde er mit einem ausführlichen Antwortschreiben überrascht, das er uns zur Veröffentlichung hat zugehen lassen. Wegen Raummangel können wir dasselbe nicht ganz bringen; wir heben folgende Stellen in getreuer Übersetzung heraus:

Kopenhagen, 27./12. 82.

Besten Dank für den freundlichst übersendeten interessanten Auszug aus Johann Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“. Janssen entrollt in Bezug auf Deutschland durchaus dasselbe traurige Bild von den Verirrungen des Reformations-Zeitalters, welches ich mir durch eine zufällige Bekanntschaft mit verschiedenen dänischen Actenstücken von den damaligen Zuständen in unserem Dänemark entworfen hatte. Alle Geschichtshandbücher haben, so viel mir bekannt, nur Worte des Lobes für die Großthaten der Reformatoren, für die Freiheit, welche dadurch zu Wege gebracht, und für alle die übrigen segensreichen Wirkungen, welche daraus entsprungen sein sollen. Ich für meinen Theil bin nie in der Lage gewesen, eine Spur davon zu entdecken. In der That, ist nicht schon das höchst verdächtig: während Christus — und nach ihm so manche Andere unter ähnlichen Verhältnissen — nur einige wenige Menschen, und obendrein nur Fischer und Leute aus dem niedrigen Volke, bewegen konnte, seine Lehre anzunehmen, da zählt Martin Luther alsbald Könige und Fürsten und einen zahlreichen Adel, von Bürgern und Bauern gar nicht zu reden, unter seinem Anhange, so daß schon vor seinem Tode ganz Norddeutschland und der halbe Norden Europa's der neuen Lehre huldigten! Wer auch nur ein wenig Geschichte studirt hat, muß doch wissen, daß „neue Ideen“ sich niemals eines solchen Beifalls zu erfreuen haben, es sei denn, dieselben seien zugleich einträglich. Jener reißende Absatz erinnert mich stets viel eher an eine Actiengesellschaft oder ein ähnliches lucratives Geschäftchen, als an einen „Sieg der Wahrheit über die Lüge“. Wären nicht die reichen Kirchengüter gewesen und die neuen Grundsätze: cujus regio, ejus religio, und: der Landesherr ist summus episcopus, so zweifle ich sehr, ob es so schnell gegangen wäre. Hier zu Lande wie anderswo plünderte man die Kirche,

---

[1] Det tydske Folks Historie siden Middelalderens Slutning af Johannes Janssen. En literair Anmeldelse af A. Baumgartner. Kjøbenhavn 1882.

und weil der König selbst nicht im Stande war, den ungeheuren Grundbesitz, der ihm zugefallen war, allein zu verwalten, so mußte er ihn unter den Adel vertheilen. Der hätte wahrhaft lächerlich kleine Abgaben davon entrichten sollen; doch sah der Edelmann es für das Vernünftigste an, nicht einmal die zu erlegen, da keine Controlle darüber geführt wurde, wer bezahlt habe und wer nicht. Die Bürgersleute, welche zur Einführung der neuen Lehre ihre Hand geboten, hatten in ihrer Blindheit darauf gerechnet, zur Belohnung die reichen, politisch einflußreichen und angesehenen geistlichen Stellen zu erhalten. Aber der König verstand sich besser auf Politik, als diese Bürgersöhne, und war natürlich nicht so einfältig, einen neuen geistlichen Stand aufzurichten; die Geistlichkeit hatte mit 1536 ihre politische Rolle ausgespielt. Dem Volke Prediger und Schulen zu geben, daran zu denken fand man vor lauter Glaubenseifer keine Zeit. Die bisherigen katholischen Priester durften, wenn sie wollten, bleiben; nur sollten sie die neue Lehre predigen. Von dieser hatten sie übrigens gar keinen Begriff, und längere Zeit verstrich, ohne daß sie eine Anleitung dazu erhalten hätten; denn „gut Ding will Weile haben", und ein Rituale oder Religionslehrbuch ließ sich nicht so schnell fertigstellen, als die Bekehrung zum neuen Evangelium vor sich ging. Von einem Gehalte der Geistlichen war keine Rede; wenn die Bauern, welche an ihren alten Priestern, wo diese blieben, hingen, und welche von der neuen Lehre gerade so viel verstanden, als ihre Lehrer — wenn die Bauern ihnen nicht Wohnung, Kleidung und Nahrung geboten hätten, so hätten dieselben vonwegen des neuen summus episcopus immerhin verhungern können. . . .

Das Volk wurde natürlicherweise nicht zu Rathe gezogen, da man es im Jahre 1536 durch eine Revolution von oben seines von den Vorfahren ererbten Glaubens beraubte. Wären die Bauern nicht gerade damals in Folge des unmittelbar vorhergegangenen dreijährigen Krieges, der sogenannten „Grafen-Fehde", in welcher gerade der gemeine Mann (wenigstens zum Theil) auf Seite der Kirche gestanden hatte, so erschöpft und in so zerrütteten Verhältnissen gewesen, so hätte es wohl geschehen können, daß sie ziemlich nachdrücklich gegen den „Protest" protestirt hätten. Aber wie die Dinge nun einmal lagen, mußten sie sich in das Unvermeidliche schicken, und was besonders viel half, den Bruch weniger fühlbar zu machen, war, daß viele von den alten Priestern an ihren Gemeinden festhielten; denn obschon es officiell hieß, Dänemark sei lutherisch, so ging doch Alles noch eine gute Weile in dem alten Geleise voran. Das Einzige, was von der geschehenen Veränderung Kunde gab, war eigentlich der an den katholischen Kirchen verübte Vandalismus, wo die Räuber und Plünderer die schönen Bilder mit Kalk überschmierten, wenn es ihnen zu viel Mühe kostete, sie gänzlich zu zerstören. In unseren Tagen sucht man sie denn auch so viel als möglich zu restauriren. Der neue Glaube, welcher ja nach der Religionsneuerung das Wichtigste sein sollte — ein Glaube, von dem Pastor Beck [Hauptagitator der „innern Mission"] vor einigen Monaten unverfroren öffentlich erklärte, daß man eher Dieb, Räuber, Mörder und Todtschläger, als „ohne Glauben" sein dürfe — der neue Glaube war Prediger und Volk gleich unbekannt. Deßhalb kann man Spuren von der katholischen Zeit, besonders unter der Landbevölkerung, bis auf unsere Tage verfolgen; kein dänischer Bauer — und auch wohl kaum Jemand aus den höheren Ständen, er müßte denn ein gar verschrobener Kopf sein — läßt es sich beifallen, einer Lehre zu huldigen, die Alles auf den Kopf stellt, daß man nämlich thun könne, was man wolle, wofern man nur glaube. Er ist viel zu praktisch angelegt, um nicht ohne alles Bedenken anzunehmen, daß der Glaube sich im Werke zeigen muß, wenn er eben etwas Anderes als leeres Wort sein soll. Selbst die Erinnerung an die katholische Sitte des Fastens war noch in meinen Kinderjahren in Kopenhagen nicht ganz verschwun-

den, wo man Fischtage (d. h. Fasttage) kannte und Fleischtage, und der großartige Wohlthätigkeitssinn der alten Kirche ist dem Bewußtsein unseres Volkes in Stadt und Land heute noch gerade so tief eingeprägt, wie vor 300 Jahren. Was Freiheit und Freiheitssinn angeht, so haben diese Tugenden erst seit 1849 sich öffentlich zeigen dürfen. Im Reformations-Zeitalter und noch 200 Jahre später jagte man die Leute auf den geringsten Verdacht hin wegen „Papismus" aus Amt oder Land. Der große lutherische Gelehrte Niels Hemmingsen ist ein sehr sprechender Beweis dafür. Holberg wäre beinahe wegen seines ganz unschuldigen „Peder Paars" an Leben und Gut gestraft worden, und späterhin entging er der öffentlichen Anklage wegen seiner ebenso harmlosen „unterirdischen Reise Niels Klims" nur, weil er das Buch auf Latein abfaßte (was das „Volk" nicht verstand) und es in Leipzig erscheinen ließ, von wo nur einige wenige Exemplare, um die man sich in der lateinlesenden Gelehrtenwelt förmlich riß, bei Lebzeiten des Dichters den Weg nach Dänemark fanden. Man könnte noch viele andere Beispiele lutherischer Intoleranz anführen. Wenn wir einmal einen Historiker haben werden, welcher auf Grundlage der Quellen, besonders der ungedruckten, ein Bild von der Reformation in Dänemark entwirft, so wird sein Urtheil kaum milder ausfallen, als das Urtheil Janssens mit Bezug auf Deutschland. Ich konnte nicht umhin, als unparteiischer Beurtheiler im Interesse der historischen Wahrheit diese wenigen Züge herauszuheben.

Was Luthers Persönlichkeit selbst angeht, so sind meine Kenntnisse in der Richtung ziemlich fragmentarisch; sie hat mich aber niemals sympathisch berührt. Gelegentlich habe ich öfter aufmerksam gemacht auf das einzige richtige Interesse, das er nach meiner Auffassung für uns [Dänen] hat, daß er nämlich, freilich ohne es zu ahnen, unsere dänische Sprache gerettet hat, welche, wenn das Mitteldeutsche nicht allgemein deutsche Culturspache geworden wäre und so das Nord-(Platt-)Deutsche erstickt hätte, im Kampfe mit der ziemlich naheliegenden plattdeutschen Sprache hätte unterliegen können. Aber das hat freilich, wenn anders meine Hypothese richtig ist, nichts mit seiner Thätigkeit als Reformator zu schaffen. Er macht auf mich den Eindruck einer rohen Bauernnatur, eines Menschen, der u. A. am allerwenigsten das Neue Testament, das er zu unserem Papste gemacht hat, kannte. . . .

Ich hätte es deßhalb viel eher verstehen können, wenn Luther das ganze Christenthum über den Haufen geworfen und eine neue Religion „aus dem inneren Bewußtsein heraus" construirt hätte; das hätte doch einen Sinn gehabt; die Fürsten hätten deßhalb die Kirchengüter gerade so gut stehlen können. — Es ist merkwürdig, daß das Lutherthum namentlich in unseren Tagen sich genöthigt sieht, ganz dieselben Bahnen zu betreten, welche der Katholicismus vor mehr als tausend Jahren durchlaufen hat: die Gemälde in den Kirchen werden restaurirt, der Kirchengesang wird reformirt (die alten katholischen Melodien sind zwar weit ergreifender, als die späteren lutherischen „Choräle", doch auch das ist immer noch mehr, als wo man von Orgel und Gemeindegesang nichts wußte), in den alten Kirchen bemüht man sich, die ursprüngliche Schönheit wiederherzustellen oder zu bewahren, bei Neubauten strebt man wenigstens darnach, den alten Stil nachzubilden; man führt liturgischen Gottesdienst ein, und nicht wenige Familien halten eine Art von Hauskaplan, der von Zeit zu Zeit gerade wie der Hausarzt seinen Besuch macht — ein gewisser Ersatz für die Beichte; kurz, man fühlt das Bedürfniß einer persönlichen Annäherung an die Diener der Kirche. Was ist dieß Letztere im Grunde wohl anders als ein Zurückkehren zum Alten, eine gewisse Ahnung, daß „das Buch" denn doch nicht genüge, sondern daß man Jemanden nöthig hat, dessen Worte ein weit größeres Gewicht haben, eben weil es Worte sind, getragen von einer lebendigen Überzeugung? Bei dem liturgi-

schen Gottesdienste, welcher letzten Sonntag (am Weihnachtsabend) in der Lieb-Frauen-Kirche [der Hauptkirche Kopenhagens] abgehalten wurde, war die Kirche so voll, daß nirgends ein Platz leer war, und Viele fortgehen mußten, weil es unmöglich war, hineinzukommen; sogar die Beichtkammer und die Sacristei hinter der Kirche, wo man von dieser vollständig abgeschlossen ist, waren mit Menschen angefüllt. Dieser ganz eigenartige und schöne Gottesdienst, welcher erst vor einigen Jahren eingeführt wurde, und wobei nur „Messe gehalten" [d. h. Epistel und Evangelium nach Weise eines katholischen Hochamtes, aber auf Dänisch, von einem Celebrans in rothem Meßgewand] und einige vier- und einstimmige Lieder gesungen werden, hat ein vollständig katholisches Gepräge und lockt immer eine viel größere Menschenmenge an, als irgend ein anderer Gottesdienst mit Predigt; in früheren Zeiten wurde am Weihnachtsabend gar kein Gottesdienst gehalten. Ich glaube daher, wir haben viele Anzeichen, daß die evangelisch-lutherische Kirche nach einigen hundert Jahren, wenn sie überhaupt so lange besteht, sich hier in Dänemark sehr weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt und dem katholischen Standpunkt genähert haben wird, getrieben von einem inneren unwiderstehlichen Drange nach einem Klerus; das wird dann eine Umkehr auf wohlbekannten Pfaden, eine Umkehr, die man sich hätte ersparen können, wenn nicht „die Reformation" die Kreisbewegung angefangen hätte.

Aussichten des Darwinismus.

Die moderne Descendenzlehre, die auch treffend der Haeckel'sche Darwinismus genannt wird, glaubt sich im Besitz von zwei wichtigen Archiven, deren jedes die unzweideutigsten Urkunden für die Richtigkeit ihrer Anschauungen enthalte. Es bedürfe nur, so meint man, des richtigen Verständnisses dieser Documente, um die unmittelbarsten und schlagendsten Beweise für die Abstammung aller Organismen von einer Urform in Händen zu haben. Diese Wunderarchive sind die Entwickelungsgeschichte und die Paläontologie.

Die Gegenstände der letzteren mögen nun nicht so ganz ohne Grund mit alten, längst vergilbten Urkunden verglichen werden. Es sind in der That die Reste vergangener Generationen, Gebeine erloschener Geschlechter, welche aus den Schichten der Erde, gleichsam wie aus den Trümmern ihrer Paläste, zu uns reden. Sie lehren uns, daß nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dieselben Pflanzen- und Thierarten dieselben Wohnplätze inne hatten, daß längstverschollene Geschlechter einst unsere Erde auf dem Festland und im Meere bevölkerten, daß verschiedene Perioden der Gestaltung und des Lebens auf unserem Planeten wechselten. Eine solche Sprache reden die Fossilien, die Reste früherer Faunen und Floren, für Jedermann. Den Darwinisten aber erzählen sie noch mehr. Ihnen deuten sie auch noch das geheimnißvolle Band an, das sie alle mit einander verknüpft. Unvermittelt, wie sie unter-, über- und nebeneinander begraben liegen in den weiten Schichten ihres Riesengrabes, diese Gebeine aus grauer Vorzeit, sollen sie jeden Verständigen hinweisen auf einen gemeinsamen Urorganismus, dem sie sich alle im Laufe der Millionen und aber Millionen von Jahren, wie die Zweige eines Baumes aus der gemeinsamen Wurzel, entwickelten. Nur der versteht es, die Urkunden dieses Archives zu lesen, welcher diese Grundanschauung als Runenschlüssel mitbringt.

Völlig verschiedener Art ist das andere Archiv des Darwinismus, die Entwicklungsgeschichte. Fast möchten wir dasselbe im Gegensatz zu einem Archiv ein naturhistorisches Museum nennen. Es werden uns hier nicht längst ausgestorbene Thiere und Pflanzen in dem bunten Wechsel ihrer Mannigfaltigkeit oder in der gigantischen Größe ihrer Formen vorgeführt, nein, was unser Auge fesselt, sind die merkwürdigen Gestalten, welche jedes organische Wesen, sei es Thier oder Pflanze, in seinem Einzelleben durchläuft. Nicht bloß, daß aus der Raupe die Puppe, aus dieser der Schmetterling hervorgeht; unendlich mannigfaltiger sind die Formen, denen jedes Hühnchen und seine einzelnen Organe in dem sogen. Embryonalleben, von der Keimzelle an bis zum Moment, wenn es dem Ei entschlüpft, unterworfen ist. Und wie das Hühnchen, so in ihrer Art die übrigen Thiere, und wie die Thiere, so der Mensch. Haeckel ist sich bewußt, uns der verhängnißvollsten Ignoranz zu entreißen, wenn er uns belehrt, daß der menschliche „Embryo zu einer gewissen Zeit im Wesentlichen den anatomischen Bau eines Lanzet-Thierchens, später eines Fisches, noch später den Bau von Amphibienformen und Säugethierformen besitzt, ja daß bei weiterer Entwicklung dieser letzteren zuerst Formen erscheinen, welche auf der tiefsten Stufe der Säugethier-Reihe stehen — Formen, welche den Schnabelthieren, dann solche, welche den Beutelthieren nächst verwandt sind, und erst später solche Formen, welche die größte Ähnlichkeit mit den Affen besitzen, bis endlich zuletzt als Schlußresultat die eigentlich menschliche Form erscheint" [1]. Diese merkwürdigen Resultate, welche die Entwicklungsgeschichte der Einzelwesen, die Keimesgeschichte oder Ontogenie zu Tage gefördert hat, gewinnen aber erst ihre volle Bedeutung durch das helle Licht, das sie auf die Phylogonie oder Stammesgeschichte ausstrahlen. Die Aufeinanderfolge dieser embryonalen Formen soll den schlagendsten Nachweis liefern für den Weg, auf welchem die jetzt lebenden Organismenarten zur Höhe ihrer heutigen Vollendung sich durchzukämpfen hatten. Nach Haeckel brauchen die embryonalen Formen, welche die einzelnen Pflanzen und Thiere bis zur Ausbildung ihres Typus durchmachen, nur richtig verstanden zu werden, und „wir dürfen sofort mit der größten Sicherheit aus der Beschaffenheit der vorübergehenden individuellen Form auf die einstmalige Beschaffenheit der Vorfahrenform schließen" [2]. Alles hängt mithin auch hier von der Deutung der Gestalten ab.

[1] Haeckel, Anthropogenie, 3. Aufl., I. S. 4.

[2] Anthropogenie, I. S. 8.

Das sind also die beiden großen Staatsarchive des Darwinismus, deren Urkunden nur aufgeschlagen zu werden brauchen, will man sofort die schlagendsten Beweise für die Wirklichkeit der Descendenz zur Hand haben.

I. Treten wir ein in dasjenige, welches die frisch- und jüngst-gewonnenen Resultate der Entwicklungsgeschichte enthält. Dort sehen wir sie in conservirendem Alkohol und sicherem Verschluß, die stummen und doch so klar redenden Zeugen der Descendenzlehre und unserer eigenen, thierischen Abstammung. Wohlgeordnete Reihen finden wir da „zur Entwicklungsgeschichte des Huhnes", „zur Entwicklungsgeschichte des Frosches, des Kaninchens, des Meerschweinchens" u. s. w. aufgestellt, deren jede 3—5 Embryonalformen umfaßt. Als besonders bedeutungsvoll sollte uns auch eine Suite von zwei menschlichen Embryonalformen gelten. Selbstverständlich ist ein Museum nicht in der Lage, volle abgeschlossene Reihen von Objecten aufzubringen, welche die Entwicklung der einzelnen Thierarten in ununterbrochenem Verlauf zur Anschauung brächten — und überdieß sind die ersten Anfänge jeder Reihe mikroskopisch klein. Da ist nun Haeckel auf den „genialen" Gedanken verfallen, durch beigegebene Zeichnungen die einzelnen Reihen zu ergänzen und zu erklären. Diese Skizzen machen zwar keineswegs den Anspruch auf höchst sorgfältige, möglichst exakte Abbildungen, im Gegentheil, es sind einfache schematische Bilder, die nur die wesentlichen Verhältnisse der Form, die sie erläutern sollen, wiedergeben und alles unwesentliche Beiwerk bei Seite lassen. Haben sie ja doch den Zweck, zu belehren und zu erklären, nicht zu stören und zu verwirren [1].

Indessen so sehr wir auch staunen über die gewonnenen Resultate, daß, ähnlich wie im durchsichtigen Froschei, so auch in allen anderen Fällen der jugendliche Organismus allmählich die verschiedenen Organe heranbildet und sich durch die mannigfaltigsten Stadien hindurch entwickelt, das tiefere Verständniß fehlt uns noch. Dieses wird uns erst vermittelt durch das Grundgesetz der organischen Entwicklung oder kurz das biogenetische Grundgesetz. Von ihm hängt nach Haeckel das ganze innere Verständniß der Entwicklungsgeschichte ab; kurz läßt es sich in diesem Satz ausdrücken: die Keimesgeschichte ist der Auszug der Stammesgeschichte, oder auch: die Ontogenie ist eine Recapitulation der Phylogenie [2]. Das ist die große

[1] Anthropogenie, Vorwort S. xxv.

[2] Dieses Gesetz, dessen „geniale" Erfindung Haeckel nicht ungeneigt scheint, sich zuzuschreiben, hat übrigens Fritz Müller 1864 zuerst ausgesprochen. In einer

Zauberformel Haeckel's, welche so viele Regimenter von Beweisen zu Gunsten des Darwinismus aus dem Boden stampft, als es heutzutage Pflanzen und Thierarten, überhaupt Einzelorganismen gibt, die einer Embryonal-Entwicklung unterliegen. Im Lichte dieses biogenetischen Grundgesetzes führen uns die einfachen, schematischen Abbildungen Haeckel's mehr vor als die bloß flüchtigen Jugendzustände des Frosches, des Huhnes oder Kaninchens — die Reihe verwandelt sich in einen Stammbaum, die Abbildungen stellen uns die Ahnen dar in den einzelnen Stadien ihres mühevollen Ringens nach der vollendeten Form, deren sich an der Spitze dieser Reihe der Frosch, jener das Huhn, hier der Elephant, dort der Mensch erfreut. Das ist das „biogenetische Gesetz", die wichtigste Errungenschaft der Neuzeit. Im Grunde ist es nichts Anderes als die Erkenntniß, der Ausdruck des causalen oder ursächlichen Zusammenhanges zwischen Keimesgeschichte und Stammesgeschichte. Wenn wir diesen richtig verstanden haben, dann dürfen wir nach Haeckel auch noch einen Schritt weiter gehen und sagen: „Die Phylogenese ist die mechanische Ursache der Ontogenese", das will sagen: „Die Stammesentwicklung hat nach den physiologischen Gesetzen der Vererbung und Anpassung alle die Vorgänge bewirkt, welche in der Keimesentwicklung zu Tage treten."[1] Von der Ontogenie auf die Phylogenie erkennen, an den Etappen der Keimes- oder Individual-Entwicklung die muthmaßliche Straße der Stammesentwicklung auffinden zu können, diese große Wohlthat danken wir der „Sonne der Entwicklungsgeschichte".

Das ist der Plan Müller's mit der Entwicklungsgeschichte, das die Vollendung derselben auf Grund des Fundamentalgesetzes der Biogenie, wie Haeckel es nennt. Prüfen wir jetzt, inwieweit sich das thatsächlich Beobachtete diesem Plane fügt.

Zunächst bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß das „biogenetische Grundgesetz" in sich kein neues, selbständiges Beweismoment für die Descendenz-Theorie beibringt. Dieses „Gesetz" ist im Grunde nichts Anderes als eine Proclamation, in welcher der noch unerwiesene Darwinismus bereits in mannigfacher Weise mit den Erscheinungen der Individual-Entwicklung verknüpft wird. Die Hauptknotenpunkte sind

---

Schrift: „Für Darwin" (Leipzig 1864), sagt er: „Die Entwicklungsgeschichte des Individuums erscheint als eine kurze und vereinfachte Wiederholung, gewissermaßen als eine Recapitulation des Entwicklungsganges der Arten." Vgl. auch Pagenstecher, I. S. 260.

[1] Anthropogenie, S. 7.

diese: Die Phasen der Keimesentwicklung sollen nicht nur die Thatsache der Stammesentwicklung beweisen, sondern auch den Weg andeuten, auf welchem dieselbe verlief — die Stammesentwicklung hinwiederum soll sich als die mechanische Ursache der Keimesentwicklung darstellen, die niemals so verlaufen könnte, wäre nicht jene voraufgegangen. Wir wollen es nicht läugnen, auch hier wie in so vielen anderen Punkten besticht die Darwinistische Auffassung durch eine plötzliche Beleuchtung, in welche sie die Umrisse vieler Gegenstände wie mit einem Schlage versetzt. Der erste Eindruck, den die Zumuthung des biogenetischen Grundgesetzes auf einen Naturforscher macht, ist in der That bestechend durch die natürliche Einfachheit der Erklärung, die sie von bisheran so dunkeln Gebieten, wie jene der Entwicklung sind, zu geben sich anheischig macht. Um so mehr Ursache aber werden wir haben, uns von dem gewiß unverdächtigen Kölliker warnen zu lassen, „diesem Haeckel'schen Satze eine größere Bedeutung beizulegen, als ihm gebührt" [1]. Seiner Natur nach muß sich nämlich dieses Gesetz im Einzelnen bewähren. Nicht auf die allgemeine Richtung, welche die Entwicklungen — seien es jene des Stammes oder die des Keimes — einschlagen, kommt es an, sondern auf die einzelnen Stadien derselben. Denn wenn, wie Haeckel uns belehrte [2], „die Stammesentwicklung nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung alle die Vorgänge bewirkt hat, welche in der Keimesentwicklung zu Tage treten", so ist damit der Schwerpunkt des Nachweises von selbst in eben diese Einzelvorgänge aus beiden Entwicklungsreihen verlegt.

Wie steht es nun um diese beiden Parallelen, wenn wir die thatsächlich beobachtete, ontogenetische Entwicklungsreihe mit der vorläufig angenommenen phylogenetischen, wie sich eine solche nach Darwin'schen Grundsätzen construiren läßt, vergleichen? Haeckel antwortet uns: „In der That existirt immer ein gewisser Parallelismus der beiden Entwicklungsreihen. Aber dieser wird dadurch verwischt, daß meistens in der ontogenetischen Entwicklungsreihe Vieles fehlt und verloren gegangen ist, was in der phylogenetischen Entwicklungsreihe früher existirte und wirklich gelebt hat." [3] Verständlich genug heißt das doch

---

[1] „Wer sich klar machen will," sagt dieser Forscher, „wie schwierig diese Angelegenheit liegt, der nehme sich die Mühe, die Ontogenien zweier so nahe verwandter Thiere, wie des Kaninchens und des Meerschweinchens, mit einander zu vergleichen, die in vielen wichtigen Punkten so sehr abweichen, daß man ebenso gut sich veranlaßt finden könnte, den Satz aufzustellen, die Ontogenie sei nicht nothwendig eine Wiederholung der Phylogenie" (Entwicklungsgeschichte des Menschen, 2. Aufl., S. 7).

[2] Anthropogenie, S. 7. [3] Anthropogenie, S. 8.

mit anderen Worten: Dieser Parallelismus ist kein Parallelismus, und das sollte für Darwinisten, welche die Beobachtung „so vorsichtig macht in Annahme von Beweisen“[1], genügen, darauf nicht weiter zu bauen. Doch nein. Zwar „sind wir meistens nicht im Stande, alle verschiedenen Formzustände, welche die Vorfahren jedes Organismus durchlaufen haben, unmittelbar durch die Ontogenie im Einzelnen festzustellen; vielmehr stoßen wir gewöhnlich auf mannigfache Lücken“[2]; doch hat diese Unvollständigkeit ihren Grund darin, daß „in den allermeisten Fällen dieser Auszug (der Keimesentwicklung nämlich aus der Stammesentwicklung) verändert und gefälscht ist“[3]. Man ist in der That versucht, zu glauben, für Haeckel seien nicht einzelne Phasen der Ontogenie, sondern die vorausgesetzte Phylogenie in ihrer ganzen Ausdehnung Gegenstand unmittelbarer Beobachtung gewesen. Wenn ein Forscher zwei von ihm sicher constatirte Thatsachen zu combiniren sucht, so sieht man ihm manches Harte und Gezwungene in der Auffassung nach. Es fällt von selbst dem Läuterungsproceß der wissenschaftlichen Kritik anheim. Ein derartiges gewaltsames Hineinzwängen von Thatsachen in Lieblingsideen, wie Haeckel es hier treibt, entzieht sich aber jeder Kritik. Doch was sage ich, Lieblingsideen? Haeckel gibt sich ja alle erdenkliche Mühe, uns zu überzeugen, daß in diesen „allermeisten Fällen“ in der That Fälschungen vorliegen. Vorher schon wurden wir darauf hingewiesen, daß in den physiologischen Functionen der Vererbung und der Anpassung die mechanischen Ursachen zu suchen seien, welche in der Entwicklung der Einzelwesen die verschiedenen Formen der Stammesentwicklung hervorbrächten. Hier werden nun die Rollen vertheilt. Was in die Parallele paßt, sich also glücklich als Wiederholung deuten läßt, das ist durch die „conservative Vererbung getreu von Generation zu Generation übertragen worden“ und dieser Proceß wird mit dem Namen „Palingenie“ oder „Auszugsentwicklung“ bedacht. Alles dagegen, was den Parallelismus verwischt, was verändert ist, rührt von einer spätern Anpassung der Keime oder der Jugendformen an bestimmte Bedingungen der Keimesentwicklung her und verdankt so einem „cenogenetischen Proceß oder einer Fälschungsentwicklung“ seine Existenz. Diese Fälschungen endlich beruhen zum großen Theil auf einer allmählich eingetretenen Verschiebung, die sowohl den Ort als die Zeit der Erscheinung be=

[1] Brief Darwins vom 2. Juni 1875.
[2] Anthropogenie, S. 8.
[3] Anthropogenie, S. 8.

treffen kann. Erstere nennt Haeckel „Heterotopie“, letztere „Heterochronie“ [1].

So wäre nun glücklich der Plan ausgesteckt, wonach es möglich sein dürfte, selbst die „allermeisten Fälle“ des gestörten Parallelismus in die Haeckel-Darwin'sche Anschauung hineinzuordnen. Nur schade, daß von einer gesetzmäßigen Begründung auch nicht einmal der Versuch vorliegt; Niemand kann es uns somit verargen, wenn wir mit Kölliker der Haeckel'schen Fiction keine größere Bedeutung beilegen.

Um so mehr müssen wir auf die Thatsachen achten. Da stellt es sich gleich in erster Linie heraus, daß Haeckel einen wichtigen Posten in seinen entwicklungsgeschichtlichen Combinationen übersehen hat. Es gibt nämlich in der ontogenetischen Entwicklungsreihe höherer Wirbelthiere Organe, z. B. das Amnion, die Allantois, der Fruchtkuchen, welche keiner der vorgeblichen Vorfahren dieser Thiere weder im vollendeten Zustand noch während seiner Entwicklung besitzt [2]. Da hilft die physiologische Function der Anpassung so wenig, wie die der Vererbung — Cenogenie so wenig als Heterotopie und Heterochronie. Selbst die „geniale“ Construction Haeckels erweist sich diesen Thatsachen gegenüber als ungenügend. Wir gestehen Kölliker gern zu, daß man Entwicklungs-Theorien ausdenken könne, welche auch solchen Thatsachen gerecht werden. In der rein mechanischen Descendenzlehre Haeckels aber stehen diese Thatsachen als Wirkungen ohne Ursachen da. Doch prüfen wir weiter.

Ist die Ontogenie eine wenngleich noch so gedrängte und verkürzte Wiederholung der Phylogenie, dann müssen doch offenbar die verwandten Arten in ihrer individuellen Entwicklung einen ähnlichen Gang einschlagen. Ja nach dem aufgestellten „biogenetischen Grundgesetz“ ist die mechanische Ursächlichkeit eine so starke, daß Abweichungen absolut unmöglich sind. Über die Wirklichkeit aber belehrt uns der Wiener Zoologe Claus in folgendem Satze: „Wir haben nicht selten die Thatsache zu constatiren, daß die nächsten Verwandten in ihrer individuellen Entwicklung einen differenten Gang nehmen, indem sich die einen mittelst Metamorphose oder gar Generationswechsel, die anderen in directer Continuität ohne provisorische Larvenstadien ausbilden und beiden Entwicklungsweisen nicht unbeträchtliche Abweichungen der Embryonalbildung parallel gehen.“ [3] Claus erinnert hierbei an die Trematoden oder Saugwürmer, von denen

---

[1] Vgl. Anthropogenie, erster Vortrag.
[2] Kölliker, Entwicklungsgeschichte, S. 392.
[3] Claus, Kleines Lehrbuch der Zoologie. Marburg 1880. S. 157.

die Distomeen in ihrer Jugend einen sehr complicirten, mit Metamorphose verbundenen Generationswechsel durchlaufen, während die ausschlüpfenden Jungen der Polystomeen gleich schon die Form und Organisation der Eltern besitzen. Hierher gehören auch noch die verschiedenen Entwicklungsreihen, welche in den zahlreichen Ordnungen und Unterordnungen der weiten Krebse-Familie vorkommen. Wir machen bloß aufmerksam auf die Entwicklung unseres Flußkrebses, dessen ausgeschlüpfte Junge mit den ausgebildeten Thieren übereinstimmen, während die marinen Decapoden verschiedene Metamorphosen durchlaufen. Auch verschiedene Quallengattungen zeigen eine bedenkliche Hartnäckigkeit gegenüber den Forderungen des „biogenetischen Gesetzes“ [1]. Doch es ist hier nicht der Ort, das ganze Thierreich zu durchstöbern. Es würde uns das nur zu der Frage führen, was wir mehr zu bedauern hätten: Haeckels legislatorische Einsicht oder seine legislative Gewalt.

Wenn die Parallele zwischen der thatsächlichen Entwicklung des Menschen und jener, die nach dem „biogenetischen Grundgesetz“ construirt wurde, „Fälschungsprocesse“ in dem Umfange fordert, daß Gehirn, Wirbelsäule, Herz und Augen einer „verfrühten“, die Leibeshöhle dagegen mit ihren Organen einer „verspäteten“ Anlage verfallen [2], dann dürfte selbst nach Haeckel für eine ungefälschte Bildung nichts mehr übrig bleiben.

Wenn in der höchsten Klasse des Thierreiches, in der einen Ordnung der Nager die Entwicklungsgänge noch so verschieden sein können, wie jene des Kaninchens und Meerschweinchens es sind, dann liegt, wie Kölliker mit Recht behauptet [3], „auch nicht die Spur einer Möglichkeit vor“, die Ontogenie aus einer Phylogenie abzuleiten.

Freilich glauben die Darwinisten dieser fatalen Klemme dadurch zu entgehen, daß sie, und zwar in höchstem Maße, auch die Larven, überhaupt alle Phasen der Einzelentwicklung am Kampfe um's Dasein Theil nehmen lassen. „Schade nur,“ sagt Kölliker, „daß Niemand von derartigen Anpassungen von Eiern und Embryonen etwas weiß, und daß

---

[1] Haeckel selbst beschreibt die Entwicklung einer Scheibenqualle (Metagenesis und Hypogenesis von Aurelia aurita. Jena 1881), welche bald vielfache Stadien eines Generationswechsels durchläuft, bald direct ohne Larvenzustände erfolgt. Natürlich findet er diese Thatsache „nur erklärbar mit Hilfe der Abstammungslehre“. Es ist geradezu unglaublich, mit welcher Kühnheit Haeckel selbst da „neue und wichtige Stützen für den Transformismus“ ausspielt, wo doch andere Darwinisten zum wenigsten „Abweichungen“ und Schwierigkeiten finden.

[2] Vgl. Haeckel, Anthropogenie, S. 12.

[3] Kölliker, Entwicklungsgeschichte, S. 393.

solche Anpassungen im Darwin'schen Sinne vollkommen ungereimt erscheinen." [1] In der That setzt eine derartige Anpassung nach Darwin, ganz abgesehen von der dazu benöthigten Zeit, welche in der Embryonal-Entwicklung total fehlt, als erste Grundbedingung veränderte Umstände voraus, die aber ein Embryo in seinen Eihüllen nie vorfand.

So steht es mit dem „fundamentalen Gesetz, auf das wir", sagt Haeckel, „immer wieder zurückkommen werden" — leider wollen aber die Thiere in ihrer Entwicklung, trotzdem es ein „Grundgesetz der organischen Entwicklung" ist, von einem Zurückkommen auf dasselbe gar nichts wissen. Sehen wir daher zu, ob die Pflanzen diesem Gesetze nachleben.

Beim ersten Anblick sollte man wirklich glauben, in der Entwicklungsgeschichte der Laubmoose und Farnkräuter bewahrheite sich das aufgestellte Gesetz vortrefflich. Die keimenden Sporen der Moose entwickeln ja zunächst einen algenähnlichen Vorkeim, das sogen. Protonema, während jene der Farne einen lebermoosartigen Vorkeim, das Prothallium, ausbilden. Algen und Lebermoose wären aber auch in phylogenetischer Beziehung als nahe Vorfahren der Laubmoose resp. Farnkräuter anzusehen. Jedoch diese Unterordnung unter das „biogenetische Grundgesetz" ist nur eine scheinbare. Denn schon die bloße Voraussetzung, daß in den angedeuteten Fällen der Einzelentwicklung die Wiederholung einer Stammesentwicklung vorliege, fordert den ganzen Apparat von „Fälschungsentwicklung", die „Heterotopie" mitsammt der „Heterochronie" zur Correctur heraus, um die construirte Parallele doch wenigstens in dürftigster Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu halten. Wahrhaftig, es gewinnt allmählich den Anschein, die Natur habe nicht ihre eigenen Wege „gefälscht", vielmehr gehe sie darauf aus, das „Grundgesetz der organischen Entwicklung" zu fälschen. Doch vielleicht treffen wir auf dem Entwicklungswege der höheren Pflanzen weniger gefälschte und darum deutlichere Etappen an.

Wenn wir die Entwicklungsgeschichte der höheren Pflanzen, d. h. unserer Phanerogamen mit derjenigen der Kryptogamen, also z. B. die der Erbse mit jener unseres gewöhnlichen Adlerfarns vergleichen, so springt sofort ein großer Unterschied in die Augen. Die Pflanzengestalt, welche wir als Adlerfarn kennen, ist nur ein vorübergehendes Glied einer mehrgliedrigen Reihe, welche erst zusammengenommen die ganze Entwicklung

[1] A. a. O.

des Farnkrautes ausmacht. In den Anfang dieser Reihe, in das Embryonal-Leben, sind eine große Anzahl von Entwicklungsphasen eingeschoben, die, wie z. B. das Stadium der Befruchtung, geradezu den höchsten Werth für den pflanzlichen Organismus haben. So hat also hier die Embryonal-Entwicklung vollständig die Oberhand gewonnen. Ganz anders ist es dagegen bei den höhern Pflanzen. Dort ist von der ganzen vielgestaltigen Entwicklungsreihe nur ein unbedeutender Anfang in die Embryonal-Periode gedrängt. In ihrem Embryonal-Leben bringen es unsere Mono- und Dikotyledonen nur zu Formen, die selbst einer Haeckel'schen Phantasie nicht mehr die nöthigen Anknüpfungspunkte zu bieten vermochten. Darin ist ihm die Embryonal-Entwicklung der höheren Thiere günstiger. Es kommen dort doch wenigstens Schritt für Schritt die wichtigsten inneren und äußeren Leibesorgane zur Anlage und Entfaltung, und von diesen lassen sich schematische Abbildungen geben, die das, „was sie erläutern sollen", wiedergeben[1]. Nicht so die Pflanzenembryonen. Seit den sorgfältigen Untersuchungen von Hofmeister über die Embryobildung der Phanerogamen[2] und den genauen Beobachtungen Hansteins über die allerersten Theilungsvorgänge des Embryo[3] ist jedem mikroskopischen Humbug alle Aussicht auf Erfolg benommen. Unbekümmert um die Vorschriften des „biogenetischen Grundgesetzes" theilt sich die befruchtete Eizelle in die eigentliche Keimzelle und die sogen. Vorkeimzelle. Während letztere ihrem schnellen Zerfalle entgegengeht, bahnt schon die zweite Theilung der Keim- oder auch Scheitelzelle die Sonderung in Auf- und Niederwuchs an; eine Vollkommenheit, welche in dem phylogenetischen Stammbaum erst sehr spät zum Ausdruck kommt. In ähnlicher Weise bringen die nächstfolgenden Zelltheilungen des kaum noch 32 Zellen starken Embryo sämmtliche späteren, so reichen Gewebeunterschiede zur Veranlagung. Es sondert sich z. B. gleich an dem noch erst vierzelligen Embryo das gesammte Zellgewebe der späteren Oberhaut von dem Entwicklungsgang der übrigen Zellen ab, um nach einem eigenen Plan seiner Bestimmung entgegenzuwachsen. Das Mark scheidet sich von dem Zellgewebe, welches in

---

[1] Anthropogenie, Vorwort S. xxv.

[2] Wilhelm Hofmeister, Über die Entstehung des Embryo der Phanerogamen. Leipzig 1849, und: Neue Beiträge zur Kenntniß der Embryo-Bildung der Phanerogamen (Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissensch.). Leipzig 1859.

[3] Vgl. Monatsbericht der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde (1869), sowie Sachs, Lehrbuch der Botanik, 2. Aufl. Leipzig 1870. S. 484.

allmählicher Differenzirung zuerst dem Muttergewebe der Holz- und Bastzellen, später auch der Rindenzellen seine Anlage gibt. Alle diese verschiedenen Gewebearten erhalten zugleich mit ihrer Veranlagung jede ihre eigenthümliche Entwicklungsrichtung. Schlimmer kann ein Gesetz kaum übertreten werden, als es hier geschieht; vorsätzlich oder nicht, die Gesetzesunkenntniß kann nicht ärger getrieben werden.

Indessen vorsichtig! Sollten wir hier nicht trotz alledem einen wichtigen Factor übersehen haben, „die Veränderung der Embryonen im Kampfe um's Dasein"? Wäre es nicht möglich, daß die Keimlinge von so und so viel Millionen von Generationen, die nun schon auf einander gefolgt sind, jeder um ein Unbedeutendes durch Anpassung von seiner ererbten Entwicklungsfolge abgewichen sei? So wäre das ursprünglich sehr langgedehnte Embryonalleben auf ein Minimum eingeschränkt worden, und zugleich ließe sich für die angedeuteten „Heterochronien" eine Erklärung wenigstens in Aussicht stellen. Wer aber nur in etwa mit der Embryobildung vertraut ist, der sieht von vornherein, daß dem Keimling inmitten seines Endosperms und Embryosackes durchaus alle Gelegenheit benommen ist, von anderen Verhältnissen und Umständen auch nur betroffen zu werden. Daß er aber auch in keiner früheren Zeit davon betroffen wurde, dafür legt der einheitliche, ja identische Plan, wovon die Entwicklung der in ihren Lebensverhältnissen doch so verschiedenen Dikotyledonen beherrscht wird, das schlagendste Zeugniß ab. An eine Anticipation zum Zwecke einer mechanischen Abkürzung des Processes ist aber auch schon aus dem Grunde gar nicht zu denken, weil dieselbe eine Unterbrechung der Continuität in der Einzelentwicklung voraussetzt — eine Annahme, die weder wir noch Darwin billigen können.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, auf alle die einzelnen Widersprüche aufmerksam zu machen, welche zwischen der thatsächlichen Entwicklung der Pflanzen und jener bestehen, die ihnen vorzuschreiben Haeckel für gut findet. Das Genie eines Entdeckers umfassender Naturgesetze fällt im Wesentlichen mit den erforderlichen Eigenschaften eines Gesetzgebers zusammen. Hier wie dort kommt es darauf an, das Wesen und die Hauptzüge einer Handlung oder eines Vorganges in einer allgemein giltigen Formel zum Ausdruck zu bringen. Wie sich der Mangel an organisatorischem Talent bei einem Gesetzgeber gerade in dem allseitig gefühlten Bedürfniß nach dauernden Ausnahmen und Verbesserungen ausspricht, so ist auch diese Fluth von nothwendigen Correcturen und „Fälschungen" ein untrügliches Zeugniß, daß Fritz Müller und Haeckel in

dem „biogenetischen Grundgesetz" nichts weniger als ein Naturgesetz entdeckt und zum Ausdruck gebracht haben. Auf dem Gebiete der Thier-Embryologie hat es sich herausgestellt, daß die allererste Differenzirung im Säugethier-Ei direct den höchsten Charakter der Wirbelthiere zur Geltung bringt[1], und die Pflanzen-Embryologie hat ihrerseits nachgewiesen, daß schon der vierzellige Embryo der Phanerogamen die Sonderung in Sproß- und Wurzelanlage vollzogen hat. Seitdem diese beiden Thatsachen feststehen, kann es keinem wahrheitsliebenden Forscher mehr beikommen, dem „Grundgesetz der organischen Entwicklung" aus der Firma Müller, Haeckel & Co. irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Die mechanische Entwicklung der Arten auseinander erweist sich somit vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte als haltlos.

II. Untersuchen wir jetzt, ob die Reste und Spuren, welche uns von den Organismen früherer Perioden unseres Planeten geblieben sind, ihrer Natur und ihrem Vorkommen nach den Anforderungen der Descenden-Theorie entsprechen, ob sich vielleicht auf diesem directen Wege eine Stammesentwicklung nachweisen läßt. Es kann auch hier nicht unsere Aufgabe sein, die ganze Stellung zu beleuchten, welche die Descendenz-Theorie zur Geologie, resp. Paläontologie einnimmt[2]; uns kommt es darauf an, auch hier nach den Resultaten der letzten Jahre dieser Theorie das Horoskop zu stellen.

„Die erhabene Wissenschaft der Geologie," sagt Darwin, „verliert von ihrem Glanze durch die Unvollständigkeit ihrer Urkunden."[3] Ein Mangel läßt sich aber nicht empfinden, es sei denn entweder das Bedürfniß oder der Begriff des Vollständigen in irgend einer Weise zum Bewußtsein gekommen. Diese Kenntniß von der Unvollständigkeit und dieses Bedürfniß nach Vollständigkeit der geologischen Urkunden schöpfen nun die Darwinisten vorzugsweise aus der Voraussetzung einer ohne Unterbrechung sich abspielenden, mechanischen Stammesentwicklung. Nach ihrer Ansicht ist das der einzig annehmbare Weg, auf dem unsere heutige Fauna und Flora (in den ungemessenen Zeiträumen der Erdgeschichte aus dem Moneren-Schlamme) entstehen konnte. Dementsprechend müssen sie bei der so bedauernswerthen Unvollständigkeit der Urkunden allerdings

---

[1] Vgl. Kölliker, Entwicklungsgeschichte, S. 106 u. 134.

[2] Hierfür verweisen wir auf die umfassende Besprechung des Darwinismus von P. Kemp in dieser Zeitschrift, Bd. VI. S. 557 und Bd. VII. S. 60.

[3] Entstehung der Arten, S. 568.

auf die Zusammenstellung einer continuirlichen Ahnenreihe verzichten; um so mehr aber dürfen sie (und wir mit ihnen) erwarten, daß die wenigen vorhandenen Bruchstücke zum Mindesten den Gesetzen einer solchen Reihe nicht widersprechen. Speciell muß demnach die Paläontologie zwei Thatsachen erkennen lassen: allmähliches Auftreten neuer Arten und schrittweisen Übergang auf vollkommenere; mit anderen Worten: die nach Darwin'scher Voraussetzung durch große Lücken verwischte Continuität der Entwicklung muß an einer oder der anderen Stelle in dem langsamen Auftreten fertiger Formen und in dem Vorkommen von sogen. Mittelformen gelegentlich doch wieder zum Vorschein kommen.

Nichts ist leichter, als im Allgemeinen und mit allgemeinen Federstrichen eine Bestätigung der Descendenz-Theorie durch die paläontologischen Forschungen zu zeichnen. Man braucht sich nur so eine „graphische Darstellung der allmählichen Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde" in Credners „Elemente der Geologie" oder die „paläontologisch begründeten" Stammbäume des Pflanzen- und Thierreiches in Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" anzusehen, um „darin lediglich eine großartige Bestätigung der Descendenz-Theorie zu erblicken". Von dieser allgemeinen Übereinstimmung werden auch wir fast fortgerissen; die Schwierigkeit beginnt aber erst, sobald wir unsere Aufmerksamkeit mehr dem Einzelnen zuwenden.

Die älteste Periode unserer Erdbildung, aus der die ersten Organismen, welche je die Erde bewohnten, erhalten sind, ist die silurische Formation. Wenn irgendwo, dann mußte sich vorzugsweise hier ein Prüfstein für die Echtheit der Darwinistischen Forderung nach langsamem Auftreten fertiger Formen finden lassen. Der fleißige Erforscher dieser ältesten Formation, Joachim Barrande, hat denn auch diesem interessanten Fragepunkt seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt[1]. Aus dem reichen Material heben wir nur zwei Thatsachen hervor: das erste Auftreten der Trilobiten und dasjenige der Cephalopoden. Die Trilobiten sind bekanntlich eine seit dem paläozoischen Zeitalter vollständig verschwundene Thierklasse, die allem Anscheine nach zu den Krustenthieren gehörte und nach der gewöhnlichen Ansicht dem jetzigen Molukkenkrebs (Limulus) nicht unähnlich war. Ihr allererstes Auftreten fällt überhaupt mit den ersten Spuren lebender Wesen aus den ältesten Schichten

[1] Vgl. Barrande, Trilobites (1871), vorzüglich Kap. 4: Epreuve des théories paléontologiques par la réalité.

der Silurformation zusammen. Und in dieser „Primordial-Fauna“ ist das erste Erscheinen der Trilobiten mit 252 Arten festgestellt — gerade genug, sollte man sagen, um ein „allmähliches Entstehen“ richtig zu illustriren. — Bedeutend ungünstiger noch stehen die Aussichten, wenn wir die Cephalopoden betrachten. In der Meeresfauna der Jetztzeit sind die vierkiemigen Cephalopoden oder Kopffüßler nur noch durch die einzige Gattung Nautilus mit wenigen Arten vertreten, während Barrande allein aus dem Silur 1127 Arten beschrieben hat. Ihre ersten Spuren kennzeichnen jene Silurschichten, welche unter dem Namen der „zweiten Fauna“ zusammengefaßt werden. Mit dem Beginn dieser zweiten Fauna treten die ersten Cephalopoden sofort in 165 Arten auf, die sich in zwölf deutlich unterschiedene Gattungstypen ordnen lassen, unter denen sich z. B. unsere jetzige Gattung Nautilus schon klar ausgeprägt vorfindet [1]. Beide gut constatirten Thatsachen sind so gegen alle Forderungen der Descendenzlehre, daß selbst ein Mitarbeiter des monistischen „Kosmos“ es schließlich für gerathener hält — freilich im höchsten Unmuthe —, diese Position aufzugeben und sich auf den Archaeopterix und die Vorgänger des Pferdes zurückzuziehen [2]. Doch wir werden ihm auch dahin folgen.

Vorher aber müssen wir noch Notiz nehmen von den ältesten Insekten aus den devonischen Schichten von Neu-Braunschweig, welche vor Kurzem erst von Skudder beschrieben wurden. Sie werden uns die andere Forderung der Darwinisten, diejenige nach den vorbereitenden oder sogen. Mittelformen, in's rechte Licht setzen. Bis vor wenig Jahren kannte man nur Insekten aus den Schichten der Steinkohlenformation, der dritten aus der paläozoischen Periode. Es waren meistens Gerad- und Netzflügler, und nach Darwinistischer Auffassung „leiteten sie zu der Überzeugung hin“, wahrscheinlich würden in den devonischen oder gar silurischen Schichten geflügelte Insekten von sehr verallgemeinertem Bau existiren. Das war die Ansicht Skudders im Jahre 1878 [3]. Zwei Jahre später veröffentlichte derselbe Forscher eine ausführliche Arbeit über devonische Insekten, die also der zweiten Periode unserer Erdbildung angehören. Aus den ungemein interessanten Folgerungen, auf die Skudder selbst am Schlusse seiner Arbeit aufmerksam macht, heben wir nur einige hervor: 1. Der allgemeine Flügelbau ist seit den ältesten Zeiten unverändert geblieben. . . . 6. Die Aderung der Flügel ist, statt ein-

[1] Barrande, Céphalopodes siluriens de la Bohême (1868), p. 105 sqq., 457.
[2] Kosmos, Bd. V. S. 385. [3] Kosmos, Bd. V. S. 61.

facher zu sein, mehr oder doch nicht weniger complicirt, als die bei den meisten Steinkohlen-Insekten. 7. Zu letzteren besitzen die devonischen Insekten wenig specielle Beziehungen, da sie ein besonderes, eigenartiges Aussehen haben. ... 10. Alle besitzen eine große Mannigfaltigkeit des Baues ..., nicht zwei dieser Flügel könnten zu ein und derselben Familie gerechnet werden. 11. Die devonischen Insekten unterscheiden sich auch merkwürdig von allen anderen bekannten Typen, alten wie modernen; und einige scheinen sogar complicirter gewesen zu sein, als ihre nächsten lebenden Verwandten. Aus allem diesem ist nun Skudder ehrlich genug, 12. zu schließen: „Wir scheinen daher im Devon dem Anfange nicht näher zu sein, als in der Steinkohlenzeit, soweit es sich um eine größere Einheit und Einfachheit der Bildung handelt, und diese älteren Formen können zur Stütze irgend einer besonderen Theorie über den Ursprung der Insekten nicht mit mehr Vortheil als die Steinkohlen-Typen benutzt werden." Diese Theorie führt dazu, den gemeinsamen Ursprung der devonischen und carbonischen Insekten in ein viel entlegeneres Alter zu versetzen, als man denselben jemals zugeschrieben hat. „Man wird dadurch gezwungen," sagt schließlich Skudder, „an die Abstammungstheorie zu glauben, da das Studium der in den Gesteinen enthaltenen Beweismittel niemals für sich zu einer vollen Überzeugung führen kann; auch kann kein Beweismittel zu Gunsten derselben angeführt werden, was sich nur auf solche Untersuchungen stützt." [1] Hiermit ist genug gesagt.

Als es sich bei dem rastlosen Fortschritt der Paläontologie immer klarer herausstellte, daß die von Darwin zu Hilfe gerufenen „Mittel- oder Übergangsformen", kurz die so zahlreich benöthigten „Zwischenvarietäten" sich nirgends zeigten, verfiel man auf die sogen. Collectivtypen. Es sollen dieß Formen von Organismen (Thieren oder Pflanzen) sein, in denen gewisse Charaktere noch vereinigt vorkommen, die sich später auf verschiedene Gruppen vertheilt finden. Die Erfinder dieser Collectivtypen halten es für selbstverständlich, daß deren einfacher Existenzbeweis genüge, um auch sofort darzuthun, nur auf dem Wege der Descendenz sei die Spaltung und Vertheilung der Eigenschaften erfolgt. Den bedeutendsten Dienst soll diese neue Entdeckung da leisten, wo es sich um die endgiltige Entwicklung des Vogeltypus handelt.

Die jetzige Vogelwelt steht nach dem Zeugniß Darwinistischer Zoologen

[1] Skudder in den Denkschriften der naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Boston (1880). Vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 9. Heft, S. 217.

gänzlich unvermittelt und scharf abgegrenzt im Thierreiche da. Dagegen soll die Paläontologie eine Abstammung derselben von den Sauriern darthun, und zwar durch Formen, welche Charaktere der Flugeidechsen mit denen der Vögel vereinigen [1]. Flugeidechsen oder Flugsaurier kannte man schon seit Cuvier. Es waren dieses Eidechsen-Arten von der verschiedensten Größe, welche durch eine Flughaut zum Flattern oder gar zum Fliegen befähigt wurden. Doch ist es erst seit den letzten Jahren durch die reichen Sammlungen des Yale-College-Museums in New-Haven und deren Bearbeitung durch Professor Marsh gelungen, den scharf ausgesprochenen Eidechsen-Charakter dieser merkwürdigen Thiere darzulegen [2]. Hiernach kennt man aus der Kreideformation Amerika's zahnlose Flugechsen, aus der älteren Juraformation Europa's dagegen vorzüglich die gezahnten Gattungen Pterodactylus und Ramphorhynchus; alle aber stehen den Vögeln fast so fern, wie etwa heutzutage die Fledermäuse. Eine andere Annäherung der Reptilien an die Vögel versucht man mittelst gewisser Gattungen der Dinosaurier. Zu diesen gehört das bis jetzt einzige Skelet von Campsognathus, welches sich in den Solenhofer Schiefern bei Eichstädt fand, und die Gattung Coelurus ebenfalls aus den Juraschichten, jedoch Amerika's. Professor Marsh, der auch hier im Interesse der Descendenz Alles aufbot, kommt aber doch trotzdem hinsichtlich des Coelurus durch die Summe aller Charaktere zu dem Geständniß, „daß er ein Reptil und kein Vogel war“ [3], während die genaue Untersuchung des ersteren Skelettes ihn belehrte, daß dieser Saurier in Wirklichkeit weit von dem „Urvogel“ getrennt ist [4]. So steht es also mit den sogen. „Sauropsiden“, welche Eidechsen- und Vogeltypen miteinander vereinigen sollten. — Noch bleibt uns indessen der „Urvogel“ selbst zu betrachten. Archaeopterix — mit diesem Namen beehrte die Wissenschaft die wenigen Reste eines Vogel-Skelettes, welche 1863 aus den Solenhofer Schieferbrüchen um den Preis von 600 Pfd. Sterl. an das Britische Museum in London verkauft wurden. Später fand sich noch ein zweites, vollständigeres Exemplar, jetzt im Besitze des königlichen Museums in Berlin. Diese beiden Stücke, nebst einem schwachen Federabdruck aus denselben Schichten, bilden die einzigen ältesten Spuren der Vögel. Sie gehören den oberen Schichten des weißen Jura, also dem

[1] Claus, Kleines Lehrbuch der Zoologie. Marburg 1880. S. 777.
[2] Marsh, Die Flügel der Pterodaktylen. Kosmos, 6. Jahrg., 2. Heft, S. 103.
[3] Vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 6. Heft, S. 464.
[4] Vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 9. Heft, S. 231.

Ende der sechsten geologischen Periode an. In Amerika sind jetzt auch, wie es scheint, die ersten Vogelspuren desselben jurassischen Alters[1], obwohl bis vor Kurzem dort erst die siebente oder die Kreideformation Vogelreste aufwies. Auch hier ist es wiederum Professor Marsh, der mit größtem Fleiße alle diese Überreste eingehend beobachtet hat, nicht ohne das ausgesprochene Bestreben, die der Descendenz günstigen Elemente vorzugsweise zu beleuchten. Wir können uns hier nicht auf Einzelheiten einlassen; es mag uns genügen, auf das Schlußergebniß hinzuweisen: „Daß die drei ältesten Vögel soweit von einander differiren könnten, deutet ohne Frage auf ein hohes Alter dieser Klasse hin. Archaeopterix, Hesperornis und Ichthyornis sind alle drei wahre Vögel[2], aber die ihnen eigenen Reptilien-Charaktere convergiren in der Richtung auf einen mehr verallgemeinerten Typus." Vogelartige Formen sind aber aus einer früheren Periode nicht bekannt, und die vorliegenden Sauropsiden sind zu stark reptilischen Charakters, als daß sie diesen „verallgemeinerten Typus" abgeben könnten. So heißt es denn auch hier auf Grundlage der Abstammungslehre, nicht der Thatsachen, gerade so wie oben anläßlich der Insekten: „Für die Urformen des Vogeltypus müssen wir entschieden auf paläozoische (d. h. noch ältere) Schichten unser Augenmerk richten, und in der reichen Landfauna unserer permischen Schichten (der vierten geologischen Periode) in Amerika dürfen wir immerhin hoffen, die Überreste sowohl von Vögeln als von Säugethieren zu finden."[3] So baut die Bedingung auf Voraussetzungen, die Voraussetzung stützt sich auf die Hoffnung, und die Hoffnung birgt sich in unerforschten Erdgründen. Ist das wissenschaftliche Bestätigung der Descendenz-Theorie? Und dennoch selbst dieser Kunstapparat von Collectiv-Typen führt unvermerkt zu einem antimonistischen Resultat — zur Annahme nämlich von immer weiter zurückgeschobenen, aber schließlich doch isolirt dastehenden Urtypen. An deren Entstehung wäre dann alles Denkbare und Undenkbare verschwendet: Urzeugung, Umwandlung, Ableitung — alle Hebel versagen, nur das Eine bliebe übrig: die gefürchtete „überweltliche That", die Erschaffung.

---

[1] Vgl. Kosmos, 5. Jahrg, 2. Heft, S. 159, Anmerkung.

[2] Auch die eingehendere Untersuchung des im Berliner Museum befindlichen Archaeopterix lehrte eine „viel größere Ähnlichkeit mit dem Schädel lebender Vögel", als man bisher vermuthete. Vgl. Sitzungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaften (1882), S. 817.

[3] Vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 2. Heft, S. 157 ff.

Es bedarf keiner weiteren Beweise mehr, um darzuthun, daß der Darwinismus schon jetzt nicht mehr den Resultaten der Paläontologie Stand halten kann. Indem er sich zu einer rein mechanischen Abstammungslehre zuspitzen ließ, hat er die keineswegs leichte Aufgabe auf sich genommen, für alle Thatsachen der Entwicklungsgeschichte im Einzelnen und für jegliches Ergebniß der Paläontologie mit dem Nachweis einer rein mechanischen Entstehung einzutreten. Die Darwinisten haben freiwillig und ohne Zwang die Aufgabe übernommen, aus der Ontogenie der lebenden Wesen auf die Stammesentwicklung als Thatsache zu schließen, und zwar mit der Verschärfung, daß in dem rein mechanischen Proceß der Phylogenie die volle und einzige Ursache der Keimesentwicklung zu suchen sei; sie haben es auf sich genommen, das Auftreten der Organismen in den geologischen Schichten als positiven Beweis für die Richtigkeit ihrer Voraussetzung zu erbringen. Diese Doppel-Aufgabe birgt aber die schwere Verpflichtung in sich, nicht bloß „im Allgemeinen“ hier eine Übereinstimmung, dort eine Wiederholung zu constatiren — die mechanische Aufgabe verlangt auch eine rein mechanische Lösung. Bezüglich der Entwicklungsgeschichte heißt das: Nachweis einer in ihren Gliedern übereinstimmenden, stetig sich abwickelnden Parallele in der Einzel- und Stammesentwicklung — für die Paläontologie aber: Nachweis einer völligen Continuität in der Aufeinanderfolge der vorweltlichen Organismen, Thiere und Pflanzen. Auf beiden Gebieten fordert demnach die praktische Lösung zum mindesten den Ausweis, daß kein einziger entgegenstehender Fall vorkomme. Hiernach mag sich nun aus den obigen fragmentarischen Andeutungen der Darwinist seine Aussichten selbst zurechtlegen.

Freilich wird es immer noch Anhänger auch der rein mechanischen Descendenz geben, solche nämlich, für die „mancherlei Thatsachen“ Gewicht, oder sagen wir besser Zauber, genug haben, sie auch über Gegensätze hinwegzuhelfen. „Mancherlei Thatsachen,“ sagt Huxley, „deren Werth nicht in Frage gestellt worden ist und die meiner Ansicht nach die Bedeutung von Beweisen haben, sprechen dafür, daß zwischen dem Anfang der Tertiärzeit und der Gegenwart die Gruppe der pferdeartigen Thiere durch eine Reihe von Formen repräsentirt worden ist.“ [1] Diese Thatsachen werden uns in verschiedener Weise vorgeführt, immer

[1] Über die Anwendung der Entwicklungsgesetze auf die Anordnung der Wirbelthiere, insbesondere der Säugethiere, vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 1. Heft, S. 15 ff.

aber „beweisen sie so handgreiflich", daß man diese Zusammenstellung mit Recht das „Paradepferd" der Evolutions-Theorie nennen kann. Bald wird die Form „schematischer Abbildungen" beliebt, und es wird uns in fünf Bildern „das Wachsthum der Mittelzehe und das allmähliche Verschwinden der Seitenzehen bei den Vorderfüßen der fossilen Pferde Nord-Amerika's" vorgeführt [1]. Da sehen wir den Orohippus mit vier Zehen, den Mesohippus mit drei, beim Miohippus aber und Protohippus tritt die Annäherung an den typischen Fuß unseres Equus immer verständlicher zu Tage. Wer für die „zwingende Logik so handgreiflicher Beweise", wie diese Thatsachen der homologen Bildungen sie bieten, unzugänglich ist, „für dessen Gebahren muß man die Gründe gewiß anderswo suchen". Huxley liebt es, uns die Einsicht noch mehr zu erleichtern. „Thatsächlich," so lehrt er, „besitzt das älteste uns bekannte pferdeartige Thier vier vollkommen ausgebildete, nahezu gleichlange Finger am Vorderfuße und drei am Hinterfuße. . . . Der späteste Vertreter besitzt bloß einen vollständig ausgebildeten Finger an jedem Fuße, während die übrigen durch bloße Rudimente vertreten sind. . . . Die Equidae der dazwischenliegenden Zeitalter bieten dann vermittelnde Charaktere dar." [2]

Obwohl in dem verschiedenen Vorführen „des Paradepferdes der Evolutions-Theorie" schon überreiche Andeutungen gefallen sind, so ist Huxley selbst doch ehrlich genug, zur Erklärung solcher „homologen Bildungen" wenigstens die Aufstellung zweier Hypothesen zuzulassen. In der ersten Annahme freilich erscheinen den Darwinisten „die tausendfältigen Homologie-Beziehungen als unerklärliche Phantasieproducte eines Schöpfers" — kein Wunder, wenn sich Keiner findet, der daran festhält. Die zweite Annahme aber ist gleichbedeutend mit der Anerkennung der Entwicklungslehre, ja gerade die Geschichte des Pferdes soll sich zu einem „wahren Triumphzuge der Evolutions-Theorie" gestalten. In der That, nicht auf die Existenz homologer Bildungen, und sei deren Anzahl auch überwältigend, kommt es an — ihr Dasein ist weder ein Beweis für die Descendenz, noch ein Stein des Anstoßes für deren Gegner — Alles kommt auf den Ursprung derselben an. Sind sie das mechanische Resultat der mannigfachsten Veränderlichkeit, Anpassung und Vererbung, die im Laufe der Generationen allmählich den jetzigen Pferde-Typus herausmodellirten? Oder treten die homologen Bildungen in der

[1] Vgl. Kosmos, Bd. II. S. 431.
[2] Vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 1. Heft, S. 15.

bunten Welt der Organismen als verknüpfende, verbindende Glieder auf, die wie ein stets wiederkehrendes Motiv im bunten Wechsel der Töne die planvolle Durcharbeitung verrathen?

Es ist so unendlich leicht, in dem Nebeneinander schematischer Abbildungen den Triumphzug der Evolutions-Theorie zur Anschauung zu bringen. Nichts ist aber auch schwerer, als auf dem Wege derselben Theorie die Urahnen unseres Pferdes auch nur eine Zehe einbüßen zu lassen. Dieser erste Urahne, der unglückliche Eohippus, muß zu dem Ende „allem Anscheine nach" auf feuchtem, sumpfigem Terrain gelebt haben. Einige seiner Abkömmlinge zogen dann diesem Aufenthaltsort die großen Ebenen unserer modernen Continente vor, wo sie einen mehr harten und trockenen Boden fanden. Die Nothwendigkeit einer schnellen Bewegung und Flucht vor den Raubthieren hat ihnen da länger und straffer gebaute Beine verschafft. An dem Beine des Pferdes können wir alle Stufen dieses Vereinfachungsprocesses bis zum Ideal des Einhufers verfolgen. Andere Abkömmlinge dagegen liebten es, in den Sümpfen zu bleiben. Bei ihnen stellte sich aber auch bald die Nothwendigkeit heraus, die Seitenzehen gegen die Stöße zu schützen; sie zogen dieselben also hinter die beiden Mittelzehen zurück, und so entstand der gespaltene Fuß der modernen Wiederkäuer. Das die neueste Hypothese des unermüdlichen amerikanischen Paläontologen Cope[1]. Wer denkt da nicht an Lamarcks bekannte Erklärung vom langen Hals der Giraffe? Wenn dem Evolutionisten unserer Tage trotz des hellen Lichtes, welches Darwin auf allen Gebieten des Wissens verbreitet hat, dennoch nichts übrig bleibt, als ein solcher Rückfall auf Lamarck, so ist das eine ganz bedenkliche Art von Atavismus. Er trifft die rein mechanische Abstammungstheorie an der empfindlichsten Stelle. Denn so lange noch die Organismen wie bisher an den Umständen, denen sie sich anpassen sollten, zu Grunde gehen, ist an einen wirklichen Triumph des Darwinismus nicht zu denken.

Hermann Jürgens S. J.

---

[1] Über den Ursprung der eigenthümlichen Fußbildungen der Hufthiere; vgl. Kosmos, 5. Jahrg., 12. Heft, S. 445.

Das Jahr 1683 und der große Türkenkrieg.

(Schluß.)

II.

In dem vorigen Artikel haben wir eine Rundschau gehalten über die hauptsächlichsten Werkzeuge, deren sich Ludwig XIV. zum Ruine des österreichischen Hauses bediente oder wenigstens bedienen wollte. In seinen Händen vereinigten sich fast alle Fäden dieser feindseligen Politik; von Versailles ging der Hauptimpuls aller jener Drangsale aus, unter deren Druck Wien, Österreich und die Christenheit während der langen Dauer des Türkenkrieges seufzte. Wir müssen jetzt auch das Land, die Macht und ihre Verbündeten kennzeichnen, auf deren Ruin der Franzosenkönig mit all seinen großartigen Mitteln gewissenlos hinarbeitete, nämlich Österreich, wie auch den deutschen oder richtiger römischen Kaiser Leopold.

Deutschland ist als Staat im westphälischen Frieden zertrümmert worden; wohl stand noch an der Spitze Deutschlands der deutsche König, der Kaiser, erstrahlend in einem gewissen Glanze und umkleidet mit dem Attribute der Majestät. Die Pflicht, den Bestand des alten Reiches zu schützen, beschwor der Kaiser noch immer im Krönungseid; aber diesem Glanze, dieser Pflicht entsprach keine reelle Macht: Germanien wollte bloß Schutz empfangen, keine Gegenleistung übernehmen. Es war denn der Kaiser für die Erfüllung seiner übernommenen Pflichten meistens nur auf die Kräfte seiner Hausmacht, der österreichischen Länder, angewiesen. Diese Länder boten ein kleineres Abbild dessen, was einst die Idee des römischen Kaiserthums in großem Maße erstrebt hatte, mit dem Kaiser als Schirmvogt des Rechtes unter den christlichen Völkern. Es war die Monarchie des Hauses Habsburg ein buntfarbiges Nebeneinander verschiedenartiger Völkerschaften, alle mit einander nur durch den Kitt der Dynastie verbunden, sonst aber ohne staatsrechtliche Einheit, sogar ohne gemeinschaftlichen Namen, ähnlich dem Granit, in welchem die verschiedenen Steinarten klar erkennbar neben einander liegen, weniger schön zwar, aber fester als der feingekörnte Marmor.

Jedes einzelne Land hatte das Recht der Geldbewilligung, und Leopold I. achtete dieses Recht so sehr, daß er sogar den Vorstellungen seines Feldherrn Montecuculi, ein stehendes Heer zu schaffen, widerstand,

obwohl die Zeitumstände dieses dringend zu erheischen schienen, und es vielleicht auch viel nützlicher gewesen wäre; er wollte nicht, daß durch eine stehende Macht die Freiheit der Landstände beeinträchtigt würde. Aber auch die Unterthanen zeigten sich willig und großmüthig, und trugen mit exemplarischer Geduld die schwere Belastung des Krieges, von dem sie überzeugt waren, daß er nothwendig, daß er in Leopolds Absicht nur das Mittel zum Frieden sei.

An diesem Reiche indessen fraß, nicht erst jetzt, sondern von alter Zeit her, ein schweres, verhängnißvolles Übel, ein gewisser Mangel an Ordnung, an Verwaltungstalent, ein Mangel an durchgreifender Strenge und Schärfe in der Regelung der Finanzen. Veruntreuung und Unterschlagung der Staatsgelder war darum ein häufiges Ereigniß, wie z. B. im Jahre 1680 der Finanzminister Sinzendorf auf einer Veruntreuung von zwei Millionen Gulden entdeckt wurde. Leider bot die übermäßige Milde des Kaisers, sowie dessen Scheu vor energischem Durchgreifen und vor zeitiger Strenge, keinen festen Damm gegen das Unwesen, das namentlich in den Türkenkriegen äußerst hemmend auf alle Erfolge wirkte. Im Einklang mit der übertriebenen Güte des Kaisers stand dessen übermäßige Friedensliebe, wie auch sein Mangel an Entschluß und Initiative überhaupt. Dennoch war es durch die Macht und die Verwicklung der Umstände gerade ihm beschieden, sich wie keiner seiner Vorfahren mit Siegestrophäen zu schmücken und endlich die furchtbare Macht der Osmanen zu brechen.

In Beziehung auf Frömmigkeit, Gottvertrauen und Sittenstrenge steht Leopold den besten und ehrenhaftesten Charakteren, seiner in dieser Rücksicht zahlreichen und ausgezeichneten Vorfahren ebenbürtig zur Seite. Onno Klopp bringt eine Menge einzelner Züge ganz besonders zarter Frömmigkeit und felsenfesten Gottvertrauens des Kaisers zur Kenntniß des Lesers. Der Kaiser war überzeugt, daß er den Entsatz Wiens der Fürbitte des hl. Joseph verdanke; er verwendete sich daher zum Danke dafür bei Innocenz XI., daß dessen Name in die Litanei aller Heiligen aufgenommen, das Patrociniumsfest desselben am dritten Sonntag nach Ostern allgemein eingeführt wurde. Es war wiederum der Kaiser, der 1686 auf seinem Entschlusse bestand, Buda (Ofen) den Türken zu entreißen, obwohl alle kaiserlichen Feldherren in Erinnerung einer empfindlichen Schlappe, die sie 1684 dort erhalten, dagegen stimmten; der Kaiser aber las im Namen Buda die glückliche Verheißung: Beata Virgo dabit auxilium; in der That wurde die Vorahnung mit dem herrlichsten

Erfolge gekrönt. Dieselbe zarte Frömmigkeit äußerte sich in der Errichtung der marmornen Denksäule zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit in Wien am 30. Juli 1687; in dem feierlichen und öffentlichen Gelübde am 15. August 1693, worin er das wieder gewonnene Ungarn nach dem Vorbilde des heiligen Königs Stephan der Gottesmutter neuerdings widmete.

Dagegen war auch das Eingreifen der Vorsehung zu Gunsten des Kaisers in dessen bedrängtesten Lagen so häufig wie auffällig und offenkundig. Der Venetianer Contarini berichtet, es sei Sprüchwort gewesen, daß in der äußersten Noth immer ein Wunder zu Gunsten des Hauses Österreich erfolge. Derselbe Zeitgenosse redet auch von augenscheinlichen Wundern, die zur Erhaltung Wiens, der Vormauer der Christenheit, geschehen seien, und rechnet dahin die allerdings merkwürdige Verblendung des Großvezier, welche diesen bestimmte, die Stadt nicht in einem Generalsturm zu nehmen. Eine gnädige Fügung war es auch, daß nicht der Rath Ibrahim Pascha's von Buda im Rathe der Türken durchdrang, zuerst Raab zu belagern und zu nehmen und dann erst auf Wien loszugehen. Von der schwachen und verfehlten Wirkung der Minen und Bomben haben wir schon gesprochen, und werden weiter unten noch von der besondern Gunst in der Erscheinung eines einfachen Kapuziners reden. Auch Leibniz berichtet am 11. Mai 1690 aus Wien, es gelte hier die Meinung, daß in der Zeit großer Noth der Kaiser Leopold immer ein Mirakel zur Rettung bei der Hand habe.

Der Venetianer Cornaro entwirft dem Senate seiner Republik ein Bild zur Charakteristik des Kaisers, worin er ihn als einen Fürsten schildert voll von Leutseligkeit, Güte und Majestät. Er preist dessen Tiefe und Vielseitigkeit im Wissen und in den Geschäften, rühmt besonders dessen Gerechtigkeit, Milde und Frömmigkeit, sein beständiges Streben nach der höchsten Billigkeit; sein Gemüth sei frei von allen Aufwallungen der Leidenschaft, mäßig im Glück, standhaft im Unglück. Leider wurden diese herrlichen Eigenschaften bedeutend gelähmt und verdunkelt durch eine gewisse Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Unsicherheit des Entschlusses, durch nagende Gewissensbedenken, die ihn hinderten, das entscheidende Urtheil auf sich zu nehmen und nach eigenem Gutdünken zu handeln. — Es grenzt diese Zartheit des Gewissens für uns geradezu an's Unbegreifliche, wenn wir lesen, daß Briefe Ludwigs XIV. mit geheimen Instructionen an Vitry, den französischen Gesandten in Warschau, der gerade damals seine Intriguen spielte, um Polen und die ungarischen Rebellen gegen

Österreich aufzuwiegeln, in Schlesien aufgefangen und dem Kaiser übergeben wurden; daß aber dieser sie ungeöffnet dem französischen Gesandten in Wien einhändigen ließ.

Der bedeutendste und großmüthigste Bundesgenosse des Kaisers war Papst Innocenz XI. Nicht nur schrieb er in den Tagen der Gefahr öffentliche Gebete aus für die Rettung Wiens, während er selbst Tag und Nacht auf den Knieen lag, sondern er wandte sich wiederholt an Ludwig XIV., damit er das deutsche Reich während der schweren Türkennoth mit Krieg und Feindseligkeit verschone. Die Allianz zwischen dem Kaiser und Polen war das Werk des Papstes, in dessen als des Protectors Hände die Eide beider Mächte geleistet wurden. Die wirksamste Hilfe des Papstes bestand aber in den wahrhaft großartigen Geldmitteln, die er für den Kaiser und für Polen, nicht leihweise, sondern als Geschenke, flüssig machte. Bis zum 10. October 1683 erhielt der Kaiser 1200000 Gulden, im Jahre 1684 aber 1300000 Gulden. Die polnischen Truppen wurden fast ausschließlich durch den Papst und den Kaiser erhalten; in dem einzigen Jahre 1681 bezog Sobieski 500000 Gulden päpstlicher Subsidien. Auch den Kroaten sandte Innocenz Hilfsgelder und sogar den Kosaken 60000 Gulden, um sie gegen die Tataren zu verwenden. Um diese Summen aufzubringen, besteuerte Innocenz alle geistlichen Einkünfte; er legalisirte die Auflagen, welche der Kaiser in seiner Noth schon vorher auf die geistlichen Güter seines Reiches angeordnet hatte. Dem großmüthigen Beispiele des Papstes folgten die Cardinäle; Cardinal Ludovisi schickte fast sein sämmtliches Silbergeschirr in die Münze. Es folgten dem Beispiel fast alle italienischen Fürsten und Republiken.

Wiederum war der Papst eigentlicher Urheber der neuen Allianz oder der heiligen Liga, welche am 5. März 1684 zu Linz zwischen dem Kaiser, dem König von Polen und der Republik Venedig, unter dem Protectorate des Papstes Innocenz XI., zur Bekämpfung der Türken geschlossen wurde, und wieder legten die Bevollmächtigten der Verbündeten den Eid der Treue in die Hände des Papstes ab. Die wesentlichste Bedingung war, kein Bundesgenosse dürfe ohne Zustimmung der andern mit dem Feinde verhandeln oder Frieden schließen, eine Bedingung, welche der Kaiser gewissenhaft befolgte, obschon sie ihn gelegentlich am Abschluß eines günstigeren Friedens hinderte. Eine wichtige Triebfeder für die einzelnen Mächte, dem Bunde beizutreten, war die Gewißheit der Subsidien des Papstes, mit denen dieser auch in der Zukunft nicht kargte. Leider

besaßen die nachfolgenden Päpste den weitaussehenden, politischen Scharfblick eines Innocenz XI. nicht; sie traten zurück von der moralischen Verpflichtung der heiligen Liga, die Beiträge versiegten ganz, oder schrumpften auf ein Kleines zusammen (1691 auf 75 000 Kronen, 1698 auf 200 000 Gulden). Das erschöpfte Österreich konnte die genügenden Mittel nicht mehr erschwingen; der bisher glückliche Türkenkrieg erlahmte und konnte nur mit wenig Nachdruck und vielfach ungünstigem Erfolg geführt werden, zumal da Ludwig XIV. wieder offener als vorher gegen den Kaiser aufzutreten wagte.

Neben Innocenz XI. verdienen drei österreichische Bischöfe als großmüthige Spender an Geld und Geldeswerth genannt zu werden. — Leopold Kolonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt, kam damals, als Tausende aus Wien flüchteten, in die Hauptstadt, um die Pflege der Verwundeten und Kranken zu leiten und um das Geld für den Sold der Krieger zu beschaffen. Als viele Wiener nach der Niederlage der Türken auszogen, deren Zelte zu plündern, zog auch Kolonitsch, „der Vormund aller Waisen", mit vielen Fuhrwerken auf Beute aus. Auf dieselben lud er, was er da an Kindern, Frauen, Greisen, Schwachen, Verwundeten vorfand, 500 Personen; er brachte sie zur Pflege in einem Hause der Stadt unter und sorgte väterlich für Ärzte, Chirurgen und Unterhalt. Nachmals gelang es ihm, großartige Spitäler zur Pflege verwundeter Krieger zu gründen; zunächst in Preßburg, wo 1685 durch die Freigebigkeit Innocenz' XI. 4000 kranke und verwundete Soldaten verpflegt wurden, ferner in Raab, Komorn, Gran und Ofen. Kolonitsch war es auch, der während der Belagerung dem Grafen Starhemberg es ermöglichte, den Soldaten die Löhnung auszubezahlen und sie bei gutem Muthe zu erhalten. — Das Geld hierzu empfing aber Kolonitsch von der mehr als fürstlichen Großmuth des 83jährigen Erzbischofs Szeleptseny von Gran, der ihm zu diesem Zwecke 400 000 Gulden übergeben hatte. Derselbe Erzbischof trug einige Jahre später 180 000 Gulden für die Gründung des Soldatenspitals in Gran bei. — Szecheny, der Nachfolger dieses Erzbischofs in Gran, vermachte dem Kaiser im Jahre 1695 eine Million Gulden für die Türkenkriege, sein übriges Vermögen aber zu einem Hospital für kranke und verwundete Soldaten.

Eine besondere Gunst erwies Innocenz XI. dem Kaiser in der Sendung des einfachen Kapuziners Marco d'Aviano, eines bisher gänzlich vergessenen Mönches aus Venedig, dessen große Bedeutung erst Onno Klopp wieder an's Tageslicht gebracht hat. Schon 1680 hatte

Leopold d'Aviano kennen gelernt, und gleich die erste Begegnung erzeugte ein unbedingtes Vertrauen des Kaisers zu dem heiligmäßigen Manne. Im Jahre 1682 kam d'Aviano bis zum 11. Juli nach Wien; dem Wunsche des Papstes gemäß sollte er dann nach Madrid gehen, wurde aber in Italien auf das Krankenlager geworfen. Das war eine Fügung Gottes zu Gunsten Leopolds; denn statt nach Spanien sandte der Papst den wie einen Engel erwarteten Mann 1683 dem Kaiser zu Hilfe, bei dem er in den ersten Tagen des September in Linz ankam, um dann zum Entsatzheere vor Wien zu eilen. Seine erste Thätigkeit bestand hier darin, die Eifersucht Sobieski's gegen den Kaiser zu beschwichtigen. Am Tage der Schlacht selbst aber (12. September) sah man ihn überall da, wo der Kampf am heftigsten wogte, mit dem Crucifix in der Rechten, den Soldaten Muth einsprechend und Sieg verheißend. Von jetzt ab finden wir d'Aviano Jahr um Jahr bis 1688 bei dem kaiserlichen Heere. Hier wirkte er besonders dahin, die schleichende Eifersucht unter verschiedenen Feldherren zu dämpfen und auszugleichen. Zudem wurde sein Rath, als eines ehemaligen kriegskundigen Offiziers, meistens gerne gehört, während die Mißachtung desselben sich manchmal bitter rächte, wie im Jahre 1684, als er Starhemberg beschwor, von der tollkühnen Belagerung Buda's, die nachher so unglücklich ausfiel, abzustehen, aber leider kein Gehör fand.

Welches Ansehen er bei der Armee genoß, geht daraus hervor, daß einem Tagesbefehl zufolge die ganze Armee am 15. August 1691 um 11 Uhr Morgens in Parade aufmarschirte, um niederknieend den Segen des fern in Venedig weilenden Mönches zu empfangen. Vier Tage später wurde der blutige aber glänzende Sieg von Salankemen unter Markgraf Ludwig von Baden erfochten. — Vorzüglich beachtenswerth ist d'Aviano's persönliche Beziehung zum Kaiser. Dieser holte in den wichtigsten Staatsangelegenheiten den Rath d'Aviano's ein, über die Fortsetzung des Türkenkrieges, über die Ernennung der Oberfeldherren, über Kriegsoperationen, über die Belagerung von Belgrad, über die Stellung zur englischen Revolution. D'Aviano benützte das große Vertrauen, welches er beim Kaiser genoß, dazu, demselben oft eindringliche Ermahnungen zu geben. Er empfahl ihm rascheres Handeln im Kriege, Ersparungen in den Ausgaben, namentlich in den Gehalten der Minister und Hofbeamten, dafür größere Sorge für die Soldaten, mehr Schärfe gegen Übertretungen. Er tadelt den Kaiser fortwährend wegen seiner Unterlassungssünden, wegen Langsamkeit, Zaudern, Schwäche, unzeitiger

Nachsicht gegen gewissenlose Beamte und gegen die große Menge von Dieben, von denen er umgeben sei. Hätte der Kaiser diese Unterlassungssünden nicht, die oft schlimmere Folgen haben, als die Begehungssünden, so, meint er, würde derselbe unmittelbar nach dem Tode in's Paradies eingehen. Er drängt den Kaiser, seinen absoluten Willen geltend zu machen, ein unabänderliches: „So will ich es" zu sprechen; damit werde Alles gethan sein und Alles gut von statten gehen. — Noch oft kam der hochverdiente Mann nach 1688, vom Kaiser eingeladen, auf einige Tage nach Wien. Als er beim letzten Besuche daselbst erkrankte und am 13. August 1699 starb, knieten der Kaiser und die Kaiserin an seinem Sterbebett, um von ihm den letzten Segen zu empfangen. Der Kaiser selbst aber hat ihm die Grabschrift verfaßt.

Unter den Feldherren des Kaisers ragt vor allen Karl V., Herzog von Lothringen, hervor, „eines der hauptsächlichsten Werkzeuge, deren die göttliche Weltordnung sich bediente, um die furchtbaren und umfassenden Plane Kara Mustapha's und Ludwigs XIV. in Trümmer zu zerschlagen". Auf Toilette scheint der Herzog, nach der Beschreibung Sobieski's, wie die meisten großen Männer, wenig Mühe verwandt zu haben; dagegen aber war er ein so vollendeter Stratege und Feldherr, daß der König von Polen, dessen Befehlen er unterstand, seine Pläne für den Entsatz von Wien einfach ausführte. Das Verdienst Karls für das Gelingen des Entsatzes und für den glänzenden Sieg vom 12. September übertraf weit dasjenige Sobieski's; deßwegen wurde er, nicht dieser, von der Republik Venedig als der Held des Tages gefeiert und beglückwünscht. Auch in den folgenden Feldzügen bewährte sich sein Genie in einer Reihe glücklicher Combinationen und Schlachten. Größer noch war er dadurch, daß er im Interesse der christlichen Sache 1688 sich selbst in den Schatten stellte und auf den Oberbefehl verzichtete, worin ihn der Kurfürst Max Emanuel von Bayern während einer Krankheit ersetzt hatte, und um nicht Spaltung oder Rivalität hervorzurufen, diesem allein den Ruhm der Einnahme von Belgrad überließ. Er war ebenfalls ein intimer Verehrer und Freund d'Aviano's und vernahm und befolgte gerne dessen Rathschläge.

Durch persönliche Besprechung auf einer Wallfahrt nach Alt-Ötting im März 1681 gewann Leopold den jungen Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. Die Wittelsbacher waren bisher zum großen Schaden des Reiches mit Frankreich allzustark verbunden gewesen. Der neue Kurfürst schämte sich, wie billig, der Allianz mit dem Franzosen und wandte sich

der Sache des Kaisers und des Reiches zu, obgleich seine Schwester mit dem Dauphin vermählt war. Sobald Ludwig XIV. das bemerkte, ließ er ihm mit der Verwüstung seiner Länder drohen: aber der Kurfürst wagte es, den Drohbrief zu veröffentlichen. Max Emanuel versprach dem Kaiser eine Hilfe von 10 000 Mann, doch nicht umsonst; der Kaiser mußte jährlich 500 000 Gulden in Kriegszeit, 200 000 im Frieden zahlen. Überhaupt zog keiner der hilfeleistenden Fürsten auf eigene Kosten heran; darum wäre es dem Kaiser ganz unmöglich gewesen, ohne die Subsidien des Papstes die nöthigen Summen zu erschwingen. Die ersten Hilfstruppen, welche gegen die Türken erschienen, waren die Bayern. Max Emanuel erwarb sich außer seinen Kriegsthaten (besonders durch die Eroberung von Belgrad 1688) auch dadurch wahres Verdienst, daß er vor Wien 1683 keine nergelnden Bedingungen in Beziehung auf das Commando erhob.

Anders der Kurfürst Johann Georg von Sachsen. So bereitwillig er sich zeigte, dem Kaiser für 500 000 Gulden 11 000 Mann zuzuführen, so war doch sein persönliches Erscheinen nicht sehr erfreulich und erwünscht, weil er viele weitgehende Forderungen für die Verpflegung seiner Truppen stellte und hinsichtlich seiner Unterordnung unter Sobieski Schwierigkeiten erregte. Auch erfreuten sich seine sächsischen Truppen wegen ihrer Plünderungen in den Dörfern und wegen Mißhandlung katholischer Priester keiner großen Sympathie. Johann Georg stand nur vom 11. August bis zum 15. September 1683 im Felde und kehrte an diesem Tage mit seinem ganzen Heere nach Sachsen zurück. Eifersucht gegen den Bayern scheint den Aufbruch beschleunigt zu haben.

Am 7. Juli floh der Kaiser aus Wien nach Linz und 60 000 Einwohner an diesem und den nächsten Tagen mit ihm unter Weinen, Jammern, Fluchen und in grenzenlosem Wirrwarr. Viele der Flüchtenden ergossen sich in Schmähungen gegen den Kaiser, daß er an dem ganzen Unglücke Schuld trage, weil er dem unzeitigen Religionseifer der Jesuiten nachgegeben; ihre Härte wider die Protestanten in Ungarn sei die Ursache der Rebellion und des Türkenkrieges. Dieselben Klagen ertönten gegen Welt- und Klostergeistliche überhaupt; sie alle, namentlich die Jesuiten, durften nicht reisen, aus Besorgniß, erschlagen zu werden. So diese Politiker; andere Kannegießer machten ebenfalls den Kaiser verantwortlich für all das Unglück, weil er die Forderung Ludwigs XIV., hinsichtlich der Abtretung des achten Theiles des Reiches, nicht bewilligt habe. Während diese flüchtigen Wiener ihrem gepreßten Herzen durch

solch unnütze und ungerechte Klagen Luft machten, leisteten die in Wien zurückgebliebenen Geistlichen der Aufforderung des Bischofs Emerich Folge durch Betheiligung an den Schanzarbeiten; der ganze Convent der Augustiner rückte mit Schubkarren und Hacken aus, die Insassen der übrigen Klöster folgten dem Beispiele; andere übten sich im Scheibenschießen, um nöthigenfalls auch die Waffen zu führen. Die Jesuiten übernahmen während der ganzen Zeit der Belagerung die Überwachung des Feindes vom Stephansthurm aus. Nach dem Entsatze Wiens erhielten sie durch den Nuntius Buonvisi und unter der Leitung des Pater Hako die Aufsicht über die Spitäler in Wien; deßgleichen erhielten sie in dem großen, von Kolonitsch in Preßburg errichteten Spitale die Seelsorge.

Die Vertheidigung der Stadt wurde dem weltbekannten Rüdiger Starhemberg, einem entschlossenen, eisenfesten und todesmuthigen Manne, anvertraut, der dem Kaiser geschworen, daß er die Stadt halten werde bis zum letzten Blutstropfen. Ihm zur Seite stand Graf von Kaplier, Präsident des politischen Rathes, nicht weniger durch Einsicht und klugen Rathschlag ausgezeichnet, als jener durch entschlossene Thatkraft. Nicht einmal 16 000 Mann bildeten die Besatzung, und ihr gebührt nebst ihrem Führer Starhemberg der Ruhm, durch ihre Ausdauer, Disciplin, Tapferkeit und Geduld in Ertragung aller Schrecken und Mühsale 60 Tage lang (vom 14. Juli bis zum 12. September) die Stadt gegen das zahllose Türkenheer vertheidigt und gehalten zu haben. Auf dieser Mannschaft lag die ganze Last der unausgesetzten schweren Kämpfe. Zwar zeigten sich, wenigstens im Anfang, auch die Einwohner Wiens thätig und eifrig in Errichtung von Vertheidigungsmitteln, und etwa 4000 derselben trugen die Waffen. Als jedoch die Gefahr größer, die Beschwerden lästiger wurden, machten Zaghaftigkeit und störrisches Wesen raschen Fortschritt unter dieser Bürgermiliz. Starhemberg mußte mit Drohungen und strengen Befehlen einschreiten, um die Säumigen zur Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben; immer mehr zeigte sich in der Bürgerschaft eine unzufriedene, höchst verdächtige und gefährliche Stimmung. Aus dem türkischen Lager erhielt man Bericht, daß der Diener eines armenischen Arztes aus der Stadt dem Großvezier ein Paket Briefe überbracht habe. Wer ihn geschickt, wer die Schreiber waren, weiß man nicht, auch nicht, ob der Gemeinderath selbst nicht unter der Decke steckte; Thatsache ist nur, daß Starhemberg ihm höchlich mißtraute. Damit langen wir aber an einem gefährlichen Punkte an, und besser ist es, abzubrechen, um nicht, wie Herr Onno Klopp selbst, mit Herrn Bürgermeister

Uhl Streit zu bekommen. Ein Licht auf die verschiedenen Leistungen wirft übrigens die Verlustliste; von der anfänglichen Besatzung waren 5000 gefallen, 2000 lagen krank in den Spitälern; von der Bürgermiliz waren 1650 durch den Feind oder durch Krankheit gestorben, darunter aber nur 170 Wiener. In der Schlacht des 12. September fielen 500 Mann auf christlicher, 8000 auf türkischer Seite; schon vorher hatten diese 40 000 Mann bis zum 20. August verloren.

Wir müssen hier noch zweier braver Männer gedenken: des kaiserlichen Residenten Kuniz in Konstantinopel und des Internuntius Albert Caprara daselbst. Schon im Frühling 1681 meldete Kuniz Kriegsgefahr von Seite der Türken nach Wien; in Wien aber liebte man diese traurigen Berichte nicht, und Kuniz wurde ersetzt durch Caprara, ohne jedoch Konstantinopel zu verlassen. Caprara berichtete indessen nicht anders als sein Vorgänger; schon auf der Reise durch Ungarn wurde ihm der bevorstehende Krieg immer klarer und gewisser. Deßwegen rieth er fortwährend an, gegen die Rebellen mit Kraft aufzutreten und sie auf das Haupt zu schlagen; das werde auch die Türken schrecken. Er meldete, daß Tököly sich bemühe, die Türken vor Wien zu locken, beklagt es, daß man in Wien diesem Verräther Vertrauen schenke, ihn sogar als Vermittler gegen die Türken gebrauchen wolle, bedauert es, daß man in dieser kritischen Lage nicht mit Frankreich Frieden schließe. Hier jedoch stieß er auf einen Punkt, den der Kaiser nicht mit seinem Eid und Gewissen vereinigen konnte. Er hatte geschworen, das Reich nicht zu mindern; deßhalb konnte er sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, die Reunionen abzutreten; vielmehr war er bereit, eher von dem Eigenen im Osten zu opfern, eher Wien als Straßburg preiszugeben. Caprara und Kuniz berichten aus Adrianopel, wohin sie seit dem 19. October 1682 gebracht worden, daß die Gesandtschaft Tököly's im November 1682 nach Wien ein Verrath gewesen sei, um den Türken den Plan der Festungswerke auszuliefern. Caprara konnte schon früher aus Konstantinopel melden, daß Graf Balthasar Zrini, der Schwager Tököly's, der sich in der Umgebung des Kaisers befand, ebenfalls Verrath spinne und den Türken mit 3000 Mann sich zu Diensten angeboten habe. Vorzüglich wichtig wurden die Dienste des wackern Kuniz, den man in's Lager vor Wien schleppte. Er fand Mittel, viele Nachrichten über die Pläne der Türken in die Stadt gelangen zu lassen, über die Verluste derselben, über ihre Entmuthigung, über die Unzufriedenheit der Janitscharen, über geheime Verbindungen aus der Stadt mit dem Großvezier.

Nach dem Siege vor Wien folgte für die kaiserlichen und christlichen Waffen eine Reihe glücklicher Kriegsjahre, trotz der immer mangelhaften und schleppenden Verwaltung. Ganz Ungarn wurde erobert, und 1688 fiel Belgrad. Das war für Ludwig XIV. zu viel. Die Türken schienen entmuthigt und dem Frieden nicht abgeneigt. Da erschien ein französischer Gesandter, durch welchen „die allerchristlichste Sonne den abnehmenden Mond mit ihrem Lichte, nämlich dem Glanze ihres Goldes, wieder belebte". Um die Erfolge des Kaisers zu hindern, ließ Ludwig seine Raubheere in Deutschland einbrechen, und die Pfalz loderte durch seine Mordbrenner in Flammen auf. Auch im Osten folgte Unglück über Unglück; Belgrad ging 1690 wieder verloren, nach allgemeiner und höchst wahrscheinlicher Meinung durch Verrath eines Ingenieurs und spätern Renegaten, der Feuer in sämmtliche Pulvermagazine warf. Drei Jesuiten, die sich in der Stadt befanden, zogen es vor, den Sterbenden und Verwundeten beizustehen und auszuharren, statt mit den Fliehenden sich zu retten; sie fielen unter dem Türkensäbel. In Paris wurde der Großvezier wegen dieser Eroberung als ein Held, als ein Alexander und Cäsar gefeiert. Die Franzosen in Smyrna sangen, um Gott für diesen Erfolg zu danken, das Te Deum. Ludwig XIV. aber erließ am 9. August 1690 ein Schreiben für den Großvezier, um ihn aufzufordern, die ruhmvolle Siegeslaufbahn auch im nächsten Jahre fortzusetzen und alles Verlorene in Ungarn wieder zu erobern; denn auch er werde von Westen her mit aller Macht losbrechen. Dieses Handschreiben jedoch fiel den Engländern in die Hände, bevor es an seine Bestimmung gelangte. Der erwähnte Segen d'Aviano's und der Sieg von Salankemen dämpften indessen ein wenig die sanguinischen Hoffnungen der Feinde Österreichs und des christlichen Namens.

R. Bauer S. J.

Die vergleichende Religionswissenschaft und die Offenbarung.

(Schluß.)

II.

Die Vertreter der vergleichenden Religionswissenschaft[1] rühmen sich eines erlauchten Vorgängers. Es ist kein Geringerer, als der indische Kaiser Akbar, dessen Lebenszeit die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ausfüllt. Derselbe widmete sich mit großer Hingebung dem Studium der verschiedenen Religionen. Er ließ Juden, Christen, Muhammedaner, wie Anhänger des Brahmanismus und der Zarathustra-Religion an seinen Hof kommen, um sich von allen ihre heiligen Schriften übersetzen und erklären zu lassen. Außerdem wurden Religionsgespräche gehalten, an denen der Kaiser selbst den regsten Antheil nahm. Badáoni, ein Zeitgenosse und Vertrauter Akbars, hat uns über diese Disputationen und das ganze wissenschaftliche Treiben am Hofe des wissensdurstigen Kaisers einen eingehenden Bericht hinterlassen. Aus Allem geht hervor, daß der Fürst aufrichtig nach Wahrheit strebte und vor keinem Mittel zurückschreckte, welches ihn seinem Ziele näherzubringen versprach. So ließ er z. B. einen Brahmanen, den er nicht in sein Schloß einlassen konnte, zur Nachtzeit die Mauer des Schlosses hinaufziehen bis in die Nähe eines Balkons, wo der Kaiser weilte. „So aufgehängt," sagt der Bericht, „unterrichtete der Brahmine Seine Majestät in den Geheimnissen und Legenden des Hinduismus." Und welchen Einfluß übte das mit so seltenem Eifer betriebene Studium der „vergleichenden Religionswissenschaft" auf den Kaiser aus? Zu welchen Ergebnissen gelangte er? Badáoni, selbst gläubiger Muhammedaner, sagt es uns kurz in folgenden Worten: „Von seiner frühesten Kindheit bis zu seiner Mannheit und von seiner Mannheit an bis zum hohen Alter hat Seine Majestät die mannigfaltigsten Phasen und alle Arten religiöser Gebräuche und Sectirerbekenntnisse durchschritten und Alles, was man in Büchern finden kann, gesammelt mit einem eigenthümlichen Talente und einem Forschergeiste, der jedem [islamitischen] Grundsatze entgegengesetzt war. So

[1] So Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 62 ff.

zeichnete sich ein auf einige elementare Grundsätze gegründeter Glaube auf den Spiegel seines Herzens, und als das Resultat aller der Einflüsse, welche man auf Seine Majestät einwirken ließ, erwuchs allmählich wie der Umriß eines Steines die Überzeugung in seinem Herzen, daß es verständige Menschen in allen Religionen gäbe und enthaltsame Denker und mit Wunderkräften begabte Menschen unter allen Nationen. Wenn wahre Erkenntniß also überall zu finden war, warum sollte Wahrheit auf eine Religion beschränkt sein?" Also indifferentistische Gleichstellung der Religionen mit Darangabe jeden Glaubens an eine geoffenbarte Religion — das war das praktische Resultat der Akbar'schen Studien. Ist es nicht im höchsten Grade beachtenswerth, daß ein großer Theil der modernen Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft in dieser Anschauung mit dem alten indischen Fürsten zusammentrifft? Freilich waltet dabei ein doppelter Unterschied ob. Einmal nehmen die modernen Forscher als unerwiesene Voraussetzung gleich zu Anfange dasjenige hin, was der Inderfürst als Ergebniß der mühsamsten Studien gefunden zu haben glaubte. Sodann mag jener grobe Irrthum, der sich als eine Folge ungenügender geschichtlicher Untersuchungen über die Beglaubigung der wirklich geoffenbarten Religion ausweist, bei einem Manne, welcher an solche Studien nicht gewöhnt war und außerdem vieler, vielleicht nöthiger Hilfsmittel entbehrte, noch einigermaßen begreiflich erscheinen; für Männer hingegen, welche die Luft des Christenthums einathmen, welchen eine unabsehbare apologetische Literatur Belehrung jeder Art anbietet, welche endlich gerade die geschichtlichen Studien auf ihre Fahne geschrieben haben, für sie müssen jene Entschuldigungsgründe in Wegfall kommen. Ein Verfahren, welches damit anhebt, alle Religionen auf die gleiche Linie zu stellen, den Offenbarungsbegriff zu verflüchtigen und jede wirkliche Offenbarung zu perhorresciren, richtet sich selbst und ist in gleicher Weise ein Hohn auf die Wissenschaft und auf den Glauben.

Schon neulich haben wir die von jenen Männern frei gewählte Stellung zur Offenbarung im Allgemeinen näher in's Auge gefaßt; dieselbe bedingt auch naturnothwendig ihr Verhalten gegen die einzelnen thatsächlichen Mittheilungen Gottes an die Menschheit —: gegen die Offenbarungen des Alten und des Neuen Bundes.

Der Alte Bund enthält eine Kette von Offenbarungen, in denen Gott unsere Stammeltern, die Patriarchen und das auserwählte Volk unterrichtete und ermahnte. Die ersten dieser Mittheilungen Gottes an

die Menschheit pflegt man mit dem Namen „Uroffenbarung" zu bezeichnen. Hauptinhalt derselben sind die Belehrungen Gottes über Ihn, den Schöpfer selbst, und über das Verhältniß der Menschen und der übrigen Geschöpfe zu Ihm. Die heilige Schrift berichtet über dieselben so ausführlich und in einer so wenig mißverständlichen Weise, daß Niemand, welcher die heilige Schrift als Gottes Wort oder auch nur als ein geschichtlich beglaubigtes Buch anerkennt, die Thatsächlichkeit der Uroffenbarung in Abrede stellen kann. Wie soll nun aber die Thatsache der Uroffenbarung in einem Systeme Platz finden, welches den Ursprung jeder Religion, auch der „vorgeblich geoffenbarten", rein psychologisch erklären will? Es ist also nicht zu verwundern, daß Max Müller und seine Schule die Uroffenbarung auf jede mögliche Weise befehdet. Max Müller steht nicht an, die Uroffenbarung für eine plumpe Erfindung der Philosophen auszugeben. „Sie hat keine Existenz," sagt er [1], „als in den Systemen gewisser Philosophen." Und: „Eine allgemeine urzeitliche Religion, die Gott direct den Menschen mitgetheilt, oder durch welche Gott einem Geschlechte von Atheisten den Glauben an einen Gott eingeflößt haben soll, mag dem gewöhnlichen Menschenverstande als die einfachste Lösung aller Schwierigkeiten erscheinen: aber aus den Thatsachen der Geschichte offenbart sich uns eine höhere Weisheit und lehrt uns, wenn wir nur lernen wollen, daß ‚alle Menschen den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten: und zwar er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns'." Freilich frägt da jeder Unbefangene erstaunt, welche „Thatsachen der Geschichte" denn lehren, daß Gott dem Menschen im Anfange sich nicht geoffenbart habe. Er muß es in der That sehr bedauerlich finden, daß mit Worten ein so frevles Spiel getrieben und von „Thatsachen der Geschichte" da geredet wird, wo eine Zeit in Frage kommt, über die alle Geschichtsquellen schweigen, außer der einen, welche den angeblichen „Thatsachen der Geschichte" widerspricht und welcher man — vielleicht auch gerade aus diesem Grunde — die Anerkennung verweigert. Anderswo nennt Max Müller die Herleitung religiöser Ideen aus einer ursprünglichen Offenbarung Gottes schlechthin „bloße Worte" [2], wenngleich er einräumt, daß es kaum eine Religion gebe, welche nicht einen Anspruch ähnlicher Art erhöbe. „Aber," meint er, „wir brauchen diese Angabe, wie sie uns überall entgegentritt, nur

[1] Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 123. 124.

[2] Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Straßburg, Trübner, 1881. S. 194.

in die Fetisch-Sprache zu übersetzen, um zu sehen, wie wenig sie uns die Schwierigkeiten hinwegräumen helfen würde, welche unsern Weg bei einem geschichtlichen Studium des Ursprungs und der Entwicklung religiöser Ideen hemmen. Angenommen, wir fragten einen Aschanti-Priester, woher er wisse, daß sein Fetisch kein gewöhnlicher Stein sei, sondern etwas Anderes, wie man es auch nennen möge; und angenommen, er erwiederte uns, der Fetisch selbst habe es ihm gesagt oder es ihm geoffenbart — was würden wir dazu sagen? Und doch beruht die Theorie einer uralten Offenbarung, mag man sie verkleiden, wie man will, immer nur eben auf diesem Argument." Wir wollen nicht incriminiren, noch auch Max Müller den Vorwurf „bloßer Worte" zurückgeben. Und doch finden sich in dem Citat mehr Verrenkungen der Wahrheit, als es Sätze enthält. „Die Theorie einer uralten Offenbarung" — nicht um eine Theorie, sondern um eine Thatsache handelt es sich bei der Uroffenbarung, um eine Thatsache, bei der es einzig und allein auf die geschichtliche Wahrheit ankommt. Noch weniger kann von einem „Verkleiden" die Rede sein; die Frage liegt einfach so: Will man den vorliegenden Bericht der heiligen Schrift als wahr anerkennen oder nicht? Und gar behaupten, „immer" beruhe die Annahme einer Uroffenbarung auf dem gleichen Argument, heißt doch offenbar, den Aschanti-Priester mit seinem Götzen und denjenigen, welcher den wahren Gott verehrt und seinen Offenbarungen Glauben schenkt, al pari behandeln, unbekümmert darum, daß der eine einen handgreiflichen Aberglauben verkündet, der andere aber sich auf eine geschichtlich beglaubigte Thatsache stützt. Und trotz alledem wird in demselben Athemzuge von den Anforderungen geredet, welche „ein geschichtliches Studium" des Ursprungs der Religion erhebe! Der Leser selbst möge entscheiden, in welcher Weise Max Müller in unserer Frage den Anforderungen eines geschichtlichen Studiums gerecht geworden ist. Wäre die Sache nicht eine hoch-ernste, es würde einen komischen Eindruck machen, zu sehen, wie Max Müller bei jeder Gelegenheit gegen die von ihm bekämpfte Wahrheit zu neuen Streichen ausholt und dieselben nicht selten mit Klagen über die bisherige Unfruchtbarkeit seiner Bemühungen begleitet. So gilt ihm die Lehre, daß alle Religion mit einer urweltlichen Offenbarung über den Einen, wahren Gott begonnen habe, für eine leider noch nicht ausgerottete „mittelalterliche Hinterlassenschaft" [1], welche daran festhalte, jener „urweltliche Monotheismus"

[1] A. a. O. S. 291.

sei nur vom jüdischen Volke rein bewahrt worden, während alle anderen Völker in Vielgötterei und Götzendienst versunken seien, woraus sie sich erst in einer späteren Zeit langsam wieder frei gemacht hätten. Leider hat unser Religionsforscher es unterlassen, diese „mittelalterliche Hinterlassenschaft“ einmal mit der Lehre des hl. Paulus auf ihre Übereinstimmung hin zu prüfen. Statt dessen verleitet ihn sein Unmuth zu Klagen, welche den thatsächlichen Stand der Frage buchstäblich umkehren. „Man glaubt es kaum, wie viel Zeit dazu gehört, ehe solche rein aus der Luft oder aus den luftigen Gedanken sogenannter Gelehrten gegriffenen Theorien wieder in das Nichts versinken, aus dem sie erstanden. Sie mögen noch so oft gründlich widerlegt (!) worden sein, die besten Theologen und Philosophen (sic!) mögen noch so oft öffentlich anerkannt haben, daß ihnen alle thatsächliche Grundlage mangelt, nichtsdestoweniger schießen sie von Neuem empor, wo wir am wenigsten darauf gefaßt sind: in Encyklopädien, Conversations-Lexika und anderen Sammelwerken, aus denen die rasch lebende Gegenwart ihre tägliche Weisheit schöpft; ja, was noch schlimmer ist, in Schulbüchern, welche den Samen des Unkrautes mit so vollen Händen ausstreuen, daß er oft den guten Samen für immer überwuchert und erstickt.“ So Max Müller über die Uroffenbarung.

Auch die anderen Offenbarungen des Alten Testamentes finden ein ähnliches Schicksal. Max Müller gibt sie preis, obwohl er nicht gerade die gleiche Schärfe des Angriffes gegen sie richtet. Wo er von den Bemühungen der Missionäre redet, in der indischen Religion Spuren einer Offenbarung zu finden, äußert er sich also: „Es waren Gelehrte wie christliche Missionäre darauf erpicht, auffallendere Übereinstimmungen aufzufinden, um dieselben zur Bestätigung ihrer Lieblingstheorie zu verwenden, wonach die Strahlen einer Uroffenbarung oder der Abglanz der jüdischen Religion bis in die äußersten Enden der Welt gedrungen seien. Es war dieß ein gefährliches Verfahren — gefährlich, weil oberflächlich; gefährlich, weil aus vorgefaßter Meinung unternommen; und sehr bald wurden dieselben Argumente, welche auf der einen Seite zum Beweise dafür angeführt wurden, daß alle religiöse Wahrheit aus dem Alten Testament stamme, gegen christliche Gelehrte und Missionäre gebraucht; es wurden an der Hand derselben Beweisgründe gezeigt, daß nicht Brahmanismus und Buddhismus irgend etwas aus dem Alten Testament geborgt habe, wohl aber das Alte und Neue Testament aus den viel älteren Religionen der Brahmanen und Buddhisten.“ Auch hier hat es unserem Religions-

forscher wiederum nicht gefallen, seinen Behauptungen irgendwelche Beweise beizufügen; statt dessen verweist er auf ein altes, vor mehr als einem Jahrhundert gedrucktes Buch[1], in welchem „behauptet“ werde, „die brahmanische Religion sei das erste und reinste Erzeugniß einer übernatürlichen Offenbarung“, und „die brahmanischen Schriften enthielten ohne allen Zweifel die ursprünglichen Lehren und Bedingungen der Erlösung, wie sie von Gott selbst durch den Mund seines erstgebornen Birmah der Menschheit verkündigt worden seien bei seinem ersten Erscheinen in Menschengestalt“. Man sieht — und darauf kommt es uns jetzt vor Allem an —, daß Max Müller über die auf Offenbarungen Gottes beruhende Religion Israels und über jene Offenbarungen selbst mit Gleichmuth, um nicht zu sagen mit Geringschätzung, hinwegschreitet. Ferner ist aus den angeführten Worten bereits ersichtlich, daß Max Müller über das Alte und über das Neue Testament in gleicher Weise aburtheilt, also auch über die Offenbarungen des letzteren den Stab bricht.

Um es völlig klarzustellen, daß Max Müller auch die christliche Offenbarung in ihrem übernatürlichen Charakter nicht zu Recht bestehen läßt, bedarf es nicht großer Anstrengungen. Es ist wahr, Max Müller sucht sorgsam den Schein zu wahren, daß er noch auf dem Boden des Christenthums stehe. Allein die Erfahrungen, welche wir an Protestantenvereinlern und anderen sogen. „Christen“ gemacht haben, drängen uns sofort zu der entscheidenden Frage: Was versteht Max Müller unter Christenthum? Ist ihm das Christenthum noch jene von Gott durch seinen eingebornen Sohn geoffenbarte Religion, welche die von ihr verkündeten Lehren als absolute Wahrheiten respectirt wissen will? Mit anderen Worten: Erkennt Max Müller ein Christenthum mit festem Lehrinhalte an? Das gerade Gegentheil trifft zu. In seinen Augen hat eine Religion nur dann Werth, wenn sie auf jedes feste Dogma verzichtet. Feste, unabänderliche Einförmigkeit der Lehren gilt ihm als ein „Beweis von Unwahrheit, vom Sterben und Verderben“. Die Religion soll „dehnbar“, „schmiegsam“, „tief und breit“ sein. „Sie muß Alles ertragen, Alles glauben, Alles hoffen, Alles dulden.“ Diese Dehnbarkeit und Schmiegsamkeit soll ihre Lebenskraft ausmachen. Dieser Dehnbarkeit und Schmiegsamkeit soll auch das Christenthum seine rasche Ausbreitung, seine Erfolge verdanken, wie umgekehrt dem jeweiligen

[1] Holwell, Original Principles of the ancient Brahmans. London 1779.

Mangel daran seine Mißerfolge. „Eben weil die Lehre Christi, mehr als die Lehren der meisten Religionsstifter, einen Ausdruck für die höchsten Wahrheiten bot, in dem jüdische Zimmerleute, römische Zöllner und griechische Philosophen, ohne Unwahrheit gegen sich, übereinstimmen konnten, hat sie im Anfang das beste Theil der Erde erobert. Und eben weil von früher Zeit her Versuche gemacht wurden, den Ausdruck unseres Glaubens steif und fest zu machen, ein enges Dogma an die Stelle von Zuversicht und Liebe zu setzen, hat die christliche Kirche oft gerade die verloren, die ihre besten Vertheidiger gewesen wären; ja, hat oft aufgehört, das zu sein, was sie vor allen Dingen sein sollte und wollte: eine Religion weltumfassenden Mitleids." So Max Müller in der letzten der 1878 gehaltenen Hibbert-Vorlesungen. Welche Stellung aber das Christenthum dereinst einnehmen soll, wenn die jetzt im Entstehen begriffene vergleichende Religionswissenschaft die Zeit der Reife angetreten hat, darüber spricht sich Max Müller in den Schlußworten des eben angezogenen Vortrags aus. Die ganze Stelle ist für die Bestrebungen der vergleichenden Religionswissenschaft so charakteristisch und wirft auf die wahren Zielpunkte derselben so grelle Streiflichter, daß wir nicht anstehen, sie ihrem vollen Wortlaute nach hier mitzutheilen:

„Wenn diese Zeit gekommen, wenn die tiefsten Grundlagen aller Religionen der Welt aus dem Schutt herausgegraben und in ihrer ersten Anlage begriffen worden sind, wer weiß, ob nicht diese alten Mauern und Gewölbe, wie einst die Katakomben oder die Krypten unter unseren Kathedralen, eine Zufluchtsstätte werden können für Alle, zu welchem Glauben sie auch gehören mögen, die sich nach etwas Besserem, Reinerem, Älterem, Wahrerem sehnen, als was sie in den statutarischen Opfern, Gottesdiensten und Predigten finden, welche die Zeit und der Ort ihnen bieten, in denen ihr Loos auf Erden gefallen; für Menschen, die gelernt haben, kindische Anschläge, nenne man sie Geschlechtsregister, altvettelische Fabeln, Mirakel oder Orakel, abzulegen, die aber vom kindlichen Glauben des menschlichen Herzens nie lassen können.

„Wenn sie auch viel zurücklassen von dem, was in indischen Pagoden, in buddhistischen Vihâras, in muhammedanischen Moscheen, in jüdischen Synagogen und christlichen Tempeln gelehrt und verehrt wird, so kann doch Jeder das mit sich in die stille Krypta hinabnehmen, was ihm am meisten werth und theuer ist, die eine köstliche Perle, für die er Alles, was er hatte, hingeben würde:

der Brahmane seinen Unglauben an diese Welt, seinen Glauben an eine andere Welt;

der Buddhist seine Erkenntniß eines ewigen Gesetzes, seine Ergebung in dieses Gesetz, seine Milde, sein Mitleid;

der Muhammedaner, wenn nichts Anderes, so doch seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit;

der Jude sein Festhalten in guten und bösen Tagen an dem Einen Gott, dem Gott, der Gerechtigkeit liebet und dessen Name ist: Ich bin;

der Christ das, was besser ist als Alles — mögen die Zweifler es nur selbst versuchen — Liebe zu Gott, man nenne Ihn, wie man wolle, den Unsichtbaren, den Unendlichen, den Unsterblichen, den Vater, das höchste Selbst (!), über Alle, durch Alle, in Allem — und solche Liebe bezeuget in der Liebe zum Nächsten, in der Liebe zu den Lebenden, in der Liebe zu den Todten, in lebendiger, unvergänglicher Liebe.

„In jene Krypta, wenngleich sie noch eng und dunkel ist, steigen schon jetzt von Zeit zu Zeit Manche hinab, denen der Lärm vieler Stimmen, der Glanz vieler Kerzen und der Zusammenstoß vieler Meinungen da oben unerträglich geworden. Wer weiß, ob sie mit der Zeit nicht weiter und heller werden kann, so daß die Krypta der Vergangenheit zur Kirche der Zukunft werde."

Also die vergleichende Religionswissenschaft — eine Anbahnung des Zusammensturzes aller Religionen! Nur vereinzelte Trümmer sollen die Katastrophe überdauern. Die ganze Hoffnung ist auf die Religion der Zukunft gerichtet, welche einstweilen noch in unterirdischer Krypta das Zeitalter der Katakomben erneuert und sich zum Antritt der Herrschaft rüstet. Eitler Wahn! Einmal, ja, ist es geschehen, daß eine Religion den finsteren Katakomben entstieg, um im Sonnenglanze ihren Triumphzug durch alle Länder des Erdkreises zu halten: das Christenthum trat in die Mitte der Völker — und das Antlitz der Erde wurde erneuert. Aus der Dunkelheit und der Verachtung stieg damals das Kreuz empor — das Kreuz, gefärbt mit dem Blute des Gottmenschen, benetzt mit dem Herzblute von tausend und abertausend Getreuen, die fest es umklammert hielten und die selbst der gewaltsame Tod nicht von ihm zu trennen vermochte. Und das Kreuz ward zum Siegeszeichen. Von den Kuppeln der Gotteshäuser und von den Zinnen der Berge beherrscht es fortan Städte und Länder, Frieden verkündend „Allen, die eines guten Willens sind". Hohe Dome wölben sich über ihm, und während der eherne Mund der Glocken den Ruhm des gekreuzigten Gott-

menschen weithin durch die Lüfte trägt, bringen drinnen jubelnde Chöre mit rauschendem Orgelklang und dem Schall der Posaunen dem Allerhöchsten ihre Huldigung dar. Auf dem Altare, über welchem das Bild des Gekreuzigten im Glanze der Lichter erstrahlt, als wollte es eine Ahnung der himmlischen Herrlichkeit sogar dem sinnlichen Auge vermitteln, wird jenes hochheilige Opfer gefeiert, welches die Erde mit dem Himmel aussöhnt und den Himmel auf die Erde herabträgt. Da beugen Kaiser und Könige das Knie. Fürst und Volk liegen im Staube — anbetend, huldigend und die Segnungen des Kreuzes auf sich herabflehend. So hat Gottes Arm die einstigen Katakomben zur Weltkirche geweitet — zur Weltkirche bis an's Ende der Zeiten, wie derselbe Gott es verheißen hat. Nun mögen diejenigen, deren Augen das Licht des Christenthums scheuen, immerhin sich ihre eigenen Krypten und Katakomben bauen, sie mögen aus Furcht vor den „statutarischen Opfern" und dem „Glanz vieler Kerzen" ihre „engen, dunklen" Räume aufsuchen, um dort dem Sehnen ihres Herzens ein Genüge zu leisten und Allen, „zu welchem Glauben sie auch gehören mögen", die Bruderhand zu reichen mit dem Gruße:

„Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich einen Gott."

Allein Eines ist sicher: in diesen Choral werden die Völker der Erde nicht einstimmen — jetzt ebenso wenig, wie früher. Dießmal, in der unterirdischen Gruft, werden seine Klänge noch eher verhallt sein, wenn auch ein Max Müller sich zum Chorführer hergibt. Um „Religion der Zukunft" zu werden, fehlt es der Allerweltsreligion an jeder Vorbedingung, besonders aber gerade an der wesentlichsten, an dem religiösen Fonds.

Ein sublimirtes Christenthum ist auch das Ziel der Schüler Max Müllers. Sie bleiben hinter ihrem Meister nicht zurück, wenn es gilt, dem Christenthum vor Allem seinen übernatürlichen Charakter abzustreifen. Offenbarung ist ihnen allen nicht viel mehr, als ein Name ohne Gehalt, und darum kann das historische Christenthum höchstens den Anspruch erheben, unter den verschiedenen Manifestationen des religiösen Bewußtseins die relativ vollkommenste, edelste zu sein.

Der Ursprung des Christenthums soll aus natürlichen Ursachen begriffen werden. So meint Happel[1], schon ein Blick auf die

[1] Julius Happel, Das Christenthum und die heutige vergleichende Religionsgeschichte. S. 40. 41.

Genealogientafel der arischen und semitischen Religionen gebe unerwartet neue Aufschlüsse über den Ursprung und die Bildung des christlich-religiösen Geistes. „Wir sehen nämlich sofort," sagt er, „daß derselbe (der christlich-religiöse Geist) dadurch so reich und mächtig angeschwollen ist, daß er eine ganz vorzugsweise begünstigte Entstehungsgeschichte hat, weil er in einem Bette entstand, in welches die reichste, mannigfaltigste und ausgebildetste religiöse Völkerarbeit zusammengeströmt war. Denn wesentlich das Erzeugniß der arischen und semitischen Rassen, und zwar besonders der unter ihnen am höchsten stehenden Hellenen und Israeliten, haben doch auch noch viele andere Culturvölker den Ertrag ihrer religiösen Geistesarbeit in diesen Strom ergossen." In ähnlicher Weise äußert sich Tiele[1]: „Auf dem Naturboden des gemeinschaftlichen Wirkens dieser Factoren, der Verbindung der israelitischen Frömmigkeit mit der persischen Sittenlehre, des griechischen Humanismus und eines mit dem römischen wetteifernden Universalismus, mit andern Worten, auf dem Naturboden der Ehe des semitischen und indogermanischen Geistes entsproß die mächtige Weltreligion, die die Versöhnung beider in sich schließt." Damit stimmt im Wesentlichen überein, was Chantepie De La Saussaye[2] sagt: „Noch ist es zweifelhaft, ob wir den historischen Fortschritt des Christenthums uns richtiger vorstellen unter dem paulinischen Bild von israelitischer Wurzel und Stamm, worauf fremde Schößlinge gepfropft sind, als unter dem eines Saatkörnleins, welches, aus dem Judenlande weit über die See getragen, in heidnischen Boden gefallen und erst auf jenem zu einer mächtigen Pflanze geworden ist."

Ja die Völkeringenien und die Völkerreligionen spielen die Hauptrolle, wenn es gilt, die Entstehung und das Wachsthum des Christenthums zu erklären. Der Stifter des Christenthums tritt in den Hintergrund; eines göttlichen Stifters bedarf es erst recht nicht: die Gottheit Christi wird frech geläugnet. Christus ist „der normalste Mensch" und nichts weiter! Das Höchste, was man einräumt, ist, daß der Stifter des Christenthums „eine religiöse Potenz erster Größe"

---

[1] C. P. Tiele, Compendium der Religionsgeschichte, S. 101.

[2] Nog is het twijfelachtig of wij den historischen voortgang van het Christendom juister voorstellen door het paulinische beeld van een Israelitischen wortel en stam, waarop vreemde loten zijn geënt, dan door dat van een zaadkorrel, die, uit het Joodsche land ver over de zee gedragen, in heidenschen bodem is gevallen, en eerst op dien grond tot een machtige plant is geworden. Chantepie De La Saussaye, Het belang van de studie d. godsd. voor de kennis van het christendom, p. 17.

gewesen. „An religiöser Weite und Tiefe,“ sagt z. B. Happel[1], „an moralischer Reinheit und Reichthum des sittlichen Gehalts steht das Ingenium Jesu Christi unerreicht da.“ Fragen wir aber weiter, wodurch dieses Ingenium seine Kraft bekundet, was es der Menschheit gebracht habe, so vernehmen wir, „die originalste Leistung Christi“ sei die gewesen, „daß er die Idee des heilig-gnädigen Gottes in seinem Leben realisirte und dadurch für eine wirklich erfolgreiche menschliche Geistescultur den archimedischen Punkt gefunden“ habe. Weniger phrasenhaft und deßhalb um so ernüchternder ist die Mittheilung, durch das Christenthum sei überhaupt nicht „etwas Neues“ gebracht worden; dasselbe sei nur zum einfachsten, rein menschlichen Ausdruck der Religion zurückgekehrt, und darin liege der Grund, weßhalb sich in allen Religionen, auch den entartetsten, Anklänge an das Christenthum fänden. Wollen wir endlich Aufschluß darüber haben, was wir uns unter diesem also vereinfachten Christenthum zu denken haben, welches sein wesentlicher Inhalt sei, so gibt uns Happel die durch ihre Naivität geradezu verblüffende Antwort, daß diese Frage verfrüht sei. Die heilige Schrift reiche zur Beantwortung derselben nicht hin; die „wahre christliche Religion“ könne nimmermehr bloß aus den ältesten Urkunden derselben geschöpft werden. Die Religion der neutestamentlichen Zeit überhaupt könne keineswegs ohne Weiteres „mit Haut und Haar“, wie Happel sich ausdrückt, als die wahre christliche Religion angesehen werden. Und der Grund? Auch sie habe bereits eine hellenistische, überhaupt „zeitgeschichtliche“ Form; schon sie schließe viel „Nichtchristliches, Vergängliches“ ein. Endlich, meint er, „lesen wir die Bibel mit römisch-katholischen oder germanisch-protestantischen 2c. Augen“. Also vorerst — Geduld! Aber später, mit dieser Hoffnung glaubt er uns trösten zu dürfen, wird die vergleichende Religionswissenschaft „ausmachen, was wahrhaft christliche Religion ist“. Inzwischen müssen wir noch lernen, „das Christenthum, statt mit der abendländisch-europäischen, mit der indischen, chinesischen u. s. w. ‚Brille‘ (wir citiren wörtlich) zu lesen“. Je mehr es nämlich der vergleichenden Religionsgeschichte gelingen werde, die Religionen der letztgenannten Völker in ihrer Eigenart zu erkennen, desto vollständiger würden ihr auch die Mittel zufließen, durch welche sie nachweisen könne, daß das, was man bis dahin für christliche Religion gehalten habe, vielfach nichts Anderes als Semitismus, Romanismus, Germanismus

[1] Vgl. Happel a. a. O. S. 29. 60. 72. 80 ff.

u. s. w. sei. Die „vera religio christiana“ sei weder hebräisch, noch griechisch, noch germanisch, sondern wahrhaft menschlich und darum dort zu finden, wo sie gewöhnlich nicht gesucht werde, nämlich auch „außerhalb des christlich-religiösen Völkerlebens“. Bedarf es noch mehr? Die Sache bewegt sich bereits in die Komik hinüber. Da steht er, der Brandenburger Prediger, voll Muth und Reiselust, mit Muschelhut und Wanderstab, die „chinesische[1] Brille“ bereits auf der Nase, die übrigen: die indische, persische, ägyptische und wie sie alle heißen mögen, im Futterale; so soll es auf die Suche gehen, um in fernen Landen „außerhalb des christlich-religiösen Völkerlebens“ dem wahren Christenthum endlich auf die Spur zu kommen! Eine Vorahnung von der Gestalt der „vera religio christiana“, wie erst die Zukunft sie aufdecken soll, dämmert jedoch schon jetzt in seiner Seele. Vernehmen wir ihn über dieselbe, bevor wir uns von ihm verabschieden. „Die vergleichende Religionsgeschichte,“ sagt er[2], „wie sie jetzt getrieben werden soll, vermag am umfassendsten und gründlichsten den wirklichen Vorzug des Christenthums in religiöser Beziehung an's Licht zu setzen, weil sie ihm am besten seine angeblichen Vorzüge rauben, Haut und Haar ihm abziehen (!), Ecken und Kanten nachweisen, Wände, welche die Aussicht versperren, einreißen und den Beobachter auf Bergspitzen stellen kann, von denen aus er das ganze Gebiet des religiösen Lebens der Menschheit überschaut. Da wird offenbar, daß der ewige Vorzug des Christenthums nicht in Absonderlichkeiten, übernatürlichen Lehren, für die Menschenvernunft unbegreiflichen Geheimnissen, wie Incarnation, Inspiration, oder in sogenannten wunderbaren Geschichten, wie Bergversetzungen u. s. w. besteht, sondern in dem Allereinfachsten, Natürlichsten, Menschlichsten, welches aber freilich gewöhnlich am fernsten liegt; das zwar auch in andern Religionen vorkommt, aber nirgends so wie im Christenthum in's Centrum gerückt, nirgends so zum Kern und Angelpunkt des religiösen Glaubens und Lebens erhoben worden ist. Gerade darin, daß die christliche Religion in ihrem Wesen, in ihren Grundbestandtheilen, Gottes- und Nächstenliebe, wenn man sie einmal erkannt hat, so einfach, so selbst-

---

[1] Gerade beim Niederschreiben dieses geht uns Nr. 7 des Zarncke'schen „Literarischen Centralblattes“ zu, worin wir über Happels Schrift: „Die altchinesische Reichsreligion vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte“, eine Recension finden, in welcher die Hoffnung Happels, mit dieser Schrift „keinen überflüssigen Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte geliefert zu haben“, eine „wohlberechtigte“ genannt wird. Erfüllte Hoffnungen schwellen die Segel. Darum macte animo!

[2] A. a. O. S. 89.

verständlich, so kinderleicht ist, liegt ihre wahre Größe, ihr einzigartiges Verdienst um das Leben der Menschheit." Happel schließt mit Klagen darüber, daß „diese rein menschliche Schönheit" der christlichen Religion noch immer nicht als die Hauptsache an ihr erkannt werde. Noch ein Schritt, und man wird die Frage nach dem wahren Christenthum vor das Tribunal der Ästhetik schleppen.

Wir blicken hier in einen tiefen Abgrund. Der ausgesprochenste Unglaube, der vollendete Abfall vom positiven Christenthum und die vollständige Läugnung seines übernatürlichen Charakters klafft uns entgegen. Und der Weg, der dahin führte? Es ist — nicht die vergleichende Religionswissenschaft an sich, sondern der verhängnißvolle Mißgriff, den ihr moderner Gründer beging, als er ihr die einzuschlagende Richtung vorzeichnete. Wenn wir auf die ersten Anfänge einer vergleichenden Religionswissenschaft zurückschauen, wie wir sie nicht etwa erst bei Kaiser Akbar, sondern schon bei den heiligen Vätern der Kirche finden, so überzeugen wir uns leicht, daß auch die vergleichende Religionswissenschaft wie jede andere Wissenschaft in ihren wahren Resultaten der übernatürlichen Wahrheit des Christenthums nicht widerspricht und ihr nicht widersprechen kann. In der That bot die Vergleichung der Religionen den Kirchenvätern[1] die gewichtigsten Momente für eine siegreiche Apologetik gegen das Heidenthum. Max Müller hingegen geht der Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Religion aus dem Wege, und eine wirkliche Offenbarung oder wenigstens die Consequenzen, die sich aus einer wirklichen Offenbarung für die Beurtheilung der übrigen Religionen ergeben, läßt er von vornherein nicht gelten. In Bezug auf den Ursprung stehen ihm alle Religionen in der gleichen Linie. Diese Vergewaltigung der Wahrheit mußte sich rächen. In wie trauriger Weise es geschehen ist, das zu zeigen war der Zweck dieser Zeilen.

Vielleicht dient es einigermaßen zur Entschuldigung Max Müllers, jedenfalls beleuchtet es unseres Erachtens die nächste Ursache jenes Mißgriffs, wenn wir zum Schlusse hervorheben, daß in Max Müller

[1] Es verdient bemerkt zu werden, daß Max Müller über die Kirchenväter wiederholt in sehr abfälliger, ja unwürdiger Weise redet. So spricht er, um nur ein Beispiel anzuführen, vom „leichtfertigen und nichtssagenden Geschwätz des Cyrillus und des Concils von Ephesus". Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 75. Vgl. auch a. a. O. S. 383. Ferner: Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 116. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. II. S. 393.

der Sprachforscher es war, der den Religionsforscher mißleitet hat. Die vergleichende Sprachforschung hat große Erfolge errungen; das Gleiche steht bei der vergleichenden Religionswissenschaft zu erwarten, wenn sie die gleichen Wege wie jene einschlägt. Dieser Gedanke zieht sich wie ein rother Faden durch alle religionswissenschaftlichen Vorträge und Schriften Max Müllers hindurch[1], und dieser ist so sehr von demselben eingenommen, daß er z. B. schlechthin von „dialektischem Wachsthum und Verfall", von „dialektischem Leben der Religionen" redet. Die Berechtigung zu solchem Vorgehen glaubt er in dem innigen Zusammenhang zu finden, der zwischen Sprache und Religion bestehen oder wenigstens im Alterthum bestanden haben soll. Er geht hierin so weit, daß er die Behauptung aufstellt, die Religionen in der ältesten Periode könnten als ein bloßes Bruchstück der ältesten menschlichen Sprache betrachtet werden. Weiter kann man sich kaum verirren. Es braucht zwar keineswegs geläugnet zu werden, daß es der Berührungspunkte zwischen Religion und Sprache gar manche gibt, und daß insbesondere der Ausdruck religiöser Ideen vielfach durch den Grad der Vollkommenheit der Sprache bedingt war. Allein deßhalb die Religion zu einem Bruchstück der menschlichen Sprache degradiren, ist und bleibt ein schreiender Gewaltact, gegen den jede Logik sich aufbäumt. Der Psychologe aber wird wohl nicht fehlgreifen, wenn er auf die unbegrenzte Begeisterung des berühmten Sprachforschers für sein eigenstes Fach als auf den letzten Erklärungsgrund dieser Erscheinung hinweist. Religion und Sprache sind nämlich trotz aller Berührungspunkte zwei so grundverschiedene Gebiete, daß bei ruhiger und unbefangener Betrachtung dieser wesentliche Unterschied gar nicht übersehen werden kann. Allerdings wer dennoch über diese augenfällige Verschiedenheit zwischen Religion und Sprache sich einmal hinweggesetzt hat und so sich für berechtigt hält, an die Vergleichung der Religionen mit demselben Maßstabe heranzutreten, wie an die Vergleichung der Sprachen: für den kommt dann die Frage: „ob wahr, ob falsch", gar nicht mehr in Betracht, und der Begriff „Offenbarung" zerrinnt unter seinen Händen. Damit ist aber eine unaufhaltsame Verwirrung eingeleitet.

Max Müller illustrirt in trauriger Weise den Satz, daß auch die größte Gelehrsamkeit auf dem einen Gebiete der Wissenschaft der Anlaß

---

[1] Vgl. z. B. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 37. 137 f., 150. 193. 197 f., 253. Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 292 ff. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. II. S. 395.

zu den gröbsten Irrthümern auf einem andern Gebiete zu werden vermag. Auch wer als Meister in einem Fache zur Betreibung eines andern Faches übergeht, darf in diesem von der Erlernung des A-B-C sich nicht dispensiren. Für jede, auch die vergleichende Religionswissenschaft aber lautet dieses: Prüfe und würdige die Ansprüche der wahren Religion! Prüfe und würdige die Offenbarung! Darum dürfen wir wohl Max Müller zurufen, was schon vor zwei Jahrhunderten Badáoni dem kaiserlichen Religionsforscher Akbar anrieth: „Lächle nicht einem jeden Antlitz, wie die Rose bei jedem Zephyr!"

Aug. Langhorst S. J.

Niederländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

---

3. Am Biesbosch.

Nachdem wir das historisch merkwürdige Bredà gesehen, wünschte ich auch ein kleineres Provinzialstädtchen kennen zu lernen. Wir beschlossen also, nach St. Gertruidenberg zu gehen, obwohl Bädeker nichts darüber vermeldete. Das Städtchen war in früherer Zeit eine nicht unwichtige Festung am sogenannten Biesbosch, wo die vereinigte Waal und Maas, Merwede genannt, sich in wenigstens acht Arme theilt, um sich etwas weiter unten wieder zu einem großen Strom, dem sogenannten holländschen Diep, zu vereinigen, das sich dann bei Willemstad abermals theilt und die Inseln Overflakkee und Schouwen bildet. Seinen Namen hat das Städtchen von der hl. Gertrud, der Tochter Pepijns von Landen, von welcher 664 der Besitz des Landes an Witger I., den ersten Grafen von Streijen, übergegangen sein soll. Noch heute sind Befestigungen vorhanden, jenem Fortifications-System zugehörig, durch welches ein Theil von Holland unter Wasser gesetzt werden kann, um im Fall der Noth den andern gegen eine Invasion zu retten.

Die Fahrt war eine der gemüthlichsten, die ich je gemacht habe. Man ist nämlich in diesen topfebenen Niederungen auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Zahl der eigentlichen Eisenbahnen nicht durch neue, kostspielige Damm- und Brückenbauten zu vermehren, sondern die alten Landstraßen in wohlfeilerer Weise mit der Dampfkraft zu combiniren. An der Station von Bredà geht also ein Schienenweg zu der alten Straße nach St. Gertruidenberg ab und setzt sich dann auf dieser ohne Abschweifungen fort. Eine Locomotive mittlerer Größe aus der Winterthurer Maschinenfabrik stand mit drei Wagen bereit, einer erster Klasse, zwei zweiter Klasse, sämmtlich durchaus

comfortabel und elegant eingerichtet. Jeder Passagier konnte, wenn er nicht zum Geschlecht des Riesen Labelang gehörte, seine Beine in der behaglichsten Weise ausstrecken. Große Fenster von massivem Spiegelglas gewährten den freiesten Ausblick. Da wir uns dazu im Wagen allein befanden, hatten wir alle Vortheile eines Fußgängers, der sich jeden Augenblick nach allen Seiten frei umsehen kann und beständig die ganze Landschaft vor sich hat. Einige halsbrecherische Curven, wie sie eine eigentliche Eisenbahn kaum wagen dürfte, führten uns zu einer kleinen Vorstadt von Bredà hinaus. Dann gewann der „Stoomtram" (Dampftram) offenes Feld und gerade Straße und führte uns hart an der einen Seite des Weges an Häusern, Feldern, Busch und Wiesen vorbei, während der größere Theil der breiten Straße links für Wagen, Menschen und Thiere offen blieb. Da die Wagen nicht hoch waren, so befand man sich nur wenig über dem Niveau der Fußgänger, konnte in die Thüren und Fenster der meist einstöckigen Häuser hineinschauen, und die neugierigen Blicke wurden von da aus gemüthlich erwiedert. Der Tram fährt nicht sehr scharf, und die vierfüßige Welt scheint schon daran gewöhnt, ihm zu begegnen. Die Pferde bäumen sich nicht und die Hunde machen keinen Spectakel, und so fährt denn der bequeme kleine Salon ganz unangefochten zwischen den klappernden Holzschuhen und den sonstigen bukolischen Herrlichkeiten der Niederung einher. Hier jätet ein alter Mann in seinem Gärtchen, dort scheuert eine junge Frau die Küche, auf deren blanke Geschirre man durch die offene Hausthüre hineinschauen kann; hier kriegt ein unartiger Junge von der handfesten Mama einen Stüber um die Ohren, dort debattiren ein paar Bauern, im Haar sich kratzend oder das Pfeifchen stopfend, über einen Kauf. Da die meisten Häuser einstöckig sind, so ist es Mode, den Einblick in die Fenster theilweise durch ein eingerahmtes leichtes Drahtgewebe zu verdecken, das man leicht wegnehmen und neben dem man noch bequem hinaussehen kann. Es hat die Form eines umgestülpten Herzens, das aber, anstatt in eine Spitze zu endigen, sich in zwei Ohren ausbiegt, offenbar ein Sinnbild von Verkehrtheit des Herzens und von Neugier zugleich, so man die Form des Möbels nicht als eine mißrathene Leier auslegen will, praktisch aber eine ganz vernünftige Vorrichtung. Nicht selten sieht man an den freien Ecken neugierige Gesichter hervorlugen, während man von Außen nicht genau in die Stube schauen kann. Das Land, durch das wir fuhren, war freundlich und zum Theil wohlbebaut. Nach rechts und links dehnten sich weite Wiesen, durch Baum- und Häusergruppen, ferne Alleen und Zäune da und dort unterbrochen. Durch das freundliche Dörfchen Teteringen kamen wir nach dem Städtchen Oosterhout. Da hielt der Tram wiederholt, um Passagiere zu entlassen und andere aufzunehmen, erst auf einem größeren Platz, wo eben die Buden eines Jahrmarktes oder der Kermeß abgebrochen wurden, dann wieder vor der neuen Kirche unserer Patres, die noch nicht ganz vollendet war, ein schmucker Bau, modern-gothisch. Es war indeß keine Zeit, einen Besuch zu machen. Von der alten großen Stadtkirche war nur eine Zeitlang der breite, mächtige Thurm in Sicht, der seine Spitze durch eine Feuersbrunst im Jahre 1625 verlor und seither nicht wieder erhalten hat.

Der Ort ist fast ganz katholisch; doch erhielten die Katholiken ihr altes Gotteshaus erst 1806 wieder zurück. Von Oosterhout an wird die Landschaft einförmiger; immer weiter dehnen sich nach beiden Seiten die ungeheuren Weiden aus, mit zahllosen Kühen bevölkert.

Ich bekam zuerst ordentlich Heimweh in dieser niederländischen Herrlichkeit — Heimweh nach Hügeln und Bergen, Seen und Thälern, Felsen und Wäldern. Es war nichts, was das Auge reizte, fesselte, bezauberte. Nichts als eine endlose Ebene, ein grünes Meer, in welches da und dort ein Kanal, eine Hecke oder eine Allee eine lange, ebenso einförmige Furche zog. Die Heerden verschwanden in der Ferne als unbedeutende Punkte. Nur am Himmel oben war Leben, oder wenigstens ein matter Rest von Bewegung. Wunderliche Wolkenberge thürmten sich vom Horizonte bis zum Zenith empor und schoben sich phlegmatisch weiter und weiter, während die Sonne, die schon gen Westen stand, in den phantastischen Ballen ihr Zauberspiel trieb, die rundlichen Curvensäume vergoldete, große Segmente weißlich ließ, das Grau in phantastischen Rissen abstufte bis herab in tiefdunkles Blau, während den hellen Himmel schimmernde Lichter durchzitterten.

Je tiefer die Sonne nach Westen sank, desto reicher wurden in der dunstigen, mit Feuchtigkeit gesättigten Luft die verschiedenen Farben und Töne, ihr Wechsel, ihre Bewegungen, ihre Gegensätze und ihre Vermittlung. Licht und Dämmerung, blitzende Helle und schwere Schatten berührten sich in phantastischen Umrissen, die unwillkürlich zum Traume einluden und selbst traumartig wirkten. In unmittelbarer Nähe zeichnete das bäuerliche Leben nicht selten die derbsten Contraste darunter. Oben ätherische Lichteffecte, die wie ein feines lyrisches Stimmungsbild oder zarte Musik auf die Seele wirkten — unten eine ländliche Melkscene, ein Bauernfuhrwerk, ein Stall oder ein kleines Haus mit humoristischen Figuren in grellfarbigem Costüm. Oben ein Elfentraum — unten naturwüchsige bukolische Wirklichkeit. Beide Elemente spielen bekanntlich ihre große Rolle in der niederländischen Kunst — das eine in der poetischen Landschaftsmalerei, das andere im Genre, oft auch vereint in mannigfaltigster Verbindung. Wenn man sich wie die holländischen Künstler liebevoll und andächtig in jene Stimmungsbilder hineinträumt, so erlangt die sonst einförmige Landschaft einen wirklich poetischen Reiz, und das Naive, Komische und Gemüthliche des Landlebens unterbricht den Traum in artiger, schalkhafter Weise.

Immer schöner wurde das Bild, immer reicher das Farbenspiel, als wir uns St. Gertruidenberg näherten, das Städtchen mit seinen Thürmen immer näher herantrat und häufigere Bäume und Gehöfte die Landschaft belebten. Die Sonne neigte schon zum Untergang und flammte und blitzte mit glühender Kraft über das Firmament hin — und verschärfte den lebendigen Farbenton der Wiesen und der sie durchschneidenden kleineren und größeren Kanäle. Die Häuschen sind meist einstöckig, höchstens zweistöckig, in die Länge gedehnt, aus unbeworfenem Ziegelstein. Die Fenster und Fensterrahmen, Thüren und Thürrahmen sind meist weiß oder weißlich, die Läden grün gemalt und höchst sauber gehalten. Vor der Thüre ist ein Plätzchen, aus Ziegelstein oder an=

dern Steinen, vor den Fenstern Blumentöpfe, vor dem Hause selbst einige Bäume — an der Mauer klettern nicht selten Schlingpflanzen empor. An der Seite, oft nach beiden Seiten ein Garten oder wenigstens ein Gärtchen. Jeder wohnt für sich. Keine Kasernen- und Etagenwohnungen. Die Familie existirt noch in ihrer christlichen Abgeschlossenheit und Gemüthlichkeit.

Für den Stoomtram war noch keine Station gebaut. Er hielt am Eingang des Städtchens vor einer niedrigen Reihe Häuser, deren eines oder das andere ein Wirthshaus war, aber ebenso patriarchalisch gemüthlich dreinsah, als die andern. Zwischen kleinen Vorwerken, welche die Festung bekundeten, führte eine schlichte Brücke über ein Wasser, einen Arm oder Kanal der Amer, in's Innere des Städtchens hinein. Es begegneten uns viele Leute, die offenbar mit dem Tram nach Oosterhout oder Bredà zurückwollten. Es war ein Samstag. Man hatte sich Allerlei eingekramt. Keine einzige Proletariergestalt. Alles gemüthliche, fröhliche Bauern und Bürger mit runden, heiteren Gesichtern, wie sie der große Cäsar lieb hatte — und mit allem Grund. Denn kerngesunde Kraft des Leibes und der Seele ist schließlich doch die Basis wahren Gemeinwohls, und auf der Arbeit im Schweiße seines Angesichtes ruht ein Segen, den kein Dampf und keine raffinirte Nationalökonomie gewähren kann.

Wir kamen am Fischmarkt vorbei, d. h. an einer kleinen, offenen, auf Säulen ruhenden Halle, die mit einem schwerfälligen Dach bedeckt war — Alles noch aus dem vorigen Jahrhundert oder noch älter — ich hab' mir die Jahrzahl nicht gemerkt, die auf dem Architrav zu lesen war. Darunter standen die Tische — für die Fische. Augenblicklich war aber Alles leer. Die Halle dient übrigens nur für den Bedarf der Stadtbewohner. Der früher sehr ansehnliche Salmfischfang hat sich anderswohin verzogen.

Vom Fischmarkt gelangten wir bald an den groote markt, der den eigentlichen Kern der Stadt ausmacht — ein längliches Viereck, fast wie ein kleiner Boulevard. Denn vor den Häusern der Langseiten zog sich eine ganz regelmäßige und ziemlich dichte Baumreihe hin, so daß die oberen Etagen von dem Grün verdeckt waren, die Häusergiebel aber in verschiedenen Höhen darüber emporragten. Bäume, Häuser, Thüren, der Platz selbst, die Treppchen und kleinen Plätze vor den einzelnen Häusern, Fenster, Thüren, Dächer — Alles war von ausgesuchter Sauberkeit, Alles wie geleckt. Was man mir einstens von holländischer Reinlichkeit erzählt hatte, das stand nun wirklich in tadelloser Vollendung vor meinem Blick. Der Platz war allerliebst.

Am einen Ende stand die alte Pfarrkirche der Stadt, welche den Reformirten gehört — und daneben die Synagoge — am andern Ende eine neue katholische Kirche mit schmuckem spitzem Thurm — in der Mitte der einen Häuserreihe ungefähr das Rathhaus, um zwischen den Confessionen zu vermitteln. Ganz typisch! So steht's in Holland. Eine große katholische Kirche aus vorreformatorischer Zeit, von den Reformirten besetzt, für sie zu groß und deßhalb meist mangelhaft erhalten, d. h. der Protestantismus in anständiger décadence. Daneben das Judenthum, das, gläubig oder ungläubig, hier auf Erden gute Geschäfte macht. Vis-à-vis den Beiden die

katholische Kirche aus neuerer Zeit, die nach Zerstörung aller ihrer früheren Institute von Neuem angefangen und sich schon in ihren Bauten als die unternehmendste, lebenskräftigste aller Confessionen bekundet. Dazwischen das Rathhaus, d. h. der Staat — in Holland noch keineswegs allmächtig, sondern, von conservativ-republikanischen Überresten des älteren Bürgerthums gestützt, durch Kreis- und Gemeindeordnung eingeengt. Der Repräsentant der modernen Welt ist in den holländischen Städten und Städtchen nicht das Rathhaus, sondern die Schule — die Elementarschule, die höhere Bürgerschule oder Realschule, wo Jung-Holland meist nach deutschen Recepten mit allem Schwindel baconischer Weisheit vollgepfropft wird — meistens ein rechter Palast mit kolossalen Räumen, Fenstern, Höfen zum Turnen und obligaten Spielen. Auch für die „Meisjes“ (d. h. Mädchen) sind solche „hoogere Burgerschoolen“ errichtet, um die armen Dingerchen zu kostspieligen gelehrten „Dames“ aufzudrillen und so die alte Solidität der Familie zu untergraben.

In der alten Stadtkirche sah es traurig aus. Sie hatte im Laufe der Zeit viel gelitten. Schon im Jahre 1573 bemächtigten sich die Banden Wilhelms des Schweigers der Stadt, 1589 wurde sie durch Alexander von Parma den Spaniern zurückerobert, 1593 fiel sie Prinz Moritz in die Hände und blieb fürder im Besitz der Generalstaaten. Die dreischiffige gothische Kirche mit Chor und Transept war den Reformirten viel zu groß. Sie schlossen also das Schiff am letzten Bogen nach dem Querschiff hin mit einer Mauer ab, überließen das eigentliche Heiligthum dem Verfall und richteten sich in dem Schiffe häuslich ein. Dieses wurde fein säuberlich ausgeweißt, das Mittelschiff sodann mit Getäfel gegen die Zugluft der Seitenschiffe abgesperrt und innerhalb des Getäfels dann ein comfortables Gestühle zur Anhörung des „Wortes“ errichtet — das schrecklichste Prosa-Gegenstück zur hieratischen Idee und Architektur eines gothischen Domes. Man fragt sich unwillkürlich: Warum haben denn diese guten Leute sich nicht lieber einen Saal hergerichtet, um zusammen etwas Bibel zu lesen und zu singen und sich anpredigen zu lassen, anstatt sich in so einem ungeschickten Bau nur nothdürftig gegen Erkältung zu sichern? Das wäre doch viel praktischer gewesen. An Werktagen steht jetzt Alles leer — an Sonntagen ist höchstens die Holzstellage im Mittelschiff nothdürftig gefüllt. Die Seitenschiffe sind ein bloßer Luxus — Corridore, in welchen während der letzten zwei Jahrhunderte sich reichere Leute allenfalls ein Grab verschafften. Transept und Chor sind eine Ruine. Die Kapelle der hl. Gertrudis, eigentlich das älteste Heiligthum der Stadt, an welche später das Chor und die Kirche gefügt wurden, ist abgebrochen worden, weil sie zu große Unterhaltskosten verursachte. Mit einem tiefen Seufzer erklärte der Küster, daß auch das Chordach und der Außenbau viel Geld verschlinge. Drinnen hätte man auch seufzen mögen. Das entweihte Chor stand völlig öde. Einige Grabmäler deuten an, daß das Schiff erst in späterer Zeit abgemauert wurde. Es ruhte da u. A. der niederländische Seeheld Soutman und der englische General Pilkington. Ein schönes, reichgeschmücktes Grab hatte ein Herr van Beveren und Goudswaart († 1612),

Dijkgraf des Emilienpolders. Im Transept war ein Bretter- und Heumagazin — Alles durcheinander.

Im nördlichen Seitenschiff verkündet eine Inschrift vom Jahre 1582 mit dem Oranier-Wahlspruch „Je maintiendrai" die erste Vertreibung der Spanier und den ersten Einzug der wahren Gottseligkeit. Sonst sind zur Decoration der unendlich kahlen Wände noch ein paar Gildentafeln verwendet, in denen der gesunde Sinn des Volkes sehr kräftig gegen das reine Evangelium protestirt. Man hatte ihnen weißgemacht, alle Bilder seien Götzendienst und man müsse sie zum Tempel hinauswerfen. Aber wozu ist denn der unsichtbare Gott Mensch geworden? Wozu hat er uns Parabeln erzählt? Wozu hat er in Bildern und Gleichnissen sich unserem Verständniß genähert? Und was sollen die Maler anfangen? Sollen sie bloß Ochsen und Kälber malen, Mondschein und Kanonendampf, Bürgermeister und Bürgermeisterinnen? Genug, die Fischergilde von St. Gertruidenberg ließ sich schon im Jahre 1616 ein kolossales Tableau malen, auf welchem nicht nur Salme, Störe, Maifische, Karpfen, Netze, Reusen und Fischergeräthschaften, die Stadt selbst mit Thürmen und Mauern zu sehen war, sondern auch Tobias und andere Fischergeschichten aus dem Alten Testament, vor Allem aber unser guter Herr, der die Fischer lieb hatte und aus ihrer Zunft sich seinen ersten Papst und die ersten Bischöfe erkor. „God ghevet al!" (Gott gibt es Alles!) lautet der schöne Wahlspruch der guten, frommen Leute, die durch politische Agitatoren unter religiösen Vorwänden um den Glauben ihrer Väter betrogen worden waren. Eine andere Gildentafel hatten sich schon 1596 die Soldaten machen lassen. Die Gildentafel der Richter hat den schönen Spruch: „Audi alteram partem!" (Hör' auch die andere Partei!), den sich alle braven Protestanten gesagt sein lassen sollten. Was ihre Stammväter zu sagen wußten, haben wir längst genug gehört. Was sie zu Stande gebracht, das sagen ihre Thaten. Man braucht nur so ein verödetes Heiligthum anzusehen und dann den Unglauben, der sich wie ein riesiger Pfau im ganzen öffentlichen Leben spreizt. Audi et alteram partem!

Drüben am anderen Ende des Platzes steht jetzt eine neue katholische Kirche, nicht so groß wie die alte, aber ein schöner, freundlicher Bau. Freudig strebt er himmelan. Aller Jubel christlicher Kunst schmückt sein Inneres. Anmuthig vor Allem sind die schönen Wandmalereien im Chor und in den Seitenkapellen, welche der Maler Brouwer, ein Schüler der Münchener Schule, mit viel Geschick ausgeführt hat. Jeden Tag wird da gebetet und Gottesdienst gehalten. Am Sonntag ist die Kirche für den Andrang der Gläubigen viel zu klein. Leiht ihnen einmal auf 20 Jahre eure Kirche: sie soll bald anders aussehen!

Man hat euch vorgemacht, der Papst habe unsern Herrn Jesus Christus aus der Kirche verdrängt und sich selbst an seine Stelle gesetzt. Nun, geht doch selbst und seht euch den Schrecken an! Hoch über dem Altar prangt der Gekreuzigte — er ist der Mittelpunkt, das Eins und Alles der ganzen Kirche. Er hat uns erlöst am Kreuz, er heiligt uns durch sein Kreuz — zu ihm drängen sich alle Säulen, alle Gewölbe, alle Blicke, alle Herzen

hin. Welch wunderliche Bären oder Mären habt ihr euch doch aufbinden lassen!

Neben der ergreifenden Vollendung des Kreuzesopfers auf Golgatha seht ihr rechts die Kreuzigung und links das Abendmahl. Ihr glaubt, wie wir, an Beides — wenn ihr überhaupt noch etwas glaubt. Rechts erinnern euch Melchisedech und Moyses, links das Paschahmahl und Isaaks Opfer, daß der ganze Alte Bund nur ein Vorbild, eine Einführung des großen Opfers war, von dem unser Heil bedingt ist.

Wo ist nun der Papst, der sich dazwischendrängt? Nirgends! Alles in der katholischen Kirche und der Papst selbst weist euch auf Christus hin.

Aber die Messe, die Messe! Der leidige Altar und die leidigen Priester! Liebe Leute! was haben euch die gethan?

Der ganze Werth des Meßopfers ist von dem Opfer auf Golgatha bedingt, eine unblutige Erinnerung und Erneuerung desselben. Ohne Kreuzesopfer wäre nichts. An die Brodvermehrung im Evangelium glaubt ihr; warum glaubt ihr nicht an das Wunder, das die Messe voraussetzt und das ebenso klar im Evangelium steht? Seitdem man bei euch die Messe abgeschafft, kümmern sich immer weniger Leute um das Opfer am Kreuze, während bei Niemanden der Glaube und die Liebe zum Kreuzesopfer so warm und kräftig fortlebt, als bei uns vielgeschmähten „Götzendienern".

Wenn ihr Verstand und Geschmack habt, dann werdet ihr euch an den lieblichen Seitenkapellen nicht stoßen, von denen die eine euch das Leben Mariä, die andere das Leben des hl. Joseph vorführt, die gewinnendsten Gestalten, welche nebst dem Heiland das Evangelium aufweist — seine liebe Mutter, sein herzensguter, treuer Nährvater. Ihr sagt immer, daß ihr Christus und sein Evangelium liebt und für dessen Ehre eifert. Was schadet es nun Christus, wenn er den Altar behauptet und seine reine, heilige Mutter um seinetwillen in einer Seitenkapelle verehrt wird, sie, die er durch den Engel grüßen ließ, sie, die schmerzerfüllt an seinem Kreuze stand und seine letzten Worte für uns in Empfang nahm? Hätten Calvin und Philipp von Marnix wirklich Christus geliebt, sie hätten nicht das Bild der Himmelskönigin mit Füßen treten und aus den Kirchen hinauswerfen können.

Daß der hl. Joseph aber mit Maria vermählt war, das steht im Evangelium; daß das Jesukind ihm sein Leben anvertraute und sich von ihm nach Ägypten flüchten ließ, das steht im Evangelium; daß er seine Aufgabe als Nährvater Christi glänzend gelöst hat und daß Christus ihm unterthan war, das steht im Evangelium. Christus hat ihn geehrt. Warum sollen wir ihn nicht ehren? Warum sollten wir diese freundlichen, herzgewinnenden Scenen nicht in die Seitenkapelle einer Kirche hineinmalen dürfen? Sie erinnern uns doch besser an Christus, als die kahlen Wände und das Gestühle eures leeren Kirchenschiffes, oder als der öde Schober, zu dem durch eure wunderliche Frömmigkeit das einst so herrliche Chor geworden ist!

Wenn zwei eurer großen Religionsväter auch nur in Bezug auf das Abendmahl oder in Bezug auf die Rechtfertigung übereinstimmten, da wäre es allenfalls der Mühe werth, eure Theologie in diesen aufgeklärten Zeiten

noch für etwas zu halten. Aber da Jeder dem Andern widerspricht: Luther dem Zwingli, Zwingli dem Calvin, Calvin dem Luther, da lobe ich mir doch so eine schöne Seitenkapelle, in der ein kindlich frommes Volk den hl. Joseph bittet, er möge bei seinem lieben Pflegesohn im Himmel ein Wort der Fürbitte einlegen, damit wir Christus recht lieben und nachahmen mögen, worin denn schließlich doch der Segen des Evangeliums besteht.

Puh! sagt ihr; wenn wir die heillosen Spanier nicht verjagt hätten, so wären wir nie eine Nation geworden, wir stünden nicht in der Reihe der aufgeklärtesten, gebildetsten Völker!

Auf dieses alte Märchen, das an die Stelle Christi ein mißleitetes Nationalgefühl gesetzt, baut sich noch heute die Abneigung der holländischen Reformirten gegen ihre katholischen Mitbürger. Je mehr der Glaube an Christus in Abnahme begriffen ist, desto mehr steift sich das Geusenthum in Wort und Bild, Geschichte und Literatur, Presse und Unterricht noch immer auf den antispanischen Mummenschanz.

Es kam mir zum Lachen vor, als ich über den schönen Platz von der alten Stadtkirche zu der neueren katholischen Kirche ging. Dreihundert Jahre sind es schon bald, daß die Spanier aus diesem und hundert andern Städtchen vertrieben sind. Kein Mensch hier vielleicht kann spanisch. Der König Alphons in Madrid dankt dem Himmel, wenn man ihn in Spanien in Ruhe läßt und wenn er nicht auf jede Frühlings- und Herbstwende ein neues Ministerium bekommt. Und diese vorzüglichen reformirten Christen allhier, die an Darwin keinen Anstoß nehmen, sondern ihn ergebenst zum Leydener Ehrendoctor werden ließen, lassen noch jetzt den Duc d'Alva, den Farnese und Spinola als Hexenkater über die Dächer spazieren, um den Gewissensfrieden in den Niederlanden zu stören.

O ihr vorzüglichen Liebhaber des Evangelii! Laßt doch lieber den Diogenes von Athen kommen und Menschen suchen, da die neue Wissenschaft uns ja Alle zu apen macht!

Was, Spanier! Mit allen Mitteln der List und Gewalt habt ihr drei Jahrhunderte lang katholische Christen, die das ganze Evangelium glaubten, von ihrem innigen, treuen Glauben, dem Glauben ihrer und eurer Väter abzubringen gesucht. Spanier! Spanier! habt ihr geschrieen. Gesetz und Recht, Schule und Leben habt ihr frei nach Wunsch und Willen umgemodelt, Altäre profanirt und Kirchen entheiligt, Trümmer gehäuft, Haß und Unterdrückung gepredigt. Und nun habt ihr die katholische Kirche doch nicht fort. Sie lebt im innersten Herzen eures Volkes, weil sie nicht spanisch, nicht italienisch, sondern die von Christus gestiftete Weltkirche ist. Während ihr mit all euren riesigen Schätzen kaum die alten, geraubten Dome zu erhalten wißt, haben euch eure niederländischen Brüder, die verfolgten, beraubten, unterdrückten Katholiken, mit dem Scherflein der Armen hundert neue Kirchen in's Land gebaut, weil sie an Christus glauben mit demselben lebendigen Glauben, der von den Katakomben heraus die Welt erobert hat. Setzt darum den „Spanier“ doch lieber in Spiritus und schickt ihn in ein Raritätencabinet oder in ein Museum für „vergleichende Mythologie“!

4. Der Waterstaat.

Bis an den „Biesbosch“ (welches Wort Rietwald bedeutet) unterscheidet sich der Charakter der Landschaft und des Volkes nur wenig von demjenigen des übrigen Niederdeutschland. Erst von hier fängt ein anderes Land an. Die Grenzlinie zieht sich südlich der Waal entlang über Hertogenbosch nach Cleve, andererseits nach Antwerpen und Ostende hinüber. Die Landstriche, die nördlich und westlich von dieser Linie liegen, haben durch das Vorwalten und die Vertheilung des Wassers ein durchaus eigenthümliches Gepräge. Aus der verschiedenen Bodenbeschaffenheit aber haben sich zum großen Theil alle jene Eigenthümlichkeiten entwickelt, welche das holländische Volk zu einem besonderen Volk, für uns zum fremden machen, obschon uns in Sprache, Charakter und Sitte die innigste Verwandtschaft entgegenklingt.

Holland ist zwar nicht, wie England, durch völlige insulare Lage vom Continent abgeschieden. Doch in breiten, wenn auch seichten Buchten wogt der Ocean in der Zuidersee und an den Mündungen dreier großer Ströme tief in's Land hinein und bringt Ebbe und Fluth in die Häfen binnenländischer Städte. Rhein, Maas und Schelde lösen sich in ein weites Netz kleinerer und größerer Arme auf. Amstel, Eem, Yssel, Vecht und eine Menge kleinerer Flüsse spinnen das Netz weiter bis an die Zuidersee und an die Ems. Ein zweites Netz künstlicher Kanäle legt sich dazwischen, verbindet die Flüsse unter sich, das äußere Meer mit der Zuidersee und diese wieder mit dem Dollart.

Von St. Gertruidenberg kam man zu Schiff nach Rotterdam und Amsterdam, wie nach Köln und London, oder nach Surinam und Batavia, auf die Inseln von Seeland, wie hinüber in die Torfmoore von Overyssel und Drenthe.

Durch diese Herrschaft des Wassers ist ein Theil des Landes: Walcheren, Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouwen, Goeree und Overflakkee, Texel und Vlieland, Ter Schelling und Ameland, völlig zu Inseln geworden. Voorne und Beierland und die gegenüberliegenden Strecken an der Oude Maas haben nahezu ebenfalls Inselnatur. Die Provinzen Nord- und Süd-Holland, zu ansehnlichem Theil wirkliches Küstenland, sind durch zahllose Wasserstraßen mit diesen verbunden, und so bringt das Meer auch an die übrigen Provinzen heran, in sie hinein, umschlingt sie und macht allüberall seine Ansprüche geltend. Darum ist der Holländer, um seemännisch zu sprechen, keine eigentliche Landratte, wie wir Deutsche, sondern gleich dem Engländer ein geborener Seebär. Wie England, so hat auch Holland sein Glück den Wogen anvertraut, sein Banner auf allen Meeren wehen lassen, auf allen Theilen der Erde Colonien gegründet und seine heimathlichen Namen den Antipoden angehängt. Es hat den Spaniern und Portugiesen einst die Weltherrschaft zur See entrissen und sie England und Amerika noch keineswegs ganz ungetheilt überlassen. Das kleine Küstendelta, um 8,417 qkm kleiner als die Schweiz, beherrscht in Ost- und Westindien ein Colonialreich

von fast 36 000 Quadratmeilen mit 27 Millionen Menschen — ist also nächst England noch die größte Colonialmacht.

Die Seeherrschaft ist aber dem Holländer lange nicht so leicht geworden, als seinem englischen Rivalen. Während dieser von sicherer Küste, von ungefährlichen Strömen, von wohlgeschützten Häfen aus zur Reise und zum Wettkampf um die Welt zog, mußte jener beständig dem Ocean und den Strömen das Land abringen, auf dem er wohnte, die Felder, aus denen er seine Nahrung zog, die Städte, wo er seinen Reichthum barg, die Villen, wo er nach der langen Weltfahrt ruhte. Dieser Kampf um das eigene Land, um den eigenen Herd ist heute noch nicht zu Ende; er setzt noch heute tausend rüstige Arme in Bewegung und gibt dem Ackerbau und der Viehzucht, dem Handel und der Schiffahrt ein höchst merkwürdiges Ingrediens. Jeder, der es in's Auge faßt, muß für die sonst einförmige Landschaft Interesse, für das kraftvolle, willensstarke Volk Begeisterung gewinnen. Seit Hunderten von Jahren hat es tief unter dem Wasserstand des Meeres weite, trostlose Sümpfe in blühende Wiesen verwandelt, Riesenpaläste auf Pfählen in den Dünensand gebaut, die zahllosen Flüsse sich dienstbar gemacht, ihnen je nach Bedürfniß einen anderen Lauf gegeben, sie in das höherliegende Meer gepumpt und in öder Sandwüste das Landleben der Alpenwelt mit dem Luxus der prächtigsten Großstädte verbunden. Es war das Werk kühnen Muthes, unbesieglicher Geduld und Kraft.

„Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein.
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald!
Komm' nun aber und genieße,
Denn die Sonne scheidet bald."

Was Göthe seinen alten, egoistischen Faust nur träumen läßt, das haben die Niederländer wirklich vollbracht, und zwar in einem Umfang, der heute noch Bewunderung einflößt.

Zunächst war es der Ocean selbst, mit dem sie zu ringen hatten. Der gewaltige Riese mochte das Land billig als sein eigen betrachten; denn er hatte es gestaltet und gemodelt. Alles ist Diluvium oder Alluvium. Der Boden gehört ihm. In nimmerruhendem Wellenschlag wälzt er seine Wogen von der Scheldemündung bis gen Ameland und von da an den Küsten der Zuidersee herum bis an die Mündung der Ems, und lagert mit jedem Schlage Sand und Muscheln an den Sand, den er schon seit Jahrhunderten herbeigeführt. Er scheint zu spielen, wenn er seine letzten krausen Wellen auf dem Sande tanzen läßt, sie fröhlich zurückholt und wieder aussendet, in der Ebbe ein Räthselspiel der wunderlichsten Curven auf den Sand malt und in der Fluth Alles wieder durcheinanderwirbelt, um träumerisch dann weiter am Ufer zu gängeln. Auch der Wind scheint zu spielen, der den leichten Flugsand hinein in's Land weht, ihn ballt und treibt, bis Regen ihn festsetzt und

Pflanzen- und Thiersubstanzen dürftige Keime des Lebens in ihm regen. Doch in dem unaufhörlichen Spiel von Meer und Wind ist tiefer Ernst, ein ewig Bauen und Zerstören, und zwar nach gigantischem Maßstab.

In jenem einförmigen spielerischen Treiben hat das rauschende Meer langsam die Hügelwellen emporgethürmt, welche von Walcheren bis nach Helder die Westküste beschirmen. Er hat den leichten Dünensand zum Bollwerk gegen seine eigene Macht erhoben. Aber was er gab, das konnte er auch wieder nehmen. Die ganze Küste trägt Spuren seiner Zerstörungswuth.

Er hat in alter Zeit die Inseln Texel, Vlieland, Ter Schelling, Ameland, Schiermonnikoog, Rottum, Borkum vom Festland abgerissen, um das sie jetzt wie eine vorgeschobene zerfetzte Dünenreihe sich lagern. Er ist im Jahre 1277 bei Emden eingebrochen und hat 33 Ortschaften in seinen Fluthen begraben. Die Bucht heißt jetzt der „Dollart" — der Wüthende. Der Rest der Stadt Thorum, der sich bei jenem Einbruch noch erhalten hatte, folgte 1507 in dasselbe Wogengrab nach und mehrere Ortschaften theilten sein Schicksal. Der Biesbosch selbst ist ein Beispiel ähnlicher Verheerung. 72 Dörfer standen auf den zahlreichen Inseln, welche sich hier zwischen Dortrecht, Willemstad und St. Gertruidenberg in dem weiten Bette des Meeres gebildet hatten, als am 18. November 1421 eine außergewöhnliche Hochfluth, die Elisabethen-Fluth genannt, sie alle mit Wasser bedeckte. Nur 38 davon kamen wieder zum Vorschein, die andern verschwanden spurlos; 100 000 Menschen sollen dabei in der Fluth ihr Leben verloren haben — die Stelle wird noch heute verdronken land genannt. In Scheveningen riß das Meer 1570 das halbe Dorf weg, in Katwijk während des 17. Jahrhunderts innerhalb 15 Jahren gegen 80 Häuser. In Seeland verheerte die ausgetretene Schelde in den Jahren 1570 und 1715 acht Dörfer und über 15 000 Hectaren Landes von Südbeveland und Saaftingen.

Die Insel Wieringen, welche jetzt am Eingang der Zuidersee liegt, war noch 1205 mit dem Festland verbunden; erst 1251 erscheint sie völlig davon abgetrennt. Dann drang der Ocean weiter, durchbrach 1282 die fruchtbare und volkreiche Landenge, welche von Medemblik (in Nordholland) nach Stavoren (Friesland) hinüber den Landsee Flevo abschloß, und bildete die weite Zuidersee, aus der heute noch die Inseln Marken, Urk und Schockland als Denksteine jener gewaltsamen Katastrophen emporsteigen.

Wie vom Meer, so wurden die weiten, ebenen Niederungen aber auch zugleich von den großen Flüssen bedroht, welche, in eine Menge Arme getheilt, an ihren Ufern wie am Meeresstrand unaufhörlich Sand ablagernd, bald ihre eigene Mündung verengten und schlossen, bald hierhin und dorthin ihren Lauf änderten, in stets wiederkehrenden Überschwemmungen weite Landstriche überflutheten. Nicht selten nahmen diese verheerenden Ausbrüche der Ströme furchtbare, riesige Dimensionen an, zerstörten Städte und Dörfer, zerrissen alle Schutzwehren und Dämme, verwandelten ganze Landstriche in Sumpf und Morast, Teiche und Seen. Die große Feuchtigkeit der Luft, der häufige Regen, der Mangel an Gefälle nährt dazu noch ohnehin über das ganze Land hin kleine, stehende Gewässer, die dadurch menschlicher Nutz-

nießung entzogen sind und bei geringem Zuwachs Felder und Wiesen bedrohen.

So waren die Bewohner Hollands von den frühesten Zeiten her zum Kampf mit den Wogen gezwungen. Meer und Fluß mußten eingedämmt, der Stromlauf geregelt, das Land entwässert und gegen Einbrüche gesichert werden, wenn sie friedlich da wohnen und das unstäte Jägerleben mit Viehzucht und Ackerbau vertauschen wollten. All das forderte noch viel gewaltigere Anstrengung, wenn die Cultur des Landes sich ebenbürtig zu jener der benachbarten Länder erheben sollte. Hiermit war die Nothwendigkeit eines Verwaltungszweiges gegeben, den andere Länder nicht kennen, der aber mehr als irgend etwas Anderes Holland charakterisirt: das ist der sogenannte „Waterstaat".

Ministerium des Waterstaat, des Handels und der Industrie — so heißt heute eines der acht königlichen Ministerien. Und mit gutem Grund. Denn ohne Waterstaat gäbe es weder Handel noch Industrie, weder ein Inneres noch Colonien. Für den „Waterstaat" ist das ganze Land in besondere Districte getheilt, die ihre eigenen Inspectoren, Ingenieure und Beamten haben, während dem Minister selbst ein aus erfahrenen Oberbeamten und geschulten Technikern zusammengesetzter Rath zur Seite steht. Ursprünglich aber hatte der „Waterstaat" durchaus nichts mit moderner Technik und Bureaukratie zu schaffen. Er entstand von unten auf, recht eigentlich aus dem Volke.

Nachdem schon die Römer einen Arm des Rheines mit dem Leck, einen andern mit dem Ysselfluß durch Kanäle verbunden und so das Beispiel für größere Wasserbauten gegeben hatten, zwang später die Noth die einzelnen Gemeinden, sich nicht bloß für ihren eigenen Grund und Boden des andringenden Wassers zu erwehren, was meistens isolirt nicht möglich war, sondern sich mit ihren Nachbarsgemeinden zu verbinden, um der drohenden Gefahr wirksame Schutzmittel von größerem Umfang entgegenzusetzen. Als das älteste Werk dieser Art gilt ein Rheindamm bei Leyden, von da soll dann die Anregung zu ähnlichen Werken an der Maas ausgegangen sein. Sichere Daten über die ältesten Wasserbauten liegen übrigens nicht vor. Sicher ist, daß sie sehr hoch hinaufreichen müssen, da ohne sie ein Aufschwung der Cultur, ja selbst die Bewohnung des Landes fast unmöglich gewesen wäre. Ob im Mittelalter solche Bauten mehr vom Adel als vom Volke ausgingen, ist von der Geschichtsforschung noch nicht genugsam aufgeklärt; dagegen erhellt schon aus der Lage der Schlösser, daß diese weder die Ausgangspunkte der Canalisation noch der bedeutenderen Eindämmungen bildeten. Einen sehr großen Antheil daran, wie an der materiellen Cultur des Landes überhaupt, hatten die zahlreichen, durch alle Provinzen hin zerstreuten Klöster der verschiedenen Mönchsorden. Die Grundeigenthümer von größeren oder kleineren Revieren thaten sich je nach dem Bedürfniß der Nothwendigkeit zusammen, und die Forderungen der Landbevölkerung kamen dabei wenigstens ebenso sehr in Betracht, als jene des Adels. Das Interesse und die Betheiligung des Volkes wog sogar in dem Grade vor, daß sich aus dem steten Kampfe mit dem

Elemente, wie anderswo aus dem Kampfe mit äußeren Feinden, eine Art von neuem Adel entwickelte — wenn man das so nennen will — oder eine wenigstens sehr wichtige und hochgeachtete Beamtung: jene der sogen. „Dijkgraven". So nannte man die Männer, welche in einem bestimmten District sämmtliche Wasserbauten überwachten und leiteten. Sie genossen sehr außerordentlicher Vorrechte und Befugnisse, in Zeiten der Noth einer fast dictatorischen Gewalt. Als die Franzosen sich Hollands bemächtigten, waren sie vor Allem für diesen Zweig der Verwaltung an erfahrene Inländer gewiesen. Man zeigte mir bei einer Familie eine solche „französische" Ernennung zum „Dijkgraven", in der sich mit dem Ausdruck souveränen Selbstgefühls doch eine kluge Rücksichtnahme auf die patriarchalische, aus dem Schooße des Volkes hervorgewachsene Würde kundgab.

Wie sich der merkwürdige Verwaltungszweig in den einzelnen Provinzen juridisch entwickelt hat, darüber ließen sich ganze Abhandlungen schreiben. Das gehört indeß der Rechtsgeschichte an. Heute ist die Verwaltung zwischen die allgemeine Landesregierung und die Provinzialstaaten getheilt. Jede Provinz hat ihre eigenen „Waterschappen", d. h. Behörden, welche in bestimmtem Umkreis für die Dämme, Kanäle, Polder, Schleusen u. s. w. zu sorgen haben, mit einer Unzahl Beamten, als da sind: Dijkgraven, Heemraden (Deichheimräthe), Secretäre, Penningmeesters (Kassiere), Hoogdijk-Heemraden (Hochdeich-Heimräthe), Voorzitters, Mitglieder, Comittirte u. s. w. Der Amtskreis, die Thätigkeit und die Befugnisse dieser Beamten sind in jeder Provinz durch die „Provinciale Staten", d. h. den Provinzial-Landtag, unter königlicher Bestätigung, in besonderen Reglementen festgestellt. Zufolge des Gesetzes vom 9. October 1841 erstrecken sich die Rechtsbefugnisse der Waterschappen sehr weit, zur Zeit der Noth sogar auf sofortige Verhängung der Todesstrafe. Doch stehen die einzelnen Behörden sowohl nach dem allgemeinen Grundgesetz als nach dem Provinzialrecht wieder unter der Aufsicht der „Provincial-Staten".

Was das Ernennungsrecht der Beamten betrifft, so richtet sich dasselbe nach dem Charakter der betreffenden Wasserwerke. Es werden hier hauptsächlich die „Binnen-Polders" und die „Rivier- en Zeewater keerende Dijken" unterschieden. Wie der Name sagt, sind „Binnen-Polders" Landstriche, die nicht unmittelbar an's Meer oder an die großen Flüsse grenzen und bei deren allfälliger Überschwemmung nicht leicht größere Districte in Mitleidenschaft gezogen werden. Die „Rivier- en Zeewater keerende Dijken", d. h. die Fluß- und Meerwasser abwehrenden Deiche, dagegen sind Werke, von deren gutem Stand mehr oder weniger die Sicherheit und das Wohl des ganzen Landes bedingt ist. Die königliche Regierung hat sich deßhalb (durch königlichen Beschluß vom 29. März und 7. September 1822) die Ernennung jener verantwortlichen Oberbeamten vorbehalten, welche unmittelbar für die großen Fluß- und Meerdämme zu sorgen haben, oder für Wasserwerke, die hiermit in nächster Beziehung stehen. Die Oberbeamten der Binnen-Polders aber werden nur dann vom König ernannt, wenn die Ernennung derselben vor 1795 beim Landessouverän, bei dem Stadhouder jener Zeit, den früheren Provinzial-

höfen oder einer anderen allgemeinen Autorität stand. Ebenso ist es mit den Unterbeamten, den „Secretarissen, Dijkschrijvers, Griffiers, Rentmeesters oder Penningmeesters“, die an jenen Collegien fungiren. Wo ihre Ernennung früher bei einer höheren allgemeinen Behörde stand, steht sie jetzt bei der königlichen Regierung.

Bis zum 6. November 1877 gehörten diese Ernennungen, sowie die Aufsicht über den gesammten Waterstaat, unter das Ministerium des Innern. Der Minister van binnenlandsche zaken hatte hierfür einen besonderen Raad-adviseur. Unter dem erwähnten Datum wurde durch königlichen Beschluß zu den sieben bisherigen Ministerien (1. van binnenlandsche zaken, 2. van buitenlandsche zaken, 3. Justitie, 4. Oorlog, 5. Marine, 6. Koloniën, 7. Finantien) noch ein achtes errichtet, das Ministerie van Waterstaat, Handel en Nijverheid (Industrie).

Dieses ist wieder in sechs Departements (afdeelingen) vertheilt: 1. Waterstaat, 2. Spoorwegen, 3. Handel en Scheepvaart, 4. Nijverheid en Landbouw, 5. Posterijen, 6. Telegrafie.

Für das erste dieser Ressorts steht dem Minister ein allgemeiner Oberinspector (inspecteur in algemeenen dienst) und ein Oberingenieur (hoofd-ingenieur van den waterstaat) zur Seite. Für die Gesammt-Oberaufsicht und Centralverwaltung ist das gesammte Königreich in eigene Districte getheilt, die wieder ihre besondern Beamten haben: Rijks-Opzichters (d. h. Reichs-Aufseher) erster, zweiter, dritter und vierter Klasse, Buitengewone Rijks-Opzichters (außerordentliche Reichsaufseher), Oberingenieure, Ingenieure und Provincialinspectoren. Für die Bildung der nöthigen, zahlreichen Ingenieure besteht eine gute technische Schule in Delft. Um für die Correction der großen Flüsse wirksamer zu sorgen, wurde dieselbe seit dem 1. Januar 1875 von der übrigen Verwaltung des Waterstaat getrennt und in fünf besondere Arrondissements geschieden, deren Gesammtleitung unter einem Oberingenieur steht.

In vielen Theilen des Landes beschränkte sich die hydraulische Arbeit zunächst auf die Flüsse. Der „Waterstaat“ hatte zu sorgen, daß dieselben sich innerhalb ihres bestimmten Laufes hielten und beim Hochwasser nicht die umliegenden Ortschaften und Ländereien mit Überschwemmung bedrohten. Diese Dämme sind sehr verschieden gebaut, bald einfache Erdwälle, bald Erdwälle, die von Faschinen zusammengehalten werden, bald wirkliche Mauern aus Ziegelstein. Vielfach sind sie mit Gesträuch und Hecken so überwachsen, daß sie nicht sehr in's Auge fallen. Nicht selten geht ein kleiner oder größerer Weg dem Flusse entlang darüber hin, von einer Hecke oder einer Allee, oft von beiden zugleich umsäumt. Straßen und Fußpfade ziehen sich auf solchen Dämmen von einem Dorf zum andern hin. Oft ist das Weideland in der Nähe des Flusses dem regelmäßigen Hochwasser zur befruchtenden Überschwemmung preisgegeben, erst die Felder und Ortschaften dahinter durch einen oder mehrere Dämme geschützt. Die Dammbrüche sind heutzutage nicht mehr so häufig, wie in den letzten drei Jahrhunderten; doch haben manche Gegenden noch immer viel darunter zu leiden und nehmen die stete Obsorge und

Wachsamkeit des „Waterstaats“ in Anspruch. Eine Hauptschwierigkeit bietet natürlich das Geschiebe, das die Flüsse mit sich führen und das langsam stets den Grund derselben erhöht. Die Dämme und Deiche müssen in Folge dessen ebenfalls stets erhöht werden und verlieren, je höher sie werden, an Widerstandskraft gegen die Wogen. Es erweckt einen wunderlichen Eindruck, auf so einem höheren Flußdamm zwischen ausgedehnten Wiesen einherzugehen, die rechts und links viel tiefer liegen und bei einem Dammbruch zu einer See werden müßten, oder unten von den Wiesen her hoch über deren Niveau ein Torfschiff oder einen kleinen Dampfer daherfahren zu sehen.

Nicht weniger ausgedehnte Wasserbauten als die Flüsse erheischt beständig das Meer. Obwohl die Dünen sich meist in dreifacher Reihe der Küste entlang erheben und ziemlich breite Hügel bilden, von 10 bis 50 m hoch, so darf doch auch dieses natürliche Bollwerk nicht sich selbst überlassen bleiben. Der Wind treibt fast beständig sein Spiel mit dem Sande der Dünen und wäre im Stande, sie nach und nach ganz hinwegzuräumen, zu verschieben oder gegen jede stärkere Fluth unhaltbar zu machen, wenn nicht menschlicher Fleiß die leichte Sandmauer zu stützen suchte. Bei den mittleren und innern Dünen ist dieß allerdings nicht mehr nöthig, da sie meist schon mit einer spärlichen Vegetation bedeckt sind. Zwischen denselben, wie zwischen der mittleren und äußeren Düne, gedeihen schon Kartoffeln und andere Früchte. Zur Befestigung der äußeren Dünen aber wird auf denselben ein Riedgras (arundo arenosa) gepflanzt, das zwar im Anfang einige Pflege erheischt — man muß es im Winter mit Stroh schützen —, sobald es aber einmal Wurzel gefaßt hat, sich rasch ausbreitet und dem lockeren Boden Consistenz gibt. Wo die Dünen nicht hoch oder stark genug sind, reicht diese Bepflanzung nicht aus, es muß an solchen Plätzen mit künstlichen Dämmen nachgeholfen werden.

Da es so viel Dünen und Dijken (Deiken, Deiche) zu sehen gab, das letztere Wort aber nach deutscher Manier eigentlich Dicken gesprochen werden könnte, so scherzte ich oft darüber, nannte Holland das „Land der Dünnen und der Dicken“ und lachte herzlich, wenn aus der monotonen Ebene gelegentlich als Natur- und Kunstschönheit wieder eine „Dünne“ oder eine „Dicke“ auftauchte. Es ist aber im Grunde da nichts zu lachen. Denn die gewaltigen Dämme, die außer den Dünen das Land gegen den Einbruch des Oceans bewahren, repräsentiren ein ganz großes, erstaunliches Werk von Menschenhand. Erst die Ära der Eisenbahnen mit ihren zahllosen Dämmen hat dasselbe ein wenig in den Schatten gerückt. Aber noch heute, trotz aller Fortschritte der Technik der Ingenieurkunst, flößen sie Achtung ein, und wenn man bedenkt, daß gar viele dieser Werke schon aus alter Zeit herrühren, so wird man das unternehmende Volk ehren, das längst vor dem heutigen Aufschwung aller technischen Künste solche Werke zu Stande gebracht.

Die gewaltigsten Dämme stehen in Westkapelle, am Westufer der Insel Walcheren und an der nördlichsten Spitze von Holland, am sogen. Helder. Die Unterhaltung des ersteren allein erheischt jährlich ungefähr 75 000 Gulden. Von den 29 500 000 Gulden Ausgaben, welche das Budget für 1882 dem Ministerium des „Waterstaat“ zutheilt, kamen 14 Millionen auf die Eisen-

bahnen, von den übrigen 15 Millionen weit über die Hälfte auf die Wasserbauten. Ein weites System von Dämmen verbindet und beschützt den Wasserwegen entlang das ganze Land.

Zwischen diesen zahllosen Dämmen lagen aber nicht bloß eine Menge kleiner Seen und Teiche, sondern weite Strecken von Sumpfland und Morast. Es galt, das Land nicht bloß nach außen zu schützen, sondern auch nach innen zu entwässern und urbar zu machen. Das geschah durch Anlegung der sogen. Polder, welche die mehr positive Aufgabe des Waterstaats bildet. „Polder" nennt man nämlich jene Landstriche, welche, zwischen einem kleinern System von Dämmen gelegen, durch weitere Dämme, Kanäle und regelmäßige künstliche Entwässerung aus ödem Sumpfland in reiche Wiesen oder Ackerland verwandelt worden. Anfänglich geschah die Entwässerung nur durch Gräben, und konnte also nur an Stellen vorgenommen werden, welche durch ihre Lage selbst einen steten Abfluß des Wassers ermöglichten. Gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts soll man zuerst in Alkmaar darauf verfallen sein, die Windmühlen zum Auspumpen des Wassers zu verwenden; die primitive Anlage der Mühle erlaubte aber nur bei Nordwestwind zu arbeiten, und die Mühlen selbst, klein und unansehnlich, konnten keine bedeutenden Wirkungen erzielen. Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts wurden die Mühlen indeß vervollkommnet, und ermöglichten es in der Folgezeit, die ausgedehntesten öden Niederungen zu fruchtbarem Lande zu gestalten. Im 16. Jahrhundert wurden ganze Seen, wie der Purmer, der Schermer, der Beemster, zur blühendsten Gegend. Die Umwandlung des Beemster hat Vondel in einem kleinen Gedicht an Karl Loten, einen reichen Grundbesitzer daselbst, sehr anmuthig besungen.

„Um nach vielen bösen Streichen, Sturm auf Sturm und Leid auf Leid,
Raub und Einbruch, zu versöhnen die Betrübte, Hollands Maid:
Pflanzt der Windgott Mühlenflügel an das Ufer, mahlt und dreht,
Bis zur Wiese wird der Beemster und der See zum Meere geht.
Gar verwundert sieht die Sonne salzig kahl die Form von Lehm,
Trocknet sie und putzt sie zierlich mit Corsett und Diadem,
Stickt ihr Kleid mit Laub und Ähren, Obst und reichster Blumenzier,
Schmückt ihr Haupt, streut Blüthendüfte in die vollen Locken ihr.
Süße Milch in Strömen sprudelt auf der reichen, vollen Flur,
In warmblütig Fleisch verwandelt sich die kalte Fischnatur.
Ihrer Stirne Mauerkrone sieghaft in die Luft sich schwingt;
Denn empor zu stolzen Höhen Macht und Reichthum fröhlich bringt.
Hunde jagen, Kutschen rollen raschen Laufs den Busch entlang,
Jubelnd klingt bei Festgelagen reicher Gäste Freudensang.
Und in Lieb' und Lust und Wonne lacht die alte, gold'ne Zeit:
Allen Stürmen, Fels und Klippen, jedem Kampfe Trotz sie beut.
Was ihr singt von Cyperns Göttin, das ist Alles eitel Traum;
Aber uns'res Landes Göttin, sie stieg auf aus Meeresschaum!"

Zu den Dünen und Deichen gesellt sich als dritte hydraulische Großmacht die Windmühle, die treue, nie fehlende Begleiterin der holländischen Landschaft. An den verfallenen Bastionen ehemaliger Festungen, im Umkreis

der Städte, an einsamen Gehöften, an den Ecken der Poldervierungen, am Schluß der Alleen, in der Nähe der Kastelle, auf ganz einsamer Ebene, an den Höhen der Düne, überall, überall trifft man die unvermeidliche Mühle, bald in phlegmatischer Würde die weiten Flügel drehend, bald gespenstisch in Ruhe wie eine riesige Fledermaus. Der dunkle steinerne Unterbau, das meist helle Gehäuse, die rothen oder röthlichen Segel an dem Flugapparate geben im Grün der umliegenden Felder oder in den Wolken des Firmaments nicht selten ein ganz malerisches Bild. Oft sind sie das einzige Element, das, außer der weidenden Heerde, das einförmige Flachland belebt. Die Windmühle ist aber keine bloß müßige Decoration der holländischen Landschaft und der holländischen Landschaftsmalerei, sie war eine mächtige, unermüdliche Eroberin. Durch Eindeichung und Auspumpen mittelst Windmühlen soll Holland schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts fast 19 000 Hectare Landes gewonnen haben, von 1540—1566 wieder 16 000, von 1566—1584 wenigstens 317, von 1584—1609 an 11 617, von 1609—1648 wiederum 31 686, von 1648—1672 4688, von 1672—1748 6384, von 1748—1795 14 668, von 1795—1815 7908, von 1815—1858 aber 45 840 Hectare. Im Ganzen wurden also von 1500—1858 nicht weniger als 158 165 Hectare Landes gewonnen. Während der trübsten politischen Zeiten, wie während der französischen Revolution, dauerte diese friedliche Eroberung unaufhaltsam fort. Rechnet man noch den Boden hiezu, der auf andere Weise, Anschwemmung und sofortige Befestigung und Benützung des angeschwemmten Landes, gewonnen worden ist, so erhält man bis zum Jahre 1860 nach mäßiger Schätzung einen Bodengewinn von 355 000 Hectaren Kleiboden — etwa $^1/_{10}$ des Flächenraums des ganzen Königreichs.

So hat sich der Holländer ein Zehntel seines Landes sammt allem Reichthum und Wohlstand, der darauf blüht, durch saure Arbeit im Schweiße seines Angesichtes erworben, mit nicht geringerer Mühe die übrigen Theile seines Landes, ihren Ackerbau, ihre Viehzucht, wie ihre Industrie und übrige Cultur gegen den Andrang des Meeres und der Flüsse gesichert. Dieß thatsächliche Werk eines kleinen, kräftigen Volkes verdient gewiß mehr Hochachtung und Anerkennung, als alle theoretischen nationalökonomischen Projecte, die seit 1500 in der Luft herumgeschwirrt sind, ohne weitere Frucht, als unzufriedene, träge, genußsüchtige Massen noch mehr mit ihrem Schicksal zu verfeinden und völlig unglücklich zu machen. Die schwierigen Anfänge des großen Werkes reichen noch in die katholische Zeit hinein, und rührige Katholiken haben allzeit dazu beigetragen, obwohl in vielen Districten der Religionshaß sie von den Würden und Beamtungen des Waterstaats ausschloß. Es ist deßhalb kein Zweifel, daß das Land, auch wenn es katholisch geblieben wäre, jenen Gewinn nicht verloren hätte, — und es ist deßhalb ein Unsinn, den materiellen Fortschritt des Landes als ein „Segenserbe" der Reformation zu preisen. Gerade in der Blüthezeit des ersten „evangelischen" Eifers (1516—1584) ist am allerwenigsten dafür geschehen. Die Bilderstürmer hatten keine Zeit für so nützliche Dinge.

Seit der häufigeren Anwendung der Dampfmaschine hat die Windmühle

natürlich zunächst ihrer Hegemonie, allmählich auch ihre bevorzugte Stellung verloren. Vielerorts werden sie abgebrochen oder dem Verfall überlassen. An den Bastionen der ehemaligen Festungen sind sie meistens mit den Festungswerken bis auf eine oder andere verschwunden. Auch auf den Poldern sind sie in Abnahme begriffen. Dafür arbeiten jetzt zahlreiche Dampfmaschinen, groß und klein, an ihrer Statt. Die Vertheilung ist übrigens eine sehr unregelmäßige. An kleinern Poldern arbeitet oft eine einzige, an andern viele große Maschinen. In manchen Districten sind noch viele der alten Mühlen zu sehen. Auch der äußere Anblick der Polder ist ein sehr verschiedener, je nach der Zeit der Urbarisirung, der Lage der Deiche und Gräben. Nicht selten sind sie in großen Vierecken angelegt, die durch Gräben wieder in kleinere längliche Parcellen getheilt sind und im Beginn, oder auch später, wenn sie Wiesen bleiben, ziemlich einförmig aussehen. Wo sie aber älter und verschiedenartig bebaut, durch Gehöfte und Dörfer belebt sind, gewähren sie das Bild der anmuthigsten Landschaft. Ein verwickeltes System von Dämmen, Gräben, kleinern und größern Kanälen ermöglicht es, den ganzen Polder oder einzelne Theile desselben unter Wasser zu setzen oder sie zur Anpflanzung ganz von Wasser oder vom zugeströmten Regen zu befreien und den Wasserstand überhaupt beliebig zu reguliren. Die gesammte Einrichtung erfordert natürlich viele technische Kenntnisse in Bezug auf Boden, Klima, Wind, Regen, Entwässerungsmaschinen, Mühlen, Schleusenapparate, die einzelnen Arten und Erfordernisse des Feldbaues. Praktische Erfahrung muß ihnen zur Seite gehen. Nicht geringe Schwierigkeiten ergeben sich aber daraus, daß das auszutrocknende oder gegen Wasserandrang zu sichernde Land gar oft an verschiedene Eigenthümer zerfällt, und neben den allgemeinen Sicherheitsmaßregeln stets den Rechten, Bedürfnissen und Leistungen der Einzelnen Rechnung getragen werden muß. Wenn die Schleusen nicht zugleich sorgfältig auf die benachbarten und fernerliegenden berechnet sind, so müssen sich nothwendig Übelstände für andere ergeben. Die Beamtung am Waterstaat galt deßhalb fortwährend als Stelle von hoher Wichtigkeit. Die hauptsächlichen wurden von den Generalstaaten selbst vergeben, und ihre Träger bedurften neben tüchtiger Kenntniß und Erfahrung zugleich großer Klugheit, um mit den Deichgenossenschaften der einzelnen Districte übereinstimmend und wirksam zu operiren. Die Natur der Sache selbst entwickelte einen mächtigen, opferwilligen und thatkräftigen Gemeingeist, die Grundlage jenes gesunden Bürgerthums, dem Holland seine einstige Größe wie seine heutige Bedeutung dankt.

Verglichen mit den großen technischen Leistungen des modernen Nordamerika mögen manche der holländischen in den Schatten treten. Die Niederländer treiben weder viel Fucus, noch sind sie so rasch wie Bruder Jonathan. Dafür arbeiten sie aber sehr ernstlich, gründlich und entschlossen. Wie die Schleusen in Vliessingen, Ijmuyden (Eimeuden), Katwijk und am Ij (Ei), so sind auch die Brücken bei Moerdijk (Muhrdeik) und Kulenborg grandiose Werke. Sämmtliche Schleusen von der Waal und Schelde ab bis hinab nach dem Helder und Groningen summiren sich zu einem so großartigen Apparat, wie ihn wohl kein anderes Volk in Europa aufzuweisen haben dürfte.

Der „Süd-Wilhelmsfahrt", d. h. des Kanals, der, 122 Kilometer lang, Maestricht mit Weert, Helmond und Hertogenbosch verbindet, habe ich schon gedacht. Der große Nordholländische Kanal, der von Amsterdam an Alkmaar und Purmerend vorbei nach der Nordspitze von Holland läuft, ist über 80 Kilometer lang und den größten Seeschiffen zugänglich, ein riesenhaftes Werk, das indeß in sieben Jahren (1819—1825) zu Stande kam. Die Dedemsfahrt in Overyssel ist 42 Kilometer lang. Der kleine Kanal von Voorne verbindet die neue Maas mit dem Haringsvliet, der von Zedrik den Leck mit der Waal, die Wilhelmsfahrt das sogen. schwarze Wasser mit der Yssel, und so durchziehen andere Kanäle die Provinzen Drenthe, Groningen und Friesland, Nordholland und Südholland, bis sie jenseits der Schelde mit dem belgischen Kanalsystem zusammentreffen. Einer der wichtigsten ist heute der Nordseekanal zwischen Amsterdam und Ijmuyden, durch den die Ostindienfahrer in den Hafen der Hauptstadt selbst gelangen.

Die meisten Kanäle sind heute von kleineren oder größeren Dampfbooten befahren, den meisten Personenverkehr aber haben die Eisenbahnen und Stoomtrams übernommen. In der guten alten Zeit aber war das nicht so. Da war das ganze Kanalnetz mit den patriarchalischen Ziehschiffen, „Trekschuiten", bevölkert. Sie beförderten nicht bloß die großen Lasten, sondern auch das kleine Gepäck und eine Unzahl Reisende von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wie einst bei uns die gemüthlichen Postwagen. Ganz verschwunden sind sie noch keineswegs; aber das Wahrzeichen Hollands sind sie nicht mehr, und Nikolaus Beets hat ihnen in seiner Camera Obscura bereits ein rührendes Lebewohl zugerufen, das ihre Bedeutung sehr anschaulich charakterisirt:

„Ich bin so oft in Trekschuiten gefahren, daß ich im Stande bin, das größte Pasquill und die größte Lobrede darauf zu schreiben. Einmal hab' ich mich kräftig dawider ausgelassen, aber es thut mir halb leid. Ich glaube, ich that es, um die Sache der Eisenbahnen zu fördern: aus lauter Ungeduld. Aber nun ich sehe, daß in der That schon eine Ziehfähre verfällt und in der Luft schwebende Pfeifenkörbe (ein echt holländisches Signal) auch verschiedenen anderen Fähren das memento mori zurufen, kommt mir die Sache so traurig vor, daß ich im Stande wäre, die Roef (Trekschuit-Kajüte) von Amsterdam nach Rotterdam zu miethen, um in Einsamkeit ein Klagelied über die veränderten Zeiten zu schreiben. Nicht so sehr um die Schuiten thut mir's leid; sie haben zu viele Gebrechen, und es gibt bessere Dinge, um mehr voranzukommen, aber um die Schiffer! Denn an ihnen, meine Freunde, werden wir viel verlieren. Es ist ein guter, ehrlicher, treuer und patriarchalischer Volksschlag, und es wird zu bedauern sein, so er von der Erde, oder besser sag' ich, vom Wasser verschwindet. Respect vor ihnen! Nehmt so einen wackeren Schiffer und gebt ihm eine mündliche Botschaft, einen offenen Brief, eine große Summe Geldes, ein kostbares Stück Hausrath mit: kein Wort wird an der Botschaft, kein Stüber an dem Gelde fehlen, kein Buchstabe wird in dem Briefe, keine Schramme an dem kostbaren Möbel gemacht werden. Laßt ihn nur wissen, was ihr seiner Sorge anvertraut, und ihr könnt so ruhig sein, als ob ihr euren eigenen Sohn schicktet. Da schwebt mir dein Bild vor, treuer van der Velden! Du gehörst zu dem freundlichen Personal meiner akademischen Erinnerungen. Wessen Tritt hörte Hildebrand lieber als deinen Tritt auf der ungleichen Treppe seiner niedrigen Studentenwohnung, wenn du den

krachenden Tragkorb oder das wohlbekannte Köfferchen hinaufschlepptest, das keiner Adresse benöthigte? und mit deinem freundlichen ‚Compliment und daß die ganze Familie wohl sei‘ seiner Ungeduld zuvorkamst, die nach dem Doppelgänger des Schlüsselchens suchte, womit seine liebe Mutter das Hängeschloß geschlossen hatte? Gingst du je an ihm vorbei, ohne zu hören, ob ‚Mijnheer nicht etwas sagen zu lassen habe‘? Oder konntest du in seiner Vaterstadt je das elterliche Haus passiren, ‚ohne rasch zu sagen, daß du Mijnheer noch gestern gesehen hättest‘, und die herzlichsten Grüße von ihm zu improvisiren? Hast du ihn nicht mehr denn einmal in deinem Schuit verborgen, als er noch ‚grün‘ war, bis daß die Studententafel auf der Mare abgelaufen war? Und als er promovirt wurde und du ihm Glück wünschtest — was fehlte dir denn doch an den Augen, daß das bunte Taschentuch nicht in der Tasche bleiben konnte, als du bemerktest, daß du ‚nun wohl die meisten Köfferchen geholt haben würdest‘? — Zum Kuckuck, van der Velden! die Fähre darf nicht abgeschafft werden!“

Das ist ein Bild, wie gemüthlich einst der Verkehr zwischen den verschiedenen Ständen sich gestaltete, besonders zwischen den mittleren und niederen. Vielfach hat sich diese Gemüthlichkeit noch erhalten. Der gemeinsame Kampf mit den Elementen, der stets lebendige Verkehr auf dem Wasser und die stete Berührung zwischen Land und Stadt hat nicht wenig dazu beigetragen.

A. Baumgartner S. J.

Annette von Droste-Hülshoff's literarischer Entwicklungsgang.

(Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses.)

II. Verschiedene Strömungen (1810—1815).

Wenn wir von den Eindrücken und der Umgebung Annettens in ihrer Kindheit reden, müssen wir uns nothwendig von Hülshoff auch nach Bökendorf und Abbenburg, von den Eltern und Geschwistern zu der Großmutter und deren Familie wenden.

In ihrem siebenten Jahre erst lernte Annette die Großeltern kennen. Über den Freiherrn von Haxthausen sind uns weitere Nachrichten nicht erhalten, wohl aber über dessen zweite Gattin, die Stiefmutter der Freiin von Hülshoff, aber doch schlechthin Großmutter genannt und auch als wirkliche Mutter in der ganzen Familie geehrt und geliebt. Sie war eine geborene Freiin von Wendt-Papenhausen, überaus schlicht und fromm, so daß sie bereits zu ihren Lebzeiten, mehr aber noch seit ihrem Tode (1830) bei den Bewohnern der umliegenden Ortschaften im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit stand, ja nahezu als Heilige verehrt wurde. Sie hielt große Stücke auf die kleine

Annette[1] und suchte deren unverkennbare Anlagen auf das Gute und Heilige hinzulenken, indem sie ihr manche poetische Aufgabe stellte, die einen frommen Stoff zum Gegenstand hatte.

Es war immer für die Hülshoffer Kinder eine freudig erregte Zeit, wenn der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit ihrer heranwachsenden Schaar die Reise zur Großmutter antrat. Die Güter derselben, Abbenburg und Bökendorf, liegen in dem Theile des damaligen Fürstenthums Paderborn, der „ob dem Walde" (jenseits des Waldgebirges) genannt wird. Landschaft, Menschenschlag und Leben sind von denjenigen des Münsterlandes merklich abweichend, und mußten dadurch das Beobachtungstalent der jungen Dichterin ziemlich früh entwickeln und ihre Ideen erweitern. Kein Wunder also, daß sie so anschaulich in den „Bildern aus Westphalen" und der „Judenbuche" Land und Leute zu charakterisiren wußte.

Mit der Großmutter besuchte Annette wegen ihrer schwächlichen Gesundheit auch mehrmals das nahegelegene Bad Driburg, und es sind uns aus solchen Badeaufenthalten wohl die ersten Briefe aufbewahrt, welche wir von der Dichterin besitzen. So jung dieselbe damals war, besaß sie doch schon ein sehr ausgebildetes Talent, Menschen und Verhältnisse scharf zu beobachten und mit einer oft an Härte grenzenden Selbständigkeit zu beurtheilen. Im Übrigen ist eine kindliche Unterwürfigkeit aus jeder Zeile zu erkennen. So schreibt sie an ihren Vater: „Es ist mir sehr betrübt, Du armer, lieber Papa, daß man Dir meinetwegen so viel Unruhe gemacht, da doch Gott Lob nichts an der Sache ist. Ich befinde mich jetzt sehr wohl . . . . . Du schreibst mir, ich soll im Oktober herüberkommen; da ich mich aber so durchaus wohl befinde, und die hiesigen Ärzte behaupten, daß gerade die Bergluft dasjenige wäre, wovon ich auf die Dauer meine völlige Genesung erwarten müßte, so wollen die Großeltern noch nichts von abreisen hören. Was mich anbelangt, so thue ich das, was Ihr über mich beschließt, auf jeden Fall mit Freuden . . . . Ich werde hier so äußerst freundlich und liebevoll behandelt, daß ich nächst Hülshoff hier wohl am liebsten bin; doch richte Alles ein, wie Du willst, mein liebster Papa, und vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht[2]. Ich denke auch

---

[1] Es ist überhaupt ein Irrthum, anzunehmen, man habe das keimende Talent des Kindes nicht beachtet oder dasselbe unterdrückt. Die vernünftigen Eltern suchten dasselbe nur zu lenken und vor Abwegen zu schützen. Wie man über Annette in der Familie dachte, zeigt uns ein Brief der Tante Ledwina an die Mutter: „. . . Da ich ihn (Werner) mit Annettens Dichtergenie bekannt machte, konnte er nicht aufhören, von dem außerordentlichen kleinen Mädchen zu sprechen und geradezu zu erklären, daß eine zweite Sappho in dem Mädchen keimte und daß man noch kein ähnliches Beispiel auch von den größten Dichtern hätte. Doch mißräth er die Erlernung der Musik ganz, er wird dich vermuthlich selbst mit seinen Gründen bekannt machen" (Bökendorf, 2. December 1804).

[2] Annette hatte bis zu ihrem Lebensende die Gewohnheit, mit besonders theuren Freunden beim Scheiden eine Stunde des Tages zu vereinbaren, zu der sich Beide im Gebet an einander erinnern sollten. So schreibt sie an Schlüter: „Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es

immer daran, aber ein paar Mal habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt. Ich habe zu Driburg manche angenehme Leute kennen gelernt. Die Krone des ganzen Bades war eine Frau von Stuttnitz, eine Frau von 35 Jahren, die aber aussah als wenn sie 60 alt wäre, weil sie schon seit vielen Jahren ganz contract von der Gicht ist. Sie besitzt einen ganz vorzüglichen Verstand, und nie habe ich bei einer so schmerzhaft leidenden Frau so viel verständige und gottergebene Heiterkeit gefunden. Sie wohnt in Gotha und hat mich auch gebeten, ihr zu schreiben. Ich werde es auch thun, wenn Ihr erlaubt, und ich glaube, daß Ihr sie gewiß außerordentlich achtungswerth finden würdet. Die Frau von Sierstorp hat mir außerordentlich viel Güte erwiesen, wie sie sich denn überhaupt ganz für ihre Gäste aufopfert. Sie ist auch jetzt so schwach, daß sie die Weintraubenkur gebrauchen muß, wo sie in 6 Wochen gar nichts wie Weintrauben essen darf; ich habe mir das sehr angenehm gedacht, es soll aber beinahe gar nicht zu ertragen sein. Straube ist auch hier, er wird aber nicht nach Hülshoff kommen, weil er in Göttingen zu viel zu thun hat. Er ist vorgestern hier angekommen und wird glaube ich morgen wieder fortgehen. Der arme Schelm muß sich doch erschrecklich quälen. August wird aber nach Hülshoff kommen, der Tag ist noch nicht bestimmt, aber erster Tage, lieber Papa. Die Fräulein — haben mir gesagt, daß bei ihnen im Eichsfelde so viel schöne Orchis wüchsen, sie wollen sich von einem kunstverständigen Freunde die Namen der dort wachsenden Sorten aufschreiben lassen und schicken sie mir alsdann. Ich habe in Driburg auch einen Herrn von Knigge kennen lernen, einen Neffen des berühmten Knigge und selbst berühmt, weil er ein sehr geschätztes Werk, Reisen durch Asien, soll herausgegeben haben. Er ist auch lange in Afrika gewesen, und wußte sehr viel Interessantes zu erzählen, obschon er eine etwas ungünstige Physiognomie hat. Seine Frau ist eine Russin, spricht aber sehr gut deutsch. Man kriegt doch allerhand kuriose Leute zu sehen auf so Bädern. Graf Haxthausen war auch da, ich glaube nicht, daß er lange lebt, er scheint ordentlich zum Schlage geneigt...." Mit diesem Briefe schickte Annette zugleich ein Gedicht, dessen Entstehung uns folgendermaßen geschildert wird.

Eine arme Frau der Umgegend war durch verschiedene Unglücksfälle in die größte Noth, ja in mancherlei Schulden gerathen und faßte sich ein Herz, bei den reichen Badegästen Driburgs um ein Almosen zu betteln. Sie kam auch zu der Großmutter und wußte deren gutes mildes Herz ganz zu gewinnen. „Kind," sagte die Freiin zu der Enkelin, „kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das wir auf einen Teller legen und bei den Gästen rundgehen lassen könnten?" Das Kind gehorchte und verfaßte in einem einfach rührenden Ton ein Bettelgedicht im Namen der armen Frau, das sowohl wegen der geschilderten Noth als auch wohl um der kleinen, allbeliebten Dichterin willen seinen Zweck auf's Glänzendste erreichte. Das Gedicht begann:

---

nie vergessen; wie können sich Freunde auch besser begrüßen, als vor Gott? Es liegt eine große Freude darin."

„Die ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick.

Seht hier ein Weib von sechzig Jahren:
Einst war ich auch gesund und froh,
Doch hab' ich leider viel erfahren,
Eh' Freud und Glück mir ganz entfloh. . . ."

In der nun folgenden Aufzählung des weiteren Geschickes weiß man nicht, ob die Realistik eine Folge der kindlichen Naivetät oder bereits eine Offenbarung jener spätern spröden Wahrheitsliebe und Naturtreue ist, welche die besten Werke Annettens kennzeichnen [1].

Der Stiefgroßmutter verdanken wir übrigens nicht bloß die Anregung zu diesem Liede der Barmherzigkeit, ihr auch schulden wir hauptsächlich das reiffste und tiefste der Werke Annettens, „das geistliche Jahr" — doch davon später.

Mit den zunehmenden Jahren muß Annette auch Antheil an dem regen wissenschaftlichen und literarischen Leben in Abbenburg genommen, wenigstens unwillkürliche Einflüsse von demselben empfangen haben. Die beiden Söhne des Hauses, Werner und August, standen mitten in der romantisch nationalen Bewegung, welche derzeit in den weitesten Kreisen Deutschlands obsiegte. Werner war in Halle bei Steffens und bei dem Musikdirektor Reichhardt ein gerngesehener Gast; im Jahre 1809 wurde er mit Wilhelm, bald auch mit Jakob Grimm bekannt. Über die andauernde Innigkeit und den vielfachen gegenseitigen Nutzen dieser Freundschaft geben uns die Briefe der Gebrüder Grimm mit der Haxthausen'schen Familie den besten Aufschluß [2]. Denn bald war aus der ersten Bekanntschaft der Gelehrten eine wirkliche Freundschaft mit der ganzen Familie geworden, die sich auch durch gegenseitige Besuche bethätigte. Schon im Jahre 1811 kam Wilhelm nach Bökendorf, und er muß entweder bereits diesmal oder sicher doch später auch die Droste'schen Kinder kennen gelernt haben. Die veröffentlichten Briefe sprechen freilich meistens nur von der älteren Schwester Jenny, welche den literarischen Arbeiten Grimms ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte und zu ihm in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Am 25. Juni 1813 schickte er ihr ein in Verse gebrachtes Märchen; am 12. Januar 1814 dankt er „ganz besonders für die zuletzt für den zweiten Band der Märchen geschickten schönen Stücke"; im März 1816 hegt er die Absicht, mit August von Haxthausen die Familie Droste in Münster zu besuchen. Annette, die jüngere Schwester, wird in den Briefen seltener erwähnt. Jedoch muß das gegenseitige Verhältniß kein gar zu fremdes gewesen sein. Am 12. Januar 1814 schreibt Grimm, er habe von

[1] Siehe das ganze Gedicht in: Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. 2. Aufl. S. 225.

[2] Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn 1878.

Annette geträumt, „sie sei ganz in dunkle Purpurflamme gekleidet gewesen, habe sich Haare ausgezogen und sie als Pfeile in die Luft geworfen". Ein andermal schreibt er: „Fräulein Nette soll mir noch ganz bös sein"; doch gibt er einige Tage später dem Freunde August den Auftrag: „Gehst Du nach Münster, so grüße mir Alles schönstens und bestens, auch, da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette."[1] Indeß auch ein directes Briefchen des großen Germanisten an die junge Dichterin hat sich erhalten: „Kassel, 7. December 1819. Gnädiges Fräulein! ich schicke Ihnen hier die neue Auflage der Kindermärchen mit dem Wunsch, daß sie Ihnen einiges Vergnügen machen. Vieles kennen Sie schon davon, Manches verdanke ich Ihnen selbst, doch hoffe ich, daß Sie das Neue darin einmal nicht ungern ansehen. An Ihren Christbaum häng' ich den Wunsch, daß Gott Sie mit seinen Freuden durch das ganze Jahr segne! Wilhelm Carl Grimm."[2]

Es ist nicht genug zu bedauern, daß der Umgang mit den Gebrüdern in Kassel so selten und ihr Einfluß auf Annette nicht anhaltender war; denn ganz gewiß hätte die Dichterin viel eher das ihr angeborene eigenthümliche Talent erkannt, ohne erst die später zu erwähnenden Irrfahrten des Geschmackes durchzumachen. Indeß müssen wir selbst in der jetzigen Lage der Dinge anerkennen, daß die Anregungen der Gebrüder Grimm für die Sprache und Art Droste'scher Poesie von der größten Wichtigkeit waren. Die Hochachtung, welche die Gelehrten den bis dahin so verachteten Volksliedern und anderen Erzeugnissen der dichtenden Volksseele zuwendeten, sowie die wissenschaftliche Behandlung, welche sie der Sprache angedeihen ließen, wirkten nachhaltig auf die junge Dichterin, die nicht das Kind ihres Vaters und ihres Landes hätte sein müssen, um nicht mit Freuden Alles zu umfassen, was echt deutsch, wahr und durch Alter geheiligt war. Der Landaufenthalt und der vertraute Verkehr mit dem Landvolk ihrer Heimath waren zudem die günstigste Vorbereitung für den Einfluß und das Eingehen auf die Bestrebungen der gelehrten Freunde. So sehen wir denn auch die Dichterin fortwährend bemüht, jeglichen Versuch zur Sammlung und Erhaltung der Volkspoesie zu begünstigen und nach Kräften zu unterstützen. So schreibt sie noch 1840 an ihren Onkel August: „Deinen Auftrag, lieber August, betreffend die Wallfahrts- oder Arbeitslieder frommen Inhaltes, habe ich auszurichten gesucht und deßhalb allen alten Weibern des Kirchspiels die Cour gemacht — dennoch war der Erfolg so gut wie gar keiner, da die drei oder vier derartigen Lieder, die mir wie verschlagene Kanarienvögel in die Hände fielen, sogleich von Mama für echte Paderborner erkannt wurden, die sie hundertmal in Bökendorf gehört. Wirklich waren sie hier nicht allgemein, sondern nur einzelnen Personen bekannt, die mochten sie von einer paderbornischen Magd gelernt haben, und ich muß bekennen, daß mein gutes Münsterland sich dieses Mal als ächt dürre Sandsteppe ausgewiesen. Sonderbarer Weise haben hier diese frommen Leutchen überhaupt nicht halb so viel gottselige oder auch nur ernste Poesien als euer Janhagel;

[1] Vgl. Deutsche Rundschau, 7. Jahrg., Bd. XXVI. S. 211 ff.
[2] Aus dem handschriftlichen Nachlaß der Dichterin.

unsere Volkslieder sind über die Hälfte lustigen oder lockeren Inhaltes. Das scheint Dir wohl nicht so, aber wir haben Dir dergleichen nie geschickt, weil sie immer zugleich grausam — dumm waren. Alte Kirchenlieder haben wir etwa 4—5, Wallfahrtslieder durchaus nur ein einziges, was Du kennst; ich habe es oft in Bökendorf gehört, und bei der Arbeit singen wir gar nicht, außer beim Spinnen die ordinären Volkslieder." In demselben Briefe findet sich über Jakob Grimm noch folgende bezeichnende Stelle: „Man sagt, den Zeitungsartikel, worin Jakob Grimms Ernennung zum Bibliothekar (wenngleich nicht authentisch) angekündigt war, soll Bettina verlangt haben, um durch allgemeine Freude der Berliner darüber den guten Willen der Behörden etwas nachzuschieben. Gott gebe, daß es hilft!" [1]

Den Sammeleifer behielt Annette ihr ganzes Leben lang treulich bei und suchte jedes Unternehmen der Art freudig zu unterstützen. Gegen Ende ihrer Tage wurde sie auch mit Uhland bekannt, und suchte ihm bei seinen „Volksliedern" dadurch förderlich zu werden, daß sie ihm alte Lieder aus Niederdeutschland verschaffte [2].

Wie tief Annette in den Geist des Volksliedes eingedrungen und wie sie den eigenthümlichen schlichten Ton dieses Liedes nachzubilden verstand, erhellt sattsam aus ihren Schriften. Wie treffend ist nicht „Es stehet ein Fischlein" in der „Mergelgrube", das Lied des Landsknechts in der Schlacht vom Loener Bruch, um anderer zu geschweigen. Über das Landsknechtlied täuschte sich sogar der feine Kenner und Freund der Dichterin, Professor Schlüter, so sehr, daß er mit L. Schücking eine Wette einging für die Behauptung, das Lied sei ein ächtes Reiterlied und von Annette nur eingelegt. Letztere ward befragt und erklärte sich als die Verfasserin. In Betreff einiger anderer Lieder, z. B. „Gott grüß mir die im grünen Rock" u dgl., welche sie selbst gern zu singen und mit dem Klavier zu begleiten pflegte, ließ sie aber selbst ihre Freunde in Ungewißheit, ob sie dieselben aufgefunden und entdeckt oder selbst gedichtet und componirt oder doch bedeutend verändert und modificirt habe [3]. Aber nicht nur für die Worte der Volkslieder zeigte Annette Interesse und Sammeleifer, sondern einen gleich großen für die Melodien, welche oft ebenso sehr und noch deutlicher die innerste Seele eines Liedes offenbaren, als der Text. So erzählt Schlüter im Nekrolog: „Sie kannte unzählige Nationalmelodien zu den Stimmen und Liedern der Völker fast aller Erdstriche, die sie höchst eigenthümlich vorzutragen wußte, und worin sie Gefühl und Seele dieser Dichtungen erst wahrhaft lebendig erkennen und wiedergeben zu können glaubte. Ihre eigenen Liedercompositionen waren durchgängig einfach, tiefgefühlt, angemessen und höchst originell." [4]

Von noch größerer Bedeutung für die Schriftstellerin wurde jedoch die Bekanntschaft der Dichterin mit den Gebrüdern Grimm und deren Bestrebungen

---

[1] Brief vom 29. August 1840 (handschriftlich).
[2] Vgl. Bd. I. Abth. 2. S. 980. 1006. 1008. 1011.
[3] Vgl. Briefe an Schlüter, S. 207, Anm. 64.
[4] Ebendas. S. 1 f.

durch die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche sie fortan der Sprache und dem Reichthum an bezeichnenden Ausdrücken widmete. Nicht mancher Classiker dürfte wohl ein ähnlich reiches Wörterverzeichniß aufzuweisen haben wie die Hülshoff. Wenn dieses Vocabularium aufgestellt wäre, würde sich erst so recht zeigen, wie manchen verlorenen Ausdruck, wie manches echtdeutsche Wort, wie manche nur in der Volkssprache noch bewahrte Perle linguistischer Prägnanz das adelige Fräulein in ihren Werken gerettet und zu Ehren gebracht hat. Freilich für den gewöhnlichen Leser hat dieser Reichthum einen Übelstand, dem nur ein sehr gutes Wörterbuch der deutschen Sprache abzuhelfen vermag; aber deßhalb dürfen wir nicht der Dichterin einen Vorwurf machen, sondern müssen uns bei der allgemeinen Richtung unserer Literatur beklagen, die mehr auf frappante Neubildungen oder schillernde Fremdwörter ausgeht, als auf Beibehaltung des wirklich Guten im überlieferten vaterländischen Wortschatz.

Bei dem nicht zu verkennenden Eindruck, den Annette bei ihren Besuchen in Bökendorf von ihren Oheimen und deren Freunden empfing, kann es auf den ersten Blick nur befremden, ja eben diesen Eindruck fast in Frage stellen — wenn wir sehen, wie die Dichterin trotzdem in den eigenen poetischen Schöpfungen jener Jahre so ganz andere Wege wandelte. Viele dieser Gedichte sind uns aufbewahrt und lassen auf einen starken Gegenstrom in den literarischen Grundsätzen Annettens schließen.

Und dieser Gegenstrom existirte wirklich und drohte sogar für einige Jahre alles Andere zu verschlingen.

Wenn es sich um Personen handelt, welche auf Annettens Muse einen bewußten Einfluß geübt, ja dieser Muse für einige Zeit eine andere Richtung gegeben, so dürfen wir wohl in erster Linie den Hainbunddichter Anton Mathias Sprickmann nennen. Es ist das Verdienst Hermann Hüffers, durch Veröffentlichung einiger Jugendbriefe der Dichterin an Sprickmann zuerst auf diesen Einfluß hingewiesen und so einen weiteren Einblick in die Jugendentwicklung Annettens gewährt zu haben.

Die Bekanntschaft mit Sprickmann war eine Frucht des jährlichen zeitweiligen Aufenthaltes der Familie Hülshoff in Münster. Die Stadtwohnung „im Krummen Timpen" lag gerade der Wohnung des Rechtsgelehrten gegenüber. Sprickmann, ein geborener Münsteraner (7. September 1749), war im Jahre 1779 Professor der Rechte an der sechs Jahre früher von Fürstenberg in's Leben gerufenen Universität seiner Vaterstadt geworden. Nach der Säcularisation des Hochstifts (1802) wurde er preußischer Regierungsrath und während der napoleonischen Herrschaft Richter am Tribunal. Von der Achtung, die er in seiner Vaterstadt genoß, gibt am besten Zeugniß, daß der geniale Fürstenberg sich seiner in wichtigen Angelegenheiten bediente, und die Ausarbeitung der Schulordnung nach den Heften Fürstenbergs zum größten Theil das Werk Sprickmann's ist [1]. Für uns kommt aber hier hauptsächlich die poetische Richtung eines

---

[1] Sprickmann gehörte einige Zeit auch zu der bekannten familia sacra, dem Freundeskreise der Fürstin Gallitzin in Münster, deren Kinder er zugleich mit Kiste-

Mannes in Betracht, welcher neben Stolberg wohl den einzigen belletristisch berühmten Namen der damaligen Münsterischen Gesellschaft trug und das bis dahin vom großen Deutschland ganz eigenthümlich sich abschließende Münsterland wenigstens durch seine Person mit der Literatur des Gesammtvaterlandes verband. Freilich stand Sprickmann als Mitglied des Hainbundes auf einem ganz entgegengesetzten ästhetischen Standpunkt, als die Grimm und deren Schule. Doch anerkannte er die Verdienste Goethe's, den er mit der Fürstin Gallitzin besucht hatte, und Schillers, der im Allgemeinen noch schneller, als selbst der Dichter des „Götz" und „Werther", sich die Sympathien der Nation zu erringen verstand. Auf den Letzteren, der als Dramatiker bei dem Dramatiker Sprickmann die meiste Vorliebe genoß, machte der poetische Mentor denn auch seine gelehrige Schülerin besonders aufmerksam.

Wir müssen es wohl auf Rechnung der Jugend Annettens und des rhetorischen Talentes Schillers setzen, das ja besonders geeignet ist, die Jugend zu bestechen, wenn Sprickmanns Muster auf die sonst so spröde und natürliche Münsterländerin einen so tiefen Eindruck machte. Die Autorität eines namhaften Gelehrten und Dichters, wie Sprickmann es damals war, mag das Ihrige dazu beigetragen haben. Wie ganz sich Annette aber in die neue Richtung hineinlebte, beweisen die Gedichte jener Zeit, von denen wir einige ungedruckte hier folgen lassen. Sie tragen den Schiller'schen Stempel so deutlich an der Stirne, daß man bisweilen das betreffende Gedicht angeben könnte, welches der Dichterin als Muster vorschwebte.

Da haben wir zuerst aus dem Jahre 1813 die „drei Tugenden".

I.

Drei Tugenden stählen des Menschen Sinn
Auf dieser gefährlichen Reise,
Sie führen zur Quelle des Lichtes hin,
Es verehrt sie jeglicher Weise.
Sie stützen des Sterblichen wankendes Herz,
Versüßen des Lebens bittersten Schmerz.

II.

Des hohen Glaubens erhab'nes Gebot
Führt aufwärts mit mächtigem Streben
Die begeisterte Seele zum ewigen Gott,

---

maker in der classischen Literatur und in der deutschen Geschichte unterrichtete. Als Sprickmann sich unterdessen der (12. October 1778) neugegründeten Freimaurerloge angeschlossen hatte, wurden seine Beziehungen zu den ehemaligen Freunden immer loser, wenn wir auch gerne zugestehen, daß eine ausgesprochene Anfeindung der bisher vertretenen Grundsätze nicht statthatte, wie denn überhaupt bis zu der Ankunft der Preußen die Loge keinen merklichen Einfluß übte. Erst Blücher suchte dieselbe zu benutzen, um das Münsterland mit preußischem Geist zu erfüllen. Als er (1806) abging, wurde Sprickmann sein Nachfolger als Vorsitzender der Loge. Vgl. J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin, S. 33. 139. — Histor.-polit. Blätter, Bd. 85. S. 508 ff.

Zu der Geister verborgenem Weben,
Hoch über des Mondes erleuchtendem Blinken,
Hoch über der Sterne hinziehendem Winken.

III.

Und raubet der Neid noch das einzige Glück
Dem Tiefgekränkten, die Ehre,
Dann zum Himmel schaut er mit hoffendem Blick,
Sein Geist eilt zur höheren Sphäre;
Er folget der Gottheit unendlicher Spur,
Und ein Pünktchen scheint ihm die Erde nur.

IV.

Doch hin zu der Gottheit inn'gem Verein
Führt die Liebe die glaubende Seele,
Sie weihet die Erde zum Himmel uns ein,
Rein rinnt sie aus himmlischer Quelle;
Sie trügt nicht der Worte tönender Schall,
Die geheiligte Liebe umfasset das All.

V.

Und siehe, in ewigem Kreise sich dreht
Die Zeit und das wechselnde Leben,
Fest wie die unendliche Gottheit steht
Der Tugenden ewiges Streben;
Mag zitternd das Weltall verrauchen, vergeh'n,
Fest werden die ewigen Tugenden steh'n.

VI.

Drum wohl, dem der Seele erhabener Schwung
Die mächtigen Dreie gegeben,
Denn die Liebe führt zur Begeisterung,
Denn die Hoffnung gibt ihm das Leben,
Denn der Glaube zeigt hin, wo er Seligkeit trinkt,
Wo die Hoffnung ihn führt, wo die Liebe ihm winkt.

Der Dichter.

Das All der Welten unendlich umkreist
Im schwebenden Fluge mein unsteter Geist.
Wo führst du mich hin, du gewaltige Macht,
Durch Räume voll Dunkel, durch Weiten voll Nacht?

Ich führe dich hin, daß du schauest das Licht,
Wohl ahndet's dein Busen, doch kennt er es nicht;
Ich führe dich hin durch die Räume voll Nacht,
Daß du schauest die Klarheit in leuchtender Pracht.

Von leuchtendem Glanz ist ihr Thron rings umhellt,
Doch fern nur ein Schimmer erreichet die Welt,
Dran labt sich das kleinliche Menschengeschlecht,
Es heißt die Vernunft ihm, es heißt ihm das Recht.

Drob freut es sich g'nüglich, nicht ahndend, daß hell
Dem Tropfen auch sprudle ein strahlender Quell,
Ein engendes Band hüllt die Sinne ihm ein
Und Sonnenlicht wähnt es den kärglichen Schein.

Doch regt sich zuweilen lichtdürstend ein Geist,
Die engenden Bande der Sinne zerreißt
Er mächtig, durchdringet im Fluge die Nacht,
Es schwindet der Nebel, er schauet die Pracht.

Begierig dann schlürft er den Strahlenduft ein
Und reget die Schwingen und senkt sich hinein,
Berauscht sich in Gluthen und badet voll Lust
Im Meere voll Lichtes die glühende Brust.

Doch darf er nicht weilen, die Erde sie zieht
Ihn mächtig zurück in ihr kleinlich Gebiet,
Und kehrt er nun wieder, im Busen so warm,
Wie scheint ihm dann Alles so kärglich, so arm!

Ihm träufelt das Licht von den Fitt'gen, ihm glüht
Das Feuer vom Auge, verachtend er sieht,
Wie stolz sich das Volk bläht beim ärmlichen Schein,
Und hüllt in errungene Klarheit sich ein.

Die Erde, sie hat ihn verloren, er lebt
In süßer Erinnerung, die hold ihn umschwebt,
Das Außen verwirrt und befremdet er schaut,
Doch drinnen da ist er so innig vertraut.

Drum nennet ihn seltsam und thöricht die Welt,
Und sieht nicht den Glanz, der ihn freudig umhellt,
Er höret es lächelnd, kein Tadel ihn drückt,
Er ist ja im Innern so glühend beglückt.

Dem Tode schaut froh er in's blasse Gesicht,
Er ist ihm ein Bote, er führt ihn zum Licht,
Sein Geist schwingt sich frei in die Welten hinaus,
Sie grüßt er bekannt wie sein heimisches Haus.

Der Philosoph.

Finster zieh'n die Wolken am Himmel,
Lang verhallt ist des Tages Getümmel,
Grübelnd wacht er noch bei dem Schimmer
Seiner Lampe im einsamen Zimmer.

Und er schaut mit forschendem Blicke
In die grauen Zeiten zurücke,
Will erspäh'n viel dunkle Kunde
Aus der Alten belehrendem Munde.

Und wohin die Blicke sich wenden,
Steht's geschrieben von tausend Händen:
Dich beseelt ein unsterbliches Leben,
Von gewaltiger Hand dir gegeben.

Doch will forschend weiter er dringen,
Gleich den Alten nach Wahrheit ringen,
Da viel Lichtlein den Schriften entschlüpfen
Und die Hand ihm tanzend umhüpfen.

Wo auch hin er sich grübelnd mag wenden,
Da die Lichtlein die Augen ihm blenden,
Selbst die Worte der weisen Alten
Jetzt mit Trug und Lüge nur walten.

Und wohin auch spähen die Blicke,
Hallt's aus eig'nem Busen zurücke:
Thorheit wohnt auch im grauen Scheitel,
Aller Menschen Wissen ist eitel.

Und er schreitet hinaus in's Freie,
Da umweh'n ihn Lichtlein auf's Neue,
Wollen irren die festen Schritte,
Er durchwandelt ernst ihre Mitte.

Wo sich hebt das Gebirg in die Lüfte,
Steigt er sinnend hinab in die Klüfte,
Denn es ist, als ob es ihm riefe:
„Mensch, die Wahrheit wohnt in der Tiefe!"

In der Bergschlucht verschlung'nen Wegen
Strahlt ihm fern ein Schimmer entgegen;
Dahin lenkt den Schritt er, ohn' Grauen,
Voll Begier, die Wahrheit zu schauen.

Und es glüh'n in bemooster Halle
Ihm entgegen die Bergkrystalle,
In gar seltsamen Formen sich windend
Und viel heimliche Sprüch' ihm verkündend.

Und hervor im wogenden Dunkel
Strahlt es leuchtend hell mit Karfunkel:
Dich beseelt ein unsterbliches Leben,
Von allmächtiger Hand dir gegeben.

In verwundersam schlingenden Zügen
Schaut viel Kunden er noch, die nicht trügen,
Tief ergrübelnd die mystische Sprache
In dem funkelnden Berggemache.

Ihrer Worte Deutung erwägend
Und in innerer Seele sich prägend,
Sucht der Erdensohn zu ergründen,
Was die Erdkrystalle verkünden.

Ernst und still, mit innerer Wonne
Kehrt er wieder zum Reiche der Sonne,
Doch im Busen trägt er die Sprache
Aus dem unterird'schen Gemache:

Was im wallenden Zauberdunkel
Ihm geleuchtet hell der Karfunkel,
Was die glühenden Bergkrystalle
Ihm verkündet in moosigter Halle.

Wenn wir die vorstehenden Gedichte mittheilen, so geschieht dieß nicht, als ob wir ihnen einen selbständigen Werth beilegten; für die poetische Entwicklungsgeschichte eines später so auf eigenen Füßen stehenden, sich eine eigene Sprache und poetische Welt schaffenden Geistes, wie Annette es unzweifelhaft war, muß dieser Durchgang durch die Schillerperiode von höchstem Interesse sein. Wir glaubten aber um so mehr Documente dieser Periode beibringen zu sollen, als wir unseres Wissens die Ersten sind, welche überhaupt auf die Existenz einer solchen aufmerksam gemacht haben. In der That scheint auf den ersten Blick ein größerer Widerstreit kaum gedacht werden zu können, als zwischen Schiller, dem Idealisten, und Annette, der Realistin. Und dennoch ist dieser Widerstreit mehr scheinbar als wirklich. Das Talent Annettens ist wesentlich ein beschauendes, philosophirendes, grübelndes wenn man will; trotz ihrer zu Tage tretenden Objectivität liegt ihrem innersten Wesen die reflexionslose, heitere, ursprüngliche Herzenslyrik mehr ferne — und ihr schönster, eigenster Kranz sind die Lieder des „geistlichen Jahres", welche die Dichterin selbst bezeichnend genug „Betrachtungen" nennt und dadurch zu verstehen gibt, daß sie zu der reflectirenden Gedankenpoesie gehören, in der auch Schiller seine lyrischen Lorbeeren pflückte. Auf diese Weise stellt sich auch Sprickmanns Einfluß nicht ganz so bedauerlich heraus, als es wohl scheinen dürfte, wenn man die ursprüngliche, so natürliche Dichtung der Kindheit, „der Abend" z. B., mit diesen wortreichen, gespreizten Übungen des Mädchenalters vergleicht.

Auch ein politisches Gedicht, jedenfalls das beste von allen dieser Zeit, ist uns aufbewahrt, und ein Kenner wie H. Hüffer steht nicht an, dasselbe ein „erstes an sich werthvolles Erzeugniß" zu nennen. Obgleich wir dieses Urtheil kaum theilen, lassen wir das Gedicht doch gern als bedeutsames Document aus jenen frühen Tagen ohne Kürzung hier folgen:

Das befreite Deutschland[1].

Aus der Wolke quoll der Thau herab
Und der Nachtwind säuselt linder,
Sorglos ruh'n der Erde Kinder,
Doch mein Auge nicht der Schlaf umgab,
Ungesehen rann die Thrän' herab. —
O Germanien, du Felsen alt,

[1] Aus einem fliegenden Blatt von der Hand Annettens. Zufälligerweise fand sich von diesem Gedicht auch die erste Kladde, und diese ist der augenscheinlichste Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß die Dichterin um jene Zeit diese Poesien im Zustande höchster Begeisterung verfaßte, so daß sie kaum Zeit hatte, niederzuschreiben, was ihr zuströmte. So finden wir in diesem Falle die erste Strophe noch vollständig ausgeschrieben, von der zweiten und dritten sind zwar alle Worte vorhanden, aber oft nur mit einem oder zwei Buchstaben bezeichnet. In den übrigen Strophen schreibt sie dann überhaupt nur noch die Anfangsworte der Verse oder einzelne bezeichnende Stichwörter, um das Gedächtniß zu unterstützen — Alles aber ist hingeworfen in der sichtlichsten Hast.

Grauer Sohn des freien Norden,
Dich beherrschet feindliche Gewalt,
Bist dem fremden Manne worden.

Ist der alte Aar dem Nest entfloh'n,
Ließ, von scheuer Furcht bezwungen,
Seinem Feind zum Raub die Jungen?
Lang, du arme Brut, entfloh er schon,
Und der Sohn der Fremde spricht dir Hohn.
O, des deutschen Herrscherstammes Sproß,
Flohst du feig in deine Hallen!
Schaust voll Furcht vom hohen Kaiserschloß,
Siehst dein Deutschland hilflos fallen!

Sieh, da ward es hell im Geiste mir,
Und ich sah, von Glanz umfahen,
Eine Lichtgestalt sich nahen,
Und wie Flötenlispel klang es mir:
„Jüngling! Deutschlands Schutzgeist naht sich dir.
Um des Frevlers Haupt die Donner zieh'n,
Werden treffen ihn im Rausche,
Niederschmettern seine Stirne kühn,
Darum fasse dich und lausche."

Und da drang an mein begeistert Ohr
Durch der nächt'gen Lüfte Stille
Wild verworr'ner Stimmen Fülle,
Wie wenn sich aus wunder Brust empor
Drängt des Schmerzes banger Schrei hervor.
Horch, das sind die Völker, die er schlug,
Die verzweiflungsvoll in Ketten
Ihn belasten mit des Elends Fluch,
Ach! und können sich nicht retten.

Und ein leises Ächzen schlich herbei,
Wie das Ach des Thränenmüden.
Horch, das ist die Stimm' aus Süden —
Warst, Helvetien, so groß, so frei,
War dein Volk so edel und so treu:
Weh! sie sanken blutend in der Schlacht,
Deine Söhne, treu und bieder,
Und mit ihnen sank in Todesnacht
Ihre Freiheitssonne nieder.

Und wo Welschlands reiner Äther glüht
Und aus voller Brust ergossen
Der Begeist'rung Thränen flossen,
Des Gesanges heil'ge Blum' geblüht:
Ach! da füllt der Eris Schwert mit Blut
Die Gefilde hell und golden,
Und vor ihrer Fackel düst'rer Gluth
Floh'n die Grazien, die Holden!

Und nun nahte leis' ein trüber Laut,
Wie der Seufzer banger Sorgen.
Horch, das ist die Stimm' aus Morgen;
Über Österreichs Haupt der Himmel graut,
Und in Abend ein Gewitter braut. —
Und es naht der Sturm, er naht mit Macht,
Wird verderbend sich ergießen,
Wenn nicht seines Schicksals grauser Nacht
Ihn sein alter Muth entrissen.

Ach! vom hohen Kaiserhaupte fiel
Deutschlands edle Herrscherkrone;
Und sie nahm mit frechem Hohne —
Seiner wilden Ehrbegierde Spiel —
Der Tyrann, ein langersehntes Ziel.
Deine Völker, Franz, die treu dir glüh'n,
Gabst du preis den bösen Gästen.
Soll Germaniens Beherrscher flieh'n
Vor dem schlechten Mann aus Westen?

Und ein langes Wimmern füllt die Luft,
Wie die Klag' bei blassen Resten.
Horch, das ist die Stimm' aus Westen;
Schmeichelnd führt, gehüllt in Nebelduft,
Der Tyrann sie an des Abgrunds Kluft,
Und sie beben wild entsetzt zurück,
Seh'n vor den enthüllten Sinnen
Ihres Freiheitstaumels kurzes Glück,
Eine Truggestalt, zerrinnen! —

Wo die Seine rauschend sich ergießt,
Baut den Thron auf tausend Leichen
Sich der Mörder sonder Gleichen,
Um ihn der Verzweiflung Thräne fließt.
Schrecklich hast du, Gallien, gebüßt!
Deine Felder sind vom Blute roth,
Ausgestorben deine Hallen,
Donnernd ist des Bourboniden Tod
Auf dein sündig Haupt gefallen!

Und nun Jubelklänge mich umzieh'n,
Wie das Jauchzen wilder Horden.

Horch, das ist die Stimm' aus Norden;
Und sie nah'n, sie nah'n, die Retter kühn,
Her vor ihnen Glück und Freiheit zieh'n.
O Germanien, mein Vaterland!
Rief ich, bebend vor Entzücken,
Als, gelöscht von unsichtbarer Hand,
Schwand das Bild vor meinen Blicken.

Gleich dem Nebel, der das Thal durchzeucht,
Wenn er kämpfend sich gestaltet
Und manch Duftgebild entfaltet,
Schnell zerrinnend die Gestalt erbleicht,
So das Bild vor meinen Sinnen fleucht.
Nächt'ge Stille wieder mich umgab,
Und die Sternlein blinkten helle,
Freundlich lächelnd sah der Mond herab
Durch der Wölkchen Silberwelle.

Doch mir losch das Bild im Busen nicht,
Und wenn mit des Unheils Wüthen
Der Erynnien Fackeln glühten,
Strahlt' es hell mir mit der Hoffnung Licht;
Spottend sah's die Welt und glaubt' es nicht!
Aber liebend hegt' ich es und werth,
Und es konnt' den süßen Glauben,
Ihn befreit zu seh'n, den Vaterherd,
Mir der Menge Hohn nicht rauben.

Und sie nah'n, sie nah'n, die Retter kühn,
Vor den Helden stark aus Norden
Flieh'n entsetzt die Räuberhorden;
Her vor ihnen Glück und Freiheit zieh'n
Und entgegen Deutschlands Herzen glüh'n.
Naht der Brenn'[1] und von der Wolga fern
Rußlands Macht, in ihrer Mitte
Öst'reichs Herrscher, seinem Volk ein Stern,
Und der Wogensohn, der Brite.

O Germanien, meine Heimath schön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube,
Und mich täuschte nicht mein Glaube;
Der Allmächt'ge hat erhört mein Fleh'n,
Und dieß Auge hat dich frei geseh'n!
Doch verzeih' der Thräne, daß sie rinnt:
Ist gleich frei dein Arm von Ketten,
O Germanien, du Heldenkind,
Konntest selber dich nicht retten! . . .

Doch im Herzen heiße Dankbarkeit,
Weih' zum Preis der edlen Retter
Ich der Nachwelt diese Blätter,
Daß vernehme es die ferne Zeit:
Deutschland ward durch euren Arm befreit,
Blutend floh vor euch das Räuberheer,
Freiheit kehrt zum Vaterherde,
Und kein Frankenfußtritt schändet mehr
Uns're heil'ge deutsche Erde!

Was den Inhalt dieses Gedichtes angeht, so ist der Geist der Romantiker, der Grimm, Haxthausen u. s. w. nicht weniger als auch derjenige jenes treudeutschen westphälischen Landes zu erkennen, von dem Napoleon gemeldet wurde: „Votre Majesté n'a rien à craindre de ce pays-ci, et rien à espérer." Auch ist die eigenthümliche Auffassung, besonders in der vorletzten Strophe, eines zu jenen Zeiten so landläufigen Stoffes nicht hoch genug anzuschlagen; allein bedenkt man, daß im Jahre 1814 die romantische Schule und deren Freunde ihre schönsten patriotischen Lieder schon gesungen, daß die Sprache und der Geschmack seit den Göttingern doch bedeutende Fortschritte gemacht, so muß uns das an sich kräftige Lied der münsterischen Sängerin doch als eine Art Repristination eines überwundenen literarischen Standpunktes erscheinen.

Hüffer meint, auch bei diesem Gedicht könnte man vielleicht einen Einfluß Stolbergs erkennen. Wenn man in dieser Ode Stolbergs Geist und edle

[1] Der Brandenburger, d. i. die Preußen.

Vaterlandsliebe finden und sie als ein Echo, eine Frucht der Stolberg'schen Ideen betrachten will, so ist dagegen nichts einzuwenden — an einen persönlichen Einfluß aber ist kaum mehr zu denken, da der große Convertit bereits im Jahre 1812 in Folge französischer Spionage den Aufenthalt aus der Nähe von Münster nach Brinke und Tatenhausen verlegt hatte. Merkwürdigerweise schrieb nach Napoleons Fall auch F. L. Stolberg eine seiner berühmtesten und besten Oden mit demselben Titel: „Das befreite Deutschland".

Auch Sprickmann erhielt im Jahre 1812 einen Ruf an die Universität Breslau, dem er im September 1814 Folge gab. So war Annette wieder ganz auf sich selbst angewiesen, und es begann für sie eine der wichtigsten und entscheidendsten Perioden sowohl für ihre Dichtung als für ihren Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Die Kirche Jesu Christi nach den Weissagungen der Propheten. Von **Franz Joseph Selbst**, Priester der Diöcese Mainz. Mit Approbation des hochw. bischöflichen Ordinariates zu Mainz. 8⁰. XII u. 428 S. Mainz, Kirchheim, 1883.

Der hochw. Herr Verfasser hat die über denselben Gegenstand im „Katholik" 1880 und 1881 erschienenen Abhandlungen einer erneuten Durchsicht und Umarbeitung unterworfen, selbe nahezu um's Dreifache erweitert und mit einer grundlegenden Ausführung über die geschichtliche Entwicklung, Form und Beweiskraft der Weissagungen ausgestattet — so liegt denn nunmehr das eminent zeitgemäße und praktische Thema „die Kirche Christi nach den Weissagungen der Propheten" in einer klaren, soliden und öfter mit Wärme und Begeisterung für den erhabenen Gegenstand geschriebenen Darstellung vor uns. Wir danken dem Herrn Verfasser für seine Arbeit und stimmen ihm vollständig bei, wenn er bemerkt: „Es handelt sich offenbar um eine Sache von eminenter Wichtigkeit an sich und von hoher Bedeutung für eine Zeit, in der das Dogma von der Kirche im Vordergrund der die Welt bewegenden Fragen steht, wenn die Grundlagen zur katholischen Lehre von der Kirche im Alten Testamente nachgewiesen, Wesen, Aufgaben, Eigenschaften, Einrichtungen und Lehren der Kirche aus demselben begründet und beleuchtet werden können."

Plan und Methode der Arbeit zeichnet uns der Herr Verfasser selbst so: „Wir haben uns zur Aufgabe gesetzt, die Weissagungen der Propheten über das Werk, das Reich, die Kirche Christi in dogmatisch-apologetischem Interesse zusammenzustellen, wie dieses mit den Weissagungen über die Person des Messias schon unzähligemal geschehen ist. Um zu einem sichern Resultate zu gelangen,

müssen wir die prophetischen Aussprüche — wie sie als inspirirte unius auctoris sind — in ihrem organischen Zusammenhang unter sich, mit den typischen Institutionen und mit der neutestamentlichen Offenbarung zu erfassen und die in ihnen enthaltenen Ideen (im Lichte des Neuen Testamentes) klarzulegen und zu entfalten suchen — ein Verfahren, gegen welches vom christlichen Standpunkt aus ein Einspruch absolut nicht erhoben werden kann. Dabei können wir die Weissagungen in ihrer Originalität durchaus bestehen lassen und die leitenden Gesichtspunkte soviel als möglich aus ihnen selbst zu gewinnen suchen; ja, wir legen Werth darauf, sie zuerst in ihrem Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Zeit des Propheten und mit der Tendenz seines Buches zu erfassen, weil sich daraus oft dankenswerthe Fingerzeige für das richtige Verständniß ergeben; wir möchten sogar glauben, daß die Nichtbeachtung dieses Zusammenhanges an vielen Mißgriffen in Behandlung der Weissagungen Mitschuld trägt und daß die von uns angedeutete Methode, weit entfernt, deren Beweiskraft abzuschwächen, vielmehr geeignet sei, dieselbe in vortheilhafterem Lichte zu zeigen. Andererseits dürfen wir allerdings die Weissagungen (wie überhaupt das Alte Testament) nicht losgelöst und unabhängig von der Offenbarung des Neuen Testamentes und von dem dogmatischen Tractat über die Kirche betrachten wollen, da sie erst von dort aus volles Licht empfangen, wo die in ihnen niedergelegten Keime zur lebensvollen Entfaltung gelangt, die in ihnen gezeichneten Schattenumrisse zur Wirklichkeit geworden sind. Wir schlagen also mit anderen Worten weder einen rein analytischen, noch einen rein synthetischen Weg ein. Indem wir dagegen die Weissagungen in ihrem Zusammenhang unter sich und mit der neutestamentlichen Offenbarung zu erfassen und daraus die leitenden Gesichtspunkte zu gewinnen suchen, können wir das Wort des Psalmisten (35, 10) anwenden: In lumine tuo videbimus lumen. Das Resultat aber, zu welchem wir auf diesem Wege gelangen, wird sein, daß wir in den Weissagungen Zug für Zug die Keime, Voraussetzungen und Grundlagen entdecken, auf denen die neutestamentliche Lehre von der Kirche sich aufbaut, und daß wir die Überzeugung gewinnen, keine andere als die katholische Kirche könne der auf das ‚Fundament der Apostel und Propheten' (Ephes. 2, 20) gegründete Gottesbau sein."

Der Standpunkt des Herrn Verfassers ist also der christlich-dogmatische; die dem gläubigen Protestanten auch noch sicheren Wahrheiten der Inspiration der heiligen Schriften, des Neuen Bundes als der Erfüllung des Alten werden als bewiesen und selbstverständlich vorausgesetzt, und von dieser Grundlage aus geht der Herr Verfasser daran, den Inhalt der Weissagungen zu erörtern, die leitenden Gedanken auszuheben, die Prophetien unter sich dem Wortlaute nach zu vergleichen, die Andeutung der einen aus der volleren Darlegung der anderen zu ergänzen und zu beleuchten und den Blick hingerichtet auf das Doppelgestirn der christlichen Exegese, auf die Wahrheit von dem unus auctor primarius und von dem Alten Bunde als umbra, dem neuen als corpus — die Weissagungen durch die Erfüllung selbst zu erklären, und mit Umsicht, Schärfe und Consequenz zu untersuchen, wo das in den Jahrhunderten der Prophetie gezeichnete Bild vom Reiche Christi Leben, Gestalt und Wirklichkeit

gewonnen habe. Dieser Standpunkt ist nicht bloß gerechtfertigt aus der vorwiegend praktischen Tendenz des Herrn Verfassers; er ist es auch in sich und entbehrt sogar den außerhalb des Christenthums Stehenden gegenüber durchaus nicht der Kraft und Wirksamkeit. Denn auch Letztere werden vor die bedeutsame Thatsache gestellt: die bedeutendsten, geistlich und sittlich begabtesten Männer der merkwürdigsten Nation des Alterthumes haben Jahrhunderte hindurch mit aller Kraft der Überzeugung und Begeisterung von einem auf Erden zu gründenden Gottesreiche geredet und dieses Gottesreiches Aufgabe, Ziel, Einrichtung, Wachsthum und himmlischen Segen um die Wette beschrieben und gepriesen. Wo ist dieses Gottesreich? Ist es ein Phantasiestück geblieben, oder ist es Wirklichkeit geworden? Wer redlich und ernst forscht, muß sagen: Wenn überhaupt etwas jener prophetischen Idee entspricht, so ist es einzig und allein die katholische Kirche — und falls er noch genauer zusieht, wird er mit Ausschluß des Zweifels bekennen müssen: ja, das Gottesreich der Propheten besteht als katholische Kirche.

Die Hauptschwierigkeit, die Weissagungen im Großen und Ganzen angesehen, ist diese. Die Propheten schildern das zukünftige Gottesreich als den Zustand der Herrlichkeit Israels in seinem angestammten Lande: da wohnt Israel sicher, im Frieden, in Segen und Überfluß; eine paradiesische Natur umgibt das Volk des Herrn; Sion und Jerusalem sind glänzend auferbaut, alle Völker wenden sich huldigend dahin; von da aus herrscht der ewige Messiaskönig; nie fehlt es an Brand- und Speis- und Schlachtopfer; ein Volk, in Heiligkeit gekleidet, umgibt den ewigen König — gewichen ist Übel und Sünde. Das sind Züge, die oft wiederkehren. Das Nächstliegende ist, zu denken: Das Volk ist allerdings, wie die Propheten es vorhergesagt, aus dem Exile zurückgekehrt, wenigstens theilweise; allein das in Aussicht gestellte Reich der Herrlichkeit ist nicht eingetreten: Jerusalems Aufbau war unscheinbar, nichts von der versprochenen Großartigkeit trat zu Tage, die Heiden schlossen sich nicht dem Gottesvolke an, die vorherverkündete Periode des Glückes, der Heiligkeit trat nicht ein u. s. f. — Der Herr Verfasser geht dieser Schwierigkeit nicht aus dem Wege; zu wiederholten Malen bringt er zu ihrer Beseitigung ansprechendes und brauchbares Material; so in der Ausführung über die Form der Weissagungen (S. 103—127) und besonders im Hinweise auf die in den neutestamentlichen Schriften geübte Exegese, auf die in den apostolischen Briefen, besonders des hl. Paulus, zu Tage tretende Auffassung des Alten Bundes und der Prophezeiungen. Es bleibt auch nicht unerörtert, wie die Propheten vermöge der Idee der einen Theokratie, die ihren Mittelpunkt in Sion und Jerusalem hatte und sich eben in Israel und Palästina zuerst darstellte, naturgemäß dazu geführt wurden, eben diese Begriffe symbolisch und typisch zu verwerthen — und außerdem fehlt es nicht an directen Hinweisen, daß die Propheten in der Schilderung der Restauration eben das sittliche und geistige Moment der Heiligkeit besonders betonen. Trotzdem hätten wir gewünscht, daß um der Wichtigkeit der Sache willen all die Momente vollständig gesammelt und scharf hervorgehoben worden wären, die bei den Propheten selbst dafür sprechen, daß sie nicht ein irdisch-politisches

Reich, nicht das geographische Jerusalem und Palästina im Auge hatten. Es scheint mir, daß hierzu manche Stellen der Propheten verwendet werden können; einen Analogieschluß legt schon nahe, wenn historische Völker offenbar als Typen für Gottesfeinde gebraucht worden — worauf Herr Verfasser öfters recht gut aufmerksam macht, oder wenn Juda Kananäer, oder Amorrhäer u. dgl. genannt wird, wenn Babylon als „Völkerwüste" bezeichnet wird, weil in Babel, wie einst in der Wüste, das Volk sich auf den Einzug in's gelobte Land vorbereiten soll (vergl. Osee 2, 14. Ez. 20, 35). Dazu kommt, daß ein ständiges Emblem des neuen Gottesreiches die Vermehrung des Gottesvolkes ist, daß Israel die übrigen Nationen als Schwestern empfangen soll (Ez. 16, 61), daß alle Völker durch des Gottesvolkes Heiligkeit und Segen die Majestät des Herrn erkennen sollen (bes. Ez. 20, 41; 28, 25; 36, 23; 37, 28 u. s. f.); damit aber bekunden die Propheten selbst, daß von Jerusalem und Palästina im geographischen Sinne nicht mehr die Rede sein kann. Und es ist beachtenswerth, daß gerade Ezechiel, der die Heimkehr nach Palästina und das Wohnen daselbst so klar auszusprechen scheint, auch jene damit unvereinbaren Gesichtspunkte klar betont, und dieses z. B. auch in der Schlußvision 47, 22. Außerdem dürfte da von Belang sein, daß Sophonias, während die Propheten von einem Wallen nach Sion sprechen, die Heiden als von ihrem Orte aus Gott anbetend darstellt (2, 11), daß Michäas (5, 10 u. f.) und Sophonias (3, 12) formell und ausdrücklich die politische Größe in Abrede stellen u. dgl. m. Beachtet man, daß z. B. im Ps. 85 Sion, Jerusalem als die Mutter der Völker gepriesen wird und gesagt ist, nur jener, der in Sion geboren ist, sei in das Lebensbuch der vor dem Herrn lebenden Generationen eingetragen, die Philister, Tyrer und Äthiopen seien dort geboren (hebr. Text) u. A. m., so muß sich doch Jedem der Gedanke nahe legen, daß auch den Propheten die Idee des Israel im Geiste nicht unbekannt war; vergl. Osee 1, 11; Is. 19, 25. Wenn aber das, so erklärt sich auf der anderen Seite wieder leichter, wie ihnen alle Gottesverehrer der Zukunft als Israel, alle dem wahren Gotte anhängenden Länder als ein Palästina in der prophetischen Anschauung erscheinen können. Achtet man dann noch auf die im Pentateuch niedergelegte Norm des Alten Bundes, daß Beobachtung des göttlichen Gesetzes auch zeitlichen Segen, Fruchtbarkeit des Landes, Frieden und Sicherheit vor feindlichen Angriffen zur Folge haben soll, so begreift sich wiederum, wie gerade Schilderungen aus dieser Sphäre für den Propheten als plastische Darstellungsmittel der dem neuen Gottesvolke innewohnenden Heiligkeit dienen konnten. Außerdem ist auch, wie Herr Verfasser wiederholt bemerkt, der Zusammenhang nicht zu vergessen, der zwischen Mensch und Natur, zwischen der Sünde jenes und der Mitleidenschaft dieser, der Erlösung und Verklärung jenes und der Erhöhung dieser nun einmal thatsächlich besteht. Auch von diesem Boden aus begreift es sich, warum die Propheten zum Ausdruck der sittlichen Heiligung jene Farbentöne verwenden. Überdieß muß noch in Rechnung gezogen werden, daß die farbenreichen Schilderungen der Propheten auch auf die Gemüther des bedrückten Volkes psychologisch wirken wollen. Diese Wirkung wird aber mit voller Wahrheit erzielt, wenn sie die dem Gottesreiche

absolut innewohnende Idee entwickeln und jenes Ideal von Segen und Seligkeit in glühenden Farben entwerfen, das den Gläubigen bei der vollen Entfaltung des Gottesreiches im Jenseits wirklich zu Theil wird. Daß dabei in sinnlichen Bildern und Symbolen gesprochen wird, darf Niemanden Wunder nehmen; schildert ja der Heiland selbst den Himmel und seine Freuden als ein Hochzeitsmahl, als ein Bedientwerden von Gott (transiens ministrabit illis) u. s. f. Und wer dürfte es den Propheten verwehren, den vollen Inhalt der Beseligung im Gottesreiche und die von Seite Gottes in ihm niedergelegte Weihe und Kraft zu besingen? Der Herr Verfasser hebt trefflich mehrmals diesen Punkt hervor. Gewiß, wenn ein Theologe z. B. die Wirkungen der heiligmachenden Gnade schildern will, so dürfte er nicht bei den in der Zeit sich äußernden stehen bleiben, er muß nothwendig die in den Himmel und die Ewigkeit sich erstreckenden klarlegen: könnte er nun nicht in einem Bilde voll Glanz und Herrlichkeit diese heiligmachende Gnade schildern? Sicherlich; aber damit wäre nicht gesagt, daß der volle Inhalt des Bildes sich hier schon verwirklichen müßte; doch das Bild wäre Wahrheit, weil eben die heiligmachende Gnade jene ewigen Güter in sich schließt und zu ihnen führt.

Der erste, grundlegende Theil des Buches führt uns in kurzem Aufrisse die geschichtliche Entwicklung der Prophetien vor, zuerst die im Pentateuche und in den Psalmen gegebenen; daran schließt sich eine sachgemäße Erörterung über den Hauptinhalt der einzelnen prophetischen Bücher, deren Gedankengang und specifische Bedeutung. Es folgt eine Abhandlung über die Form der Weissagungen und die Folgen, die sich zum richtigen Verständnisse derselben eben aus der Natur der prophetischen Erkenntniß ergeben. Ich glaube, es wäre vortheilhafter gewesen und hätte manche Bedenklichkeiten, die dem Leser bei der Skizzirung des Inhaltes der prophetischen Bücher leicht aufstoßen können, niedergeschlagen oder verhütet, wenn der Herr Verfasser diese Darlegung an erster Stelle vor der geschichtlichen Entwicklung der Weissagungen gegeben hätte. An dritter Stelle wird die dogmatische und apologetische Beweiskraft der Prophetien des Näheren dargelegt und dabei in Ergänzung der Einleitung der Standpunkt des Herrn Verfassers und seine Interpretationsmethode noch eingehender begründet.

Die Bedeutung dieses ersten Theiles für die folgenden Ausführungen liegt auf der Hand. Zunächst gibt er im Überblicke über die Weissagungen, die vor den eigentlichen Propheten bereits gegeben waren, den Boden an, auf dem die Propheten sich bewegen, oder vielmehr die Erbschaft, die sie antreten, den Ideenkreis, in den sie eintreten; die anderen Darlegungen dienen dazu, den organischen Zusammenhang und die gegenseitige Beleuchtung der Weissagungen klarzustellen und deren Bedeutung für die jedesmalige Zeitgeschichte anzudeuten.

Damit ist die solide Grundlage gewonnen, auf der nun mit Zuhilfenahme der in ihrer Berechtigung gleichfalls nachgewiesenen Interpretationsnormen das prophetische Bild der Kirche sich klar und verständlich aufbaut.

In 10 §§ legt uns der Herr Verfasser den reichen, sorgfältig gesammelten Stoff vor. Er zeigt uns „Stifter und Haupt der Kirche", sodann deren

Bestimmung, Eigenschaften (Merkmale), Gnadenfülle, Opfer und Cultus, Priesterthum und Verfassung, zeitliche Entwicklung, Kampf und Sieg, und zuletzt das geschichtliche Israel und die Kirche. Die einzelnen Abschnitte sind nicht etwa eine trockene Aneinanderreihung der bezüglichen Schriftstellen, nein, der Herr Verfasser hat es verstanden, an der Hand der Schriftstellen, die natürlich die Grundlage der Erörterung bilden, recht ansprechende Abhandlungen und treffliche Beweisführungen zu liefern. In den Anmerkungen wird auf die einschlägige Literatur verwiesen, werden abweichende Auffassungen berücksichtigt, öfters auch noch eingehendere Begründungen zu dem im Text Gesagten beigefügt und auch längere Stellen aus den heiligen Vätern, älteren und neueren Erklärern mitgetheilt.

Da der Herr Verfasser eine vorwiegend praktische Tendenz verfolgt, so hat er von der Anführung des kritischen Materials und von Erörterungen über den hebräischen Text — doch sind die Hauptunterschiede zwischen hebräischem und Vulgatatexte durchgängig angemerkt worden — Abstand genommen. Es ist auch von selbst klar, daß bei einer so zusammenfassenden Darlegung des in den prophetischen Schriften zerstreuten Stoffes nicht Alles und Jedes mit der Genauigkeit in den Kreis der Darstellung gezogen werden kann, wie man es sonst bei einem eingehenden Commentar erwartet. Im Übrigen bemerkt der Herr Verfasser: „Da der Verfasser seine Aufgabe nicht dahin aufgefaßt hat, neue Ideen und Erklärungen vorzubringen, sondern nur durch die systematische Anordnung und Beweisführung dem alten Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen, so schien die Verwendung zahlreicher Citate keinem Bedenken zu unterliegen, wo sie nur immer dem Zwecke des Ganzen entsprachen." Wollte aber der Leser aus dieser Bemerkung, die der Bescheidenheit des Herrn Verfassers Ehre macht, schließen, dessen Buch sei nur eine Mosaikarbeit, aus anderen Werken zusammengesetzt, so würde er sehr Unrecht thun. Man merkt es dem Buche überall an, daß der Herr Verfasser sich mit Geschick, Ausdauer und geläutertem Verständniß in seinen Gegenstand vertieft habe; er hat durch die Gruppirung und Aufeinanderbeziehung der Weissagungen manche neue Beweisführung gewonnen, andere bedeutend gestärkt; er hat durch stete Vergleichung zwischen Vorbild und Erfüllung manchen prophetischen Andeutungen einen tieferen und reicheren Inhalt gegeben; kurz, er hat durch diese Behandlung der Weissagungen unter dem speciellen Gesichtspunkte des Reiches Gottes und seiner Ausgestaltung einen Punkt zur Klarheit gebracht, an dem die protestantische Bibelerklärung stets scheu vorüberging, und der in dieser Allseitigkeit und strengen Consequenz auch von der katholischen Exegese noch nicht ausreichend war behandelt worden.

Wir empfehlen daher das frischgeschriebene Buch allen Priestern und gebildeten Laien. Jenen wird es auch zu Predigten über die Kirche und die mit dem Dogma von der Kirche zusammenhängenden Wahrheiten reichen Stoff und manche packende Ausführung liefern; diesen wird es zu erhöhter Glaubensfreudigkeit gereichen, zu bemerken, wie die katholische Lehre und Auffassung der Kirche im Alten Bunde grundgelegt und von den Propheten unmißverständlich gezeichnet ist.

Ein Sachregister erhöht bedeutend die Brauchbarkeit des Buches.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bei. Bei den Weissagungen des Pentateuchs hätten wir eine eingehendere und mehr aus dem Rahmen des Alten Testamentes selbst geschöpfte Darlegung gewünscht. Ist Exod. 4, 13 wirklich messianisch? Seth in Num. 24, 17 dürfte wohl anders zu erklären sein, als S. 16 geschieht. Zu der Weissagung über Davids Haus wäre wohl Ps. 88 als authentische Erklärung mitzuberücksichtigen, ebenso die in den historischen Büchern vorfindlichen Rückbeziehungen. S. 76 ist der Druckfehler: Bärengesicht stehen geblieben. Zu S. 93 hätte bereits, wie S. 161 Anm. 1 geschieht, der hebräische Ausdruck berücksichtigt werden sollen. Ob wirklich (S. 116) jede Weissagung ihrer Natur nach, damit der Glaube möglich sei, dunkel sein müsse? Es ist ein Glaubensact, eine Wahrheit deßwegen für wahr zu halten, weil Gott sie ausgesprochen hat; das Glaubensobject selbst braucht nicht gerade dunkel zu sein. Hebr. 11, 1 ist nicht dagegen. S. 189 ist die Bemerkung zu Mich. 7, 19 um so begründeter, als in V. 18 im hebräischen Texte das zur Bezeichnung des Vorübergehens des Würgengels gebrauchte Wort sich findet.

J. Knabenbauer S. J.

L'accord de la science et de la foi. Par le P. *Michel Mir* S. J. Traduit de l'Espagnol par le P. *Ch. Houze* S. J. Kl. 8⁰. p. VIII et 482. Paris, Victor Palmé, 1882. Preis: *M.* 2.40.

Eine Schrift, veranlaßt durch das berüchtigte Buch des New-Yorker Professors J. W. Draper: Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Auf diese Pseudo-Geschichte wurde bereits einmal in diesen Blättern (Jahrg. 1881, Bd. XXI, S. 190) aufmerksam gemacht und zugleich auf die große Verbreitung hingewiesen, welche dieselbe in fast allen europäischen Ländern gefunden. Die Londoner Ausgabe erlebte inzwischen bereits die sechzehnte Auflage. Der deutschen Übersetzung war zwar bald die Ehre zu Theil geworden, in die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" aufgenommen zu werden. Im Übrigen jedoch hat das Buch, „das letzte Wort der Wissenschaft", wie man es anderswo nannte, „an dessen Verbreitung zu arbeiten soviel heiße, als theilnehmen an dem Werke der Erlösung der Menschheit", von Seiten der „deutschen Wissenschaft" nicht gerade die begeistertste Aufnahme gefunden. Ob bloß seine fremdländische Abstammung daran schuld ist, oder ob man sich nachgerade doch überzeugt hat, daß die „Wissenschaft" des Draper'schen Buches mindestens eine sehr fragwürdige ist: wir wissen es nicht und wollen es auch nicht untersuchen. Nur mögen hier für unsere Leser zur Charakteristik des Buches ein paar Andeutungen folgen. Nach Auffassung des amerikanischen Professors haben in dem großen Kampfe zwischen Religion und Wissenschaft auf Seiten der letzteren alle Jene gefochten, die wie auch immer gegen die Kirche Widerspruch erhoben. Vertreter der Wissenschaft waren alle Ketzer, ein Arius, der die Gottheit des Wortes läugnete, ebenso gut wie Nestorius, der dieselbe unangefochten ließ. Die Wissenschaft wurde vertreten durch Muhammed; ohne ihn wäre ein

weiterer Fortschritt der Wissenschaft geradezu unmöglich gewesen. Die Lehren des Veda, des Buddhismus und des Averroismus, ja schon des Epikuräismus und vorzüglich des Pyrrhonismus: alles das ist reine Wissenschaft. Die reinste Wissenschaft erblüht stets da, wo der Geist der Verneinung und die Skepsis das Feld erobern. In diesem Läugnen oder Bezweifeln jeder festen, unabänderlichen, sicheren Wahrheit krystallisirt sich allmählich unter den Händen des amerikanischen Gelehrten der Begriff der Wissenschaft selbst. Und die Religion, gegen die der Kampf geführt wird? Gerade der Anspruch auf Wahrheit, Unabänderlichkeit und Sicherheit, den sie für ihre Lehren erhebt, setzt sie nach der Ansicht des Herrn Draper in einen unversöhnlichen Gegensatz zur Wissenschaft. Weil nun die katholische Kirche unverbrüchlich festhält an der Lehre Christi und ihre Dogmen der Wissenschaft nicht opfern will, so ist sie vor Allem, ja allein der geschworene Feind der Wissenschaft: gegen sie ist der große Kampf auszukämpfen. In der „Geschichte“ dieses Kampfes wird uns die katholische Kirche in einem wahren Schauerbilde vorgeführt: sie vertritt den Grundsatz, daß „die Dummheit die Mutter der Frömmigkeit“ sei; sie sucht die Medicin zu discreditiren, weil diese der Wunderkraft der Reliquien zu nahe trete; sie erstickt die freie Forschung durch Inquisition, Index, Bartholomäusnacht; durch den alleinigen Gebrauch der lateinischen Sprache unterdrückt sie die freie literarische Thätigkeit; der Verbreitung der Buchdruckerei trat sie hindernd entgegen; sie protestirte gegen die Reinlichkeit und die Sorge für den Körper, ja selbst das Kehren der Straßen wollte sie nicht erlauben u. s. w. u. s. w.

Aber verdient ein Conglomerat solcher Absurditäten überhaupt eine Widerlegung? P. Mir schrieb sein Buch für seine spanischen Landsleute, bei denen das Draper'sche Werk, in mehreren Übersetzungen verbreitet, trotz der Plumpheit der Angriffe einige Verwirrung angerichtet hatte. Dieser Verwirrung entgegenzutreten, war die Absicht, welche ihn bei Abfassung seiner Schrift leitete. Zu diesem Zwecke war es nicht vonnöthen, den willkürlichen Behauptungen und Geschichtslügen Drapers Schritt für Schritt zu folgen; es wäre nur Zeit- und Kraftvergeudung gewesen. P. Mir greift die Sache tiefer und wirksamer an; er stellt sich die positive Aufgabe, die Übereinstimmung und das einheitliche Zusammengehen von Wissenschaft und Glauben möglichst allseitig zu erweisen, um erst dann an diese Darstellung eine durchschlagende Beantwortung der Haupteinwände anzuschließen. Der Lösung dieser Aufgabe hat er sich mit einer solchen Meisterschaft unterzogen, daß sein Werk, schon bevor die vorliegende französische Übersetzung erschien, auch in anderen Ländern gerechtes Aufsehen erregte und mit ungetheiltem Beifall begrüßt wurde. So sagt ein competenter Kritiker in der Revue des questions scientifiques (Juillet 1881): „Cette réfutation est écrite de main de maître, et elle sera encore utile, quand la libre pensée sera parvenue à composer un ouvrage plus sérieux que celui de M. Draper.“ In der That bekundet P. Mir in seiner Schrift neben einer gründlichen Kenntniß der kirchlichen, speciell scholastischen Wissenschaft eine seltene Vertrautheit mit dem Stande der modernen Wissenschaften; dazu kommt, daß er es verstanden hat,

seinen klar und scharf durchdachten Darlegungen jene Durchsichtigkeit zu verleihen, welche dem Leser einen vollen Einblick in den jeweiligen Gegenstand der Untersuchungen ermöglicht und erleichtert.

Uns muß es hier genügen, die Hauptetappen anzudeuten, über die der Gang der Untersuchungen sich seinem Ziele zubewegt. Zuerst werden Wissenschaft und Glaube, beide für sich allein, einer sorgfältigen Analyse unterworfen, um auf solche Weise Natur, Zweck und Ausdehnung beider im Einzelnen zu fixiren. Während Draper in seinem ganzen Werke auch nicht einmal eine Definition dieser Begriffe beibringt, auf die hier doch Alles ankommt, um die sich Alles dreht, geht P. Mir den einzelnen Elementen derselben nach, setzt ein jedes in das gehörige Licht und erforscht mit wissenschaftlicher Strenge die Berührungspunkte der beiden Begriffe und der Gebiete, über die sich ihr Reich ausdehnt. Darauf folgt eine lichtvolle Erörterung des gegenseitigen Einflusses, den Wissenschaft und Glaube auf einander ausüben. Es wird dargethan, daß und in welcher Weise Vernunft und Glaube nach der Absicht Gottes einander Hilfe leisten sollen. Es ergibt sich, daß die Vernunft, weit entfernt, durch den Glauben in ihren Rechten beeinträchtigt zu werden, demselben unendlich viel zu verdanken hat, indem der Glaube die Vernunft erhebt, stärkt und vervollkommnet. Selbst die Geheimnisse des Christenthums, obwohl in sich dunkel und undurchdringlich, verbreiten dennoch Licht über die schwierigsten und wichtigsten Probleme, an denen der menschliche Geist zu allen Zeiten seine Kräfte gemessen. Im Anschluß an diese Darlegungen werden dann die tiefsten Gründe aufgezeigt, aus denen die volle Harmonie zwischen Wissenschaft und Glauben mit Nothwendigkeit erwächst. Den höchsten Einigungspunkt finden sie in dem übernatürlichen Ziele des Menschen, auf welches in der gegenwärtigen Ordnung der göttlichen Vorsehung alle Kreise des creatürlichen Seins hingeordnet sind. Woher aber rühren die scheinbaren Conflicte zwischen Wissenschaft und Glauben? Und woher stammen die Irrthümer, aus denen jene scheinbaren Gegensätze hervorgehen? P. Mir geht ausführlich auf die Beantwortung dieser Frage ein, um nachzuweisen, daß aller Irrthum seine nähere oder entferntere Ursache im menschlichen Begehrungsvermögen, im Willen habe. Als nähere Ursachen des Irrthums werden vorzüglich drei angeführt: die Selbstüberhebung des menschlichen Geistes, die Exclusivität beim Betreiben einer Wissenschaft, und die damit zusammenhängende Unwissenheit auf anderen Gebieten, vorzüglich dem der Religion. Sehr gerecht sind die Klagen des P. Mir, daß unverzeihlicher Weise heute, wo man an die Vertreter der weltlichen Wissenschaften so hohe Anforderungen stellt, dennoch in Sachen der Religion ein Jeder glaubt mitsprechen zu dürfen, auch wenn ihm dazu die nothwendigsten Vorkenntnisse mangeln. Man sollte diejenigen, welche im Namen der Wissenschaft gegen Religion und Christenthum am lautesten declamiren, auch nur einmal in den Katechismuswahrheiten examiniren, welch ein Abgrund der Unwissenheit würde sich da bei gar Manchem aufthun! Blasphemant quod ignorant. Draper ist dafür ein trauriges Beispiel. Darum könnte es fast scheinen, als würde dem Mann zu viel Ehre angethan, wenn P. Mir im weiteren Verlaufe seiner Schrift die

hauptsächlichsten Einwände gegen den christlichen Glauben aus dem von blindem Glaubenshaß eingegebenen Machwerke seines Gegners aushebt und dieselben in drei Gruppen als philosophische, naturwissenschaftliche und geschichtliche Irrthümer widerlegt. Es folgt noch, gleichsam als Autoritätsbeweis, eine Zusammenstellung von Aussprüchen berühmter Gelehrter aus verschiedenen Zeiten, welche die Harmonie zwischen Wissenschaft und Glauben in beredter Weise zum Ausdruck bringen. Den Schluß bildet ein kurzer, in gehobener Sprache geschriebener Hinweis auf die Erhabenheit und siegreiche Kraft der Lehre Christi, an der stets alle Angriffe der christusfeindlichen Wissenschaft wirkungslos abprallen.

Aug. Langhorst S. J.

Nero. Drama von **Hans Herrig.** 8°. 130 S. Berlin, F. Luckhardt, 1883. Preis: *M.* 2.

Als Erztyrann und „Antichrist", Muttermörder und kaiserlicher Petroleur, Komödiant auf dem Throne und wollüstiger Blutmensch hat der Cäsar Nero schon so viele Dramatiker beschäftigt, daß das Thema nicht eben mehr neu ist. Katholische Dichter haben es im Allgemeinen vorgezogen, dieses Schauerbild höchstens als dunkeln Hintergrund für eine ansprechende Handlung zu benützen, so Vondel in seinem „Peter und Paul", Molitor in seiner „Freigelassenen Nero's". Da es feststeht, daß schon die ersten christlichen Glaubensboten in die nächste Nähe des tyrannischen Herrschers vorgedrungen, daß die beiden Apostelfürsten seinem Blutdurst zum Opfer gefallen sind, und daß also der innere Sturz des Römerreichs mit der Gründung der neuen christlichen Weltordnung zusammenfällt, so wird diese andere Seite der Neronianischen Zeit für den christlichen Dichter immer etwas Anziehendes behalten. Unzertrennlich verbunden mit dem tragischen Untergang Roms und seines Cäsarismus, zieht mit dem Kreuzestode Christi und mit dem Kreuzestode seines Schülers Petrus eine weit erhabenere Tragik in die Welt ein, von welcher Aristoteles und Sophokles nichts wußten, und welche sich deßhalb auch nicht nach altclassischen Schablonen beurtheilen läßt.

Was Herrigs Drama für uns bemerkenswerth macht, ist eine Annäherung an die christliche, d. h. katholische Auffassung der Geschichte — und zwar eine Annäherung, die nicht aus zufälliger Laune, sondern aus ernsten Reflexionen über die heutigen Literatur- und Bühnenzustände herrührt, ja aus einem grundsätzlichen Bemühen, diese Zustände zu bessern. Durch mehrere Werke: „Alexander der Große" (1872), „Kaiser Friedrich der Rothbart" (1873), „Jerusalem" (1874), „Der Kurprinz" (1876), „Drei Operndichtungen" (1881) und „Konradin" (1881) hat sich Hans Herrig als einen Dramatiker erwiesen, der hohe poetische Anlagen mit gründlicher technischer Bühnenkenntniß verbindet. Er hat sich aber nicht entschließen können, seine Anlagen und Kenntnisse der heute vorherrschenden realistischen und materialistischen Bühnenrichtung zu unterwerfen, sondern gleich bei seinem ersten Stücke muthig dawider rebellirt. „Die Poesie," so sagt er im Vorwort zu demselben, „ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen, vielmehr soll das Theater die Poesie sich

aneignen, sich zu ihr erheben." Die farbenschillernde Zeit-, Cultur- und Stimmungsmalerei, an welche die moderne Dramatik den reichsten Aufwand von Costüm und Maschinerie verschwendet, die glänzende Schaustellung, in welcher der dichterische Geist sich den oberflächlichsten Zwecken der Unterhaltung dienstbar machen muß, genügen ihm nicht. Er verlangt Ideen — Charaktere, die Ideen repräsentiren, eine dramatische Handlung, die aus den Tiefen des Geisteslebens hervorgeht; er verlangt einen ideellen, sittlichen Gehalt, eine tiefere geistige Einwirkung der Bühne. „Soll das Theater aber," so bemerkt er im Vorwort zu seinem neuesten Stück, „solche Wirkung ausüben, so muß das Drama vor allen Dingen nach geistigem Inhalt streben, die Erzeugnisse des Dichters mehr auf Nahrungsfülle als auf leichte Verdaulichkeit ausgehen. Aus unserm Theater ist der denkende Mann eigentlich ganz verschwunden; man findet ihn höchstens, wenn er an den Classikern seine Jugenderinnerungen auffrischen will. Im Übrigen geht er nur noch zur ‚Erholung' in's Theater. Schließlich kommt ihm bei solchen Anschauungen und solchem ‚politischen Ernste' dann wohl das Denken ganz abhanden und er läßt sich den Bedarf seines Gehirnes von den Zeitungen besorgen." Diese Klagen sind nur allzu wohl begründet, und Herrigs Streben, die dramatische Kunst wieder zu ihrer ideellen Würde und Weihe zurückzuführen, verdient deßhalb die angelegentlichste Beachtung. Daß die Bühne bis dahin seine durchaus bühnenfähigen Stücke zurückgewiesen, bestätigt nur die Richtigkeit seiner Klage; und daß er trotz des ungünstigen Erfolges sich in seinem Streben nicht beirren ließ, gereicht seinem Charakter zur Ehre.

Für uns Katholiken sind sowohl Herrigs Bemerkungen über die deutsche Bühne als das Schicksal seiner Dichtungen nicht ohne Interesse. Schon am Vorabend des Culturkampfs machte F. Vischer[1] das Geständniß, daß der „große Krieg" gegen Frankreich eigentlich weder im Lied noch in den andern Künsten „befriedigende Vertretung" gefunden habe. Der jetzige Cardinal Hergenröther knüpfte damals an jenes Geständniß folgende Betrachtung[2]: „Wenn man das Heilige in den Staub zieht, an fratzenhaften Darstellungen sich ergötzt, den Polizeistock überall wieder hervorsucht, Tausende mit Wehmuth und Schmerz erfüllt, und die kirchliche Rebellion und Anarchie begünstigt, da schafft man wahrlich nicht den Boden, auf dem großartige Kunstschöpfungen erwachsen könnten; weit mehr als ein politischer, hindert sie ein religiöser Krieg, und das um so mehr, je weniger für denselben eine Nothwendigkeit vorliegt, je tiefer und nachhaltiger er die Gemüther ergreift." Jetzt, nachdem Deutschland zehn Jahre lang „Cultur" gekämpft und „Cultur" gepaukt, versichert uns ein durchaus unabhängiger, protestantischer Dramatiker aus Berlin: „Aus unserem Theater ist der denkende Mann eigentlich ganz verschwunden", das heißt aus dem Theater, das nach liberaler Idee als geistige Bildungsschule die Kirche ersetzen sollte, ist alles Ideale, aller tiefere,

[1] Der Krieg und die Künste. Vortrag von F. Vischer. Stuttgart 1872.
[2] Katholische Kirche und christlicher Staat. Freiburg, Herder, 1872. S. 1030.

geistige Gehalt entflohen — und das nennt man „Cultur"! Gewiß sehr interessant!

Nicht weniger bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie Herrig im Vorwort seines neuesten Stückes sowohl die Wahl als die Auffassung des gegebenen Stoffes motivirt. Es ist ihm durchaus nicht darum zu thun, ein coloristisches Prunkgemälde aus der römischen Kaiserzeit zu entwerfen. Was ihn interessirte, war die Idee, welche sich in Nero verkörpert, und der Gegensatz, in welchem dieselbe zur christlichen Weltauffassung steht, die „Gegenüberstellung des heidnischen Menschen, der in seiner menschlichen Allmacht sich für einen Gott erachtet, mit dem christlichen Gotte, der aus Demuth und Liebe ein niederer Mensch wird". Die dramatische Handlung gründet darauf, daß sich der grauenhafte Wahnsinn des Cäsar aus scheinbar harmlosen Anfängen entwickelt; das Tragische derselben aber liegt im Gegensatz zwischen der ästhetischen Traumwelt Nero's und der wirklichen, in der er lebt und handelt. „Wenn nun aber irgend etwas allgemein menschlich verständlich ist," fügt Herrig bei, „zumal in unserer Zeit, so dürfte es die hier zu Tage tretende ästhetische Verlogenheit sein. Durch sie wird ‚Nero' gewissermaßen die Tragödie der Cultur selber. Denn an solcher Verlogenheit ist die Cultur immer noch zu Grunde gegangen: sie geberdet sich ideal, während sie doch in Wahrheit schon durchaus materiell geworden ist. Der Vortheil aber, welchen die Stoffe der alten Geschichte darbieten, besteht darin, daß wir hier nicht nur den Verfall, sondern auch zugleich die Erlösung vor uns haben, während die ‚Fragen', welche uns selber unmittelbar bewegen, doch eben noch keine Lösung finden können, so daß der Dichter entweder darüber hinwegtäuschen oder an einem bodenlosen Pessimismus zu Grunde gehen muß. Was aber noch besser: jene Erlösung, welche der verfallenden alten Welt ward, haben wir nicht nur vor uns, sondern können sie am Christenthum selber haben."

Wenn Herrig von „unschuldigen und liebenswürdigen Anfängen" Nero's spricht, so wird das vielleicht einer oder der andere Leser befremdlich finden. Das Stück eröffnet mit der Heimkehr einer Schaar römischer Bummler von einer durchschwärmten Nacht. Der Schauspieler Phaon, der liederliche Ritter Tigellinus, die Tänzerin Iridion, der Dichter Lucan und anderes Cultur-Gesindel sind des künftigen Herrschers Jugendgenossen. Vor seinem philosophischen Hofmeister Seneca verabschiedet der junge Held der „Cultur" seine erste Geliebte, die Tänzerin Acte. Während Nero dann mit Seneca philosophirt, tritt schon in der vierten Scene ein „Greis" auf, der Seneca's freigelassenen Sklaven Linus im Christenthum unterrichtet. In höchst anziehendem peripatetischem Doppeldialog läßt der Dichter neben der unfruchtbaren stoischen Weltanschauung die praktische Weisheit des Christenthums über die Bühne schreiten. Der „Greis" lehrt:

„Gott aber mochte Gott nicht vor uns sein,
Und ward wie wir: ward Mensch und litt mit uns.
Allein durch Demuth ward die Welt erlöst,
In der sich Gottes Fülle offenbart,
Und in der Liebe, welche sich dahingibt."

Seneca lehrt:

„Das Ganze zwingt dich doch. So geh' mit ihm,
Dann gehst du sicher. Gleichsam mit dem All
Und mit den Sternen, die am Himmel zieh'n."

Nero schließt aus Seneca's Fatalismus:

„So weit nur, mein' ich, fühlt sich Jeder göttlich,
Wie er das Ganze selbst zum Dienst sich zwingt,
So diesem Ganzen das, was Gott der Welt."

Die verstoßene Acte, die der Predigt des Greises zugehorcht, ruft diesen um Rettung an:

„Mühselig und beladen bin auch ich,
Befleckt ist das Gewand, in dem ich schreite.
Kannst du es reinigen, wie zuvor es war,
Kannst du mich wirklich an der starken Hand
Aus diesem dunkeln Thal des Jammers führen,
Daß ich die lichte Freude schauen darf?
Laß mich dir sagen, was ich duldete."

Nero verliebt sich nun kraft „göttlichen Rechtes" in die verheirathete Römerin Poppäa. Agrippina bringt selbst die Nachricht vom Tode des Claudius, drängt dem neuen Cäsar die ersten Todesurtheile ab und macht ihn so zum Tyrannen. Nach einer zweiten leidenschaftlichen Begegnung mit Poppäa wählt Nero sie zur Frau und schreibt ihrem Gatten das Todesurtheil. Dann folgt die feierliche Huldigung der Senatoren und des Volkes an den neuen Herrscher.

Die weitere Verwicklung ist mit dem glühenden Hasse gegeben, mit dem sich Agrippina, die Mutter, und Poppäa, die erwählte Braut, gegenüberstehen. Beide wollen Nero und mit ihm die Welt beherrschen. Der Zwist steigert sich im zweiten Act bis zur offenen Todesdrohung seitens Agrippina's gegen den eigenen Sohn, bis zum Plan des Muttermordes seitens Nero's. Dieser reißt sich zugleich von Seneca's Philosophie los und langt beim tiefsten Pessimismus an:

„Mein Freund, es macht das Sein sich schon von selbst.
Ich sage dir, wir Alle sind nur Spieler.
Wie Einer gleißend auch sich stellen mag —
Das hab' ich schon gelernt in meinen Jahren —,
Im Innern ist vom Glanze nichts zu schau'n;
Nicht einen Winkel seines Wesens gibt's,
Wo du auf Schmutz nicht träfest und auf Ekel,
Auf Geldgier, Rachsucht, Buhlerei und Neid.
O hätte doch die Menschheit nur e i n Haupt,
Daß man mit e i n e m Schlag sie köpfen könnte!"

In schneidender Satire verhöhnt der epikuräische Culturmensch Phaon den stoischen Philosophen. Nero klatscht dazu, erhebt die liederlichen Freunde seiner früheren Jahre zu den höchsten Ämtern, behandelt Alles als Komödie und schöpft bei seinem Dichten an der „Zerstörung Troja's" den Wunsch, Rom

brennen zu sehen. Der dritte Act entwickelt das erste Attentat Nero's auf Agrippina. Es mißlingt. In Nero's Kampf zwischen Egoismus und Resten von Kindesliebe macht Seneca's Philosophie völlig Bankerott. Tigellin ermordet die Kaiserin. Rom brennt. Erst im vierten Act gelangt das Gegenbild christlicher Cultur wieder auf die Bühne, aber in ergreifendster, echt poetischer Weise. Seneca, der auf sein Landhaus zieht, um sich dort durch Selbstmord zu befreien, trifft unterwegs mit dem Greis zusammen, der, obwohl in Rom schon das Volk die Christen zum Tode verlangt, dorthin zieht, um für Christus zu sterben. Auf Linus' Frage, weßhalb er dem sicheren Tode entgegengehen wolle, gibt „der Greis" die folgende Erklärung:

„So höre denn. Ich ging, wie ich dir sagte,
Durch's Dunkel hin. Mein Auge glitt am Boden,
Da plötzlich schien's mir durch die stille Nacht,
Als käm' ein zweiter Schritt entgegen mir.
Und als ich endlich furchtsam aufwärts blickte —
O, meine Augen, was habt ihr geschaut!
Laß mich den heiligen Namen dir nicht nennen
Des Mannes, der die Dornenkrone trug.
In bangem Schauern sank ich in die Kniee —
Er aber zog langsamen Schritts daher,
Des Spottes Purpurmantel um die Schultern,
Das Antlitz überströmt von rothem Blut,
An Händ' und Füßen die Wundmale tragend.
Und wie ich flehend seinen Namen rufe,
Will er das Haupt doch nimmer zu mir kehren,
Doch vor sich hin spricht er ein leises Wort,
Das klang mir furchtbar klagend an mein Ohr:
‚Zum zweiten Male wollen sie mich kreuz'gen!'
Hinstürzend griff ich in die leere Spur,
Denn schon entschwunden, ach! war die Gestalt,
Nach Rom entschwebend, und ich folgt' ihr nach,
Daß ich ihn nicht zum zweiten Mal verläugne."

Seneca mahnt ihn ab, nach Rom zu gehen; der Greis sucht ihn vom Selbstmord abzuhalten. Seneca erwiedert:

„Du stirbst für ein Phantom, für eine Narrheit,
Ich der Vernunft mich fügend."

Darauf der Greis:

„Ein Phantom?
Wie? — jene Welt, die sich in Schmerzen windet,
Und die Millionen Wesen all bedrückt
Vom Joche dieser wilden, harten Zeit —
Wie? jenes Rom, das dort in Flammen steht,
Lebend'gen Leibs auf einem Scheiterhaufen —
Wie? jene Irrenden auf seinen Trümmern,
Das Alles, Alles wär' nur ein Phantom?
Das aber ist die Welt, die dich anekelt,

Die arme, kranke Welt, vor der du fliehst,
Selbstsüchtig dich in Einsamkeit zu bergen,
Den Tod selbst deiner Selbstsucht dienstbar machend.
Wenn, bald erkaltend, hier dein Blut verrinnt,
Wie möchte dein Tod wohl dem meinen gleichen?
Ein tiefes Mitleid überfällt mein Herz,
Die Liebe reißt mich mitten dort hinein,
Die Liebe, die für uns am Kreuze starb,
Und zeugen will ich denen, welche leiden,
Daß es noch Hoffnung und noch Liebe gibt;
So strömt mein Blut hin, ein lebendiger Quell
Des seligen Glaubens, der sie trösten soll.
Leb' wohl, mein Linus, harr' getreulich aus,
Und kommt für dich einst jene große Stunde,
Gib auch das Zeugniß, das Gott von dir fordert!"

Eine Scenenverwandlung versetzt unmittelbar in das brennende Rom, auf den Thurm des Mäcenas. An der Seite Poppäa's declamirt der wollüstige Tyrann sein Gedicht auf Troja's Zerstörung — er selbst Paris, sie Helena. Mit dem Brande der Stadt wächst die Gluth seines genußsüchtigen Wahnsinns. Doch der Brand greift weiter um sich, als man wünschte. Das Volk tobt. Es verlangt den Cäsar. Nero gibt ihrer Wuth die Christen preis, und dieß gibt nun Gelegenheit, den Martyrtod des mystischen Greises mit Nero unmittelbar in Verbindung zu bringen. Es ist die herrlichste unter den vielen tiefgedachten, tiefempfundenen und echt dramatisch angelegten Scenen der Dichtung. Mitten auf dem Höhepunkt seines Cäsaren- und Dichterwahnsinns tritt an Nero die Botschaft Christi heran. Er versteht sie nicht. In seiner Frivolität ist er nahe daran, den „Greis" zu begnadigen. Aber es beleidigt ihn, daß dieser ihm nicht als Gott huldigen will. Begeistert verlangt der Greis, Christus gleich zu werden:

„Nun soll der Tag, den ich ersehnt, erscheinen,
Ganz werden soll ich, Herr, nun von den Deinen:
Wie du am Kreuz hängst, duldend ausgespannt,
Von namenlosen Schmerzen übermannt,
So trägst du in unendlicher Geduld
Der Menschheit Leid und schwere Sündenschuld.
Aus deinen Augen, die sich brechend schließen,
Seh' ich den Strom der ewigen Liebe fließen,
Und eine Gluth entzündet meinen Sinn,
Die reißt unwiderstehlich mich dahin.
Am Kreuze hängt das Göttliche auf Erden:
Erhöht zu dir, mein Heiland, möcht' ich werden!"

Nero verurtheilt ihn zum Kreuze und spottet über den „Wunderbaum", den die Soldaten gleich zurechtzimmern. Der „Greis" jubelt über die Erfüllung seiner Sehnsucht:

„Hoch über Allem seh' ich's leuchtend schweben,
Und tief im Dunkel diese große Welt.

Der Schmerz entweicht, nur Prüfung ist das Leben,
Das Scheingewand des Irdischen zerfällt;
Aus Nacht soll sich das Morgenroth erheben,
Der stille Dulder ist der wahre Held.
Ein Sonnenherz strahlt durch die off'ne Wunde
Und Feuerflammen geh'n aus seinem Munde.
Der niedrig war und stumm sich mußte neigen,
Ihm singen Engel jauchzend ihren Gruß:
Sein Haupt umglänzt der Sterne lichter Reigen,
Ein Schemel ist die Erde seinem Fuß —
Das grenzenlose Jenseits ist sein eigen,
Dem selbst der Abgrund murrend huldigen muß.
Anbetend sterb' ich, Herr, in Geist und Wahrheit,
Führ' mich empor in's Haus der ewigen Klarheit!"

Über der Vorbereitung zur Kreuzigung fällt der Vorhang. Die Katastrophe ist durch die Unzufriedenheit des Volkes über den Brand Roms, wie durch anderweitigen Widerspruch vorbereitet, den Nero's Tyrannei hervorgerufen. Schlag auf Schlag bricht sie im fünften Act herein. Poppäa stirbt in den Wochen jäh dahin. Die Legionen empören sich. Nero flüchtet vor Galba's Soldaten. Er ersticht sich selbst auf der Flucht, nachdem er noch einmal die wollüstigen Träume seines Tyrannenlebens heraufbeschworen, und die in ihm verkörperte Cultur erstirbt in dem wahnsinnigen Rufe:

„Welch ein Künstler stirbt in mir!"

Acte und Linus treffen die Leiche, die Phaon schnöde verläßt, unmittelbar nach dem Selbstmord, und während Galba's Soldaten heranmarschiren, spricht Linus tröstend:

„Der Erde Schicksal wandelt seinen Lauf,
Und eine Herrschaft löst die and're ab.
Wer weiß, wohin uns dieß Getriebe führt?
Uns laß in Stille reiner Hoffnung leben;
Nur ein Gebet bleibt uns bei alledem:
Führ' uns nicht in Versuchung, sondern löse
Vom Übel uns. Denn dein nur ist das Reich!"

Aus diesen Proben und Andeutungen ist genugsam ersichtlich, daß Herrig die Aufgabe, die er sich stellt, in hohem Grade gelöst hat. Mit Vernachlässigung antiquarischer Kleinmalerei geht er geradenwegs auf die großen Ideen los, die der Stoff bietet, disponirt ihre ergreifenden Contraste zu einer aus den Charakteren selbst resultirenden Handlung und verkörpert sie in sehr lebendigen Scenen. Der Dialog ist oft epigrammatisch kurz, inhaltschwer und treffend. Auch die längeren Passagen sind frei von gesuchter Rhetorik, wachsen aus der Handlung heraus und ermüden nicht. Versbau und Sprache ist hier und da etwas vernachlässigt, doch nicht selten zu Gunsten des Gedankens, der dem Dichter stets die Hauptsache bleibt. Das Stück ist ein tiefdurchdachtes Spiegelbild der entarteten altrömischen „Cultur" mit all ihren geistigen Hauptströmungen, ihrer bis zum Wahnsinn überreizten Genußsucht, ihrem stoischen,

unfruchtbaren Philosophenhochmuth, ihrem epikuräischen Künstler- und Komödiantenthum, ihrem verzweifelten Pessimismus, ihrer Anbetung der brutalen Gewalt, ihrer Weiberherrschaft und Weichlichkeit, ihrer Ohnmacht und Verkommenheit, ihrer vollständigen Unfähigkeit, sich aus sich selbst heraus zu regeneriren. Es erinnert nicht selten an die bitteren Parallelen, welche Bruno Bauer zwischen dem Verfall jener Zeit und den heutigen Culturzuständen gezogen hat.

Doch Herrig versinkt nicht in den bitteren Unmuth des sarkastischen Philosophen; er glaubt an die erlösende Gewalt des Kreuzes und stellt sie in den erwähnten Scenen und Personen dem schaurigen Bilde römischen Sittenverfalls gegenüber. Die Grunddogmen des Christenthums, Menschwerdung und Erlösung, treten mit hinreißendem, echt poetischem Schwung in die Handlung hinein, die Gründung einer sichtbaren Kirche ist wenigstens geheimnißvoll im Abschiedswort des Greises angedeutet. Kann ich auch das Stück nicht rückhaltslos Jedermann anempfehlen, da zartere und ängstliche Gemüther sich an einzelnen Zügen des dunkeln Culturbildes stoßen könnten, so darf ich es doch unbedenklich als eine sehr erfreuliche Erscheinung willkommen heißen. Es ist ein tiefempfundenes Sursum corda! aus dem seichten Realismus der modernen Welt heraus zum Idealen, aus der Corruption des modernen Heidenthums empor zu den christlichen Ideen.

Wenn Herrig im Vorwort sagt, daß „die ‚Fragen', welche uns selber unmittelbar bewegen, doch eben noch keine Lösung finden können, so daß der Dichter darüber hinwegtäuschen oder an einem bodenlosen Pessimismus zu Grunde gehen muß", so scheint mir dieß allerdings noch auf etwelche Unklarheit hinzuweisen. Wozu Pessimismus? Wozu ein Hinwegtäuschen? Das ist ebenso wenig nothwendig, als erlaubt. Auch für die Fragen, welche uns unmittelbar bewegen, ist die Lösung längst gegeben. Herrig sagt es selbst: „Jene Erlösung, welche der verfallenden alten Welt ward, haben wir nicht nur vor uns, sondern können sie am Christenthum selber haben."

Wenn wir sie haben können, weßhalb greifen wir nicht mit beiden Händen darnach? Weßhalb schauen wir nach Rettung zu den deutschen Classikern und Philosophen auf, die, am Judenthum, Heidenthum und Christenthum herumzweifelnd, uns erst in entlegener Zukunft das richtige Christenthum versprechen?

A. B.

Die Lauretanische Litanei. Sonette von **Alexander Baumgartner** S. J. 12°. 68 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1; eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 2.

Gerade am Vorabende des schönen Muttergottes-Monates bringt uns P. Baumgartner einen frischen, duftigen Strauß tiefempfundener und formgewandter Dichtungen, welche ganz geeignet sind, die Verehrung zur glorreichen Königin des Himmels und der Erde in jedem katholischen Herzen neu zu beleben und das süße Feuer reiner Kindesliebe zur Mutter Gottes und unserer Mutter zu entflammen. Der Geist wahrer Poesie weht in diesen

Sonetten; das sind keine jener kalten, hochtrabenden Reimereien und Sprachkünsteleien, da ist nichts von jenem geistes- und herzensarmen Klingklang, wie er nur zu oft gerade in dieser schwierigen Gedichtform geboten wird. Tiefes Verständniß des katholischen Dogmas hat sich hier mit der Gluth reiner Liebe verbunden, und eine oft hinreißende Begeisterung, welche die Fesseln der streng-gemessenen Form wie leichte Rosengewinde spielend trägt, hebt die Seele des Lesers mit sich empor zur Mutter Gottes und zu ihrem göttlichen Sohne.

Der Stoff ist den Titeln der Lauretanischen Litanei entnommen; jeder einzelne dieser Edelsteine, mit denen die katholische Kirche die Krone der Himmelskönigin schmückt, wird in einem Sonett geboten, und es ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, die großartigen Gedanken und die Fülle der Poesie zum Ausdrucke zu bringen, welche in diesem ebenso einfachen als erhabenen Gebete enthalten sind. Mit dem „Kyrie eleison" anhebend, zieht er betend im Gefolge einer Pilgerschaar zur Gnadenkapelle, wohl nach dem Heiligthume von Maria-Einsiedeln, in dessen Schatten der Sänger einen Theil seiner Studienjahre unter P. Gall Morels Leitung zugebracht hat. Daraufhin scheinen wenigstens die Zeilen zu deuten, welche wohl auf die wunderbare Engelweihe jenes Gnadenortes zu beziehen sind:

„Erbarmen, Herr! Du hast den Platz erkoren,
Das Haus gebaut und wundersam geweiht
Und tausend Herzen darin neu geboren."

Das „Christe eleison" wendet sich vertrauensvoll an den Erlöser, der „als trautes Kind im Mutterarm, am treuen Mutterherzen" mit dem Erdball spielt:

„Ach ja, da muß des Stolzes Eis zerrinnen,
Der sich zum eig'nen kalten Abgott macht.
Du, liebes Kind, mußt jedes Herz gewinnen!"

Nachdem so die ersten Rufe um Erbarmen, Demuth und Vertrauen, die Grundlage jedes guten Gebetes, mit dem Betenden erweckt und die Erlösungsbedürftigkeit des Einzelnen wie der ganzen Menschheit in großen Zügen geschildert sind, treten wir mit Christus, unserem Mittler, vor die anbetungswürdige Dreifaltigkeit, und die vier Sonette, welche um Erbarmen zu den göttlichen Personen und dem dreieinen Gotte flehen, zählen wohl zu den besten des herrlichen Kranzes. Wir lassen als Probe das letzte dieser Gruppe folgen.

Heilige Dreifaltigkeit, ein einiger Gott, erbarme dich unser!

Hoch über Erd' und Himmel strebt mein Blick
Zum Sehnsuchtsziel, zum Schooße des Dreieinen.
Wie? Einer? Drei? Mein Aug' ergründet keinen,
Es faßt nur des Geschaff'nen Mosaik.

Sein und Erkennen, hohen Wollens Glück,
Licht, Bild und Beider sel'ges Widerscheinen;
Gedanke, Wort und That — ein jeglich Meinen,
Ein jedes Gleichniß bebt verwirrt zurück.

Ich weiß nur, daß du bist, erhab'ne Dreiheit,
  Mein Herr und Gott! Du schenktest mir das Sein,
Des Geistes Diadem, das Schwert der Freiheit.

Und Christus ward zum Bruder mir gegeben,
  Und seine liebe Mutter nenn' ich mein,
Darf wie ein Kind mein Auge zu ihr heben.

Dieser Mutter wendet sich jetzt mit dem Rufe um Fürbitte, dem Gange des Gebetes folgend, der Dichter zu. Jeder einzelne Gruß der Litanei zeigt uns Maria's Würde, Erhabenheit, Lieblichkeit, Anmuth, Tugend, Erbarmen, Macht, Güte, ihre Gnadenfülle und ihre Himmelskrone in einem neuen Lichte. Es ist P. Baumgartner vollkommen gelungen, ermüdende Wiederholungen zu vermeiden. Bald tritt mehr tiefe Empfindung, bald mehr die Schönheit des Bildes, die Erhabenheit des Gedankens in den Vordergrund; so wird nach der Individualität des Lesers der Eine diesem Titel, der Andere jenem die Palme zusprechen; mir haben besonders gefallen die Sonette 11. 12. 13. 14. 20. 21. 25. 27. 28. 33. 34. 35. 40. 49. 54. 58. Nur bei den Titeln „Thurm Davids" und „Elfenbeinerner Thurm" scheint uns die Ausführung dem eigentlichen Sinne nicht ganz zu entsprechen; doch hat auch die gegebene Auffassung ihre Berechtigung. Als Probe des erhabenen Schwunges und der tiefen Empfindung mögen die folgenden zwei Sonette dienen:

Mutter des Schöpfers, bitte für uns!

Durch's Firmament flog er wie Sturmgebraus,
  Der Herr, um seine Schönheit zu entfalten
  In tausend Formen, wechselnden Gestalten,
In Licht und Lieblichkeit, in Nacht und Graus.

Doch keine Schöpfung schöpft die Fülle aus.
  Nur Er setzt Ziel den bildenden Gewalten
  Und zieht erfreut, um Sabbath nun zu halten,
In seiner Schöpfung schönstes Tempelhaus.

Du bist's, du Reinste, überströmt mit Gaben,
  Des Weltalls Zier, so grenzenlos erhoben,
Daß dich dein Schöpfer kann als Mutter loben.

Kann denn der Schöpfer eine Mutter haben?
  Und wenn er kann, was kann sie nicht erflehen?
Fleht sie für uns, wer kann uns widerstehen?

Gütige Jungfrau, bitte für uns!

O, so wie dein's hab' ich kein Herz gefunden! — —
  Ich floh von dir, du Lieb= und Schmerzensreiche,
  Vergaß dein Leiden, deines Sohnes Leiche,
Zog mit dem Weltschwarm toll und ungebunden — —

Und du, du harrtest still die langen Stunden!
  Dich trafen meiner Sünden Hammerstreiche —
  Und du, du flehtest, daß mich Gott erweiche,
In deinem Leiden heile meine Wunden!

Und als ich kam — sprach Liebe nur und Milde
Aus deinem Mund, du zähltest zu den Deinen
Den Sünder, der nicht werth, dich anzuschauen,

Beschützest ihn mit deinem Schirm und Schilde,
Gabst Zeit ihm kaum, die Untreu' zu beweinen,
Verlangtest Freude nur, Lieb' und Vertrauen!

So reiht der Dichter Gruß an Gruß, bis er die Himmelskönigin mit dem letzten Gruße der makellos Empfangenen begrüßt. Doch sie, die ganz Sündenfreie, erinnert ihn an die Erbschuld, an die eigenen Sünden und an die Sünden der ganzen Welt. Aber an der Mutter Hand tritt er voll Vertrauen zum Lamme Gottes hin, welches wegnimmt die Sünden der Welt. Ist auch „der Gnade Goldgeschmeid verloren", „der Einklang uns'res Wesens zerstört", so ragt auf Golgatha das Kreuz mit dem Opferlamm, „und drunter steht die Mutter schmerzerfüllt", und der Sünder zagt und zittert nicht, so lange die Zeit der Gnade dauert.

„Doch wenn du wieder kommst, o welch ein Klagen!
In Trümmer dann das Weltgebäude bricht,
Die Sonne stürzt, es stirbt des Mondes Licht:
Auf Zorneswolken wird das Kreuz uns tagen.

Die ganze Menschheit wird sich dann begegnen,
Und es versiegt Maria's süße Macht,
Du selbst kannst nur verfluchen oder segnen.

Erbarmen, Herr! eh' jene Schreckensstunde
Uns ruft zum ew'gen Licht — zur ew'gen Nacht,
Ohn' dich zur Qual — mit dir zum sel'gen Bunde!"

Schön klingt der fromme Liederkranz aus in dem folgenden Schlußsonett, mit dem der Pilger das Heiligthum verläßt:

Christus, höre uns! Christus, erhöre uns!

Der Abend sinkt. Im Dämmerscheine glühen
Die Lichter und die Abendglocke schallt.
Das letzte Lied, der letzte Gruß verhallt
Und trosterfüllt die Pilger heimwärts ziehen.

Was ist all unser Sorgen, Streben, Mühen?
Ein Pilgerzug, der hin zur Heimath wallt.
Heim drängt des Herzenssehnens Allgewalt,
Heim rufen uns der Engel Melodien.

Hör' uns, o Christus! Breite deine Hände
Wie vor der Himmelfahrt am Ölberg aus
Und gib den Scheidenden des Segens Spende!

Laß sehnend unser Herz mit dir entschweben
Empor zur Heimath, auf zum Vaterhaus:
Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben!

So ist der Betende an der Hand der Mutter zu Christus gekommen, der allein die Sünden der Welt hinwegnimmt, der die Mutter vor jeder Sünde bewahrte, der uns von der Sünde reinigt, der ihr und uns allein „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist“. Denkende Protestanten können in den vorstehenden Dichtungen prüfen, ob die katholische Marienverehrung wirklich jener ungeheuerliche Götzendienst sei, zu dem ihn Unkenntniß und böser Wille immer und immer verzerren. Denjenigen gegenüber, die noch in neuester Zeit Gift und Galle gegen „die Maria“ spieen, bilden diese Sonette eine herrliche Ehrenrettung der Himmelskönigin und ihrer Verehrung. Doch das hat der Dichter ja zunächst nicht beabsichtigt; er wollte nur die Titel der Lauretanischen Litanei zu einem Kranze reihen und mit frommem Sinne auf den Weihealtar Maria's als Maigeschenk darbringen. Seine Aufgabe ist in hohem Grade gelungen: man darf diese Sonette zu den schönsten Blüthen rechnen, welche die reiche katholische Literatur der letzten Jahre hervorbrachte. Die schwierige Form ist durchweg so glücklich überwunden, daß man gestehen wird, auch hier gelte A. W. Schlegels bekanntes Wort:

„in solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
die zartesten und stolzesten der Lieder“.

Dem Inhalt des schönen Bändchens stellt sich die edle typographische Ausstattung mit ihren zierlichen Kopf- und Randleisten, ihrem gefälligen Roth- und Schwarzdruck würdig zur Seite.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Klosterfrauen Maria Victoria und Marianna Josepha (Gräfinnen von Welsersheimb). Zwei Lebensbilder aus dem beschaulichen Orden der Redemptoristinnen. Nebst Mittheilungen über die Entstehung, Verbreitung und Einrichtung dieses Ordens. Von P. M. A. Hugues C. SS. R. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. XII u. 204 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.

Die beiden Gräfinnen von Welsersheimb, Mutter und Tochter, sind glänzende Zierden des Ordens der Redemptoristinnen aus der neueren Zeit. Sie waren von Gott berufen, an der Verpflanzung des Ordens nach Österreich, sowie an seiner weiteren Verbreitung und Befestigung in wirksamer Weise theilzunehmen. Die Mutter, im Orden Schwester Marianna Josepha genannt, hatte schon in der Welt ein heiligmäßiges Leben geführt und schloß sich als Wittwe einer in Wien aufblühenden frommen Genossenschaft an, welche später dem Orden der Redemptoristinnen einverleibt wurde. Um diese Zeit (es war im Jahre 1831) gehörte auch die Tochter bereits derselben Genossenschaft an; Maria Victoria, wie sie mit ihrem Klosternamen hieß, verblieb nach dem inzwischen erfolgten Tode der Mutter noch in Wien bis zum Revo-

lutionsjahre 1848. Jetzt folgten Tage schwerer Prüfung; Maria Victoria mußte mit ihren Mitschwestern Österreich verlassen und fand endlich in Holland ein Asyl. Im Jahre 1853, als sie nach Österreich zurückkehren konnte, wurde sie die Begründerin einer neuen Ordensniederlassung in Ried, welcher sie auch elf Jahre als Oberin vorstand. Ihr Tod erfolgte 1874. Die berufene Feder des hochw. P. Hugues C. SS. R. entwirft in vorliegendem Buche ein anschauliches Bild des Lebens dieser heiligmäßigen Seelen in der Weise, daß mit der Schilderung der Tugenden und der Erzählung der äußeren Lebensschicksale der zwei Ordensschwestern auch reichhaltige Notizen über Entstehung, Einrichtung und Ausbreitung des Ordens der Redemptoristinnen verbunden werden. Nicht nur Ordenspersonen, auch fromme Weltleute werden aus dem Schriftchen mannigfache Erbauung und Belehrung schöpfen.

Liturgik für katholische Gymnasten. Von P. J. Wiedemann, Priester des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern. Mit Approbation Sr. Eminenz des Cardinal-Primas und Fürst-Erzbischofs von Gran. Gr. 8°. 130 S. Augsburg, M. Rieger, 1883. Preis: *M.* 1.

Es ist gewiß nicht gerade wünschenswerth, daß Knaben auf den Gymnasien mit allen möglichen Nebenfächern geplagt und überbürdet werden. Förmlich bedauern würden wir es, wenn wir die nicht zu reichlich bemessenen Schulstunden für Religion auf ein Nebenfach, wie die Liturgik es ist, verwendet sähen. An sich bietet freilich die Liturgik, wie sie im vorliegenden Werke behandelt wird, recht viel Anziehendes, Erhebendes und Abspannendes zugleich. Wo einmal ein eigenes Fach aus ihr gemacht werden muß, da gibt der Verfasser Lehrern und Schülern einen sehr willkommenen Leitfaden; aber auch da, wo man dazu sich nicht verstiegen hat, wird eine verständnißvolle Benützung des Werkes dem Religionslehrer manchen Anlaß geben, Material zur Erläuterung und Beweisführung in der Glaubens- und Sittenlehre zu entnehmen; dem Schüler und jedem Laien wird es auch für spätere Jahre eine angenehme Lectüre sein zur Privatbelehrung und Erbauung. Der oben angezeigte fertige erste Theil behandelt die kirchlichen Orte, d. h. diese selbst mit all ihrem Zubehör; der nachfolgende zweite Theil soll 2. die kirchlichen Handlungen und 3. die kirchlichen Zeiten und Feste erörtern. — So kommen in dem veröffentlichten ersten Theile Kirchen, kirchliche Bauten und deren Schmuck, kirchliche Gefäße und Gewänder zur Sprache, und zwar nach ihrer historischen, resp. kunsthistorischen Seite sowohl als nach ihrer symbolischen. Ein reicher Schatz von geschichtlichen und örtlichen Notizen ist in dem Buche niedergelegt. Wenn daher der Verfasser sich nur das bescheidene Verdienst vindiciren will, die reichen Schätze, die Andere gesammelt, für den Schulgebrauch zurechtgelegt zu haben, so darf das in Wirklichkeit nicht ausschließlich als der Zweck angesehen werden, für den das Buch sich eignet.

Das kirchliche Braut-Examen. Eine Convent-Arbeit, verfaßt von Karl B. Hertlein, Geistlicher Rath und Stadtpfarrer in Ottmachau. Kl. 8°. 31 S. Breslau, G. P. Aderholz, 1883. Preis: 50 *Pf.*

Eine kurze, recht brauchbare Anleitung zum Unterricht der Brautleute für ihren bevorstehenden Stand. Freilich werden einige Punkte beim praktischen Gebrauch noch einer Erweiterung seitens des Seelsorgers bedürfen, speciell das Kapitel über die Kindererziehung. Die Darstellung und Form des Büchleins zeugt von der praktischen Erfahrung und vom Seeleneifer des Verfassers.

Blüthen christlicher Naturanschauung. Aus den Schriften der Heiligen und Kirchenschriftsteller. Von C. Berthold. Zum Besten des Missionshauses in Steyl. Kl. 8°. 288 S. Steyl 1883.

Wer über das Verhältniß einer christlich verklärten Naturanschauung zu der unchristlichen Naturvergötterung unserer Tage sich unterrichten will, der möge dieses inhaltsreiche Blüthenbüchlein zur Hand nehmen. Es wird ihn gründlich darüber belehren, wie diametral beide einander gegenüberstehen. Jene führt von der Natur überall zu Gott und ist bestrebt, den Menschen zu den Engeln zu erheben; diese will durch die Natur Gott und alles Übernatürliche beseitigen, um den Menschen zum Thiere, ja noch unter dasselbe, zu erniedrigen. Von kundigem Führer wird der Leser durch alle Reiche der Natur geleitet und in zutreffender Weise darauf aufmerksam gemacht, wie heilige und durch tiefe Gelehrsamkeit verehrungswürdige Kirchenschriftsteller das Einzelne und Gesammte der Natur mit naiv-kindlicher Hingebung wahrheitsgetreu, wenn auch nur den augenfälligsten Merkmalen nach, zu erfassen und in angemessener religiöser Symbolik der Erkenntniß des Übernatürlichen dienstbar zu machen bestrebt waren. Es wird ihm an den Beispielen der Heiligen und gotterleuchteter Männer gezeigt, wie die wahre, wohlgeordnete Naturliebe eines Christen sich äußere, wie die Heiligen nicht bloß in ihrer Auffassung die Natur geistig zu verklären wußten, sondern bisweilen selbst ihre eigene Heiligkeit gewissermaßen auf die äußere Natur zu übertragen vermochten, indem sie, den Fluch der Sünde von ihr nehmend, dieselbe in paradiesischer Dienstbarkeit sich unterthänig machten. Die Kirchenschriftsteller finden so nach einer ganz neuen Richtung hin eine ebenso zeitgemäße als nützliche Verwerthung. Die Blüthen, die der Verfasser aus ihren Schriften in richtiger Wahl pflückte und geschmackvoll zum Strauße band, ergötzen, trotz des hohen Alters der meisten, durch ihre anmuthige Farbenfrische, laben und stärken aber auch Herz und Geist durch das köstliche Aroma, das an bessere Zeiten erinnert. Es wohnt ihnen endlich auch Heilkraft inne gegen die ungesunde Sentimentalität, mit der so Manche die Natur anblicken.

Goldene Worte der Centrumsredner (1877—1882). Eine Beleuchtung wichtiger Zeitfragen. Von Hubert Schumacher. (Zugleich der „Parlamentarischen Denkwürdigkeiten“ Neue Folge.) Münster, Nasse. Preis: *M.* 1.80.

Was wir früher (1878, Bd. XIV. S. 437) über die „Parlamentarischen Denkwürdigkeiten“ bemerkt, gilt in vollem Maße auch von diesen „Goldenen Worten“. Sie sind aus dem reichen Schatze der parlamentarischen Debatten mit Umsicht ausgewählt, nach praktisch bedeutsamen Momenten gruppirt und gewähren einen höchst interessanten Überblick über die großen Principienfragen, welche in den letzten sechs Jahren die Redner der Centrumsfraction beschäftigten. In den markigen, zündenden Worten echter Beredsamkeit formulirt, wie sie nur die tiefste, unerschütterlichste Überzeugung einzugeben vermag, tritt uns zugleich der innere systematische Zusammenhang jener Fragen, das gesammte Programm des Centrums lebendig vor Augen, die stramme, unerbittliche Consequenz, welche darin herrscht und an welcher die willkürlichen Opportunitätsforderungen und schiefen Winkelzüge des Gegners nothwendig scheitern mußten. Diese Consequenz und Einheit aber wurzelt unverkennbar in der inneren Einheit der katholischen Grundsätze, des katholischen Glaubens, dem schließlich der große Kampf gilt. Die polnischen und welfischen Hirngespinnste, mit denen sich Conservative wie Liberale über den eigentlichen Kern der Sache hinwegzutäuschen be-

lieben, nehmen sich im Lichte jener principiellen Einheit höchst armselig und lächerlich aus. Ein Studium dieses Buches könnte deßhalb diesen angeblichen Liebhabern des „Friedens" ebenso nützlich sein, als es die Katholiken in ihrem gemeinsamen Streben ermuthigen wird. Gute Register machen es für publicistische Benützung sehr geeignet.

Bachems Novellensammlung. I., II. und III. Bändchen.

Keine Macht der Welt wird so bald das Romanlesen ganz unterdrücken können — sittenreine und womöglich den künstlerischen Erfordernissen einigermaßen entsprechende Erzählungen dürfen daher wohl als ein minderes Übel willkommen geheißen und als solche auch empfohlen werden. Wir bringen daher auch das neueste Unternehmen der Bachem'schen Verlagshandlung mit Freuden zur Anzeige, nicht als ob wir dadurch das Romanlesen befördern möchten, sondern weil hier den Eltern, Lehrern und Vorstehern von Volksbibliotheken eine relativ gefahrlose und preiswürdige Waare geboten wird. Die drei uns vorliegenden eleganten Bändchen enthalten je eine größere und eine kleinere Erzählung. Künstlerisch am höchsten steht wohl das erste Bändchen mit der Novelle: „Nicht wie alle Andern", von Ferd. von Brackel, und dem wirklich herrlichen Dombau-Märchen: „Mitgeholfen", von El. Polko. Die Erstlingsgabe der Brackel'schen Muse ist längst bekannt und gewürdigt; uns persönlich stoßen in derselben einige zu auffallende Längen bei principiellen Erörterungen in der Conversation oder Charakteristik. Bei einem Roman geht so etwas schon eher durch, für die Novelle ist diese Reflexionsschleppe denn doch gar zu lang und schwer. Das zweite Bändchen füllt außer der wehmüthig schönen Skizze: „In der Knospe gebrochen", die größere Erzählung: „Die Sphinx", von Hans Erlenbusch. So wacker auch die Novelle im Ganzen ist, so hat uns doch jedesmal die doppelte oder gar dreifache Lauschergeschichte der Heldin sehr mißbehagt. Mag der Erzähler auch noch so bemüht sein, Alles auf Zufälle zurückzuführen — dreimal läßt sich denn doch nicht ein Mädchen in so kurzer Zeit auf dem Lauschen ertappen. „Miß Edda Brown", von M. Herbert, welche den dritten Band eröffnet, hat bedeutende poetische Schönheiten aufzuweisen, so gleich der Anfang. Indeß will uns das Ganze nicht recht befriedigen. Der Schluß ist zu abrupt — und wer ist denn eigentlich die Hauptperson? die Titelheldin doch wohl nicht!? Den Schluß des Bändchens bildet die Erzählung: „An der friesischen Küste", von Ernst Lingen, eine sehr fragmentarisch skizzirte Episode aus den letzten Zeiten französischer Herrschaft mit obligater Beigabe einer „Liebe".

Alles in Allem können wir die vorliegenden Bändchen in der Eingangs angedeuteten Unterstellung nur empfehlen. Wenn und wo nun einmal Romane gelesen werden müssen und es mehr auf gefahrlose Unterhaltung als auf das Studium classischer Werke tieferen Gehaltes ankommt, da füllt katholischerseits das Bachem'sche Unternehmen eine Lücke aus. Wir werden nach Erscheinen weiterer Bändchen dieselben kurz charakterisiren. Von den drei vorliegenden ist zweifellos das erste auch das werthvollste. Bei der eleganten Ausstattung und dem gefälligen Einband ist der Preis von *M.* 1 per Band nicht zu hoch gegriffen.

Rütger Eding. Eine Culturkampfsgeschichte aus der Reformationszeit. Von V. H. Eremita. Zum Besten des Missionshauses. 12°. 504 S. Steyl, Druck und Verlag der Missions-Druckerei, 1883.

Der pseudonyme Verfasser, in dem wir wohl ein würdiges Mitglied des niederrheinischen Klerus vermuthen dürfen, bietet in der vorliegenden, zum Besten des

Missionshauses von Steyl verfaßten Erzählung eine recht willkommene Gabe. Er nennt sie „eine Culturkampfsgeschichte aus der Reformationszeit“, und in der That, an Culturkampf-Scenen fehlt es nicht, nur möchte man mitunter schwören, dieselben seien etwas neueren Datums. Jedenfalls ist das Wort „Reformationszeit“ nicht so eng zu fassen; denn die Handlung spielt in den Tagen des kühnen Reitergenerals Johann von Werth, und auch so bilden die historischen Zugaben nur einen leichten Schleier, durch den man uns viel näherliegende Ereignisse unschwer erkennt. Nicht auf die historische Staffage hat der Verfasser das Hauptgewicht gelegt, sondern auf volksthümliche und eindringliche Schilderung des schreienden Unrechtes, welches den Katholiken von der andersgläubigen Staatsgewalt zugefügt wird, und des glaubensmuthigen Kampfes, den die Angegriffenen mit allen rechtlich erlaubten Mitteln gegen ihre Feinde siegreich führen. Der Schauplatz der Handlung ist Richtbruch, ein, wie der Verfasser erzählt, im 16. und 17. Jahrhundert bedeutendes Landstädtchen an der rechten Seite des Niederrheins; heute freilich sucht man es in Ritters Geographischem Lexikon vergebens. Zu der ursprünglich katholischen Einwohnerschaft haben sich unter holländischem und brandenburgischem Schutze Lutheraner und Calvinisten gesellt, und suchen der Reihe nach durch List und offene Gewalt die alten katholischen Stiftungen, zuletzt sogar die katholische Pfarrkirche an sich zu bringen. In diesem Unterfangen stellt sich ihnen der edle und biedere Rütger Eding entgegen, der seinem sterbenden Vater treue Vertheidigung der katholischen Sache bis in den Tod gelobt hat. Sein Jugendfreund, der Richter Hagebusch, streitet aus irdischen Rücksichten auf Seiten der Feinde und spricht sogar ein ungerechtes Urtheil über Eding. Um so edelmüthiger ist sein Sohn Karl, dessen tragisches Schicksal zuletzt die Bekehrung des Vaters veranlaßt. Auch die übrigen Charaktere: der greise Pastor, der eifrige und gewandte Dominicaner, der intrigante Prädicant, der sich endlich in seiner eigenen Schlinge fängt, der biderbe Schmiedemeister, der die Culturkampfsfrage am liebsten mit seinem schwersten Hammer lösen wollte, endlich die feilen Angeber und falschen Zeugen — sind alle recht gut gezeichnet. Dagegen scheint uns der Dialog gar zu breit geführt; er drängt die Handlung in den Hintergrund, enthält aber freilich manches für unsere Tage sehr beherzigenswerthe Wort. Verwöhnte Romanleser dürften die Erzählung nicht spannend genug finden; dem Volke aber wird sie gefallen und nicht ohne Nutzen von demselben gelesen werden. Der Stil ist fließend und gut besorgt; der Druck läßt an Sorgfalt zu wünschen.

Klänge aus dem Hohenliede. Berlin, Verlag der „Germania“, 1883. Preis: *M.* 1.50.

Ein paar anmuthigen Übersetzungen (aus Vittoria Colonna, Hartley Coleridge, Attie O'Brien, M. Russell und Magdalen Sonnets im Irish Monthly) gesellen sich sehr innige, fromme Lieder, meist Variationen bekannter Stoffe, doch nicht ohne den Reiz neuer Auffassung und echt poetischer Ausgestaltung der sinnig-schönen Gedanken. Da und dort kommt indeß sowohl Vers als Ausdruck den schönen Gedanken nicht recht nach, so z. B. im Schluß der Vigilbetrachtung zum Feste der unbefleckten Empfängniß:

„Armes Land, wo keine Glocken tönen!
Arme Stadt, in der kein Tempel steht!
Eure Herzen müssen trostlos fröhnen,
Wenn Maria nicht für euch gefleht.
Ärmstes Volk, dess' Glaube ist verloren,

Den die Vorzeit übte im Gebet!
Jungfrau mild, vor Allen auserkoren,
Unbefleckte, zeige deine Kraft,
Die des einen Glaubens Frieden schafft."

Nur mit etwas mehr Mühe und Feile hätte das eine allerliebste Strophe werden können, und so ist es noch öfters.

Miscellen.

„Heilige" der französischen Revolution. Da gegenwärtig in Frankreich die Schule à tout prix entchristlicht werden soll, kann man es begreiflich finden, daß an die Stelle des interdicirten Katechismus „Handbücher für die Moral und die Bürgerpflichten" treten sollen. Auffallender dürfte es erscheinen, daß die modernen Republikaner das Bedürfniß empfanden, der Jugend Heilige als Muster vorzustellen. Freilich ist die Wahl dieser „Heiligen" sehr charakteristisch; man langte nämlich wieder nach den beiden von Robespierre canonisirten Heroenkindern Barat und Viala. Dieselben werden jetzt nicht nur in Büchern, Artikeln, Bildern verherrlicht, sondern man errichtete auch dem ersteren in seinem Geburtsort Palaiseau eine Statue auf öffentlichem Platze, und die Regierung gestattete und begünstigte gern eine Nationalsubscription zu diesem Zwecke. Die Revue des questions historiques (Juliheft 1882) bringt über die Barat- und Viala-Sagen einen interessanten Artikel, aus dem wir Einiges zur Charakteristik der früheren und der jetzigen Republikaner Frankreichs mittheilen wollen.

Es war gegen Ende 1793, daß der Krieg in der Vendée durch eine ungezählte Masse von Opfern und durch thierische Rohheit der Mörder zum grausigen Abschlusse gebracht werden sollte. Die „höllischen Colonnen" marschirten sengend und brennend, plündernd und mordend vor und trieben auf beiden Ufern der Loire die Vendéer vor sich her. General Desmares operirte auf dem linken Ufer. Er ließ am 17. Frimaire des Jahres II (7. December 1793) von Jallais aus die Häuser niederbrennen, in die sich Vendéer geflüchtet; nur nach verzweifelter Gegenwehr und einem kräftigen Ausfall zogen sich diese Tapfern kämpfend zurück. Hierbei fiel der vierzehnjährige Joseph Barat (geb. 30. Juli 1779), welcher als Offiziersbursche oder Soldatenkind (enfant de troupe) mit der revolutionären Armee gezogen war. Seine Mutter war sehr arm; die größte Noth herrschte damals in Frankreich. Auch ohne Patriotismus zu besitzen, konnte Barat, nur um aus der Nothlage herauszukommen, seinen beiden älteren Brüdern zur Armee nachlaufen. Der einzige Quellenbericht, den wir hierüber be-

sitzen, ist vom General Desmares, welcher am 8. December dem Convente also schrieb:

„Chollet, 18. Frimaire des Jahres II. Ich flehe, Bürger Minister, deine und des Conventes Gerechtigkeit für die Familie Joseph Barat's an. Zu jung, um in die Armee der Republik einzutreten, aber brennend vor Begier, ihr zu dienen, hat dieses Kind, als Husar gekleidet und ausgerüstet, seit dem letzten Jahre mich begleitet; die ganze Armee sah mit Staunen dieses Kind von 13 Jahren allen Gefahren trotzen, immer an der Spitze der Cavallerie einhauen; sie sah einmal diesen schwachen Arm zwei Banditen (Soldaten der Vendée), die ihn angriffen, überwältigen und mit sich fortführen. Dieser hochherzige Knabe ward gestern von den Banditen umzingelt und wollte lieber sterben, als sich ihnen ergeben und die beiden Pferde, welche er führte, ausliefern. Er war aber ebenso tugendhaft als muthig, und sich auf Nahrung und Kleidung beschränkend, ließ er Alles, was er sich verschaffen konnte, der Mutter zukommen, die er mit mehreren Töchtern und einem kranken Knaben ohne alle Hilfe zurückgelassen. Ich bitte den Convent, diese tugendhafte Mutter nicht in schrecklicher Dürftigkeit zu lassen; sie wohnt in der Gemeinde Palaiseau (Bezirk Versailles). Sobald ich etwas Neues habe, werde ich euch darüber unterrichten. Desmares."

Derselbe General soll, als er aus den Zeitungen von dem Conventsbeschlusse vom Abend des 8. Nivose vernommen hatte, noch einen detaillirten Bericht über den Tod Barat's dem Convent geschickt haben; aber dieser Bericht ist einfach erfunden. Denn die Zeitungen, welche den Bericht der Sitzung enthielten, konnten erst am 11. Nivose in Angers ankommen. An diesem Tage ward aber Desmares hingerichtet, nachdem er bereits den 8. festgesetzt worden und mithin sich nicht mehr als Befehlshaber, wie in dem zweiten Berichte geschieht, geriren konnte. Trotz alledem hatte der Sekretär des Conventes den Muth, den nicht datirten und offenbar erdichteten Bericht 10 Tage nach der Hinrichtung des Verfassers der Versammlung vorzulesen. Da nun auch die Zeitungen jener Tage nichts Anderes über Barat zu erzählen wissen, als was Desmares geschrieben, so ist dessen Bericht vom 18. Frimaire die einzige Quelle, welche betreffs jenes Knaben vorhanden ist. Dieselbe ist aber ganz und gar unzuverlässig. Daß ein Kind zwei feindliche Soldaten, die es angriffen, überwältigt und gefangen mit sich fortgeführt haben soll, ist eine offenbare Unwahrheit. Noch weniger ist aber demjenigen, der so unverfroren aufschneidet, die folgende Notiz über die Grausamkeit der von ihm tödtlich gehaßten „Banditen", d. i. der königstreuen Vendéer, zu glauben. Diese waren so human gegen die gefangenen Republikaner, daß sie dieselben zu Tausenden freigelassen; daß sie sich aber an Kindern vergriffen, wie solches die Männer der Revolution öfter gethan[1], ist nicht nur nicht bewiesen, sondern ihnen sonst nicht einmal vorgeworfen worden. Dazu

[1] Außer den von der Revue angeführten Quellen vgl. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit (Bd. II. S. 439), der aus dem Moniteur den Bericht eines Augenzeugen anführt, daß in Nantes 400 Kinder ertränkt worden seien.

kommt, daß, wenn Barat wirklich von den Vendéern umzingelt und von den Seinigen abgeschnitten worden, nur jene über die wahre Ursache seines Todes berichten könnten. Sie haben es nicht gethan; uns liegt nichts vor, als was ihr Todfeind in einem Berichte, der offenbar Falsches enthält, gegen sie aussagt. Aber der Convent bedurfte solcher Berichte, und so bewilligte er denn ohne irgend welche Prüfung sofort der Mutter Barat's eine Pension von 1000 Frcs. Bald darauf, am 8. Nivose, dem Tage der Einkerkerung Desmares', beantragte Robespierre im Convente, es sollten dem Knaben die Ehren des Pantheons zuerkannt, ein Fest deßhalb gefeiert und der Maler David beauftragt werden, den jungen Heros zu malen. Anstatt sich aber an den Bericht Desmares' zu halten, erzählte er in Widerspruch mit demselben Folgendes über seinen Helden: „Umzingelt von den Briganten, die mit Androhung des Todes ihn rufen heißen: ‚Es lebe der König‘, ist er mit dem Ruf gestorben: ‚Es lebe die Republik!‘“ Natürlich wurde Alles, was Robespierre verlangte, durch einstimmige Acclamation bewilligt. Barère hatte noch dem Vorschlage beigefügt, ein Stich des Bildes Davids solle auf Staatskosten in alle Elementarschulen gesandt werden, um so unaufhörlich der französischen Jugend das reinste Beispiel der Vaterlandsliebe und der Kindestugend vorzustellen: „Generale, Deputirte, Philosophen können durch Stolz oder Ehrgeiz getrieben werden; hier zeigt sich die Tugend ganz rein, einfach, bescheiden, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen ist.“

An die Lügen Robespierre's lehnt sich die Volkssage an; sie stellte sich Barat als einen jungen Tambour vor, der, aufgefordert, „Es lebe der König“ zu rufen, lieber mit dem Ruf „Es lebe die Republik“ sterben wollte.

Nach den Barat zuerkannten Ehren glaubte der Sansculotte Moureau aus Avignon, der wegen persönlicher Reibungen mit anderen Jakobinern eingekerkert worden, aus dem Schicksal seines 13jährigen Neffen Agricol Viala Vortheil ziehen zu müssen, da er sah, wie der Convent selbst das Unglaublichste ohne Prüfung annahm. Viala war Anführer der kleinen Nationalgarde „L'espérance de la patrie“ gewesen und hatte (Rapport de Courtois. Papiers trouvés chez Robespierre, p. 390) seinen Tod einem von ihm begangenen Bubenstreich zuzuschreiben. Moureau ließ nun durch seine Freunde einen Bericht über den Heldentod des dreizehnjährigen Knaben in die Zeitungen einrücken: Viala habe, als die Rebellen von Marseille einen Ausfall machten und über die Durance setzen wollten, unter dem feindlichen Kreuzfeuer mit einem Beile das Tau der Brückenpontons durchhauen wollen; es sei ihm indessen nicht gelungen und er sei mit den Worten: „Ich sterbe für die Freiheit“ gefallen, worauf die Rebellen den Fluß überschritten und die Leiche in's Wasser geworfen hätten. Robespierre, als Oberpriester des Cultes des höchsten Wesens, schmückte in seiner Rede vom 18. Floréal diesen Bericht weiter aus. Obwohl das Wagestück wegen des feindlichen Gewehrfeuers den Kühnsten chimärisch erschienen, habe ein Kind von 11 Jahren sich auf ein Beil gestürzt und, zum Ufer fliegend, auf das Tau aus aller Kraft eingehauen (die lebhafteste Zustimmung ertönt im Convente); eine Gewehrsalve sei auf ihn losgefeuert; verwundet habe es noch einmal das Beil gehoben, endlich

sei das Tau durchhauen, das Kind aber vom tödtlichen Schuß getroffen worden. „Es ruft: ‚Was schert's mich! Ich sterbe, aber mein Vaterland ist gerettet'; es fällt, es ist todt" (wiederholter Beifall). Dann erhebt sich wiederum Barère und schlägt vor, die Asche Viala's solle mit der Barat's den 30. Prairial zum Pantheon gebracht werden, was sofort einmüthig beschlossen wird. Robespierre hatte den Bericht Moureau's ganz willkürlich abgeändert: aus dem dreizehnjährigen ein elfjähriges Kind gemacht; Moureau sagt: das Seil sei nicht durchgehauen, Robespierre: es sei durchgehauen; Moureau: die Rebellen hätten den Fluß überschritten, Robespierre: das Vaterland sei gerettet. Letzterer mochte wohl wissen, daß auch Moureau seine Erzählung erfunden und sich darum über Abänderung nicht beklagen durfte. Und doch war die Ursache des Todes Viala's (une polissonnerie) so bekannt, daß „die Bürger Avignons im Saale der Volksgesellschaft der Freunde des Convents" diesem am 8. Pluviose des Jahres III (16. Februar 1795) erklärten: „Der Act, mit dem man jenen leichtsinnigen Jungen hat berühmt machen wollen, ist auf die lächerlichste Fabel gebaut. Es ist falsch, daß der junge Viala den mindesten Versuch gemacht hat, das Tau der Fähre über die Durance durchzuhauen" (Moniteur, 1. ventose ann. III). Doch diese Erklärung konnte erst später, nach dem Tode Robespierre's, abgegeben werden. Denn der Convent nahm, wie gesagt, ohne die mindeste Prüfung alle Beschlüsse betreffs Barat's und Viala's an. So konnte Moureau die Unverschämtheit haben, nach seiner Freilassung den 15. Mai 1794 dem Convente für die Viala zuerkannte Ehre zu danken und sogar einen „Augenzeugen" mitzubringen.

Von nun an sind die Namen Barat und Viala unzertrennlich miteinander verbunden wie die des Kastor und Pollux; Poesie, Musik, Malerei, Sculptur wetteiferten miteinander, die „Zwillinge der Freiheit" zu verherrlichen; Feste wurden ihnen zu Ehren gefeiert, nicht nur in Paris, sondern auch in den Provinzen, selbst in Avignon. Am 29. Mai 1794 erschien im Namen der Commune Sceaux-l'Unité Palloy vor dem Convent, begleitet von der Mutter Barat's, umgeben von Mädchen mit Kränzen und Guirlanden und von Bürgern, welche die Statuen der beiden Heroen trugen; dann folgten bombastische Reden. Unter allgemeinem Beifallklatschen des Conventes mußte sich die Mutter neben dem Stuhl des Präsidenten niederlassen und empfing von diesem den Bruderkuß; die Kinder sollten künftighin täglich ihre Augen zum Pantheon erheben, „wo die Seelen Barat's und Viala's ruhen". Der Jakobinerklub veranstaltete eine ähnliche Feier; aber das Alles war nichts gegen das Nationalfest, welches für den 10. Thermidor vom Convente beschlossen worden. David hatte für die Apotheose der beiden Heroen das phantastische Programm entworfen; es schien alle früheren Festlichkeiten in Schatten setzen zu sollen. Wir heben aus dem langen Programm nur folgende Stelle hervor: Auf einen Altar, der sich inmitten des Platzes [vor dem Pantheon] erhebt, sind die Urnen gesetzt. Um diesen Altar führen die jungen Tänzerinnen Trauertänze auf; sie werfen Cypressen auf die Urnen. Zugleich beweinen die Musiker und Sänger die Verheerungen des Fanatismus, welche

uns diese jungen Republikaner entrissen haben. Ein neues Stillschweigen folgt den Schmerzensrufen. Der Präsident des Conventes [dessen Mitglieder auf den zum Pantheon führenden Stufen stehen] tritt hervor, umarmt die Urnen und mit zum Himmel erhobenen Augen verkündet er in Gegenwart des höchsten Wesens und des Volkes die Ehren der Unsterblichkeit für Barat und Agricol Viala. Im Namen des dankbaren Vaterlandes setzt er sie in das Pantheon, dessen Pforten sich öffnen. Im selben Augenblick ändert sich Alles: der Schmerz verschwindet, die öffentliche Freude tritt ein und das Volk ruft dreimal: „Sie sind unsterblich, sie sind unsterblich, sie sind unsterblich!" Doch der Convent kam, bevor er dieses Fest begehen konnte, mit sich selbst in blutigen Kampf. Robespierre ward mit seinen Helfershelfern an dem für das Fest bestimmten Tage hingerichtet. In diesen blutigen Kämpfen vergaß man die Farce. Erst der jetzigen Republik war es beschieden, dieselbe wieder aufzunehmen und dem „erhabenen Kinde" Barat eine Statue durch Nationalsubscription zu errichten.

Die neuerlich erfolgte Revolte der Lyceisten ist eine würdige Frucht der Verehrung jener Revolutionsheiligen.

G. S.

Ozanam.

Zum fünfzigjährigen Gründungsfest der Vincenz-Vereine.

Ein Maientag voll Licht und Sonnenglanz
Kehrt heut' uns wieder in der Jahre Kranz,
Ein Tag so hell, so schön, so freudenreich:
Nur wenige kamen ihm an Segen gleich,
Er hat nicht Nacht, nicht Dämmerung erfahren,
Stets fortgestrahlt in fünfzig langen Jahren,
Stets wachsend sich erobert Land um Land,
Wohlthaten spendend mit freigeb'ger Hand,
Er hat den Blüthen Früchte stets gesellt
Und hält umfangen segnend heut' die Welt.

Den Tag zu feiern, wie die Welt es sollte,
Wär's nöthig, daß der Himmel sich entrollte,
Wie Ozanam an Dante's Führerhand
Ihn uns beschrieben gleich bekanntem Land;
Stern müßt' um Stern herab zu uns sich neigen,
Blatt müßt' um Blatt die Himmelsrose zeigen,
Und Lied um Lied der Seligen Chor uns singen,
Bis wir zum Throne des Dreieinen dringen,
Wo still der Engel der Barmherzigkeit
Sanct Martins Krönungsmantel hält bereit,
Wo keiner Beatrice Traumgesicht,
Nein, Christus selbst den Gruß des Friedens spricht:
„Geh' ein in Gottes Freuden-Ocean!
Was du dem Ärmsten thatst, war mir gethan!"
Und tausend Stimmen lispeln seinen Namen
Und tausend Selige rufen freudig: Amen!
„Er ist's, der uns in Jammer, Qual und Noth
Entriß der Sünde und dem ew'gen Tod."

O könnt' ich euch in wahrheitstreuen Bildern
Dieß Wiederseh'n und seine Wonne schildern,

Wie Gott es selber Jedem hat versprochen,
Der mit dem Armen treu sein Brod gebrochen:
Des Fremdlings Gruß, den Jubelruf der Waise,
Den Herzensdank der einst verlass'nen Greise,
Der Unschuld Lied, das ihn als Retter preist,
Des Büßers Hand, die dankend auf ihn weist,
Dieß Meer von Himmelslust, das ihn umrauscht,
Dieß zahllos' Volk, das seinen Worten lauscht,
Dieß Engelheer, das jubelnd ihn umdrängt,
Dieß Gottesherz, das selig ihn umfängt — —
Ach, Alles schwindet, was uns hier bekannt!
Wer faßt den Himmel, der, noch hier verbannt,
Nur ahnt, daß Alles dort wird übertroffen,
Was sehnend uns're kühnsten Wünsche hoffen!

Doch sieh! Der Himmel senkt sich huldvoll nieder,
Die Erde lauscht dem Echo seiner Lieder,
Zur Wohlthat wird der Hoffnung Lebensdrang,
Zum Segenswerk der Liebe Sonnensang,
Und wächst und blüht und waltet fort hienieden,
Ein Quell voll Trost, voll Freude, Heil und Frieden,
Bis daß das Samenkorn im stillen Grund
Als Baum umrankt das ganze Erdenrund.

Erstaunt sieht ihn das schimmernde Paris,
Dieß Babylon, des Weltgeists Paradies,
Die Stadt des Voltaire, jeden Aufruhrs Wiege,
Des Zweifels Nest, des Spottes und der Lüge,
Die Heimath Zola's und der Guillotine — —
O kommt und schaut mit sorgenfreier Miene:
Kein Haß vermag die Liebe zu verdrängen,
Kein Dynamit der Kirche Bau zu sprengen,
Kein Spott die Wahrheit aus der Welt zu spotten,
Kein Dämon Gottes Güte auszurotten!
Aus jenem Babylon, des Aufruhrs Haus,
Zieht mit dem Dämon Gottes Engel aus
Und macht mit ihm die Runde um die Welt
Und rettet, hilft und siegt, wenn Alles fällt!

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

12. Der Sturm in Yorkshire.

In keiner Grafschaft Englands hat die Verfolgung gegen die katholische Kirche vielleicht so grausam und andauernd gewüthet wie in Yorkshire. Unter Elisabeth verwaltete der Earl of Huntingdon 27 Jahre lang (von 1572—1599) den Norden, würdig eines Statthalters von Nero oder Diokletian. Er hatte der Königin versprochen, alle Papisten zur „Kirche" zu bringen, wenn sie ihm nur freie Hand gäbe. „Daraufhin bekam er die Erlaubniß, zu thun, was er wollte, und so begann er gegen die Katholiken zu rasen wie ein wüthender Löwe." [1] Jeden Priester und Laien, der Jemanden beredete, zur katholischen Kirche zurückzukehren oder der einen Priester beherbergte, erwartete die Todesstrafe. Bischof Challoner nennt 46 Personen (Priester und Laien), welche allein in York von 1582 bis zum Ausbruche der Titus-Oates-Verschwörung um ihres Glaubens willen hingerichtet wurden. Wer die heilige Messe hörte, die Sacramente empfing, Kreuze oder Rosenkränze besaß, seine Kinder im Auslande katholisch erziehen ließ, hatte Hab und Gut verwirkt und lebenslängliches Gefängniß verdient. Graf Huntingdon sah es bei seiner Verfolgung besonders auf die Frauen und Mütter ab; er hoffte, sie durch die Schrecken des Gefängnisses zum Abfalle zu bringen und zugleich mit den Müttern die Kinder und die kommenden Geschlechter zu gewinnen. Die Kerker von York und anderen Städten im Norden waren gesteckt voll von diesen Bekennerinnen Christi; manche starben im Gefängnisse, andere wurden nach 10, 15, 20 Jahren harter Gefangenschaft entlassen. So erzählt z. B. Mary Ward, die Stifterin der englischen Fräulein, von

---

[1] „Whereupon he was permitted to do what he would, and so began to rage against Catholics as like a furious lion" (Troubles of our forfathers, I. 228 and III. 214).

ihrer Großmutter Mrs. Wright, daß sie 14 volle Jahre eingekerkert und zeitweilig mit Mördern und Räubern zusammengesperrt war [1]. Als 1586 nach dem heldenmüthigen Martertode Margaret Clitherow's die kleinen Kinder der Blutzeugin „um ihre Mutter weinten und wehklagten, wurden sie verhaftet, über die Glaubenswahrheiten gefragt und grausam gepeitscht, da sie antworteten, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatten; das älteste Kind aber, welches nur 12 Jahre alt war, wurde in's Gefängniß geworfen" [2]. Und die Listen der Yorkshire-Recusanten, welche Peacock in jüngster Zeit aus der „Bodleian Library" veröffentlichte, enthalten keineswegs nur die Namen adeliger oder angesehener Familien; arme Bauersleute, Knechte, Mägde, Taglöhner, kleine Handwerker, Fischer, namentlich arme verlassene Wittwen sind zahlreich unter den heldenmüthigen Bekennern vertreten. Die Strafgesetze verfolgten aber nicht nur jede Betheiligung am katholischen Gottesdienste, sie verlangten auch Theilnahme am protestantischen Culte, und wenn es mitunter möglich war, insgeheim eine heilige Messe zu hören oder die Sacramente zu empfangen, so war es unmöglich, den letzteren Gesetzen straflos zu entgehen. Zunächst war eine Buße von 1 Shilling (1 Mark) für jeden Sonntag festgesetzt, an dem man die protestantische Kirche nicht besuchte. Von 1586 an wurde sie erhöht auf 20 Pf. Sterl. (400 M.) monatlich; später kamen noch 10 Pf. Sterl. für die Kinder, 10 Pf. Sterl. für die Frau und 10 Pf. Sterl. für die Dienstboten dazu; endlich wurden auf das Jahr 13 Monate gerechnet, so daß die Strafgelder für ein Jahr wegen Nichtbetheiligung am protestantischen Gottesdienste für den katholischen Hausvater auf 650 Pf. Sterl. oder 13000 Mark, und da der Geldwerth im Vergleiche zu unseren Tagen vierfach höher stand, auf über 50000 Mark zu stehen kamen! Wer diese Summe nicht aufbringen konnte, dem wurden zwei Drittheile des Vermögens genommen. Die Armen litten entsetzlich; wir lesen, daß man ihnen „die Leintücher und Bettdecken von den Betten", „alle Kleider und was zu Winterkleidern für die Kinder gesponnen war", ja manchmal „die ganze Habe" raubte. In einem Falle wird erzählt, daß man einem armen Verhungernden die Milch, die er sich gebettelt hatte, vom Feuer wegnahm und ausschüttete, um den Topf zu pfänden, weil sonst in der Hütte kein anderes Geräthe mehr übrig war. Aber auch die reichsten Familien kamen an den Bettelstab, während ihre Güter gierigen Prote-

[1] The life of Mary Ward. London 1882. I. p. 12 sq.

[2] Peacock, List of the Roman Catholics in the County of York in 1604, p. 61 (cf. „The Month", 1873, v. XVIII. [VII.] p. 385).

stanten anheimfielen [1]. Und dieses System wurde nicht nur unter Elisabeth gehandhabt; unter Jakob I. steigerte sich seine Grausamkeit und dauerte fort bis zum Ausbruche der Titus-Oates-Verschwörung, welche die Gluth des unseligen Sectenhasses auf's Neue schürte. Vom Jahre 1680 ist eine zahlreiche Liste in York ihres Glaubens wegen gefangener Katholiken aufbewahrt; Edelleute, auch Damen befinden sich darunter [2].

Und hiermit sind wir bei der Zeit angelangt, von der wir eigentlich zu erzählen haben. Der kurze Rückblick auf die traurige Verfolgungsgeschichte in Yorkshire, den wir vorausschickten, mag immerhin dazu beitragen, die Leiden der Katholiken in England zu veranschaulichen und uns zu zeigen, durch welche Mittel der Protestantismus in England siegte.

Das erste Opfer, welches für die von London gemeldete große Papistenverschwörung des Titus Oates ausersehen war, hätte Sir Thomas Gascoigne, Ritter und Baronet von Barnbow in Yorkshire, sein sollen. Ein gewisser Robert Bolron und Lorenz Mowbray (Maybury), beide Dienstleute des Barons, klagten ihren früheren Herrn nach Oates' Beispiel des Hochverrathes und Königsmordes an. Die beiden Zeugen waren ihren Londoner Brüdern ebenbürtige Gesellen im Gewerbe des schamlosesten Meineides. Bolron war zuerst einem Londoner Juwelier entlaufen, diente dann auf der Fregatte „der Regenbogen" (Rainbow) im Kriege gegen die Holländer, brach seinen Fahneneid und wurde flüchtig. Bald nachher gelang es ihm, indem er den eifrigen Katholiken heuchelte, in den Dienst des Sir Thomas Gascoigne zu treten, der ihn zum Aufseher seiner Kohlengruben bei Newcastle machte. Bald beging er grobe Betrügereien. Sir Thomas wollte ihn zunächst den Gerichten übergeben; da aber der elende Mensch seine Barmherzigkeit anflehte, nahm er 12 Pf. Sterl. in Baar und ein Versprechen auf 48 Pf. Sterl. als Vergütung der viel bedeutenderen Diebstähle an und entließ ihn im Frieden aus seinem Dienste. In der Hoffnung, der Mann werde sich bessern, vertrieb er ihn nicht einmal von einem seiner Pachtgüter. Das geschah im April 1678. Im Frühjahre 1679 machte Bolron keine Miene, seinem Herrn die Pacht zu bezahlen oder seinen sonstigen Verbindlichkeiten nachzukommen. Sir Thomas drohte mit strengen Maßregeln; da entschloß sich der niederträchtige Mensch, seinen Herrn und Wohlthäter an den Galgen zu liefern und so mit einem Male seiner Schulden quitt zu werden. Zunächst schwur er in Pontefract

---

[1] Cf. Life of Mary Ward, p. 75 sq.

[2] Surtees Society, v. XL. p. 269.

seinen Glauben ab und klagte dann bei verschiedenen Gerichtspersonen Sir Thomas und andere hervorragende Katholiken hochverrätherischer Umtriebe an. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Titus-Oates-Sturmes hatten in der That Versammlungen von Katholiken im Hause Sir Thomas Gascoigne's stattgefunden; der Zweck derselben war, die Gründung einer geheimen katholischen Schule in der Heimath zu berathen, da Alle, welche ihre Kinder in's Ausland sendeten, mit furchtbaren Strafen geahndet wurden. Obschon nun diese Versammlungen der Klage Bolron's eine gewisse Grundlage verliehen, so war doch seine Angabe so schlecht erfunden, daß daraufhin kein Richter einen Verhaftbefehl gegen Sir Thomas erlassen wollte. Sie begnügten sich, den Bericht nach London an den Privy Council zu senden.

Da nun Bolron sah, daß er so nicht zum Ziele gelange, eilte er persönlich nach London und stellte sich Shaftesbury vor. Es war gerade in den Tagen zwischen der Hinrichtung der fünf Jesuiten und Mr. Langhorne's, da der Glaube an das Papistencomplott so gewaltig zu wanken begann. Was konnte dem gewissenlosen Staatsmanne erwünschter sein, als eine neue Bestätigung aus Yorkshire? So wurde Bolron am 4./14. Juli 1679 vor dem Privy Council auf seinen Eid vernommen. Er erzählte, am 30. Mai 1679 sei er im Hause des Sir Thomas Gascoigne gewesen, und da habe ihn Sir Thomas gebeten, er solle in der anstoßenden Gallerie zu dem Schloßcaplan Rushton gehen, der ihm etwas sagen wolle. Rushton, fuhr Bolron fort, könne ihn zwar nicht ausstehen, seitdem er seine Religion abgeschworen; gleichwohl habe ihm Rushton vorgeschlagen, er solle den König ermorden; und da er das nicht thun wollte, ihn gebeten, von diesem Antrage keinem Menschen etwas zu sagen. Sir Thomas habe ihm dann am gleichen Abend um 6 Uhr den Vorschlag wiederholt und ihm für die Ermordung des Königs 1000 Pf. Sterl. geboten; wenn er das Geschäft übernehmen wolle, so würde er ihn an seinen Sohn Mr. Thomas Gascoigne schicken, der in London sei; dieser Katholik werde ihm Mittel und Wege weisen und nach vollbrachter That die versprochene Summe ausbezahlen. Die Erwähnung Mr. Gascoigne's war nicht gerade glücklich; es stellte sich nämlich heraus, daß derselbe zur Zeit, da er nach seines Vaters vorgeblicher Aussage in London sein sollte, schon längst in Paris war, wohin er am 7. April über Dover reiste. Die Herren waren aber nicht gewohnt, auf solche Kleinigkeiten Gewicht zu legen, und Bolron „verbesserte" seine Erzählung, wie ja auch Titus Oates das oft genug gethan hatte.

Shaftesbury gab Bolron einen Begleiter und die nöthigen Befehle im Auftrage des Privy Councils mit; im Fluge ging es nach Yorkshire und schon am 7./17. Juli wurde Sir Thomas in seiner Wohnung zu Barnbow verhaftet.

Bolron mußte nun einen zweiten Zeugen zur Erhärtung seiner Aussage auftreiben. Er hatte vor dem Privy Council einen gewissen Mowbray genannt und erzählt, derselbe sei wegen dringenden Verdachtes eines Geld- und Juwelendiebstahls von Lady Tempest, einer Tochter des Sir Thomas, aus dem Dienste gejagt worden. Trotz dieser höchst zweifelhaften Empfehlung wählte Bolron diesen Mowbray als Mitzeugen, in der richtigen Voraussetzung, derselbe werde aus Rache gegen Lady Tempest und ihren Vater ihm zu Willen sein. Er hatte sich in dem Menschen, der doch von Kindheit an im Hause des Sir Thomas auferzogen wurde, nicht verrechnet.

Der greise Edelmann war inzwischen von Soldaten nach London geschleppt und in den Tower geworfen worden. Erst am 24. Januar 1680 stellte man ihn vor den Gerichtshof der „King's Bench", wo er sich vor dem uns bekannten Scroggs zu verantworten hatte. Er zählte 85, nach einer anderen Angabe 88 Jahre, die er in Tugend und Ehren erreicht hatte, und war nun von diesen Nichtswürdigen auf Gut und Blut angeklagt. Das hohe Alter hatte ihn unfähig gemacht, seine Vertheidigung selbst zu führen; aber an seiner Seite stand muthig seine Enkelin, Mrs. Ravenscroft. Beredt verlangte sie einen Aufschub der Gerichtsverhandlung, da ein Hauptentlastungszeuge aus Frankreich noch nicht eingetroffen war. Die Richter gewährten aber nur zwei Wochen, und so mußte Sir Thomas am 11. Februar wieder vor den Schranken erscheinen. Im Leben seiner Tochter Justina de Sancta Maria, Priorin des zu Paris seit 1652 bestehenden englischen Benedictinerinnen-Klosters, wird uns die Scene, die sich vor den Schranken zutrug, also erzählt:

„Und da er angesichts des Richters und alles Volkes stand, bezeichnete er sich mit solcher Andacht mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, daß die ganze Versammlung darob erstaunte, und sprach mit lauter Stimme: In nomini Patris et Filii et Spiritus Sancti, und blieb dann barhaupt acht oder neun Stunden mit fröhlichem Antlitze inmitten des Sturmes stehen, der gegen ihn tobte. Aber es gefiel Gott, in dessen heiligen Willen und Vorsehung er sich und all das Seine übergeben hatte, den Richter seine Unschuld erkennen zu lassen, daß er ihn gegen alle Erwartung freisprach; denn jene Tage waren den Katholiken unsäglich feindselig. Sir Thomas war vor Alter so taub, daß man sich ihm nur mit größter Mühe verständlich machen

konnte. Als nun seine Freunde nach dem Urtheilspruche ihm zuriefen, er sei freigesprochen und könne nach Hause gehen, mißverstand er sie und antwortete, in der Meinung, er sei zum Tode verurtheilt: „Ja, ja; ich hab' es nicht anders erwartet. Gott verzeihe ihnen! Laßt uns für sie beten!' So gottergeben und auf den Tod vorbereitet war er.“ [1]

Nach seiner Freisprechung begab sich Sir Thomas in die Benedictiner-Abtei Lambspring, wo sein Bruder, P. Placidus, Abt war. Ihre Gebeine ruhen jetzt in derselben Gruft; der Abt, ein seeleneifriger Missionär, starb 1681, Sir Thomas 1686; eine Bleiplatte mit den Namen der beiden Brüder und dem Spruche: Sicut dilexerunt se in vita, ita in morte non sunt separati („Wie sie sich liebten im Leben, so sind sie auch im Tode nicht getrennt“) bezeichnet ihre gemeinsame Ruhestätte.

Die beiden meineidigen Zeugen hatten außer Sir Thomas seinen Sohn Mr. Gascoigne, seine Tochter Lady Tempest und eine ganze Reihe der hervorragendsten Yorkshire-Katholiken angezeigt [2]. Sie Alle mußten sich theils in London, theils in York auf Leben und Tod verantworten und schweren Kerker ertragen; allein nur ein Neffe des Sir Thomas wurde zum Tode verurtheilt und starb am Galgen: er war eben ein Priester.

Der Name dieses Blutzeugen ist Thomas Thweng (Thwing), ein Sprosse der alten Familie der Thweng von Heworth. Am 20. Februar 1680 wurde er zugleich mit Mrs. Pressick vor das Gericht zu York gebracht; Bolron und Mowbray zeugten wider sie. Erst am 29. Juli kam die letzte entscheidende Verhandlung; obwohl Bolron's und seines Gefährten Aussage wider Mrs. Pressick ganz dieselbe war, wie gegen den hochw. Herrn Thweng, sprachen die Geschworenen doch nur über diesen das „Schuldig“. Am 2. August fällte der Richter das bekannte Todesurtheil des Hochverrathes; die einzige Erwiederung des schuldlosen Opfers waren die Worte: „Innocens ego sum“ (Ich bin unschuldig). In der That war man von seiner Unschuld so allgemein überzeugt, daß schon am 4. August die Vollstreckung des Urtheils aufgeschoben wurde und man allgemein erwartete, der König werde

---

[1] „An Extract from the Manuscript Life of Rev. Mother Justina Gascoigne. She was second prioress of this our Monastery of our Blessed Lady of Gode Hope, founded at Paris 1652. She died May 17, 1690“ (cf. „The Month“, l. c. p. 398).

[2] Genannt werden: Sir Walter Vavasour, Dr. Peter Vavasour, Mr. Middleton of Stockhill Hale, Mr. Ingleby, Sir Francis Hungate, Sir Thomas Haggerston, Sir Miles Stapleton, Mrs. Pressick u. A.

ihn begnadigen. Aber die politische Strömung war zu gewaltig: das Parlament war auf dem Punkte, zusammenzutreten, und so wurde der gottselige Priester am 23. October 1680 in York zum Galgen geschleift, gehenkt und geviertheilt. Er starb im 46. Jahre seines Alters, wie alle seine Leidensgefährten mit dem letzten Athemzuge seine Unschuld betheuernd, seinen Feinden und meineidigen Anklägern verzeihend, für den König und für die Heimath betend, muthig und freudig. Als er von der Leiter gestoßen wurde, hörte man ihn noch die Worte beten: „Süßer Jesu, nimm meine Seele auf!" Die blutigen Überreste wurden von seinen Freunden gesammelt und in St. Mary's, Castlegate, begraben, wo sie jetzt noch ruhen. Bischof Challoner sagt, eine Kupferplatte mit folgender lateinischer Inschrift sei in sein Grab gelegt worden: R. P. Thomas Twing de Heworth, coll. Anglo-Duaceni Sacerdos, post annos 15 in missione Anglicana transactos Eboraci condemnatus et martyrio affectus est Oct. 23. 1680 (Der hochw. Herr Thomas Thwing von Heworth, Priester des englischen Collegs in Douay, ward nach 15jähriger Arbeit in der Mission von England zu York verurtheilt und mit dem Martertode belohnt am 23. October 1680)[1].

Wir schließen diesen Theil der Titus-Oates-Tragödie mit den Worten P. Parkinson's[2]: „So rief das Blut eines Unschuldigen mehr zum Himmel, und nicht um Rache, wollen wir hoffen, sondern um Barmherzigkeit für seine irregeleitete Heimath."

13. Die Martyrer des Priesterthums.

Zu den blutigen Opfern des Titus-Oates-Processes gehören nicht nur Diejenigen, welche auf meineidiges Zeugniß hin als Verschworene durch die Hand des Henkers starben, sondern noch eine ganze Reihe hochherziger Priester und Ordensmänner, welche im Sommer 1679, da die Erbitterung der protestantischen Partei durch die Auflösung des Parlamentes auf ihrer Höhe war, um keines anderen Grundes als ihrer priesterlichen Würde willen hingeschlachtet wurden.

Drei dieser edeln Blutzeugen des Priesterthums, der hochw. Herr John Lloyd und die beiden Jesuiten Philipp Evans und Henry Lewis (Charles Baker), sind den Lesern dieser Blätter bereits bekannt[3];

---

[1] Memoirs of Missionary Priests.

[2] „The Month", l. c. p. 402.

[3] Vgl. „Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales im Jahre 1679", Bd. XX. S. 39 ff. u. 123 ff.

die beiden ersteren starben zu Cardiff am 22. Juli, der letztere zu Usk am 27. August 1679 eines glorreichen Todes. Auch ihrer heldenmüthigen Gefährten müssen wir kurz gedenken. Den Blutzeugen von Süd-Wales war am 19. Juli 1679 in Chester ein frommer Weltpriester zur Krone vorangeeilt, der hochw. Herr William Plessington. Dieser stammte aus dem adeligen Geschlechte der Plessington von Plessington bei Blackburn in Lancashire. Sein Vater, Robert Plessington, war in den Kriegen des Commonwealth königlicher Befehlshaber des Schlosses Greenow und erlitt wegen seiner Treue für Karl I. den Verlust seiner Freiheit und seines Vermögens. Wie in so manchen anderen Fällen gedachte Karl II. auch in diesem Falle sehr wenig der Opfer, welche die Katholiken seinem Vater und ihm selbst gebracht hatten: er würde sonst niemals das Todesurtheil dieses eifrigen Priesters unterzeichnet haben. William (nach Anderen John) Plessington machte seine Studien im englischen Colleg von St. Alban zu Valladolid in Spanien und wirkte dann als eifriger Weltpriester in Cheshire. Beim Ausbruche der Titus-Oates-Verfolgung wurde er aufgegriffen und zu Chester vor Gericht gestellt, nicht als Verschworener, sondern einzig in seiner Eigenschaft als Priester. Da drei Zeugen wider ihn aussagten, sie hätten ihn die Sacramente der römischen Kirche spenden sehen, wurde er zum Tode verurtheilt. Einer dieser unseligen Menschen, Robert Wood, wurde noch vor der Hinrichtung des Priesters durch einen plötzlichen Unglücksfall zu Tode gequetscht; ein anderer starb in einem Schweinestalle; der dritte endlich siechte, vom Gewissen gefoltert, im Elende dahin. Erst neun Wochen nach dem Urtheilsspruche, in den Tagen, da zu Tyburn der edle Langhorne die Marterkrone empfing, kam von London der Befehl zur Hinrichtung. So wurde der muthige Priester am 19. Juli 1679 zum Richtplatze nach Westchester geschleift. In seiner letzten Ansprache wies er die Ungerechtigkeit des Gesetzes nach, das ihn zum Tode verurtheilte. Auch die Weihen der anglikanischen Geistlichen stammten ja, wenn ihre Bischöfe überhaupt die Weihegewalt hätten, einzig von der römischen Kirche her. Er betonte ferner, daß man ihm die Betheiligung an einer Verschwörung auch nicht einmal zur Last gelegt habe und daß er nur als Priester sterben müsse. Dann sagte er in heiliger Demuth, aus der wir auf seine heroische Tugend schließen dürfen: „Ich habe einen schmählichen Tod verdient; denn obwohl ich meinem König treu und hold war, so war ich doch in den Augen Gottes ein großer Sünder. Diebe und Straßenräuber würden Gott vollkommener gedient haben, als ich, hätten

sie aus seiner Hand so viel Gunst und Gnade empfangen. Es hat aber nie ein Sünder in wahrer Reue zu Jesu um Erbarmen gefleht, der nicht Gnade gefunden hätte, und so hoffe auch ich durch die Verdienste seines Leidens Barmherzigkeit, da ich meine Sünden von Herzen bereue. Euch rufe ich zu Zeugen auf, gute Leute, daß ich fest und zweifellos alle Punkte des römisch-katholischen Glaubens bekenne und mit Gottes Hilfe bereit bin, für die Wahrheit jedes derselben zu sterben, ja, daß ich lieber sterbe, als auch nur an einem einzigen Punkte zu zweifeln, den unsere heilige Mutter, die römisch-katholische Kirche, zu glauben vorstellt." Endlich verzieh der Sterbende feierlich seinen Anklägern und Richtern, betete für den König und die Heimath und wurde mit den Worten: „O Jesus, sei mir ein Jesus!" von der Leiter gestoßen.

Ein anderer glorreicher Martyrer, ebenfalls ein eifriger Weltpriester, folgte dem hochw. Herrn Plessington am 7. August zu York: der hochw. Herr Nikolaus Postgate (Posket), der in Yorkshire bis auf den heutigen Tag selbst bei Protestanten in großer Verehrung steht[1]. Geboren war er zu Kirkdale House in der Pfarrei von Egton bei Whitby in Yorkshire, trat 1621, damals schon im Mannesalter, in das Colleg von Douay, empfing die Priesterweihe am 20. März 1628 und wurde am 29. Juni 1630 von seinen Obern mit ausgedehnten Vollmachten, als Lohn für seine Frömmigkeit und seinen Eifer, nach England geschickt. Da rechtfertigte er die gute Meinung seiner Vorgesetzten in hohem Grade; er soll gegen 1000 Personen zum Glauben ihrer Vorväter zurückgeführt haben. Fast 50 Jahre widmete er der Seelsorge und Bekehrung der ärmsten Leute auf dem „Schwarzen Moor" (Blackmoor), den Sumpf- und Haidestrecken bei Ugthorpe, seine ganze Lebensweise, Wohnung, Nahrung, Kleidung den armen Haidebewohnern anpassend. Zuletzt hauste er in einer elenden Lehmhütte auf dem Moore, halbwegs zwischen Egton und Ugthorpe, wie Thomas Ward, der den Blutzeugen persönlich kannte, in seinem „Cantos" auf die Reformation uns im Chronikstile schildert:

„Nicht schonten sie Vater Posket's Blut,
Eines würdigen Priesters, fromm und gut,
Deß reines Leben gesponnen war
Wohl bis in's dreiundachtzigste Jahr.
Ernst war sein Wort, sein Umgang traut,
Durch gutes Beispiel hat er erbaut,
Seine Liebe war echt, ergeben sein Will',
Sein Auge hell, sein Wesen still,

[1] Foley S. J., Records, XII. p. 757.

Seine Heiligkeit, die strahlt' so hehr:
Wie Engel leben, so lebte er.
Seine Hütte war aus Lehm und Stroh,
Dort lebte der Beter still und froh;
Zwei Meilen von Mulgrave's Schloß sie stand,
Durch Schneeweh'n geschützt auf offenem Land,
Und ob er auch lebte da manches Jahr,
Es doch eine elende Klause war;
Gott hatte des Heiligen Heim gestellt
Zu Blackmoor's Heil auf Blackmoor's Feld."

Der ehrwürdige Greis wurde von einem Steuerbeamten, Namens John Reeves, einem unversöhnlichen Katholikenfeinde, im Hause eines Matthew Lyth zu Littlebeck, wo er ein Kind taufte, verhaftet. Der unselige Reeves endete bald nachher durch Selbstmord, wie es scheint, ohne die gehoffte Belohnung von 20 Pfd. Sterl. erhalten zu haben; er ertrank in einem kleinen Bächlein. Der Gefangene wurde zugleich mit Mr. Lyth in den Kerker von York geschleppt und vor Gericht gestellt, nicht als ein Theilnehmer an der vorgeblichen Papistenverschwörung, sondern einzig in seiner Eigenschaft als katholischer Priester. Bücher, Reliquien und Hostien, die man bei ihm gefunden hatte, zeugten wider ihn. Auf die Frage des Richters, ob er wirklich Priester sei, antwortete er: „Beweist es mir!" Zwei Weiber, Elisabeth Wood und Elisabeth Baxter, und Richard Morris sagten aus, sie hätten ihn priesterliche Functionen ausüben sehen, und daraufhin wurde er nach dem Strafgesetze Elisabeths zum Tode des Hochverrathes verurtheilt.

Am Morgen seiner Hinrichtung, 7. August 1679, besuchten ihn manche seiner Bekannten, darunter auch Mrs. Fairfax und Mrs. Meynell, zwei Damen, die er gut kannte. Da der greise Blutzeuge diese Beiden seinetwegen so sehr in Betrübniß sah, ging er freudig auf sie zu, legte seine rechte Hand segnend auf das Haupt der einen, die linke auf das Haupt der anderen und sagte: „Seid guten Muthes, Kinder! Ihr werdet Beide eines Söhnleins genesen, der ein Auserwählter sein wird!" Die Weissagung ging in Erfüllung; denn Beide gebaren Knaben, welche im Kindesalter mit der Taufgnade starben. — Unter dem Galgen sprach er nur wenige Worte. Er sagte, er sterbe in der katholischen Religion, außer der es kein Heil gebe, und er leide den Tod nicht um einer Verschwörung willen, sondern einzig seines Glaubens wegen. Er betete für den König und verzieh seinen Mördern. Sein geviertheilter Leichnam wurde von seinen Freunden bestattet. Die eine Hand besitzt das Benedictinerkloster St. Lorenz zu Ampleford, die andere die Kirche des hl. Cuth-

bert zu Durham. Ein besonderer Segen des Blutzeugen ruhte seither auf der Gegend, die er durch seinen Seeleneifer und sein frommes Leben heiligte. Niemals ist daselbst der katholische Glaube ausgerottet worden, und noch immer zeichnen sich die Umwohner von Ugthorpe durch einen besonderen religiösen Eifer aus. Bis auf diesen Tag singen die guten Leute in den armen Moorgründen das folgende schlichte Lied, welches ihr „heiliger Vater" sang, da er in den Kerkergewölben von York Castle sich nach dem Martertode sehnte:

„O guter Gott, o Heiland süß,
O Jesu, denk' an mich,
Und laß mich küssen deine Füß',
Dacht' ich auch spät an dich.

Sieh, lieber Herr, zu dir ich geh'
Mit Kummer und mit Scham;
Denn schau' ich deiner Wunden Weh,
Weiß ich: von mir es kam!

O süßer Herr, des Glaubens leih',
Der Liebe Flügel mir,
Daß ich mich schwing', vom Staube frei,
Hinauf, hinauf zu dir!

Dort ist ja Freude, wahr und stät,
Ohn' einer Klage Grund;
Doch hier nur Mühsal früh und spät,
Und Reue jede Stund'.

Nun findet meine Seele schal,
Was sie geliebt zuvor;
Nun flög' ich gern vom Erdenthal
Zum Herrn der Herrn empor.

Doch ach, die Last von Fleisch und Blut
Hält krank zurück mein Herz:
Trägt nicht die Gnade, höchstes Gut,
Gleich sink' ich erdenwärts.

So sehn' ich mich nach deinem Reich,
Und flatt're müd und matt,
Und finde, Noe's Taube gleich,
Mir keine Ruhestatt.

Mein müdes Fliegen, Jesu, schau'!
Gefällt's dir, strecke du
Die Hand mir aus der Arche Bau:
Nimm mich in deine Ruh'!"

Nur wenige Tage nachdem der greise Sänger des „Taubenliedes" die Fittige seiner reinen Seele zum Fluge nach der Heimath ausgebreitet

hatte, folgte ihm in Denbigh in Nord-Wales ein junger Priester aus dem Orden des hl. Franziskus zur ewigen Krone. Charles Mahony war ein Irländer. Er hatte auf dem Continente in einem Kloster seines Ordens (der Ort wird nicht näher bezeichnet) seine Studien gemacht und die heilige Priesterweihe empfangen und wollte nun nach der Heimath-insel zurückkehren, als ein Sturm das Schiff an die Küsten von Wales warf. Aus den Wogen rettete er sein Leben, nicht aber aus der Wuth der fanatisch aufgeregten Menge. P. Mahony wurde als Priester erkannt, verhaftet, zu Denbigh vor Gericht gestellt, da er sich freimüthig als Priester bekannte, zum Tode verurtheilt und am 12. August 1679 zu Ruthin hingerichtet. In seinem Ordensgewande schleifte man ihn zum Galgen. Er richtete die folgenden wenigen Worte an die Zeugen seines Todes:

„Da es Gott gefallen hat, daß ich den Martertod erleiden soll, so sei sein heiliger Name gepriesen; denn einzig für meine Religion sterbe ich. Ihr aber mordet mich wider alles Recht in diesem Lande, obschon ich mich als Priester bekannt habe. Denn niemals übte ich in England mein priesterliches Amt aus, bevor ich verhaftet wurde, und ihr habt mich verhaftet, als mich die See auf der Reise nach meiner Heimath Irland an diese Küste verschlug. Gleichwohl verzeihe euch Gott, wie ich euch verzeihe, und ich werde stets für euch beten, besonders für Jene, welche mir in meiner Noth beisprangen. Ich bete zu Gott, er wolle unsern König segnen, ihn vor seinen Feinden beschützen und ihn zum heiligen katholischen Glauben bekehren. Amen."

Das barbarische Urtheil wurde in seiner ganzen Strenge an dem Unschuldigen vollstreckt, und der Henker riß das noch zuckende Herz aus der Brust des jugendlichen Blutzeugen[1].

P. Joachim von der hl. Anna, vor seinem Eintritt in den Orden John Wall, wirkte unter den angenommenen Namen „Francis Johnson" und „Webb" am Seelenheile seiner Landsleute. Er stammte aus einer edeln Lancashire-Familie und war 1620 geboren. Sein jährliches Einkommen von 500 Pfd. Sterl. (10 000 Mark) hinderte ihn nicht, zunächst in Douay Priester zu werden und dann in den armen Orden des hl. Franziskus einzutreten. Kurz nach dem Ausbruche des Titus-Oates-Sturmes wurde er in Worcester verhaftet, vor einen Friedensrichter geführt und, da er den häretischen Treue-Eid nicht schwören wollte, zu Anfang December 1678 in den Kerker geworfen. Nach einer Haft von fünf Monaten, welche der fromme Ordensmann im Geiste des Glaubens freudig ertrug, wurde er als Priester vor die Assisen gestellt. Er

[1] Vgl. Challoner a. a. O.

vertheidigte sich sehr klug, und nur ein einziger Zeuge trat freiwillig gegen ihn auf. Dennoch sprachen ihn die Geschworenen schuldig, und der Richter fällte das bekannte Todesurtheil über ihn am 25. April 1679. „Gott sei Dank!" antwortete der Verurtheilte, „Gott schütze den König! Gott segne Ew. Lordschaft und diesen ganzen hochgeehrten Gerichtshof!" Der Richter verkündete, er wünsche das Leben des Verurtheilten zu erhalten und wolle an den König berichten. P. Joachim erzählt in seinem eigenen kurzen Berichte über die Verurtheilung:

„Gott sei Dank, regten sich keine rachsüchtigen Gedanken in mir, weder gegen den Richter wegen des Urtheils, noch gegen die Geschworenen wegen ihres Spruches, noch gegen einen der Zeugen. Meine Herzensstimmung, welche ich mit der Gnade Gottes immer zu bewahren hoffe, war so, daß ich sie ohne Ausnahme als meine besten Freunde betrachtete, welche ich auf Erden hatte, was sie auch gegen mich gethan oder gesagt. Und während der Richter das Urtheil verkündete, war ich, Gott sei Dank, so gefaßt, daß mich nichts in der Welt beunruhigte und ich freudig mich und die Welt Gott aufopferte. Nachdem der Richter sich entfernt hatte, kamen manche protestantische Herren und Edelleute, welche bei der Gerichtsverhandlung anwesend waren, zu mir und sprachen mir ihr Mitleid aus, obschon sie mich sonst persönlich nicht kannten. Ich dankte ihnen und sagte, es thue mir leid, daß sie mein Loos beklagten, während ich selbst mich darüber freute. Ich hätte meinen Glauben und meine Religion alle Tage meines Lebens bekannt und sei von ihrer Wahrheit so überzeugt, wie von der Wahrheit des Wortes Gottes, auf welches sie sich stützen. Auf sie baue ich das Heil meiner Seele, das ewige Leben und die Seligkeit, und ich wäre schlechter als ein Ungläubiger, wenn ich mich fürchtete, mein zeitliches Leben für diesen meinen Glauben hinzugeben, von welchem das ewige Leben abhängt. Ich sei bereit, morgen zu sterben, wie ich heute das Todesurtheil empfangen, und so freudig wolle ich sterben, als ob mir das größte Herzogthum zugesprochen wäre."

Wie so manche Andere, wurde auch P. Joachim nach London geschleppt und daselbst mit Oates, Bedloe, Dugdale und Prance confrontirt. Gar zu gerne hätte man ihn als einen der Verschworenen hingerichtet; aber man mußte den Plan fallen lassen. Wie allen Übrigen, wurde auch ihm Freiheit und Leben zugesichert, wenn er nur in seinen Aussagen dem Privy Council zu Willen gewesen wäre. „Ich erklärte ihnen aber, ich wolle mein Leben nicht um einen so theuren Preis erkaufen, wie durch eine Sünde", sagt P. Joachim in einem Briefe, den er an Mr. Trinder, einen Rechtsgelehrten, richtete. In demselben Schreiben heißt es:

„Es geschehe Gottes Wille! Je größer die Unbill und Ungerechtigkeit ist, in welcher die Menschen unsern Tod veranlassen, desto größer wird unsere

Herrlichkeit bei Gott im ewigen Leben sein. Es ist dieses die letzte Verfolgung, die in England stattfinden wird; so hoffe ich, Gott werde Allen seine heilige Gnade verleihen, dieselbe mit Nutzen zu bestehen. Alle diese Vorfälle sind seit lange geweissagt und werden in Erfüllung gehen, wie ich nicht zweifle. Doch werden wahrscheinlich noch Einige hingerichtet, und von diesen werde ich einer sein, wie ich fest glaube. Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, wohin mich seine Gnade bringen möge."

P. Joachim hatte Recht; der Titus-Oates-Sturm war die letzte blutige Verfolgung in England, und er selbst sollte ihr zum Opfer fallen. Man brachte ihn nach Worcester zurück; dort starb er am 22. August, am Tage der Octav von Mariä Himmelfahrt, 1679 durch Henkershand. Ein Ordensbruder des Blutzeugen, William Levison, durfte ihn einige Tage vor der Hinrichtung in seinem Kerker zu Worcester besuchen, bei welcher Gelegenheit er ihm die heiligen Sacramente spendete. Derselbe muthige Priester stellte sich, als das Urtheil auf „Red Hill" vollstreckt wurde, kühn neben den Untersheriff in die Nähe des Galgens und ertheilte dem Sterbenden die letzte Lossprechung. Der Platz seines Leidens war schon früher durch den Tod P. Oldcorne's S. J. und Br. Ralph Ashley's S. J. geheiligt, welche am 7. April 1606 als unschuldige Opfer der Pulververschwörung auf „Red Hill" grausam hingerichtet wurden. Die Überreste P. Joachims ruhen in Worcester auf St. Oswalds Kirchhof.

P. William Levison O. S. F., welcher P. Joachim im Tode beistand, erzählt uns, daß sein Bruder Francis Levison O. S. F., im Orden P. Ignatius von der hl. Clara, ebenfalls dem Titus-Oates-Sturme zum Opfer fiel. Derselbe starb im Gefängnisse am 11. Februar 1680, im 34. Jahre seines Alters. Nähere Umstände sind nicht bekannt.

In Hereford litt der ehrwürdige, achtzigjährige Weltpriester John Kemble (Kimble) den Tod durch Henkershand. Seit 1625, da er aus dem Colleg von Douay, nur drei Monate nach seiner Priesterweihe, nach England gesandt wurde, wirkte er 54 Jahre als Priester und Missionär in seiner unglücklichen Heimath. Vor seiner Verhaftung, welche zu Pembridgecastle stattfand, wurde der Greis gewarnt. Er sagte aber, er habe nach dem Laufe der Natur nur noch eine kleine Weile zu leben und er achte es für einen so großen Gewinn, wenn es ihm vergönnt wäre, für seinen Glauben zu sterben, daß er auf die Flucht verzichte. So wurde der edle Greis durch einen gewissen Kapitän Scudamore verhaftet und zu Hereford eingekerkert. Man schleppte ihn nach London, um ihn mit Oates und Bedloe zu confrontiren; da aber selbst diese Menschen nicht

wagten, den hochbetagten Mann einer Theilnahme an der vorgeblichen Verschwörung zu zeihen, schickte ihn Shaftesbury nach Hereford zurück, damit er dort als Priester gerichtet werde. Auf dieser Reise litt der durch sein Alter und seine harte Gefangenschaft gebrochene Greis unsäglich; so konnte er nur mit den größten Schmerzen und nur seitwärts zu Pferde sitzen, und mußte doch fast die ganze Reise im Sattel machen. Im Gefängnisse zu Hereford besuchten ihn die Kinder Kapitän Scudamore's, der ihn verhaftet hatte, oftmals; der Gefangene schenkte denselben Alles, was seine Freunde ihm schickten; Scudamore sei ja sein bester Freund auf Erden, pflegte er zu sagen, da er durch ihn zum Martertode gelange. Und selbst nach seinem seligen Ende fuhr er fort, den Kindern Scudamore's diese edle Feindesliebe zu bezeigen. Challoner erzählt, durch den Strick des Blutzeugen sei eines dieser Kinder von einem Halsleiden befreit worden, und ein anderes habe an seinem Grabe das Gehör wieder erlangt. — Der hochw. John Kimble wurde zu Wigmarsh am 22. August 1679 hingerichtet. Mit kurzen Worten erklärte er, daß er einzig seiner Religion wegen sterbe, bat um Verzeihung und verzieh Allen. Dem Henker reichte er die Hand, hieß ihn guten Muthes sein, denn er erweise ihm eine größere Wohlthat als Unannehmlichkeit; dann betete er still, wiederholte dreimal die Worte: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum“ (In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist) und starb nach einem langen und peinlichen Todeskampfe am Galgen. Der Henker hatte, wahrscheinlich in seiner Verwirrung, den Knoten des Strickes nicht richtig angebracht. Selbst die Protestanten, welche Zeugen seiner Hinrichtung waren, erklärten, sie hätten nie ein so edles und christliches Benehmen angesichts des Todes gesehen.

Diesen acht Männern, welche ihrer priesterlichen Würde wegen hingerichtet wurden, haben wir noch die Namen von zwei Helden beizufügen; der eine von ihnen starb im Kerker wenige Tage vor der bereits fest beschlossenen Hinrichtung; der andere aber wurde, wie ein glaubwürdiges Zeugniß berichtet, durch einen fanatischen Giftmischer ermordet.

William Lloyd, vielleicht ein Verwandter des zu Cardiff hingerichteten John Lloyd, war zu Brecknock in Süd-Wales einzig seines priesterlichen Charakters wegen zum Tode verurtheilt. Die Bestätigung war da und der Tag der Hinrichtung angesagt. Wie es scheint, war es auch das Fest der Octav von Mariä Himmelfahrt; er starb jedoch „sechs Tage vor der festgesetzten Hinrichtung“ in seinen Ketten, nahezu 70 Jahre alt. Er hinterließ den Entwurf einer Rede, die er bei seiner Hinrichtung

zu halten gedachte und welche nach seinem Tode gedruckt wurde; Challoner theilt dieselbe mit. Sie athmet eine große Liebe und Begeisterung für unsere Kirche und einen großen Seeleneifer. Wie alle übrigen Opfer der Titus-Oates-Verschwörung, betheuert auch er seine völlige Unschuld und verzeiht seinen Mördern. Seine Studien hatte William Lloyd auf der Universität von Paris gemacht und daselbst mit großem Beifall öffentlich Thesen aus der Philosophie und Theologie vertheidigt; am 26. April 1639 war er zum Priester geweiht worden.

P. Thomas Wilkinson endlich, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde am 12. Januar 1681 im Gefängnisse zu Morpeth vergiftet. Er starb erst 43 Jahre alt, war in Lancashire 1638 geboren und am 20. September 1667 in den Orden eingetreten. Vor seiner Gefangennehmung hatte er in den nördlichen Grafschaften, namentlich in Durham und Northumberland, an der Bekehrung seiner Landsleute gearbeitet. Bruder Foley theilt in den Records[1] das folgende Actenstück mit, welches im römischen Archive der Gesellschaft Jesu aufbewahrt wird und welches uns den Tod dieses Opfers fanatischen Hasses erzählt:

„Im Jahre unseres Herrn 1680, im 32. Karls II., wurde P. Thomas Wilkinson, ein Priester und Missionär unserer Gesellschaft, ein Mann von sehr strengen Sitten, hervorragend durch große Tugenden und allbeliebt durch seine seltene Bescheidenheit, während eine Verfolgung gegen die Katholiken raste, gefangen genommen. Lange Zeit war er den Schlingen und Nachstellungen der Häscher entgangen, welche Alles aufboten, um seiner habhaft zu werden. Endlich wurde er durch einen elenden Verräther ausgeliefert, der zur Strafe für diese That unstät auf Erden wurde. Man warf den Gefangenen in einen moderigen Kerker, und da hatte er sowohl des Verließes als seiner äußersten Armuth wegen Vieles und Bitteres zu erdulden; doch trug er Alles mit unbesiegbarer Geduld. Es zeigte sich eine Gelegenheit, die Freiheit wieder zu gewinnen; aber trotz des Übermaßes seiner Leiden und des Modergeruches seines Kerkers hielt er es für angemessener, diese Qualen um des Namens Jesu willen ferner zu ertragen, als seine Sicherheit selbst in erlaubter Flucht zu suchen. Es ereignete sich nämlich, daß das Gefängniß, in dem er schmachtete, durch einen furchtbaren Sturm gänzlich zerstört und zu Boden geworfen wurde. Seine Mitgefangenen, Diebe der gemeinsten Sorte, Spitzbuben und Landstreicher, benützten die allgemeine Verwirrung bei diesem Vorfalle und entkamen bis auf den letzten Mann. Er allein blieb und stellte sich am folgenden Morgen freiwillig den Behörden — ein Beweis seiner Unschuld und ein Beispiel, das selbst seine Feinde mit Grund beneiden. So wurde er ein zweites Mal eingekerkert, und obschon man ihn

[1] XII. p. 657 sq. Die Jahreszahl der Regierung Karls II. ist nach dem Tode Karls I., 1648, berechnet, wo nach der Legitimität seine Herrschaft begann.

dieſesmal freundlicher behandelte, hatte er doch seiner äußersten Armuth wegen große Entbehrungen zu erdulden. Nach mehrmonatlicher Haft stellte man ihn vor Gericht und klagte ihn, wie üblich, als Priester und Jesuiten des Hochverrathes an; da aber keine Zeugen zum Beweise der Anklage erschienen, stellte man, Recht und Gerechtigkeit zum Hohne, seinen Proceß für die folgenden Assisen zurück und behielt ihn im Gefängnisse. Man nimmt an, sein Tod sei von seinen Feinden aus Ärger über den mißglückten Proceß und aus eingefleischtem Hasse gegen den katholischen Glauben beschlossen worden. Er trug sich also zu. P. Wilkinson fühlte sich unwohl und bat um den Beistand eines Arztes. Sofort besuchte ihn ein Bader, ein Mann von schlechtem Rufe, ein geschworener Feind aller Katholiken, namentlich aber der Jesuiten. Er fühlte seinen Puls und soll dann gesagt haben, er wolle ihn rasch von allen Schmerzen und Qualen befreien. Er hielt sein Wort; denn statt einer Arznei gab er ihm Gift, welches in wenigen Stunden den Tod herbeiführte. P. Wilkinson machte seiner Gewohnheit gemäß seine Morgen-Gewissenserforschung; da fühlte er plötzlich eine eisige Kälte über sich kommen. Dazu trat ein heftiger Bluterguß aus fast jeder Ader seines Körpers, der nicht zu stillen war und selbst nach seinem Tode noch andauerte. Er starb rasch, gegen 1 Uhr Mittag, vier Stunden nach Genuß des Giftes. Die Wahrheit dieses Ereignisses wird von sämmtlichen Augenzeugen bestätigt, und es waren viele zugegen und Männer vom besten Rufe, seine Mitgefangenen um des Glaubens willen. Dieser Umstand ist sehr glücklich; denn seine Feinde versuchten dem Volke den Glauben beizubringen, der Pater habe Hand an sich selbst gelegt, und während sogar sie bei Lebzeiten ihn als einen heiligen Mann gepriesen, schmähten sie ihn nach seinem Tode als einen Selbstmörder und verweigerten ihm ein christliches Begräbniß. In der That begruben sie ihn auf einer Dungstätte unter dem Toben und Lästern eines fanatischen Pöbels, der alle erdenkliche Art von Schmutz auf sein Grab häufte. Ich selbst, William Riddell, war Augenzeuge dieser schmachvollen Behandlung. So gaben sie sich alle mögliche Mühe, das Andenken dieses heiligen Mannes auf immer auszutilgen; doch das Gedächtniß des Gerechten lebt im Segen, während die Frevler in ihren Frevelthaten zu Grunde gehen. Das sollte in Erfüllung gehen; denn nicht viele Wochen später wurde derselbe Bader von einer tödtlichen Krankheit befallen, legte, wie erwiesen, Hand an sich selbst und wurde ebenfalls des christlichen Begräbnisses beraubt. Endlich fügte es die Vorsehung zur Rechtfertigung ihres getreuen Bekenners, daß zehn Jahre später sein Leib ausgegraben wurde; man fand ihn vollkommen unversehrt, weiß und biegsam, wie den Leib eines Lebenden, während das Leintuch, in das er eingehüllt war, und der Sarg vollständig vermodert waren. P. Thomas Dicconson, Priester und Missionär aus unserer Gesellschaft (Jesu), sah und berührte den Leib und bezeugt diese Thatsache."

Soweit das römische Document über den heiligmäßigen Tod dieses Bekenners Christi.

Acht Priester bestiegen also in den Monaten Juli und August 1679

in verschiedenen Grafschaften Englands das Blutgerüst aus keiner anderen Ursache, als weil sie Priester waren und am ewigen Heile ihrer Landsleute arbeiteten; ein neunter starb in den Ketten, bevor er zum Galgen geschleppt werden konnte, und ein zehnter endlich trank den Giftbecher, den ihm der Sectenhaß credenzte. Die Glücklichen! Der Herr hatte ihnen ein milderes Loos bereitet, als ihren Brüdern, die, freilich zum Scheine nur, nicht als Priester, sondern als gemeine Verbrecher zum Galgen geschleppt wurden, und einen schnelleren Sieg, als den vielen unbekannten Bekennern, die zwar zum Tode verurtheilt, dann aber zu ewigem Kerker „begnadigt" wurden, und die erst nach jahrelangen Leiden in den Ketten starben.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Neue Funde alter Höhlen.

(Schluß.)

Die drei Fragen: Wer hat unsere künstlichen Höhlen erbaut? wann und wozu? sind zu innig in einander verwachsen und heute noch mit zu vielem Dunkel umwoben, als daß jede gesondert sich darlegen ließe. Wir wollen deßhalb die verschiedenen Erklärungsversuche einfach der Reihe nach prüfen und so dem Leser ein Urtheil darüber ermöglichen, wie weit diese Fragen eine Beantwortung gefunden haben.

Die allgemeine Volksmeinung lautet dahin, die Erdställe seien zur Zeit der Schweden- und Türkennoth angelegt worden als Zufluchtsstätten zur Bergung von Leib und Leben, von Hab und Gut. Unter allen Erklärungen steht wohl diese auf den schwächsten Füßen. Daß die Erdställe in früheren Zeiten ausgegraben worden, offenbaren unabweisbar die vorgefundenen Jahreszahlen (vgl. S. 267). Ja, sollte die Jahreszahl 1190 vor der Kritik bestehen, so könnte auch nicht mehr an eine Anlage zur Zeit der Hussitenkriege gedacht werden. Wir haben indessen gar nicht nöthig, auf Jahreszahlen uns zu stützen. Ein Jeder, der von den genauen Planzeichnungen und Detailbeschreibungen des P. Karner Einsicht nimmt, wird an solche Zufluchtsstätten überhaupt nicht länger glauben können. Es ist allerdings richtig, daß kein Angreifer es wagen

durfte, auf dem Bauche kriechend die engen, wirr verzweigten Zugangsröhren mit Gewalt zu nehmen. Jeder Feind hatte es aber in der Hand, durch Feuer, Rauch und Stickluft die innen Weilenden mit leichter Mühe zu vernichten, ganz ebenso, wie heute der Landwirth mit Schwefeldampf die Feldmäuse auf weite Strecken hin in ihren unterirdischen Gängen in kürzester Zeit zu tödten versteht. Auch im Hinblick auf die nothwendige Beweglichkeit und Wohnlichkeit für die Bedrohten zur Zeit plötzlich hereinbrechender Gefahr sind diese Höhlen so ungeschickt und unzweckmäßig als nur möglich angelegt und ausgeführt. Wäre ferner die Erlangung geeigneter Verstecke die erste Veranlassung zu ihrer Herstellung gewesen, so würde man nicht überall auf dieselbe Bauart und ganz gewiß nicht auf die überall in gleicher Weise wiederkehrenden Details verfallen sein. Ich erinnere hier nur an die Fünfeck-Form des Gangverlaufes (S. 26), an die hübsche Wölbung in Spitz- und Rundbogen, an die symmetrische Vertheilung der sogenannten Graburnen-Nischen u. s. w. A. Endlich bemerkt Dr. Much sehr richtig: „Seit den Kriegen Roms gegen Deutschland fehlt uns jede Nachricht, daß man sich in eigens gemachte künstliche Höhlen geflüchtet habe; bewegliche Sachen und Lebensmittel wurden allerdings im ‚Thung' oder in Erdlöchern geborgen, die aber mit unseren Höhlen nicht zu vergleichen sind. Die Familien und die Heerden suchten bei den Germanen zu allen Zeiten und bis zum letzten österreichisch-preußischen Kriege herab ihre Zuflucht im Walde oder, wo es anging, im Sumpfe."

Hiermit wollen wir jedoch keineswegs in Abrede stellen, daß die aus ganz anderen Motiven erbauten Höhlen später im Falle der Noth bisweilen als Zufluchtsorte aufgesucht worden sind, zumal, nachdem Kammern und Gänge vorher erweitert und überhaupt zu dem Zwecke besser eingerichtet waren. Thatsächlich geschah dieses noch im Jahre 1866 und ist es gewiß auch früher zur Zeit hereinbrechender Kriegsgefahr geschehen (S. 268). Die Volksmeinung hat somit die zufällige Benützung dieser Höhlen mit ihrem ursprünglichen Zwecke verwechselt.

Nicht viel weniger unhaltbar und ganz oberflächlich erscheint die Meinung jener, welche in diesen Höhlen entweder gleichaltrige Anhängsel zu den Kellern der Wohnhäuser erblicken, mit denen sie im Zusammenhange stehen, oder die ursprüngliche Form von Kelleranlagen früherer Jahrhunderte. Dazu passen einmal die aufgefundenen Bauverhältnisse ganz und gar nicht, ebenso nicht ihr Vorkommen an einsamen, abgelegenen Orten, wie z. B. in unzugänglichen Waldschluchten. Sodann hat P. Kar-

ner für mehrere Fälle zweifellos feststellen können, daß man diese Bauten beim Anlegen von Kellern zufällig und als längst vorhandene Sache aufgefunden, daß sie durch den Bau von Wohnhäusern vielmehr verschüttet, versperrt und geradezu zerstört worden sind. Kelleranlagen sind sie also nicht, und es reicht ihr Ursprung in weit höhere Zeiten hinauf, als derjenige der Gebäude, die jetzt über ihnen stehen.

Eine dritte Erklärung stempelt die Erdställe zu unterirdischen Wohnungen frühzeitiger Insaßen in den Ländern an der Donau und March. Ihr scheinen viele Thatsachen das Wort zu reden. Eine Thatsache ist es zunächst, daß von den urältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag gerade der Lößboden wegen seiner reichen und zähfesten Beschaffenheit, wegen seiner Trockenheit und schlechten Wärmeleitung in allen Ländern die Menschen angelockt hat, in der Erde sich einzunisten. Schon die Mammuthjäger, die ältesten Bewohner Europa's, gruben sich dort, wo ihnen keine natürlichen Höhlen zu Gebote standen, künstliche Löcher in den Löß. Die von Graf Wurmbrand bei Joslowitz an der österreichisch-mährischen Grenze aufgefundene Lößhöhle liefert hierfür ein ganz naheliegendes Beispiel. Wir können es mit Dr. M. Much für wahrscheinlich halten, daß die ersten künstlichen Wohnungen der europäischen Urbewohner Erdhöhlen waren, welche sie, durch die anderwärts vorgefundenen Höhlen angeregt, sich selbst gegraben haben. Wenn die ebene Oberflächengestaltung die Anlage von Höhlen in Thalwänden mit seitlichem Eingange nicht erlaubte, dann haben sie Erdlöcher in die Tiefe gegraben. Ganz natürlich ist es ferner, daß die Geschicklichkeit, künstliche Höhlen anzulegen, im Laufe der Zeit sich vervollkommnet hat, und daß die Höhlen, die ursprünglich nur ein gesichertes Unterkommen gegen die Unbilden der Witterung und der Kälte gewähren sollten, nach und nach auch zu verschiedenen anderen Zwecken eingerichtet wurden. Wir besitzen geschichtliche Überlieferungen, welche mehr oder weniger deutlich dieses bestätigen. In einem uralten, bulgarischen Gedichte [1], das nach Inhalt und Zeit der Entstehung weit in die heidnische Vorzeit zurückreicht, wird des Sonnengottes Ehe mit der Königstochter Wylkana besungen und in klarster Weise der Gebrauch der Südslaven, in Höhlen zu hausen und darin die Speisevorräthe einzuheimsen, ausgesprochen. Der Sonne

[1] Dasselbe ist dem „slavischen Veda" von Werkowić entnommen, deren anfangs angezweifelte Echtheit durch neuere Funde in Klöstern sich immer mehr herausgestellt hat. Vgl. „Zeitschrift für vergleichende Literatur". Klausenburg 1879. V. XLIV, wo L. Podhorszky aus Paris das Betreffende mittheilt.

Schmollen wegen der neun Jahre langen, spröden Zurückweisung, die sie durch Wylkana erfahren, wird also geschildert:

„Nicht erschien drei Wochen lang die Sonne
Licht und Wärme spendend auf der Erde,
Und die Erde hüllt' in schwarz Gewand sich,
Daß kein Mensch die Höhle konnte lassen
Und sich auf das weite Feld begeben;
Schon vorüber war die Zeit des Sommers
Und noch gar kein Vorrath in den Höhlen."

Als endlich auf Anrathen des Mondes Wylkana durch List entführt und auf einer Sternenschaukel in den Himmel hinaufgeschwungen worden, redet die beglückte Sonne zu ihrer Mutter also:

„‚Jetzt bin ich erfreut in meinem Herzen!
Will auch wieder jetzt am Himmel scheinen,
Licht und Wärme spendend auf der Erde,
Daß die Höhlen jetzt das Volk verlasse
Und die Ernte in die Höhlen speich're.'
Als vollendet ihre Red' die Sonne,
Hub sie an zu scheinen hoch am Himmel,
Licht und Wärme spendend auf der Erde;
Und da nun die Erde sie beleuchtet,
Machten sich die Könige auf und zogen,
Bis in ihre Höhlen sie gelangten,
Um zu ernten weißes Kraut, gereiftes,
Und es in die Höhlen einzuheimsen."

Ähnliche Anspielungen auf Höhlenbenützung begegnen uns in einer Reihe der ältesten Geschichtschreiber. Varro sagt von den Barbaren an der unteren Donau: „Einige haben ihre Getreidebehälter in der Erde in Form von Höhlen, die sie ‚sirus' nennen."[1] Dasselbe berichtet Plinius[2] und Curtius[3], sowie bezüglich der alten Germanen auch Tacitus[4].

---

[1] De re rustica, 1. 57.

[2] Historia naturalis, 18. 30.

[3] Er schreibt von den Bactrianern: „Tritici nihil, aut admodum exiguum reperiebatur. Siros vocabant barbari, quos ita sollerter abscondunt, ut nisi, qui defoderunt invenire non possint. In iis conditae fruges erant."

[4] Germania, 16. „Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus." „Tunc", Thung, ohne Zweifel abgeleitet von tunga (Dünger), bedeutet daher auch im Althochdeutschen eine mit Dünger bedeckte Stätte zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, und allgemein eine Höhlung in der Erde. Es bedeutet speciell auch das Webegemach der Frauen, denn dieses befand sich, wie Plinius berichtet (l. c. 19), nicht bloß in Germanien, sondern auch in Italien in Gruben unter der Erde.

Wenn ferner richtig ist, was Jakob Grimm hervorhebt[1], daß vom besagten Worte „sirus“ in der altsächsischen, althochdeutschen und ungarischen Sprache Ableitungen erhalten geblieben sind, die auf die Bestattung der Todten Bezug haben, so dürfen wir wohl hieraus abnehmen, die sirus oder unterirdischen Höhlen seien in späteren Perioden nur noch den Todten reservirt worden, nachdem es die Lebendigen vorziehen gelernt hatten, in luftigeren Hütten und Häusern über der Erde zu verweilen.

Auch heute noch hat sich in Niederösterreich dort, wo in Lößgegenden Weinbau getrieben wird, der Gebrauch erhalten, Weinkeller in den Löß zu treiben. Ebenso sind daselbst zahlreiche Höhlungen zum wirklichen, wenn auch nur zeitweiligen Aufenthalt der Menschen angelegt worden, und zwar nicht nur in Gestalt bedeckter Gruben zum Aufenthalte für Feld- und Weinberghüter, sondern auch seitlich gegrabene Erdhöhlen, sogen. „Hauerlucken“, die mit Fensterchen, Nischen und Sitzen versehen sind zum Unterstand der Winzer bei plötzlichem Unwetter oder auch während der Mahlzeit und während der Rast bei der Mittagssonne. Ja sogar beständige Wohnungen trifft man dort im Löß.

Die ausgedehnteste und großartigste Verwendung zu Wohnungen findet der Lößboden heutigen Tages noch in China, wie die Berichte und Bilder des Freiherrn von Richthofen in seinem Prachtwerke „China“ (1877—1882) ausweisen[2]. Millionen von Menschen leben in den Nordprovinzen des himmlischen Reiches in Höhlen, die sie vom Fuß der Lößwände aus in die Erdterrassen gegraben haben. In diesen Wohnungen gibt es die verschiedensten Abstufungen von einer einfachen Höhle bis zu wahren Lößpalästen, die viele Abtheilungen besitzen, mit gebrannten Ziegeln ausgewölbt und mit einer hoch aufgebauten, architektonisch verzierten Façade aus demselben Material versehen sind. Von großer Dauerhaftigkeit, wie sie sind, hat gar manche Höhle durch Jahrhunderte hindurch derselben Familie zum Wohnsitze gedient. Es soll auf den Fremdling einen seltsamen Eindruck machen, wenn er in den ebenen Gegenden an der Grenze der Mongolei, in Shan-si, Shen-si oder Tshi-li auf einem fruchtbaren, reich angebauten Thalboden weit und breit kein Haus erblickt. Vergebens fragt er sich, wo die Leute, die diese Arbeit verrichtet, wohl leben, bis er an die Lößwand, die das Thal seitlich begrenzt, herantritt. Hier wimmelt es mit einemmale wie in einem auf-

---

[1] Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Bd. I. S. 164. So heißt sír im Ungarischen Grab, sírásó Todtengräber.

[2] Bd. I. S. 56 ff.

gestörten Bienenschwarm. Überall strömen die Menschen aus dem Innern der gelben Erdwände.

Im Hinblick auf solche Thatsachen ist man gewiß berechtigt, die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, unsere Erdställe könnten vielleicht eine Art solcher Troglodyten-Wohnungen gewesen sein. Wir werden an derselben jedoch nur so lange festhalten können, als wir die Erdställe nur so im Allgemeinen für unterirdische Höhlensysteme ansehen. Sobald wir ihre sonderbare concrete Gestaltung, ihre speciellen Einzelheiten genau betrachten, zerrinnt wieder wie Schaum jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie ihrer ersten Bestimmung nach zu Wohnungen gedient haben. Ihre Construction weicht ganz und gar von allen jenen Höhlen ab, die nachweislich zu einem derartigen Zweck verwendet worden sind und noch verwendet werden. Man erinnere sich nur wieder an die engen, wirr durcheinander laufenden Schlupfgänge, an die kleinen Kämmerchen, die meist so beschränkt sind, daß man nicht begreift, wie Menschen mit normalem Körperumfang sich in ihnen zurechtfinden könnten. Nur mit Anstrengung aller Leibeskräfte ist es möglich, von einer Kammer zur anderen sich durchzuarbeiten, und in den Kammern selbst kann man sich kaum drehen und wenden, oft auch nicht einmal aufrecht stehen. Wie sollen da ganze Familien jahraus, jahrein hier gehaust haben können, ganz abgesehen davon, daß wohl auch die Luft durch den gleichzeitigen Aufenthalt mehrerer Personen in kürzester Frist gründlich verdorben worden wäre?

Ein Zufall wollte, daß ein interessantes Ereigniß im Jahre 1866, die Bewohnbarkeit der Erdställe zu erproben, Gelegenheit bot. Als das Gerücht umlief, die Preußen würden alle jungen Männer ausheben und zum Dienste pressen, da flüchteten sich viele in die Wälder oder wo sie sich sonst sicher glaubten. Einer aber erinnerte sich der unterirdischen Refugien und verkroch sich mit drei Kameraden unter die Erde. Da saßen nun die Vier im Erdstall allerdings wohl geborgen. Obgleich jedoch dieser eine Dampfröhre hatte, ward es den kräftigen Burschen doch bald so unbehaglich in dem Loche, daß sie es vorzogen, in die preußische Gefangenschaft zu fallen, was denn auch geschah[1].

Wie leicht hätte man diesen Übelständen abhelfen können, wenn man die Gänge kürzer, höher und weiter, die Kammern geräumiger gemacht, wenn man zahlreichere und ausgiebigere Communicationen mit der Atmosphäre hergestellt hätte. Die Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Bauten

[1] Dieß berichtet Dr. Much, Gäa 1879, Bd. XV. S. 418.

würde dabei, wie die chinesischen Lößwohnungen beweisen, nicht gelitten haben. Wozu ferner alle jene sonderbaren Einrichtungen, die es darauf anlegten, das Vorankommen in den Gängen zu hindern? wozu überhaupt diese langen Gänge und ihre vielfältige Verzweigung, wenn die Wohnlichkeit der oberste Zweck der Bauten gewesen sein soll? und so noch vieles Andere. Aus den eben angeführten Gründen konnten sie selbstverständlich auch nicht zum Unterbringen von Vieh oder zur Bergung anderer Habseligkeiten gemacht worden sein.

An Wohnungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes darf somit nicht gedacht werden. Sollten aber diese Höhlen nicht vielleicht Aufenthaltsorte jener strengen Büßer gewesen sein können, die während früherer Jahrhunderte in großer Zahl zeitlebens in enge, vielfach unterirdische Zellen sich bannen ließen und darum Inclusen oder auch Reclusen genannt wurden? Es ist dieses ein Gedanke, auf den ein tüchtiger Archäologe uns führte. Daß durch Fasten und harte Buße abgehagerte Gestalten, die nur darauf ausgingen, aus Liebe zu Gott und im Hinblick auf das Jenseits hienieden sich das Leben möglichst zu erschweren, in den Erdställen heimisch werden konnten, wäre allerdings eher annehmbar. Andererseits fehlt es auch nicht an thatsächlichen Gründen, die man für diese Ansicht geltend machen könnte. Nachweisbar verbreitete sich diese strenge, der heutigen verweichlichten Generation kaum begreifliche Lebensart der Inclusen vom vierten Jahrhundert an mehr und mehr im Abendlande und erreichte ihren Höhepunkt im elften und zwölften Jahrhundert. Sie bezogen in der Nähe von Klöstern, Kirchen und Dörfern oder auch unter denselben schon bei Lebzeiten bald einzeln, bald mehrere zusammen, für immer ihr Grab[1]. Auf ihre weite Verbreitung und Allgemeinheit können wir daraus schließen, daß eine Reihe von Concilien sich mit ihnen beschäftigte[2] und daß verschiedene Lebensregeln für sie ver-

---

[1] Vgl. Dufresne Du Cange, Glossarium ad scriptores med. et infim. latinitatis, zum Worte: inclusi et inclusagium. Daselbst wird unter Anderem von einem Abte Leonianius berichtet, der mit 60 Untergebenen in Vienne sich einschließen ließ und über 40 Jahre so in der strengsten Abgeschiedenheit zubrachte, ohne deßhalb die Leitung seiner Mönche und Inclusen aufzugeben („ita ut juxta cellam quam plurimos monachos rexerit, monachos vero ambitu Monasterii infra urbem inclusos ad sexagenarium numerum mirabili ordinatione paverit et disciplinariter custodierit“).

[2] So die Concilien von Venedig (465), das Agathensische (680), das von Toledo (684), das Trullanische (692), das von Frankfurt (794), das Lamethensische (1313).

faßt wurden [1]. In Fulda bestehen heute noch unter der St.-Michaelis-kirche, die 820—821 erbaut worden, die vier Wohnkämmerchen, welche, wie die Jahrbücher des Fuldaer Klosters ausweisen, früher Mönchen durch viele Jahre hindurch zum ständigen Aufenthaltsort gedient haben, so dem Mönche Animchadus während 24 Jahren [2]. Diese Inclusen des Abendlandes sind nur ein Nachklang jenes bewunderungswürdigen Anachoretenlebens, das in dem großen Antonius, dem Einsiedler und „reinsten Ideale des Mönchthums“, am Ausgang des dritten Jahrhunderts inmitten der thebaischen Wüste zwischen den Trümmern und Gräbern des alten Pharaonenreiches urkräftig aufkeimte und rasch zu einem lebensvollen, weitausladenden Baume sich entfaltete und vom hl. Basilius durch Vorderasien, Griechenland und in den Ländern am Schwarzen Meer verbreitet wurde. Denn von den zahllosen Schülern dieser heiligen Ordenspatriarchen lebten die einen in Genossenschaften, andere als Einsiedler an einsamen Stätten, in abgelegenen Höhlen und Grotten. Könnten diese frommen Höhlenbewohner von der unteren Donau nicht bis Niederösterreich, Mähren und Oberbayern hinauf sich ausgebreitet haben? Gewiß sehr merkwürdig in dieser Hinsicht ist dasjenige, was Dr. Wankel über die „Petschery“, d. i. über die Kirchen mit unterirdischen Gängen, Labyrinthen, Zellen und Kapellen neuerlich mitgetheilt hat, die in dem Löß am Dnjepr ausgegraben sind [3]. Diesem Fluß entlang sollen überhaupt viele künstliche Höhlenwohnungen liegen, und „auf der taurischen Halbinsel werde man geradezu überrascht durch die Hunderte von Höhlen, welche die Wände des taurischen Kalkgebirges durchziehen und in denen noch Menschenskelette liegen“. Kein Wunder, wenn da die Gesellschaft der russischen Anthropologen das Labyrinth der Petschery „mit stillem Grausen durcheilte“. „Es sollen nun diese Petschery nach den dortigen Überlieferungen um das Jahr 1017 von dem hl. Antonius dem Anacho-

[1] Solche werden mitgetheilt von Matthäus Raderus in seiner „Bavaria Sancta“, von Holstenius im Codex Regularum monasticarum (tom. I. p. 418 et tom. II. p. 281), in Cl. Fleurii Historia ecclesiast. auct. Brunone Parode O. S. B. (tom. XIII. p. 53 [für das Jahr 893]).

[2] E. Förster, Denkmale deutscher Baukunst. Text Bd. VI. S. 61 ff. und die dazu gehörigen 2 Tafeln.

[3] Skizzen aus Kiew, im fünften Bande der „Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien“, S. 3 ff. Auf diese Thatsache hat bereits P. Karner hingewiesen, der zur Beurtheilung seiner Forschungsergebnisse Vergleichungspunkte aus der Literatur von allen Seiten her gesammelt hat.

reten gegründet worden sein."[1] Sie scheinen aber auch, insoweit als so allgemeine Angaben einen Vergleich gestatten, auffallend mit unseren Lößhöhlen übereinzustimmen, zumal nachdem auch P. Karner in dem einen und anderen Falle eine unmittelbare Verbindung mit Kirchen constatiren konnte. So führte zu den Höhlen in Oberstinkenbrunn eine Treppe unterhalb des Kirchenbodens, die man vor Jahrzehnten ganz zufällig beim Wegräumen des Kirchenpflasters entdeckte; ebenso verbreiten sich die Erdställe von Unter-Retzbach unter einem Hügel, auf dem die Kirche und Schule des Ortes stehen, erstere umgeben vom Friedhofe und der Tradition zufolge dereinst versehen mit einem Abstieg zum Erdbau. Auch unter den bayerischen Erdställen winden sich einige in Hügeln herum, deren Plateau eine Kapelle oder Kirche trägt. So wäre denn von dieser Seite her wirklich eine Brücke geschlagen von den Einsiedlern der früheren Jahrhunderte zu den österreichischen Höhlenbauten; ob ihr nur der Werth einer luftigen Scheinbrücke zukomme oder aber wirkliche Tragkraft, das müssen weitere Forschungen lehren. — Uns will, offen gestanden, die Anlage der Höhlenbauten für so einfache Mönche zu gekünstelt, sowie ihre Gangverschlingungen viel zu verwickelt und zwecklos vorkommen; auch können wir manche Einzelnheiten, wie die Vertheilung der Lichtnischen und der sogen. Urnennischen, mit den Bedürfnissen solcher Büßer nicht zusammenreimen. Die allerdings sehr dürftigen Notizen, die wir über die Beschaffenheit wirklicher Inclusen-Wohnungen fanden, scheinen gleichfalls Zellenanlagen im Auge gehabt zu haben, die nach einem ganz anderen Plane ausgeführt waren, als die Erdställe. Die in letzteren vorgefundenen Mönchsnamen und das ausgemeißelte Kreuzesbild endlich dürften nach dem, was wir oben darüber gesagt haben, auch nicht geeignet sein, die eben vorgetragene Meinung zu stützen. Dasselbe ist zu sagen von den offenbaren Anzeichen eines christlichen Cultus in der Höhle zu Reichersdorf in Oberbayern. Dieser eigenthümliche Erdbau, in den man nur von einem Senkbrunnen aus einsteigen kann, zeigt eine mit Bruchsteinen aus-

[1] Dieses wird jedenfalls dahin gedeutet werden müssen, daß Einsiedler, die nach der vom hl. Antonius eingeführten Regel lebten, ihre Gründer gewesen. Auch in Palästina führen die noch heute dort vorkommenden Anachoreten und Eremiten, obwohl sie die Regel des hl. Basilius befolgen, ihren Ursprung unmittelbar auf den hl. Antonius zurück, ja lassen ihn selbst persönlich in ihren Niederlassungen verweilt haben. Vgl. Msgr. Mislin, Die heiligen Orte (Bd. I. S. 416 ff.), und Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (Bd. I. S. 301). — Durch Privatmittheilungen erfuhr P. Karner von einem Kaufmann aus Odessa, daß auch dort ganz ähnliche Höhlenbauten angetroffen werden, wie am Dnjepr.

gemauerte Kapelle; in der Rückwand der letzteren steht das aus Tuffstein gemeißelte Bild der hl. Barbara und in die Wände der Gänge sind kleine Kreuze eingebrannt. Denn Kapelle und Kreuze sind auch hier ohne Zweifel jüngeren Datums, als der Erdstall, in dem sie vorkommen[1]. — Wir kommen somit zum Schlusse, daß von solchen außergewöhnlichen Wohnungen ebenso wenig die Rede sein kann, wie von gewöhnlichen.

Dieses behaupten wir indessen nur von den Erdställen im Allgemeinen insofern, als der weitaus größte Theil der Kammern und Kammersysteme zum Wohnen absolut nicht taugte. Für einige wenige Kammern und einzelne Höhlenpartien scheint uns das Gegentheil geradezu wahrscheinlich und möchten wir diese Möglichkeit nicht, wie Dr. Much, für alle Fälle von der Hand weisen. Das schon oben (S. 262) erwähnte Vierkammer-System, das, einsam in der wilden Waldschlucht des „Kohlgraben" gelegen, seinen Eingang oben an einer fast senkrechten, zehn Meter hohen Wand den Blicken vollständig entzieht, macht auf uns ganz den Eindruck einer wahrhaftigen Wohnstätte. Durch seine Rundform, durch den Mangel längerer Gänge, durch die eigenthümliche Combination seiner Kammern und seine sonstige Einrichtung nimmt es aber auch eine bemerkenswerthe Sonderstellung ein. Die drei vorderen, mit Bänken wohlausgerüsteten, durch ein höchst kunstvolles Rundgewölbe oben abschließenden Gemächer stoßen alle ohne Verbindungsgang unmittelbar aneinander und wurden gemeinsam von einem einzigen Lämpchen in der hübschen Lichtnische an dem zur Mitte vorspringenden Rundpfeiler erleuchtet; sie waren — wie wir glauben — zum Aufenthalte während des Tages bestimmt. Der tiefer hineinliegende, durch ein kurzes Gangstück mit den Wohnräumen verbundene Alkoven dagegen sammt seinem schon früher erwähnten Ruhebett war für die Nacht reservirt. Die Größenverhältnisse sind freilich auch hier recht bescheiden: die drei Wohnzimmerchen messen bei einer Höhe von 1,6 m auf ihrer Sohle zusammen nur

[1] In dem Sockel der Barbara-Statue liest man die Buchstaben W. U. G. Z. H. W. Diese beziehen sich nach der Conjectur des Herrn Pfarrers Christl auf die altadelige Familie der Grafen von Hohen-Waldeck, die einst auf Hohen-Waldeck ihren Sitz hatten, und würden heißen: Wilhelm Und Georg Zu Hohen Waldeck. Wilhelm und Georg, die Waldecker, waren aber zwei Brüder und erscheinen urkundlich im Jahre 1392. Nach einem schon 1640 geschriebenen, ungedruckten Manuscripte, das genaue Rechenschaft von diesem Erdbau gibt, war sein Ausgang früher hinter dem Altare der Kapelle, die auf dem Plateau über dem Höhlenbau liegt, woselbst nach der Sage einst ein Götzentempel gestanden haben soll.

12 qm. Auf Bequemlichkeit hatte man es also auch hier gewiß nicht abgesehen. — Es ist überhaupt auch dieses ein schätzenswerthes Verdienst des P. Karner, durch seine genauen Aufnahmen und Beschreibungen außer Zweifel gestellt zu haben, daß nicht alle Theile der Höhlen demselben Zwecke gedient haben, da offenbar die abweichende Construction derselben ihren Grund in der abweichenden Bestimmung hatte.

Mit den meisten Forschern, die über die bayerischen und österreichischen Höhlen sich ausgesprochen haben, gibt auch P. Karner jener Ansicht den Vorzug, welche dieselben für Grabstätten erklärt. Im Besonderen neigt er zur Auffassungsweise hin, die Nilson in seinen Schriften über „das Bronzealter" und „das Steinalter" niedergelegt hat. Nach dieser wäre „die erste Wohnung des Menschen eine Höhle — natürlich oder künstlich — gewesen; die Höhlen hätten dann später, als die Menschen anfingen, sich Hütten und Häuser zu bauen, nur mehr zu Wohnungen für die Todten, mithin als Grabstätten, und da diese als heilig betrachtet wurden, zugleich als Cultstätten gedient". So — meint P. Karner — „ließe sich erklären, daß über den ursprünglichen unterirdischen Anlagen im Laufe der Zeit die oberirdischen Ansiedelungen sich entwickelt, daß dabei die Zugänge zu den unterirdischen theilweise erhalten blieben und daß über den unterirdischen Cultusstätten mit ihren Ausgängen auf den Höhen der Hügel sich christliche Kirchen erhoben haben, wie dieses in Wullersdorf, Stinkenbrunn, Glaubendorf, Nußbach und Netzbach der Fall ist". Abgesehen von einer systematischen Metamorphose der ersten menschlichen Höhlenwohnungen in Grab- und Cultstätten und von der systematischen Verknüpfung dieser mit den christlichen Kirchen, die uns nicht ohne Bedenken zu sein scheint und jedenfalls mit Vorsicht aufgenommen werden muß, dürften allerdings unsere künstlichen Höhlenbauten noch am zutreffendsten mit den Grabdenkmalen der Vorzeit sich vergleichen lassen.

Daß man in früheren Jahrhunderten die Gräber der Todten weit mehr in Ehren hielt, als in unseren Tagen, daß man auf ihre Herstellung viel mehr Zeit, Geld und Mühe aufwandte, bezeugen laut und klar Tausende von Thatsachen, die aus der grauesten Vergangenheit bis in unsere Gegenwart hineinreichen. „Soweit der Blick der Forschung in die Vergangenheit zurückreicht, erscheint die Liebe und Sorge der Lebenden den Todten zugewandt. Nicht nur Culturvölker, auch Barbaren haben die Bestattung mit feierlichem Ceremoniell umgeben und dem Grabe den Charakter eines Monumentes verliehen. Keinerlei Überlieferungen

und Gesetze waren bei den Griechen so heilig als diejenigen, welche die Ehre des Todten betrafen, keine Sünde schwerer wie die an einem Verstorbenen begangene, sei es aus Fahrlässigkeit oder böser Absicht, durch That oder lästerndes Wort. In Athen hatten Bewerber um höhere Staatsämter den Beweis zu erbringen, hinsichtlich einer geziemenden Bestattung ihrer Eltern nichts versäumt zu haben. Nach römischem Rechte gab schon die Unterlassung der Wiederherstellung eines in Verfall gerathenen Grabmales der Behörde die Befugniß zum Einschreiten. Die gewissenhafte Besorgung der heiligen Bestattungspflicht war auch dem Römer das Kennzeichen eines wackeren Bürgers; sie war die Bedingung des öffentlichen Vertrauens."[1] „Die Gräber," sagt E. Curtius, „galten im Alterthume als die Pfänder eines rechtmäßigen und geheiligten Landbesitzes; sie sind die theuersten Gegenstände unter allen, welche zum allgemeinen Inventar der Landschaft gehören." Wenden wir dann das Auge nach Ägypten, so sieht es staunend in der Gegend des einstigen Memphis, des ältesten Culturherdes in Afrika, die weltberühmten Pyramidengräber, jene idealisirten Kolossalformen der sogen. Tumuli bei weniger civilisirten Urvölkern; in der Thebais aber, wohin später mit den Pharaonen die Herrschaft und höchste Cultur übersiedelte, findet es jene unterirdischen Felsengräber oder Hypogeen, die das Schönste und Großartigste darstellen unter Allem, was an derartigen Nekropolen bekannt ist. „Auf dem linken Nilufer, an der ersten libyschen Bergkette, die hier 100 m hoch aus der Ebene emporsteigt, liegen die Gräber der Bewohner Thebens, welche sich in ununterbrochenen Katakomben zwei Stunden in diesen Bergen fortziehen. Die Grüfte und die zu ihnen führenden Gänge sind sämmtlich, zum Theil sehr tief, in diese Felsen gehauen. Mehrere Reihen von Grabkammern liegen über einander. Gerade und gewundene Treppen verbinden diese Stockwerke und die Grabkammern mit einander. Gallerien, Stollen und senkrecht hinabführende Schachte unterbrechen die Reihenfolge der Höhlen und geben dieser Todtenstadt den Charakter eines unentwirrbaren Labyrinthes."[2] Auch die Könige wurden in dieser Periode in solchen Gräbern bestattet, aber in einer zweiten, weiter gen Westen gelegenen Bergwand, welche der Araber „Biban el Moluk", d. h. die Pforten der Könige, nennt. Diese Gräber, deren man gegen 40 kennt, bestehen fast alle aus einem Complex von Kammern, Gallerien und Kapellen zur Darbringung der Todtenopfer,

---

[1] V. Schultze, Die Katakomben. 1882. S. 9.

[2] M. Duncker, Geschichte des Alterthums. 5. Aufl. Bd. I. S. 173.

denen dann die eigentliche Grabkammer folgt. Geräumige, aber vielfach gesperrte Gänge führen bald nur 16 m, bald aber auch 100 m tief zu ihnen hinein [1]. Die Pharaonen von Theben haben, wie die großartige Anlage dieser Hypogeen, ihre reiche Ausschmückung mit Sculpturen, Wandgemälden und Inschriften beweist, nicht mindere Sorgfalt für ihre Begräbnißstätte aufgewandt, als die Könige von Memphis für ihre Pyramiden. Sie werden es mit dem Baue auch ähnlich gehalten haben, wie diese, von denen wir wissen, daß sie die Herrichtung ihres Grabes anfingen, sobald sie mit königlicher Macht bekleidet worden, und dann daran unausgesetzt bis zu ihrem Tode fortarbeiten ließen, wo sie diese ihre letzte Wohnung, im Sinne der alten Ägypter „die ewige", in dem Zustande bezogen, in welchem sie sich 70 Tage nach der Einbalsamirung befand [2]. — Einen ganz ähnlichen Eifer bekundeten auch viele asiatischen Völker für die Herstellung von Grabstätten. Die unterirdischen Felsengräber auf Cypern, besonders diejenigen von Keryneia, erinnern lebhaft an die ägyptischen. Selbst die Kelten, die alten Germanen, die Gothen und Geten, die Slaven oder Scythier verehrten ihre Todten nicht minder. Tausende von Grabhügeln, die sie mühevoll aufgeworfen, bezeugen dieses ebenso, wie die verschiedenen Formen der in die Tiefe sinkenden Gräber. Wenn sie den Grabstätten keinen solchen monumentalen Charakter gaben, wie die vorher angeführten Völker, so rührt das allein nur von dem tieferen Culturzustande her, in welchem sie sich befanden [3]. —

[1] Ebendas. S. 174. — Die alten ägyptischen Grabstätten hatten im Allgemeinen drei Abtheilungen: „ein Gemach über der Erde, zu dem eine Thüre führte, die, wie es scheint, gewöhnlich offen blieb; einen jetzt gewöhnlich als Serabab bekannten Gang, in dem in vermauerten Nischen Statuen der Verstorbenen zu stehen pflegten; und einem bis zu bedeutender Tiefe in die Felsen gehauenen Schachte, der mit der Grabstätte in Verbindung stand und den Sarkophag enthielt. Der über der Erde befindliche Raum war der einzige, den Menschen zugängliche Theil" (P. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter. 1882. S. 121).

[2] Vgl. J. Gailhabaud's Denkmäler der Baukunst. 1852. Bd. I: Die Felsengräber von Beni Hasan und Theben. Wenn Herodot uns berichtet, bei dem Baue der Cheops-Pyramide seien 100 000 Menschen beschäftigt gewesen, die mehrere Jahrzehnte hindurch alle drei Monate durch eine gleiche Anzahl abgelöst wurden, so erscheint dieses den heutigen Ägyptologen übertrieben. Sie geben aber alle zu, daß der Bau über ein Jahrzehnt hindurch eine Unzahl von Arbeitern in Anspruch genommen habe (Max Duncker, a. a. O. S. 68 ff.).

[3] „Nach der Inglinga-Sage wurde an Frey's Grabhügel eine Öffnung gelassen mit drei Fenstern. Im Hügel bewahrte man den Leichnam drei Jahre, in die drei Fenster legte man den Schatz an Gold, Silber und Erz. Da blieb Fruchtbarkeit und

Im Hinblick auf solche Thatsachen kann die überaus mühsame und langwierige Arbeit beim Anlegen der bayerischen und österreichischen Höhlenlabyrinthe zum Zwecke der Beisetzung von Todten oder Graburnen nicht mehr befremden. — Die bis auf die Spitze getriebene Gewissenhaftigkeit aber, mit der unsere heidnischen Altvorderen die Reste der Gestorbenen gegen entweihende Berührung schützen wollten, ließe uns nun auch wohl begreifen, weßhalb sie die Graburnen oder Leichen in so unzugängliche Räume niederlegten und weßhalb sie so viele Schließvorrichtungen vor den Graburnen-Kammern anbrachten; der diesen Überresten gezollte religiöse Cult endlich dürfte unschwer eine Erklärung bieten für die Vertheilung der Lämpchen und für die Anlagen von Luft- und Sprachröhren.

Auch hinsichtlich der Gestaltungseigenthümlichkeiten bieten die Gräber des Alterthums eine Reihe merkwürdiger Vergleichungspunkte. Im Allgemeinen herrschte bei fast allen Völkern, welche ihre Todten nicht verbrannten, die Sitte, die Reste der Dahingeschiedenen in unterirdischen Grabkammern, gewöhnlich von rechteckiger Form, gegen jede Art von Verunehrung sicherzustellen. Selbst auch dann noch, wenn sie der Leichenverbrennung huldigten, verwahrten sie nicht selten, wie z. B. die Etrusker und Römer, die Asche der Verstorbenen in Urnen, die in unterirdischen Kammern eingeschlossen wurden. Nur ausnahmsweise ist eine unserem modernen Verfahren des Begräbnisses entsprechende Grabform gebräuchlich gewesen[1]. Einen weitern bestimmenden Einfluß auf die Besonderheiten der Grabbauten übte in hervorragender Weise die Bodenbeschaffenheit aus; sie nahmen, in ihrer Gesammtheit betrachtet, einen ganz anderen Charakter an, wenn sie in steilwandige Berg- und Felsgehänge eingehauen werden mußten, und einen anderen, wenn man sie im ebenen Flachlande und in einem leicht zu bearbeitenden Boden aushöhlte. Im letztern Falle senkten sich bald mehrere Stockwerke von Gräber-

Friede im Land" (J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Bd. I. S. 105). Dieses bezeugt einen hohen Todtencult auch bei den alten Germanen.

[1] Vgl. V. Schultze, a. a. O. S. 17. — Die verschiedenen Bestattungsweisen greifen indessen selbst auf einem und demselben Leichenfelde in mannigfaltigster Weise ineinander und hatten Verbrennung und Beerdigung am gleichen Orte gleichzeitig statt. In dem vor wenig Jahren entdeckten, vorhistorischen Gräberfeld zu Hallstadt kamen auf 455 sogen. „Brandgräber" 528 Gräber mit beigesetzten Leichen. Hier, wie auch anderwärts, fanden sich Gräber, in denen ein Theil der Leiche verbrannt, der andere aber ohne Brandspuren bestattet war. So war dreimal der Leib verbrannt und der unverbrannte Kopf auf die Brandreste gelegt; viermal war gerade umgekehrt nur der Kopf und sechsmal der ganze Oberkörper verbrannt, nicht aber Beine und Becken.

systemen unter einander zur Tiefe, bald — und dieses scheint das Gewöhnlichere gewesen zu sein — erweiterte sich das Gräberfeld nur in die Breite, indem die Kammern und Kammersysteme, ähnlich wie in den meisten christlichen Katakomben, in nur einer Etage neben einander gereiht wurden, ohne indessen genau das gleiche Niveau einzuhalten. — Doch nicht nur in der Gesammtanlage finden wir Übereinstimmung, auch vielen Einzelheiten der bayerisch-österreichischen Höhlen begegnen wir in jenen uralten Hypogeen. Denn auch hier dienten, gerade wie dort, in den vielkammerigen Gräbern nicht alle Kammern dem einen Zwecke der Beisetzung von Todten oder Graburnen, sondern nur die eine oder andere der Kammern. Die oben erwähnten Felsengräber Thebens, die etruskischen [1] sowie die altjüdischen [2] Grabstätten liefern hierfür unzweideutige Belege. Während die ägyptischen und etruskischen Kammerwände mit Inschriften und bildlichen Darstellungen geziert sind, entbehren die phönicischen und altjüdischen gleichwie die österreichisch-bayerischen dieses Schmuckes [3]. In den Grabkammern der phönicischen Nekropolen von Biblos (Djebel) und Sidon (Saïda) treffen wir ferner auch die runden Luftlöcher wieder, die von der Decke aus sorgsam durch den Felsen hindurch bis an die freie Luft gebohrt sind [4], in den etruskischen Grabkammern aber Bänke längs der Wände, auf die nach der Vermuthung vieler Forscher die Leichen gelegt worden sein sollen, sowie auch Nischen zum Einstellen der Urnen. Das durch seine reiche Ausbeute berühmte Etruskergrab Regulini Galassi in Cervetri hat die Form eines spitzbogigen Ganges, von dem zwei im Tuffboden ausgehöhlte, gewölbte Kammern sich abzweigen. Noch auffallender muß es aber sein, wenn die Planzeichnung der Graburnenkammern zu Röschitz (Partie V und VI) mit derjenigen der Beisetzungskammer eines der Felsengräber von Beni Hasan in Theben, welches Gailhabaud auf einer seiner Tafeln genau wiedergibt, so vollkommen übereinstimmt, daß erstere als eine Copie der letzteren gelten können, und wenn besagte Kammern zu Röschitz der Form nach beinahe bis auf ein Haar zu den Bestimmungen passen, welche der Mischna-Tractat Baba bathra (VI. 8) über Anlage und Her-

[1] Vgl. Gailhabaud, a. a. O. Bd. I: Die etruskischen Gräber.

[2] V. Schultze, a. a. O. S. 20.

[3] So belehren uns die Berichte E. Renan's an Napoleon über die Resultate der von ihm geleiteten wissenschaftlichen Expedition nach Klein-Asien im Jahre 1860 (vgl. Le Tour du Monde, Bd. VII. 1863. S. 38).

[4] Ebendas. S. 38 u. 43.

stellung jüdischer Gräber enthält[1]. — Vergleichen wir die eben angezogenen Pläne der thebischen Felsengräber in Gailhabaud's Tafelwerk mit denjenigen, die uns P. Karner geliefert hat, so tritt auch in dem Gesammtplane, d. h. in der Art und Weise, wie Kammern und Gänge in den einzelnen Grabsystemen sich zum Ganzen verschmelzen, eine auffallende Ähnlichkeit im höchsten Grade überraschend zu Tage. Auch dort gliedern sich den langgezogenen, schmalen Gängen einzelne Kammern bald seitlich durch kurze Gangstücke an, bald schieben sich die Kammern in den Verlauf der Gänge unmittelbar ein; letztere verengen und erweitern sich in ungleichen Abständen, steigen scheinbar ohne alle Regelmäßigkeit auf und nieder, überall von demselben Geheimniß beherrscht. Den Zugang eröffnen hier wie dort überall lange Gangstrecken, deren Ausmündung sorgsam versteckt wurde.

Wie in den Erdställen, so stößt man auch in den ägyptischen Königsgräbern auf überaus schmale und niedrige Gänge. Nach Professor Brugsch beträgt ihre Höhe mitunter nur 8 dm. In dem Pyramidengrab Una's führt, wie L. Stern berichtet, der Eingang einen schrägen Schacht hinab „durch manche so schmale und niedrige Gänge, daß man sie nur kletternd und kriechend zurücklegen kann“. Ähnliches gilt auch von den etruskischen Gräberanlagen. — So sehen wir uns denn auf unseren Kreuz- und Querfahrten durch die vorchristlichen Nekropolen — mit den christlichen Katakomben lassen sie sich ja nicht vergleichen — sonderbarer Weise wieder in die Wüsteneien der Thebais verschlagen, als jenen Ort, wo sich uns die größte Ähnlichkeit mit den zu deutenden Höhlen offenbart. Freilich sind wir der Zeit nach um mehr als 2000 Jahre über jene Periode zurückgewichen, in der die ägyptischen Einsiedler ebenfalls hier in Gräbern sich verbargen.

Haben wir in Obigem auch vieles Ähnliche auffinden können zwischen den bayerisch-österreichischen Höhlen einerseits und den Begräbnißorten uralter Zeiten und Völker, so gesellt sich doch — was besonders hervorzuheben kaum nöthig sein wird — zu dem Ähnlichen überall viel Verschiedenes, das eine wirkliche Gleichstellung nicht erlaubt. Dieß Eine

[1] V. Schultze, a. a. O. S. 19. Es heißt darin: „Wenn Jemand dem Anderen einen Platz verkauft, daselbst eine Grabstätte einzurichten, oder wenn er einen Platz zu solchem Zweck von einem Anderen übernimmt, so hat er das Innere der Grabhöhle vier Ellen breit und sechs Ellen lang zu machen, und er hat darin auszugraben acht Nischen, drei auf der einen und drei auf der anderen Seite und zwei dem Eingange gegenüber.“

läßt sich aber nicht verkennen, daß die Erdställe mit den Nekropolen der alten Culturvölker, zumal der Ägyptier und Etrusker, zahlreichere Berührungspunkte haben, als mit den Gräbern, welche nachweisbar europäischen Barbaren angehören. Gerade in Niederösterreich, Mähren und Böhmen hat man in neuerer Zeit viele der Letzteren geöffnet. Wie anderwärts, so zeigten auch hier die keltischen, altgermanischen und slavischen Gräber eine Anlage und Ausführung, die um Vieles einfacher und primitiver ist.

Die Erklärung der Erdställe als Grabstätten bietet nur eine ernste Schwierigkeit, und diese ist, worauf S. 264 schon hingewiesen worden, daß sie keine Begrabenen zu enthalten scheinen. Se. Excellenz Herr Erzbischof von München-Freising, Dr. Steichele, hat deßhalb in seiner Beschreibung des Bisthums Augsburg (Bd. II. S. 422) Herrn Panzer gegenüber mit Recht betont, daß diese Ansicht keineswegs sich strenge beweisen lasse, und der Meinung den Vorzug gegeben, die in den bayerischen Höhlen die Reste altheidnischer Tempel erblickt. Dafür scheinen ihm besonders die steil nach oben führenden, schachtartigen Ausgänge zu sprechen, „mittelst welcher die Gänge höchst wahrscheinlich mit heiligen Stätten auf den Gipfeln der Berge, mit Opferplätzen oder Tempeln in Verbindung standen“. Die unterirdischen Verließe aber wären „in den Händen der Priester gewesen und von ihnen zu Zwecken des religiösen Cultus verwendet worden“. F. Seraphin Hartmann schließt sich dieser Meinung an und verweist dabei auf Daniel 14, 20 und auf Pausanias, Beschreibung Griechenlands, VI. 26.

Es ist ohne Widerrede eine fatale Sache, wenn man in den zahlreichen, genau erforschten Höhlen, mit Ausnahme des einen durch Dr. Much gemachten Fundes, keine Leichenreste entdeckt hat. Diese Thatsache ist indessen immerhin nur ein negatives Argument gegen die Ansicht Jener, welche die Erdställe der Beisetzung von Todtenresten dienen lassen, während die aus der Vergleichung mit unzweifelhaften Begräbniß-Anlagen gewonnenen Belege einen positiven Charakter besitzen. Zudem erscheint uns das Fehlen solcher Reste nicht ganz unerklärlich. Für's Erste halten wir es für möglich, daß man Aschenurnen oder Todtengebeine deßhalb nicht gefunden, weil man sie dort nicht gesucht hat, wo sie zu finden sind. Die Kammern und Gänge, welche solche Dinge enthalten, sind vielleicht geradeso, wie dieses in anderen Nekropolen thatsächlich geschah, sorgfältig verschlossen worden. Bisher hat man aber nur die offenstehenden Kammern durchsucht. Zweitens entbehrt die Annahme, daß die Erd-

ställe, ähnlich wie dieses für ägyptische und andere unterirdische Grabkammern constatirt ist, ausgeraubt oder entleert worden sein können, nicht aller Wahrscheinlichkeit. Auch konnten die einstigen Bewohner dieser Höhlengegenden, zum Wegzuge gezwungen, die heilig gehaltenen Reste ihrer Angehörigen herausgenommen oder sonstwie in größere Sicherheit gebracht haben. Denn auch hierfür liefert uns die Alterthumsforschung Beispiele.

Dem Gedanken an Grabstätten dürfte hiernach die Berechtigung nicht zu entziehen sein, wenn auch Vieles fehlt, um ihn als einzig berechtigt ansehen zu können. Mag die weitere Forschung ihn nun endgiltig beweisen oder für irrig erklären, so wird doch die weiter gefaßte Vorstellung, es hätten die Erdställe religiösen Cultuszwecken überhaupt gedient, eine Widerlegung kaum zu befürchten haben.

Noch schlüpfriger wird der Boden unter unseren Füßen, wenn wir über die muthmaßlichen Erbauer der Lößhöhlen eine Erklärung abgeben sollen. Die weite Verbreitung der Höhlen durch Niederösterreich, Mähren und Oberbayern, die auffallende Übereinstimmung in ihrer Construction und Gliederung beweist, daß sie einem Volksstamme zuzuschreiben sind, der, weithin zerstreut, aber durch gemeinsame Traditionen und Gebräuche innig verbunden, in den Gegenden an der March und Donau eines vieljährigen sicheren Bestandes sich erfreute und zu einer hohen Culturentwicklung sich erschwungen hatte. Wenn wir nun die Völker an unserem Geiste vorbeiziehen lassen, die auf diesem äußersten Winkel Germaniens in den frühesten, durch wiederholte Völkerverschiebungen beunruhigten Zeiten den Boden sich gegenseitig streitig gemacht haben, so scheint es fast, als ob die Quaden noch den meisten Anspruch auf die Urheberschaft der Erdställe besäßen. Dieser Volksstamm, nach Tacitus ein mächtiger und tapferer, ist ein Glied der großen Suevenfamilie und zog um das Jahr 20 v. Chr. in das Land zwischen Donau und March. Das Reich der Quaden gelangte bald zu Ansehen und erhielt sich unter einer Reihe von Königen bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts. Die Städte, welche die Quaden gegründet, die Kriege, welche sie bald allein, bald im Bunde mit den stammverwandten Markomannen in Böhmen gegen die Römer geführt, geben klar zu verstehen, welch beachtenswerthe Stellung sie in dem damaligen Völkerbunde einnahmen. Die concreten Zeugen für ihre Cultur, die bis auf uns gekommen, bekunden eine weit fortgeschrittene technische und industrielle Entwicklung. Schon Claudius Ptolemäus, ein Astronom und Geograph des zweiten Jahrhunderts

n. Chr., rühmt von den Quaden, daß sie Eisen in den eisenreichen Gegenden des Luna-Waldes[1] ausschmolzen. Eine dieser uralten Schmelzereien und die zu ihr gehörige Schmiedewerkstätte hat vor Kurzem Dr. H. Wankel drei Stunden nördlich von Brünn, nahe bei den umwaldeten Ortschaften Rudic und Habruvka[2] entdeckt und eine große Zahl der verschiedensten, auf die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens sowie auch der Bronze sich beziehenden Gegenstände aufgefunden: Haufen von unförmlichen Stücken halbgeschmiedeten Eisens, rohe Eisenbarren, riesige eiserne Hämmer, schwere Stemmeisen und Keile, Feuerzangen, Amboße, eiserne Sicheln, Schlüssel, Haken, Nägel, Messer, zerschnittenes, zerknittertes und zerbrochenes Bronzeblech, zusammengenietete große Bronzeplatten, bronzene Kesselhandhaben, geschmiedete Bronzestäbe und Gußformen, Schmelztiegel, die zum Theil noch das eiserne Schmelzgut enthielten und in einem Falle selbst die vollständige „Luppe" (rohe Eisenschmelze) so wohl erhalten, als ob sie sich eben aus dem Schmelzgut im Feuer abgesondert hätte. Diese höchst interessanten Fundobjecte ließen die ganze Art der Eisenbearbeitung jener uralten Schmelzer und Schmiede genau feststellen und führten zur Überzeugung, daß Erzgräber, Schmelzer und Schmiede ihr Geschäft mit ungeahnter Sachkenntniß betrieben haben, so wie es nur eine sehr lange Bekanntschaft mit dem Eisen und seiner Behandlungsweise ermöglicht haben konnte. Die Menge der in der Schmiede vorgefundenen Sachen, die einzelnen, über mehr als 100 qm sich ausbreitenden Schmelzplätze, die über mehr als ein Quadratkilometer sich erstreckende Schmelzerei setzen aber eine Eisenindustrie auch in großartigem Maßstabe voraus.

In Österreich wie in Bayern hat man außerdem zahlreiche befestigte Plätze aufgefunden, die ebenfalls Quadenarbeit sein sollen. Eines solchen Platzes in Stillfried haben wir schon S. 265 gedacht. Der bayerische Archäologe Seraphin Hartmann beschreibt diese festen Plätze als künstliche und natürliche, oben abgeplattete Hügel, die in der Ebene liegen und von Wällen und Gräben umschlossen sind. In anderen Fällen stellen sie aber auch vorgeschobene Bergrücken oder Berggipfel dar, die

---

[1] Luna silva nannten die Römer das böhmisch-mährische Scheidegebirge, ein Gebiet, das von der Moldau bis zur March reichte und schon im höchsten Alterthum von Wegen durchzogen war, die dem Handelsverkehr zwischen Nord und Süd dienten. Die reichen Eisensteinlager werden dort heute noch ausgebeutet und bilden heute noch einen Segen für die Bevölkerung.

[2] Vgl. deren Beschreibung in dem achten Bande der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.

aus einem Sumpfe oder einem See aufragen. Wenn sie nicht unmittelbar an einem Wasser gelegen sind, so pflegen doch in ihrer nächsten Nähe Seen und Weiher, Brunnen und Quellen vorzukommen. Für unsere Frage ist das Wichtigste der Umstand, daß auf diesen Hügeln in geringer Tiefe unter der Oberfläche Brandstätten, bedeutende Aschenschichten mit Urnentrümmern, Eberzähnen, Ringen von Metall, Pfeil- und Schwertspitzen, Korallen, Knochen von Thieren, meistens deren Köpfen, Hohlziegeln und Nägeln gefunden werden, und daß im Innern der Hügel, der künstlich aufgeworfenen wie der natürlichen, Gänge und Kammern verborgen sind, die von den Erdställen nicht wesentlich verschieden sind. Im Hinblick auf diese Thatsache wird man nicht fehlgehen, wenn man das Volk, das diese Hügelvesten angelegt hat, auch die Erdställe aushöhlen läßt; wenn man annimmt, daß es auf den Hügeln wie auf festen Burgen gewohnt und gegen die Feinde sich vertheidigt oder doch wenigstens die Begräbnißfeierlichkeiten begangen habe, während es in dem noch mehr geschützten Hügelschooße die Asche oder die Reste seiner Todten beisetzte. Hiergegen verschlägt es offenbar wenig, wenn in diesen Hügeln Gänge und Kammern gefunden worden sind, die zum Todtencult in keiner Beziehung stehen[1]. Wir haben ja früher schon darauf hingewiesen, wie auch in den von P. Karner geschilderten Erdställen nicht alle Theile demselben Zwecke dienten. Ebenso wenig läßt sich ein Einwand gegen obige Ansicht daraus entnehmen, daß es auch befestigte Hügel gibt, welche Gräber von ganz anderer Construction besitzen[2]. Denn in den vier Jahrhunderten, während welcher die Quaden in Österreich sich behaupteten, konnten Änderungen in der Bestattungsweise der Todten wohl sich einschleichen, zumal nachdem sie, wie geschichtlich feststeht, mit fremden Völkern, besonders mit Römern und Griechen, in vielfache Berührung gekommen waren. Auch ist nicht zu vergessen, daß zwischen den Quaden höchst wahrscheinlich noch Reste früherer Bewohner der Gegend, Kelten z. B., sitzen geblieben sind, was eine stellenweise Amalgamation der Sitten und Gebräuche beider Nationen zur Folge haben mußte.

Aber woher nun die zahlreichen Anklänge der Erdställe an orientalische, ägyptische und etruskische Grabeseinrichtungen? Scheinen diese

---

[1] Über einen solchen Fall berichtet Dr. Much in Gäa (1879), Bd. XV. S. 421.

[2] Vgl. hierüber die Berichte Dr. Muchs in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale". Neue Folge. 4. Jahrg. S. LXXVIII. Wien 1878.

zu unserer Erklärung nicht ebenso zu passen, wie eine Faust auf's Auge? Gewiß, die Zurückführung der Erdställe auf die Quaden kann nicht schon für eine Erklärung der Analogien zwischen Erdställen und ägyptischen Nekropolen gelten. Sie steht aber auch nicht im Widerspruch mit denselben, ja paßt zu ihnen besser, als es auf den ersten Blick scheinen sollte. Wir finden zunächst im Allgemeinen bei den nordeuropäischen Urvölkern Manches, was auffällig an die alten Culturvölker des Orients, Ägyptens, Griechenlands und Italiens erinnert. Die Dacier z. B., ein Nachbarstamm der Quaden und gleichfalls zum Germanenvolk gehörig, sollen ihre religiösen Ansichten auf Zamolxis zurückgeführt haben. Nach den alten Griechen hätte aber dieser Zamolxis seine Weisheit bald bei Pythagoras, bald aus Ägypten geholt. Ja, auf den befestigten Quadenhügeln selbst hat Dr. Much Gefäße ausgegraben, die nicht nur hinsichtlich der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Formen und in Bezug auf den Reichthum und die Bedeutung ihrer Ornamente überraschend und außerordentlich sind, sondern auch durch ihren ganzen Charakter auf den Orient und auf Griechenland hinweisen. „Einzelne Ornamente, wie die Spiralkette, sowie die Gefäße, welche eine Kuh darstellen, sind Erscheinungen, welche mit Fundstücken aus Mykenä eine so frappante Ähnlichkeit zeigen, daß man glauben könnte, sie hätten den Schliemann'schen Abbildungen als Vorlage gedient." Dieser Forscher setzt dann bei, daß „diese Analogien österreichischer Funde mit orientalischen nicht die einzigen seien, da wir in den Figuren des Mondsees, in einer ‚Hera'-Figur vom Vitusberge gleichfalls Stücke von überraschender Ähnlichkeit mit Schliemann'schen Funden besitzen".

Wie der Einfluß orientalischer Cultur auf jene germanischen Urvölker zu deuten sei, das ist eine Frage, die zur Erklärung unserer Höhlen nicht mehr gehört. Wenn wir indessen bedenken, daß die Germanen von Kleinasien her ihren Zug nach Europa etwa im 13. Jahrhundert v. Chr. unternommen, daß in der grauen Vorzeit die Barbarenvölker in einem viel regeren Verkehre mit den Culturvölkern gestanden haben, als dieses im Hinblick auf den damaligen Mangel an leichten Verkehrswegen Manchem wahrscheinlich dünken könnte — so werden wir diesen Einfluß nicht ganz unerklärlich finden.

Wegen der vielfachen Anklänge an etruskische Gräber ist Herr A. Thiersch, Professor der Architektur und Architekturgeschichte in München, geneigt, die bayerischen Höhlen einem Volke etruskischen Stammes oder etruskischer Cultur zuzuschreiben. Eine Stütze für diese Conjectur

sieht er einerseits in „Steubs Entdeckung von der etruskischen Abstammung einer Anzahl von Ortsnamen in den bayerischen und Tiroler Alpen“, andererseits „in der Thatsache, daß der kunstvolle Baustil der alten Gebirgshäuser viele Elemente der antiken Architektur bis heute bewahrt hat, während er fast keine Spur von der Einwirkung des romanischen oder gothischen Stils aufzeigt“. Hierzu erlauben wir uns zu bemerken, daß die Prähistorie und Archäologie uns allerdings einen deutlichen Einfluß etruskischer Cultur auf die nordalpinen Völker kennen gelehrt hat. Der Zeit nach reicht er bis in die Pfahlbauten-Periode zurück und erstreckt sich dem Raume nach von der Champagne durch Süddeutschland bis nach Ungarn. Daraus hat man aber, so viel uns bekannt ist, nur auf einen regen Verkehr der nordalpinen Völker mit den südalpinen Etruskern geschlossen, auf die allmähliche Nachahmung etruskischer Vorbilder in der nordalpinen Technik, gerade so wie auch die thatsächlich aufgefundenen Nachbildungen massiliatischer und macedonischer Originale auf die Communication mit den Völkern im Osten und Westen hinweisen. Mit den etruskischen Importartikeln könnten wohl auch, wie Herr von Sacken auf dem Anthropologen-Congreß zu Salzburg (1881) andeutete, einzelne etruskische Arbeiter nach dem Norden die Technik und Kunst ihrer Heimath gebracht haben, aber eine compacte etruskische Einwanderung nach Bayern, Niederösterreich und Mähren, in die Landstriche, in welchen Erdställe vorkommen, wird nicht wohl angenommen werden dürfen [1].

Zum Schluß erwähnen wir noch der Pferdereste in den Erdställen. Das Pferd stand bekanntlich bei allen alten Völkern in hohen, heiligen Ehren; schon Darius Hystaspis verdankte dem Wiehern seines Rosses den Thron. Ganz besonders war dieses aber bei den Germanen der Fall, bei ihnen griff die Verehrung des Pferdes wesentlich in den Todtencult ein. Mit den Leichen der Menschen pflegten sie bald Pferde zu begraben, bald nur das Pferdegeschirr. Das Roß deutete bei ihnen, wie auch bei den Galliern, auf Tod und Unterwelt. Den Ersteren war das Roß des Wodan das Sinnbild des Todes. Ein Roßkopf auf eine Stange gesteckt, besagte

[1] Nachdem wir P. Karner um Auskunft darüber gebeten, ob unter den Eingravirungen an den Wänden nicht auch solche sich befänden, die eine Runenschrift bekunden, theilte er uns vor wenigen Tagen höchst merkwürdige Zeichen mit, von denen einzelne auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit Buchstaben des Runen-Alphabetes verrathen. Wir legten dieselben Herrn Professor Heyne in Basel zur Begutachtung vor, und dieser hatte die Freundlichkeit, uns den „deutlichen Runen-Charakter einiger Schriftzeichen“ zu bestätigen. Dieser Umstand wäre ein weiterer Beleg für unsere Vermuthung.

unter Anderem, daß man die Feinde dem Tode geopfert habe, wie dieß schon Tacitus berichtet. Auf den Giebeln der Häuser ward der Pferdekopf aufgepflanzt zur Abwehr bösen Zaubers. Da uns nun Ptolemäus die Quaden als ein ausgezeichnetes Reitervolk schildert, die von ihren schnellen Pferden gewöhnlich drei mit sich führten, um immer wechseln zu können, so dürfen wir annehmen, daß sie im Pferdecult hinter den übrigen Germanen nicht zurückstanden.

Wir müssen ferneren Untersuchungen die Entscheidung überlassen, ob und inwieweit obige Muthmaßungen stichhaltig sind. Denn zum endgiltigen Urtheil bedarf es noch vieler ausgiebigerer Beobachtungs-Daten. Diese Überzeugung aber, so hoffen wir, wird jeder Leser mit uns gewonnen haben, daß die Untersuchungen des P. Karner nicht „zu Erörterungen de lana caprina führen, wie sich Jemand geäußert hat", sondern die Anregung zu sehr dankenswerthen, wichtigen Arbeiten über ein ganz neues Kapitel der Urgeschichte gegeben haben. Seine bisherigen Mittheilungen haben schon reiches Licht auf diesen neuen Zweig der Höhlenkunde geworfen, und ihr positiver exacter Charakter wird ihnen auch bleibenden Werth für die Zukunft sichern. Als nothwendiges und integrirendes Document in der Höhlengeschichte werden sie fortan von jedem Höhlenforscher berücksichtigt werden müssen. Wir schließen mit dem Wunsche, der eifrige, unerschrockene Pater möge seinen beiden ersten Mittheilungen bald die neuen, die er in Aussicht gestellt, folgen lassen und zu den bisherigen Aufschlüssen bald andere hinzufügen.

L. Dressel S. J.

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen.

> „Accipe, vir venerabilis, Aethici novam editionem, cuius tu partem habes haud exiguam. Refulget in ea Sangallensium nobilis diligentia, quorum vetustam famam tu novo labore atque industria religiosa soles augere."
>
> Prof. Wuttke in Leipzig an Greith, 22. Dec. 1853.

Am 17. Mai wird es schon ein Jahr, daß der ausgezeichnete Bischof Greith von St. Gallen sein für Kirche und Wissenschaft so segensreiches

Leben beschloß. Als Gelehrter — Germanist zunächst, dann auch Philosoph und Historiker — sowie als Publicist gehörte er zu der Schule und dem Freundeskreise Joseph von Görres', mit dessen Familie und Freunden er durch viele Jahre in näherem Verkehre stand. Die Doctorwürde der Theologie verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste die Universität Tübingen. Zum Bischof erhob ihn 1863 Papst Pius IX., nachdem Greith sich schon 30 Jahre lang als einer der eifrigsten und begabtesten Vorkämpfer der katholischen Sache in der Schweiz bewährt, ja die Gründung des Bisthums selbst angebahnt und vorbereitet, dem ersten Bischof, Dr. Peter Mirer, aber in Leitung und Vertheidigung der Diöcese die treuesten Dienste geleistet hatte. Die Vorgeschichte und Geschichte des Bisthums fällt fast ganz mit derjenigen seines Lebens zusammen. Kirchliche Angelegenheiten und kirchenpolitische Kämpfe nahmen dabei seine Thätigkeit so sehr in Anspruch, daß es ihm ohne eine erstaunliche Energie und Vielseitigkeit nicht möglich gewesen sein würde, verschiedene Zweige der Wissenschaft mit trefflichen Leistungen zu bereichern.

Einen kurzen Abriß seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu geben, habe ich bereits voriges Jahr in der „Literarischen Rundschau" versucht[1]. Werthvolle Mittheilungen aus seinem Nachlaß, die mir inzwischen gütigst zur Verfügung gestellt wurden, ermöglichen es mir jetzt, einige Züge jener Skizze etwas weiter auszuführen, und zwar gerade solche, welche nicht bloß für die Schweiz, sondern auch für das katholische Deutschland von einigem Interesse sein dürften.

1.

Karl Greith erblickte das Licht der Welt am 25. Mai 1807 im Schooße einer schlichtbürgerlichen, echt katholischen Familie in dem kleinen Städtchen Rapperschwyl, das erst seit kurzer Zeit zu dem neugegründeten Kanton St. Gallen gehörte. Auch wenn Altvater Klopstock keine Ode auf den Züricher See gedichtet, und Göthe nicht an seinen Ufern von Lili geträumt, würde der See zu den anmuthigsten Gegenden der Schweiz gerechnet werden müssen, und die Rosenstadt Rapperschwyl nimmt unter den Perlen, die ihn umkränzen, nicht die letzte Stelle ein. Das alte Schloß der Grafen von Rapperschwyl ragt ehrwürdig über das Städtchen empor; viele trauliche Dörfer kränzen rundum den lieblichen See. Die ganze Gegend ist katholisch. Ein freundliches Kapuzinerkloster spiegelt

[1] 1882. Nr. 13 (1. Juli).

sich mit der Stadt und den sie umgebenden Rebhügeln in der blauen Fläche des Sees. In nicht gar großer Entfernung davon taucht am obern See das stille Kloster Wurmspach auf, wo heute noch eine Anzahl Cistercienserinnen wohnt. Über die große Brücke aber, die ehemals von der Stadt über den ganzen See an den Fuß des Etzels führte, und die heute durch einen stattlichen Eisenbahndamm ersetzt ist, ging seit Jahrhunderten die Straße der Pilger, welche zu Tausenden von der Ostschweiz und von Süddeutschland aus Unsere Liebe Frau in dem nur ein paar Stunden entfernten Gnadenort Einsiedeln besuchten. Mit regem poetischem Sinn für die schöne Natur, mit hoher Begeisterung für die herrliche Bergesheimath, schöpfte der geweckte Knabe am elterlichen Herde auch eine tiefe Frömmigkeit, und vorab jene zärtliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrt und sowohl in Predigten als Hirtenbriefen offen bekannt hat. Im Marienmonat geboren, wurde er in demselben Monat zum Priester und zum Bischof geweiht, und ist auch in demselben Monat gestorben.

Den ersten Lateinunterricht erhielt Greith in den Schulen seiner Vaterstadt, die weitere Gymnasialbildung an der Kantonsschule zu St. Gallen und am Lyceum zu Luzern[1]. Diese Anstalten eingehender zu charakterisiren, würde zu weit führen; in St. Gallen wie in Luzern wirkten sehr wohlgesinnte, dabei tüchtig gebildete katholische Geistliche, denen es ebenso sehr darum zu thun war, das kirchliche Leben der Schweiz, als Wissenschaft und Erziehung zu heben. Die einflußreichsten Lycealprofessoren in Luzern, Widmer, Gügler u. s. w., gehörten der Schule Sailers an, und wirkten in dessen Sinn, katholische Grundsätze und moderne Bildung nach ihrem besten Wissen und Gewissen verknüpfend. Wenn ihre Doctrin und Methode nicht in Allem mit den heutigen Begriffen übereinstimmt, so darf man nicht vergessen, daß die Revolution fast in ganz Europa die Tradition der katholischen Wissenschaft unterbrochen hatte, und daß selbst die ältesten und ehrwürdigsten Orden Mühe hatten, aus der verlockenden Attractionssphäre moderner Systeme wieder in die alten, gründlichen Bahnen einzulenken. So wenig Güglers Werke

[1] Seine Studentenreisen machte er als tapferer junger Eidgenosse meist zu Fuß. Als er so bei strenger Winterszeit einmal mit einem Kameraden, dem späteren Sanitätsrath Dr. Curti, von Luzern nach Aarau pilgerte, wurden die Beiden so müde, daß sie sich in der Nähe von Schönenwerd an der Landstraße niedersetzten und einschliefen. Zum Glück kam ein Fuhrmann des Weges daher und weckte sie aus dem gefährlichen Schlafe, der leicht für sie zum Todesschlummer hätte werden können.

dem entsprechen mögen, was die heutige katholische Exegese vorzugsweise anstrebt, kann man es nur als eine glückliche Fügung betrachten, daß dieser Gelehrte, dem Beispiel Gottfried von Herders folgend, die verachteten und verhöhnten heiligen Schriften als Grundbuch religiöser Poesie aus dem Staube zog und eine nach Poesie dürstende Jugend erst für sie und dann für Religion und Kirche überhaupt wieder zu gewinnen wußte. Für Greiths allgemeine und oratorische Bildung ist der Einfluß Güglers sehr segensreich geworden. Er erfüllte ihn nicht nur mit Liebe und Begeisterung für die heilige Schrift, er eröffnete ihm auch in ihr eine unerschöpfliche Quelle jener geistlichen Beredsamkeit, welche, göttlicher Eingebung entstammend und durch das Lehramt der Kirche vor Irrung beschützt, zugleich den Geist aufklärt, das Herz erwärmt und den Willen zum Guten wirksam antreibt. Gügler war es sich wohl bewußt, daß Herder „eines gewissen Unglaubens wegen" nur unvollkommen in den „Geist der hebräischen Poesie" eingedrungen war, und daß nur ernster, voller Glaube im Stande wäre, von dem bloß menschlich Schönen in den eigentlichen göttlichen Kern der Offenbarung vorzudringen. Wie sein Lehrer, fand auch Greith in der lebendigen Gesammtheit der christlichen Offenbarung einen Lebensquell der Poesie, welcher ihn für immer den Lockungen einer halb oder ganz heidnischen Classicität entfremdete. Für ihn gab es keine bloße Kunst- und Gefühlsreligion. In seinem katholischen Glauben fand er, wie die tiefste und consequenteste Philosophie, so auch den reinsten Quell der Literatur und Kunst, und diese innere Harmonie gab seinem eigenen Wesen das Gepräge fester Überzeugung, tiefen Friedens und herzlicher Freudigkeit.

Schon im Herbst 1826 wollte Greith eine Universität beziehen, und bereitete sich durch eine Prüfung darauf vor. Gügler, den er zu Rathe zog, mahnte indeß davon ab. Sein Brief ist nicht ohne Interesse für die Charakteristik der damaligen Verhältnisse.

„Sie wünschen," schreibt er[1], „meine Meinung und Ansicht Tübingens wegen zu wissen? Die will ich Ihnen offen und gerade sagen. Männer, die nicht selber auf Universitäten studirt haben, kennen dieselben nicht; der jüngere, aufstrebende Mann denkt sich dieselben, wie sie sein sollten, aber von dem ist meistens nichts; da fragen Sie nur den lieben Herrn Pfarrer Fuchs. Tübingen ist gemischt, von katholischer Seite weiß ich auch nicht einen bedeutenden Mann. Von den katholischen Universitäten ist gegenwärtig Würzburg die beste — die Stadt großartig und schön, die Gegend herrlich, das

[1] Luzern, 12. October 1826.

Volk vom alten Schlag und offenem Geist — aber, aber, wenn ich Ihr Administrationsrath wäre und, was gewiß bei selbem gilt, Ihnen wohl wollte, so thäte ich ein anderes — dieses: Sie müßten mir in hier die Theologie absolviren und erst dann schickte ich Sie ein bis zwei Jahre auf eine Hochschule. Ich bin überzeugt, Sie deuten mir das nicht, es sei zu welchem Privatinteresse; denn aufrichtig gestanden, erschrecke ich ob jedem neuen Studenten, der mehr kommt, und wäre er auch der liebe Karl Greith — nein — ja, gar keiner wäre mir am Ende am liebsten. — Allein gehen Sie jetzt auf eine Universität, so wird Ihr Kurs zerstückt, Sie kommen in einen Strudel und Wirrwarr hinein, hören zu Viele und arbeiten zu wenig, . . . Ihnen thun jetzt nicht mehr Ansichten noth, aber Realien und eine stetige ruhige Anreihung und Systematisirung derselben, und das sollten Sie in hier vollenden. . . Ja ich bin fest überzeugt, jetzt auf die Universität zu gehen, ist Ihnen (versteht sich, relativ) schädlich. Es verhält sich hiermit wie mit dem Reisen, dem Ausgebildeten ist es von höchstem Gewicht, dem Jünglinge — reizend, aber, aber — wie lange nicht das!"

Gügler starb schon wenige Monate nach diesem Brief, am 28. Februar 1827. Seine letzte Schrift war ein Protest gegen die freie Niederlassung der Protestanten im Kanton Luzern, ein letzter Versuch, dem Volke das kostbare Gut der Glaubenseinheit zu erhalten. Seine Collegen Geiger und Widmer ehrten ihn durch Nekrologe; Greith, der auf seinen Rath wieder nach Luzern gekommen war, hielt ihm im Namen der Studentenschaft eine Trauerrede, die, als erste Schrift von ihm, zum Druck gelangte. Im Herbst konnte er indeß dem Verlangen nicht mehr widerstehen, eine Universität zu besuchen. Er wählte weder Tübingen noch Würzburg, sondern München. Professor Widmer empfahl ihn dahin und leitete dadurch ein Freundschaftsverhältnis ein, das, die bisherige Entwicklung harmonisch erweiternd, die von Gügler gehegten Befürchtungen beseitigend, auf Greiths ganzes übriges Leben einen entscheidenden Einfluß gewinnen sollte.

Das ist die Freundschaft, in welche Greith im Herbst 1827 zu Joseph von Görres, wie zu dessen Familie und Freundeskreis trat. Er hat, wie mehrfach schon hervorgehoben wurde, in München allerdings auch zu den Füßen Schellings und Okens gesessen, sich überhaupt eine möglichst weite Universalbildung zu erwerben gesucht; aber bestimmend auf seine eigentliche Geistesrichtung hat weder der phantasiereiche Pantheist, noch der radicale, ungläubige Naturforscher gewirkt, wohl aber der ausgezeichnete Mann, den das katholische Deutschland im Görresvereine noch heute als seinen glänzendsten Bannerträger verehrt, und der schon damals einen ansehnlichen Kreis von Gelehrten und Studirenden

um sich versammelt hatte. In diesem Kreise war man sich klar genug, was man von Schelling zu denken hatte.

„Ich habe geglaubt und gehofft," so schrieb 1830 ein bayerischer Freund an den bereits in die Heimath zurückgekehrten Greith, „in meinem ersten Brief an Dich mich als Doctor philos. unterschreiben zu können. Es sollte nicht seyn. Die philos. Fakultät ist mit meiner Abhandlung (über Freiheit und Gnade) nicht zufrieden, weil ich nicht nach ihrer Pfeife tanze. Schelling und der Protestantism stecken dahinter. Du weißt schon genug, wenn ich Dir sage, daß die philos. Fakultät aus 14 Professoren besteht, von denen 4 katholisch und 10 protestantisch sind. Görres las meine Abhandlung und lobte sie, nur dürfte eine bestimmte Gliederung hervortreten, worin Er recht hat. Da vor einiger Zeit auch Sengler mit seinem Gesuch, als Docent der Philos. auftreten zu dürfen, abgewiesen wurde, wobei ebenfalls hauptsächlich Schelling wirkend war, so nahm Görres die Sache auf sich und vermochte den Minister Schenk dazu, die Sache einer näheren Berathung zu unterziehen .... Ich habe mir vorgenommen, eine andere Abhandlung zu schreiben, um der Fakultät nicht vor den Kopf zu stoßen; wenn sie mir aber dann Schwierigkeiten macht, so lasse ich die ganze Geschichte drucken und zeige der ganzen Welt die Eselsohren dieser Herren und werde auch das christlichthuende Heidenthum Schellings nicht verschonen."

Etwas milder, aber nicht weniger deutlich, drückt sich Guido Görres in einem Briefe vom 18. Februar 1833 an Greith aus:

„Schelling hat noch immer nicht sein Mysterium magnum ans Licht der Welt treten lassen, obschon er sich gegenwärtig viel bestimmter in manchen Punkten ausdrückt und das Christenthum immer mehr in seine magischen Kreise einträgt, so daß er in dieser Beziehung, bei einem sehr starken Auditorium, als Übergangspunkt gut wirkt."

Während die Vorlesungen Schellings und Okens mehr zur Orientirung über die modernen wissenschaftlichen Strömungen und Bestrebungen dienten, vertiefte sich Greith dagegen mit ernstem Fleiß und ungetheilter Begeisterung in die historischen Forschungen seiner Freunde Görres und Döllinger und in die Anschauungen, welche sie ihm, jener über profane, dieser über Kirchengeschichte eröffnete.

Indem sich da seine katholischen Grundsätze bestärkten, seine Ideen und Kenntnisse täglich erweiterten, trat der angehende Gelehrte zugleich in einen Kreis gleichgesinnter Männer ein, die seine Fortschritte nach beiden Seiten hin mächtig beförderten. Mit Kerz, Philipps, Moy, Ringseis, Clemens und Christian Brentano, Höfler, Oberkamp, Ernst Lassaulx, kurz mit dem ganzen Kreise der Familie Görres ward er persönlich bekannt. Guido schloß sich ihm als vertrauter Freund an und correspon-

dirte mit ihm bis zum Tode auf „Du". Der alte Görres nahm sich seiner wie ein Vater an und folgte auch später seinen Schicksalen mit dem liebevollsten Interesse. Mehrere Briefe, die unter den „Freundesbriefen" gedruckt sind, legen hierfür Zeugniß ab. Noch inniger spiegelt sich dieses Verhältniß in einigen andern, die mir aus Greiths Nachlaß im Original mitgetheilt worden sind und die ich hier unverkürzt folgen lassen will, da sie für beide Männer von biographischem Werthe sind. Sie stammen aus den nächsten Jahren, nachdem Greith die Universität München verlassen hatte.

Er hatte damals noch keine definitive Berufswahl getroffen, sondern neben dem Hauptfach der Theologie auch so viel Geschichte und Philosophie studirt, daß er sich allenfalls leicht noch als weltlicher Fachgelehrter diesen Wissenszweigen hätte zuwenden können. In St. Gallen hatte ihn inzwischen der katholische Administrationsrath als vorläufigen Gehilfen und künftigen Nachfolger des Stiftsbibliothekars, des gelehrten Benedictiners Ildephons von Arx, des Geschichtschreibers von St. Gallen, in Aussicht genommen und ihm die Mittel angeboten, sich zu diesem Zweck auf auswärtigen Bibliotheken noch weiter auszubilden. Görres rieth ihm, diesen Ruf anzunehmen, und so zog Greith im Herbst 1829, dem Todesjahre des letzten Fürstabtes von St. Gallen, nach Paris. Er hörte hier Guizot, Villemain und andere berühmte Gelehrte und sah sich fleißig in den Bibliotheken um, ohne sich vorläufig weder für einen weltlichen, noch für einen geistlichen Stand zu binden. Auf seinen ersten Pariser Brief schrieb ihm Joseph von Görres aus München, 12. Februar 1830:

„Es war mir sehr lieb, Ihre Stimme mitten aus dem Getümmel jener Hauptstadt einmal wieder zu vernehmen. Es ist nicht sehr schmeichelhaft für die Menschenspecies, zu der wir mit gehören, daß sie wo sie dick beisammensitzt, durchgängig einen unangenehmen Eindruck macht, und wie die Ameisen in ihren Haufen einen säuerlichen Geruch entwickeln, so eine Aura anderer Art um sich erzeugen, die den inneren Sinn gar nicht lieblich ausfüllt. Ich habe denselben Eindruck vor dreißig Jahren gehabt, als Sie mein Freund! noch nicht unter den Lebendigen waren, Andern ist es nach uns vorbehalten. Halten Sie sich fest zusammen, damit Sie sich nicht selbst verlieren, ist das Einzige, was ich rathen kann. Vor der Ansteckung durch die Miasmen, die dort durch alle Lüfte ziehen, habe ich weniger Sorge, wer nicht schon siech ist, wird doch nur durch ein absonderliches Unglück inficirt, und davor wird Sie doch wohl Gott bewahren. Nothwendig beinahe und heilsam ist's, wenigstens einmal in seinem Leben in diese Siechenhäuser hineingeblickt zu haben, um an dem widerwärtigen Reiben der materiellen

Interessen, dem schmutzigen Treiben gemeiner Leidenschaften, und der Flachheit der sophistizirten und sophistizirenden Weltklugheit auf Lebenszeit sich einen recht gründlichen Eckel zu gewinnen, der dann gegen alles weitere Anblasen gewöhnlicher Fieberluft gänzlich unempfindlich macht. Also halten Sie immerhin in Geduld Ihre Quarantaine aus, und benutzen Sie sonst Ihren Aufenthalt, so gut Sie können und mögen. Wenn Sie nicht Arbeit genug haben, könnte ich Ihnen auch noch eine aufhalsen, die Sie aber nach Wohlgefallen thun oder unterlassen können. Ich meine nämlich, wenn Sie in Stunden, wo Sie ohnehin nichts Anderes zu thun haben, auf der Bibliothek sich Manuskripte altfranzösischer Chroniken, besonders aus dem südlichen Frankreich und gegen die spanische Gränze hin, auch wohl gegen den Westen: Poitou &c. geben ließen, und mir nur das Älteste, sogenannte Fabelhafte daraus abschrieben. Sie wissen schon aus meinen Vorträgen, was ich brauche und suchen mir das was die gelehrten Herren nicht achten, mir oft das Bedeutendste ist, und wie scheinbar Abgeschmacktes mir oft tieferen Sinn bedeckt. Es gelingt Ihnen vielleicht, wenn ein paar Dutzend solcher Chroniken durch Ihre Hände gegangen, auf eine zu stoßen, die wichtige Notizen über ältere Zustände in sich beschließt. Es würde eine Uebung im Lesen alter Schriften für Sie sein, die ganz auf Ihrem Weg läge. Sollte sich indessen etwas weitaussehendes zeigen, müßten Sie, ehe Sie sich daran gäben, mir doch vorher schreiben, damit sie nicht unnütze schon verrichtete Arbeit wiederthun. Solcher gedruckten sehr alten Chroniken, wenn Sie auf den Quays sie fänden, könnten Sie mir auch gegen Ersatz Ihrer Auslagen ein und die andere kaufen.

Hier leben wir in alter Weise so dahin. Ich habe den zweiten Curs meiner Geschichte angefangen und habe wieder einen Kreis junger Leute um mich her, eher noch größer als der vorige, und ebenso aufmerksam, wie der frühere irgend gewesen. Vieles mehr als die andere Hälfte ist im neuen Umdenken hinzugekommen. Die drei ersten Vorträge habe ich unter die Presse gegeben, sie werden etwa 8 Bogen stark eine Ubersicht des Ganzen enthalten. Ich werde Ihnen die Schrift hinübersenden, auch für Haller und Eckstein, mit einem Briefe um Sie bei diesen einzuführen, sobald der Druck vollendet ist. Jetzt muß ich es bei diesen und einigen freundlich grüßenden Worten, denen alle die Meinigen beitreten, bewenden lassen, weil die Gelegenheit, die den Brief mitnehmen sollen, drängt. Leben Sie wohl und behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren

J. Görres."

Wie aus einem späteren Brief hervorgeht, war Görres doch nicht ganz ohne Sorge um das Schicksal seines jungen Freundes in Paris, und um die definitive Lebensentscheidung, welche er schließlich treffen würde. Diese wurde inzwischen auf anscheinend zufällige Weise von der Vorsehung selbst getroffen. Ein früherer Studiengenosse von Luzern her, der Ingenieur Segesser, der jetzt in französischen Diensten stand,

traf von ungefähr auf einem Spaziergang in den Champs Elysées mit Greith zusammen und erwähnte in seinem Gespräch einige andere Schweizer, welche bei den Sulpicianern Theologie studirten. Greith suchte diese auf, sah sich die Anstalt zu Issy an und wurde von Allem, was er da sah und hörte, so erbaut, daß er sich entschloß, daselbst die geistlichen Übungen zu machen und in dieser stillen Zurückgezogenheit seinen Beruf ernstlich zu prüfen. Die Folge war, daß er, über seinen Beruf zum Priesterstande klar geworden, im Seminar blieb und sich fortan durch ernstlicheres Studium der Theologie auf den Empfang der heiligen Weihen vorbereitete. Görres war über diesen Entscheid sehr erfreut. In einem undatirten Brieffragment schreibt er an Greith:

„Sie haben ohne Zweifel den besten Theil gewählt in der Weise, wie Sie sich entschlossen haben, und eine wohlthätige Führung ist in der ganzen Sache nicht zu verkennen. Ich war nicht ganz ohne Sorgen für Sie, als Sie unbestimmt und unentschieden wie Sie waren, sich an das große stehende Wasser am Fuße des Montmartre hineingeworfen. Eine solche Stadt mit dieser Masse von Menschen übt eine Art von magnetischem Verhältniß auf den Einzelnen aus, der in ihre Nähe, und gewöhnlich bald auch mit ihr in Rapport kömmt. Mit ihrer Uebermacht zieht sie ihm gleichsam seine Seele aus, und gibt ihm dafür ein Surrogat eigenen Gepräges, das nach ihrem Winke wie nachtwandelnd thut und denkt und handelt. Gerade dieser Sorge wegen habe ich, um Sie wenigstens eine Stunde mit etwas Bestimmtem zu beschäftigen, Sie um das Nachsehen in der Bibliothek gebeten, hoffend es würde Eines das Andere geben, und Sie dann durch irgend ein Interesse, das Sie gefaßt, über die unvermeidliche erste Verwirrung hinüberkommen. Aber Gott weiß schon besser, wie es zu machen ist, als der Mensch mit seinen kleinen Künsten, und hat Sie an sichern Ort geborgen. Sie haben nun, was Ihnen noch gefehlt, eine strenge, ernste Disciplin auf sich genommen, und Sie werden schon jetzt fühlen, wie sehr Sie die gefördert, Sie haben in Berührung mit viel braven, eifrigen und frommen Leuten ein Jahr Ihrer Jugend auf eine Weise hingebracht, die selbst wenn die Begeisterung wieder erkalten sollte, Ihnen auf Ihre ganze Lebenszeit eine freudige Erinnerung zurücklassen wird, Sie haben endlich entschieden für dieß Leben Ihre Parthie genommen und das ist das Beste von Allem."

In der Controverse zwischen Seminarbildung und Universitätsbildung steht der alte Görres hier offenbar auf Seite der Tridentinischen Beschlüsse. Man kann die Vortheile der Seminarbildung, ja ihre relative Nothwendigkeit in Mitte großer Städte oder allgemeiner Sittenverderbniß kaum treffender bezeichnen. Ganz ähnlich spricht er noch in einem andern Briefe:

„München 28. Dez. 1830.

Ich kann das alte Jahr und die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie von hier aus kürzlich aber herzlich zu begrüßen. Ich gebe diesen Brief einem wackeren Bretagner Riot genannt mit, der sich mehrere Monate hier aufgehalten und um das höhere deutsche Treiben sich gar sehr interessirt. Ich hoffe er wird damit glücklicher bei Ihnen anlangen, als sein Vorgänger der Abbé Martin, der Erzieher des Herzogs von Bordeaux, dem ich ebenfalls einen Brief an Sie mitgegeben, der aber damit in Straßburg mitten in die Revolution gerathen, und ihn nicht an die Adresse bringen konnte. Er ist indessen wie ich höre jetzt in Paris, und wenn Sie ihn erfragen, können Sie ihn doch noch vielleicht bei ihm finden, und an ihm einen wackeren Mann kennen lernen.

Ich habe den lebhaftesten Antheil an den Führungen genommen, die Sie nach Paris in jenes Seminar gebracht, was Sie dort gefunden, ist just gewesen, was Sie noch bedurft, und die französische Disciplin mit ernster teutscher Einsicht wird eine gute feste Masse in Ihnen bilden die auf Lebenszeit widerhält, ganz anders als jene Zerflossenheit, auf die man fast allerwärts stoßt. Fahren Sie fort auf diesen Wegen, lassen Sie sich durch das Gebrülle außer Ihrer Mauern nicht irre machen, die Welt geht in ihrer Furie ihren Gang, gehen Sie den Ihrigen, rira bien qui rira le dernier. Ihre Schweiz ist nun auch ganz umgewälzt, wir wollen sehen, was auf diesem Acker wächst, sicher doch wenigstens in den katholischen Provinzen, ganz anderer Samen als sie dort ausgesäet. Hier ist auch mancherlei Bewegung unter dem jungen Volke, wie das nach dem was früher geschehen, nicht anders möglich gewesen, inzwischen hat der bessere Kern fortdauernd sich erhalten, und ich denke, er soll sich eher mehren als mindern, da man endlich eingesehen, wohin die Dinge führen.

Ich muß enden, da Riot reisen will, ein andermal mehr, jetzt leben Sie wohl und gesund und frisch, Gott wird Sie behüten, da wieder neuerdings eine Krise in Ihrer Nähe glücklich vorübergegangen.

Ihr Erg.

J. Görres."

Während Görres den Beruf Greiths zum Priesterstande nicht einen Augenblick bezweifelte, mahnte ihn sein Freund Ernst Lassaulx, der eben mit dem Plane einer Reise nach Italien und Griechenland umging, zu wiederholter ernstester Prüfung des gefaßten Entschlusses (Brief aus München, 22. Februar 1830):

„Nun will ich noch ein Wort an Dich richten, das freilich einen längeren Brief verdient hätte. Ich bitte und beschwöre Dich rücksichtlich Deines unwiderruflichen Eintrittes in den geistl. Stand keinen unwiderruflichen, entscheidenden Schritt zu thun, wenn Du nicht mit vollkommener Besonnenheit und wahrhaftiger Freudigkeit des Herzens den ganzen Umfang der Pflichten dieses Standes erfüllen zu können überzeugt bist. Ich weiß es Du miß-

deutest mir diesen Ruf nicht, ich bin nicht so leichtsinnig oder gar frevelmüthig, Dich von einem Stande abschrecken zu wollen, an den ich selbst in mancher unseligen Stunde meines Lebens gedacht habe; aber um Gottes willen kein Opfer der Ruhe und Wahrhaftigkeit Deines Lebens! Nur einen freudigen Geber hat Gott lieb und eine freudige Übernahme der Pflichten des geistlichen Standes ist nicht Jedem gegeben — am wenigsten solchen deren Augen klar genug sind, um sich über die wahre Lage unserer Kirche im Verhältniß zur Welt nicht zu täuschen, der Welt wie sie auf den Trümmern alles dessen was einst lebendigen Bestand hatte, geworden ist und jetzt dasteht zerrissen, zerspalten in ihren innersten Lebenswurzeln und mit Anforderungen an die allein retten könnende Intelligenz, welche schwerlich noch höher gespannt werden können. Die Zeiten der guten Nachbarschaft sind vorüber und können nie wiederkehren, was untergegangen ist, hat seinen Tod verdient, aus der Asche jener untergegangenen Welt muß eine neue Wiedergeburt des ganzen Lebens hervorgehen; der Weg dazu geht nur durch die Dornen der Wissenschaft. — Ich bitte Dich nochmals keinen Schritt aus keinerlei Rücksichten zu thun, den Du mit dem besseren Theil Deines Lebens erkaufst."

Die geforderte Selbstprüfung hatte Greith längst angestellt; er kannte Leben und Welt, die Stille des Seminars und das bunte Gewirre der lebendigsten Großstadt. Seine lange, frühere Unentschiedenheit deutet unverkennbar auf innere Kämpfe oder wenigstens auf ein ernstes Schwanken und Überlegen hin. Nachdem er sich aber einmal Gott geweiht, war dessen ein Ende.

Mit der freudigsten Begeisterung umfaßte er den hohen, ihm von Gott beschiedenen Beruf, weihte ihm alle Kräfte und suchte in den geregelten Übungen eines ernsten geistlichen Lebens und in gründlichem theologischem Studium den festen Grund einer segensreichen priesterlichen Thätigkeit zu legen. Die revolutionäre Bewegung, welche in steigendem Wellenschlag die große Weltstadt beunruhigte, drang nicht in das friedliche Seminar zu Issy. Erst beim förmlichen Ausbruch der Revolution scheint Greith, im Einverständniß mit den Obern des Seminars, Paris verlassen zu haben und für einige Zeit in die Schweiz zurückgekehrt zu sein. Schon am 23. August 1830 meldete ihm Abbé Mollevaux nach St. Gallen, daß das Seminar nicht beunruhigt worden sei, daß Alles seinen gewohnten Gang gehe, und daß man, falls nicht neue Zwischenfälle eintreten würden, das neue Schuljahr wie gewohnt am 17. October beginnen werde. Ein Brief vom 18. September bestätigte diese Nachrichten. Der fromme Sulpicianer zog aus den Zeitverhältnissen gerade die entgegengesetzte Folgerung wie Lassaulx: „Das ist ein recht günstiger

Moment, Gott unsere Liebe zu bezeugen und anzuerkennen, wie vortheilhaft es ist, sich ganz seinem Schutze zu überlassen." Greith folgte dem nochmals wiederholten Rufe und traf im November wieder in der „Solitude" zu Issy bei Paris ein. Schon nach einem halben Jahr indeß, an der Vigil des Dreifaltigkeitsfestes (28. Mai 1831), empfing er durch den Erzbischof de Quelen die heilige Priesterweihe und kehrte im folgenden Monat nach St. Gallen zurück, um dort nicht ausschließlich, nach seinem ursprünglichen Plane, die stille Thätigkeit eines gelehrten Bibliothekars, sondern zugleich und vorzugsweise das schwierige Amt eines Subregens und Professors am Priesterseminar anzutreten.

Diese Veränderung hatte ihren Grund in dem Nothstande des Bisthums Chur=St. Gallen, welchem damals der ritterliche Fürstbischof Karl Rudolph Graf von Buol=Schauenstein vorstand. Durch die Aufhebung des Stiftes St. Gallen waren nämlich die geistlichen Verhältnisse in dem St. Gallischen Theil der Diöcese in beklagenswerthen Verfall gerathen. Ein Theil des jüngeren Klerus liberalisirte, die älteren Würdenträger des Bisthums waren meist schon betagte Greise und nicht mehr im Stand, die hereinbrechenden Wirren zu beschwören. Vor Allem wollte der Bischof durch Erneuerung des Seminars der Diöcese neue, frische Kräfte sichern, und wählte deßhalb den erst neugeweihten, aber talentvollen, gelehrten und eifrigen Priester für dieses unaufschiebbare Werk. Greith begriff die hohe Wichtigkeit desselben ebenso sehr, als seine große Verantwortlichkeit. Er wandte sich um Rath und Trost an seine ausgezeichneten Freunde und Lehrer in Paris, theilte ihnen seine Schwierigkeiten und Bedenken mit, unterbreitete ihnen die von ihm zu treffenden Maßregeln und Bestimmungen, legte ihnen sogar die Tagesordnung seines Seminars vor. Abbé Mollevaux gab ihm treffliche Rathschläge. So schreibt er ihm u. A. in einem seiner Briefe (6. Februar 1832):

„Sie haben ganz Recht, in Allem was Sie einführen wollen, mit viel Klugheit, Sanftmuth und Mäßigung voranzugehen. Denn das Erste ist, das Vertrauen zu gewinnen und die Seminaristen dahin zu bringen, daß sie Freude und Lust an Allem haben, was zu ihrer Vervollkommnung beitragen kann. Das Zweite ist, Liebe zur Regel und zum Stillschweigen zu begründen; wenn Sie diesen wesentlichen Punkt erreicht haben, können Sie durchsetzen, was Sie wollen. Das Dritte ist, kräftig daran zu arbeiten, daß Eintracht, Friede und Liebe herrscht; verwenden Sie hierauf die lebhaftesten, eindringlichsten Ermahnungen, fügen Sie Beispiele bei; empfangen Sie alle die jungen Leute mit großer sichtlicher Liebe, Sie haben gerade den richtigen Charakter hiefür, lachen Sie mit ihnen, zeigen Sie ihnen Frohsinn, ermuthi=

gen Sie alle, in Ihrer Gegenwart muß ihnen das Herz aufgehen, und selbst wenn Sie leiden, dürfen Sie das nicht merken lassen.

Die Tagesordnung ist trefflich, und der Plan Ihres Reglements wird nothwendig gute Früchte tragen. Sie müssen etwas weiter entwickeln, was diese guten Kinder wohl noch nie gehört haben werden über den kirchlichen Geist.

Sie müssen sich darauf gefaßt machen, daß der gegenwärtige Clerus Sie nicht unterstützt; aber Sie werden unsern Heiland und Ihre kirchlichen Obern für sich haben, und in einigen Jahren werden die Verleumdungen Ihrer Gegner verstummen. Fahren Sie fort, mein lieber Freund, contra spem in spem. Ein wichtiger Grundsatz, um sich aufrecht zu erhalten, ist, Alles im Innern abzumachen, nicht viel Redens nach Außen zu machen, den Verleumdern nicht zu antworten, Alles in Frieden und Stille zu vollbringen, und wenn man Sie angreift, nicht zu antworten, noch sich zu vertheidigen. Wenn man diesem Grundsatz folgt, ist man sicher, zu triumphiren. Schweigen, Geduld und Gebet sind die beste Rechtfertigung."

In diesen echt „jesuitischen" Rathschlägen stimmte der französische Sulpicianer, ohne es zu ahnen, ganz genau mit denjenigen Joseph von Görres' überein, welcher am 20. August desselben Jahres an den jungen Subregens schrieb:

„Sie werden Ihrerseits auch in schwierige Verhältnisse hineingerathen; der Satanas ist überall wach und weiß von unten herauf jede schwache Seite zu erspähen und jeden Vortheil zu benutzen. Suchen Sie ihm weder im Wesen noch in der Form selbst eine Blöße zu geben, äußerlich so unscheinbar wie möglich, wie Vögel, die durch die Erdfarbe ihres Gefieders, indem sie in die Scholle niedertauchen, jeder Nachstellung leicht entgehen; innerlich so ernst, so fest, so geordnet, so besonnen, so unselbstisch als möglich: das gewinnt Segen von oben und damit schlägt man die Hölle mit all ihren Schrecken und Kräften. In Politisches mischen Sie sich so wenig als thunlich, es ist nicht Ihre Pflicht auf Ihrem Standpunkte, die Sache geht ihren gemessenen Weg, denn die Künsteleien sind ausgeworfen, der Umstand der Instinkte und die Führung von oben werden das Ihrige thun. Ziehen Sie sich so viel ausführbar ist, in Ihren Beruf zurück, lassen Sie die draußen schreien, wie die Aufstände dort drüben am Strande der Seine um Sie getobt; der meiste Theil ist gespensterartiger Spuk, man verliert, wenn man ihm nachjagt, viele Zeit, ohne sonderlichen Erfolg. Suchen Sie dafür, wo Gott Sie hingestellt, mit aller Kraft und Thätigkeit Gutes gründlich zu fördern, immer fest, ruhig und anspruchslos auf Ihrem Wege voranschreitend, ernst und mild in all Ihrem Thun: dann werden Sie sich wundern, wie es fruchtbar und gesegnet sich unter Ihrer Hand erweist und wie es ruhig unter den äußeren Stürmen und Toben fortwächst." [1]

---

[1] Görres, Freundesbriefe, III. S. 402.

2.

Görres hätte dem jungen Freunde keine schöneren, fruchtreicheren Rathschläge ertheilen, zugleich aber auch dessen künftiges Wirken kaum treffender, anschaulicher charakterisiren können. Feste, ruhige, anspruchslose Thätigkeit, unverdrossener Fleiß, geduldiger Aufbau des Guten, ohne herausfordernde Polemik, weise Zurückhaltung, Ernst, Milde und Gründlichkeit — das sind die Charakterzüge, welche Greith durch die kirchenpolitischen Wirren eines halben Jahrhunderts begleiteten, und welchen der Segen von oben in reichem Maße zu Theil ward.

Sich jenen kirchenpolitischen Wirren ganz zu entziehen, lag nicht in Greiths Macht. Denn sie beherrschten alle übrigen Verhältnisse, durchkreuzten jede rein kirchliche und wissenschaftliche Thätigkeit, und die kirchliche Autorität selbst sah sich deßhalb genöthigt, den vielversprechenden jungen Gelehrten aus seinen Studien heraus sofort auf den Kampfplatz zu rufen.

Der Keim jener Wirren reicht über die große Revolution hinaus in die Tage der Kirchenspaltung. Schon in seinen ersten Anfängen versuchte der Protestantismus das alte Kloster St. Gallen, das ehrwürdigste Stift der Schweiz und die segensvollste Culturstätte des südlichen Deutschland, zu zerstören. Es gelang nicht. Der tapfere Arm der katholischen Eidgenossen wehrte den drohenden Schlag ab. Auch spätere Angriffe der protestantischen Stände auf das reiche und angesehene Kloster mißglückten. Erst die französische Revolution zersprengte für längere Zeit Abt und Mönche. Wie Einsiedeln hätte das Kloster aus der Sturmfluth der allgemeinen Wirrsale wieder auftauchen mögen, wenn nicht der letzte Abt, Pankratius Vorster, ein Mann von heldenhafter Unbeugsamkeit, die volle Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes verlangt, der Gründer des neuen Kantons dagegen, Müller von Friedberg, ein früherer Beamter des Abtes, die Forderungen seines einstigen fürstlichen Gebieters mit noch größerer Zähigkeit und mit allen Künsten der Diplomatie erst bei Napoleon, dann auch bei den übrigen Mächten bekämpft und schließlich zu Fall gebracht hätte. Vergeblich erneuerte der Abt seine Proteste in Paris, Wien und Rom [1]. Vergeblich trat Pius VII. noch beim Wiener Congreß für seine guten Rechte ein. Die ehemaligen Stiftslande (die zugleich zum Reich und als sogen. „zugewandter Ort" zur

---

[1] Über den tragischen Untergang der Abtei vgl. G. J. Baumgartner, Geschichte des Kantons St. Gallen. Zürich, Wörl, 1868.

Eidgenossenschaft gehörten) wurden dem Fürstabt nicht zurückerstattet; sie blieben mit der reformirten Stadt St. Gallen und mit andern theils gemischten, theils katholischen Landschaften zum souveränen Kanton St. Gallen verschmolzen. In die Pfalz, den schönsten Theil der Klostergebäude, zog der Landammann Müller-Friedberg und die übrigen Beamten der neuen Republik ein. Die Domkirche und ein anderer Theil des Klosters blieb einigen ehemaligen Capitularen zur Seelsorge überlassen. Ein dritter Theil ward zu einem weltlichen Gymnasium, der sogen. „Kantonsschule", eingerichtet. Ohne daß Rom je in die Aufhebung des Klosters eingewilligt hätte, wurde dasselbe säcularisirt, so jedoch, daß nicht nur Abt und Capitulare anständige Pensionen erhielten, sondern auch ein bedeutender Theil der Klostergüter als Eigenthum des katholischen Kantonstheils — als katholische Fundationen — erklärt wurden, aus denen die Domkirche und ihr Klerus, die Kantonsschule und andere katholische Institute erhalten werden sollten. Die Verwaltung ward ausschließlich katholischen Behörden zugetheilt, doch nicht unter Oberaufsicht einer kirchlichen Autorität, wie es die Natur eigentlichen Kirchengutes gefordert hätte, sondern unter indirecter Oberhoheit des Staates, in welchem fürder Protestanten auch ihr Wort mitzusprechen hatten. Für die Seelsorge, in Bezug auf welche der Abt viele Privilegien besessen hatte, fiel der neue Kanton dem Bisthum Konstanz anheim, welches damals der Freiherr von Wessenberg im Sinne und Geiste seines Freundes Dalberg verwaltete. Während der katholische Glaube im Volke der Aufklärerei unbesiegt Stand hielt, litten die Gebildeten sehr unter der Ideenverwirrung, welche die Revolution herbeigeführt hatte. Die einfachsten Grundsätze des Kirchenrechtes waren abhanden gekommen, das ganze Geistesleben von dem waltenden Humanitätsschwindel angekränkelt, die Proteste des verdrängten Fürstabtes wurden nur von Einzelnen geachtet und unterstützt, die meisten Geistlichen schmiegten sich gehorsam den neuen Gewalthabern — und die vollendeten Thatsachen erlangten bald die Geltung bestehenden Rechtes.

Ungerecht würde es sein, die ganze Sachlage dem Landammann Müller-Friedberg zur Last zu legen. Er war ein Kind seiner Zeit, d. h. der Revolutionsära, ein Freund des Historikers Johannes v. Müller und, wie dieser, ein Verehrer des Revolutionskaisers Napoleon. Dreißig Jahre lang repräsentirte er den neuen, von ihm gegründeten Kleinstaat St. Gallen in der Regierung und an der schweizerischen Tagsatzung — rechnete dabei mit der Kirche wie mit einer einmal bestehenden Macht,

die aber der Staat immer etwas unter dem Daumen halten muß. Ob er den Protesten des Abtes gegenüber immer guten Gewissens war, das bleibe dahingestellt. Nach langen Unterhandlungen kam im Jahre 1824 endlich die Vereinigung des Kantons St. Gallen mit der Diöcese Chur zu einem Doppelbisthum Chur-St. Gallen zu Stande, dessen Organisation indeß schon wieder den Keim neuer Wirren in sich trug. Die Graubündener wollten ihren Bischof für sich haben, die St. Galler waren unzufrieden, daß der Bischof sie als bloßes Anhängsel seiner ältern Diöcese mißachte. In St. Gallen machten sich die Regierung und die Administrationen unaufhörlich mit geistlichen Dingen zu schaffen, die naturgemäß in die Rechtssphäre der Kirche gehörten, plagten den Bischof wegen Erlassen in Sachen der gemischten Ehen, forderten für sich das placetum regium in Bezug auf alle seine wichtigern Disciplinarverfügungen und planten bereits nach einigen Jahren die Aufhebung des Doppelbisthums.

Über dem kleinlichen Hader brach die Julirevolution herein und brachte auch St. Gallen eine neue Verfassung. Die junge Schule, welche während dem dreißigjährigen Regiment Müller-Friedbergs aufgewachsen war, fand die bisherigen Zustände unbefriedigend, aristokratisch, verrottet. Wie der mächtige Landammann früher den Fürstabt von seinem legitimen Besitz verdrängt, so ward er jetzt selbst mit weit mehr Recht, weil auf Grund bestehenden Rechtes, von Amt und Sessel verdrängt. An seine Stelle trat Gall Jakob Baumgartner, ein noch junger Mann (geb. 1797), ebenso gewandter Redner und Publicist, als gutgeschulter Verwaltungsbeamter [1]. Die Verfassungsänderung, die er (1830) als Präsident leitete und als Haupt der neuen Regierung durchführte, hat in politischer Hinsicht günstig gewirkt, viele offenbare Mißstände hinweggeräumt und administrative wie wirthschaftliche Verbesserungen angebahnt. Da er indeß seine juristische Schule in dem josephinistischen Wien, seine politische unter der Leitung Müller-Friedbergs durchgemacht hatte, entbehrte er in Bezug auf Kirchenpolitik fast völlig die richtigen katholischen Grundsätze und hielt es für seine Aufgabe, in den kirchenpolitischen Wirren ausschließlich die Rechte des Staates zur Geltung zu bringen. Wie er selbst erzählt, hatte im Lande seit 40 Jahren keine bischöfliche Visitation mehr stattgefunden [2]; unter Wessenbergs Verwaltung war das religiöse Leben,

[1] Vater des Schreibers dieser Zeilen.

[2] G. J. Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850. Zürich, Schultheß, 1854. II. S. 39.

die priesterliche Erziehung, die Wirksamkeit des Klerus und damit auch sein Ansehen tief gesunken. Angeregt durch ähnliche Strömungen in Süddeutschland, namentlich Baden, erhob ein Theil des Klerus, darunter auch ehemalige Capitulare des Stiftes, das Banner des kirchlichen Aufruhrs und versuchte auf freien Synoden, unabhängig von Rom und von ihrem Bischof, die Kirche auf demokratischem Fuß neu zu organisiren. Es entstand ein unendlicher Wirrwarr, in welchem die bischöfliche Gewalt, wie das priesterliche Ansehen immer tiefer in den Staub gezogen wurde.

Da mein Vater später in zwanzigjährigem, selbstlosem und opferreichem Kampf für die Rechte der Kirche Alles gutzumachen bemüht war, was er einst, mehr aus Unkenntniß als bösem Willen, gegen sie gefehlt, da er für die Kirche die Last einer zwanzigjährigen Verfolgung auf sich nahm, da ich Bischof Greith als trauernden Freund an seinem Sterbebette und an seinem Sarge getroffen habe, so wird es mir Niemand verargen, wenn ich offen jene Irrungen der dreißiger Jahre erwähne, und daß es mein Vater war, den Greith zuerst als kirchenpolitischen Gegner zu bekämpfen hatte. Ja, diese Erwähnung ist in sofern nothwendig, als, trotz der wiederholten Proteste meines Vaters, jene kirchenpolitischen Wirren der dreißiger Jahre noch voriges Jahr ausschließlich ihm zur Last gelegt worden sind, und zwar in der unfreundlichsten Weise. Als einziger überlebender Sohn muß ich hiergegen Einsprache erheben. Aus seinem Munde, wie aus dem des seligen Bischofs Greith, habe ich mehr als einmal vernommen — und diese Aussage ist durch gedruckte Schriftstücke von Beiden verbürgt —, daß unglückliche Geistliche es waren, welche die Hauptschuld an jenen Wirren trugen. Sie hetzten unermüdlich die maßgebenden Laien gegen den Bischof und dessen Rechte auf. Sie schmiedeten mit rastlosem Eifer reformatorische Pläne. Ich habe noch Briefe dieser Männer gesehen, worin sie sich in unbedingtem Gehorsam der Laiengewalt zu Füßen legten und die über sie ergangene Suspension in unwürdigster Weise verspotteten. Alles, was der Fürstbischof Karl Rudolph that, um den St. Gallischen Bisthumsantheil aus den faulen Zuständen und der vollständigen Verwahrlosung der Wessenbergischen Ära emporzuheben, ward auf Conferenzen, in Reden und in der Presse als staatsgefährlich angefeindet. Dem Bischof stand keine andere tüchtige Kraft zur Verfügung, und so sah er sich genöthigt, seinem jungen Subregens Greith auch die Last aufzubürden, die Kirche und ihre Rechte auf politischem wie publicistischem Gebiete zu vertheidigen. Greith unterzog sich

der schwierigen Aufgabe mit Muth, Eifer und Geschick; eben deßhalb aber wandte sich der ganze Grimm der liberalen Partei gegen ihn.

Wer die deutschen Zustände jener Periode genauer kennt, den werden diese Thatsachen keineswegs wundern. Die rationalistische Flachheit, die das öffentliche Leben beherrschte, hat Görres selbst in einem Briefe an Greith sehr drastisch gezeichnet. Er schrieb es nur der Schlaffheit der Nation zu, daß sie nicht, gleich der Schweiz, einen entschiedenen „Culturkampf“ gegen die Kirche eröffnete:

„Ich wollte Sie mit dem Rückkehrenden in einigen Worten begrüßen, da er selber berichten kann, wie er es hier gefunden. Wir sitzen und harren der Dinge, die da kommen sollen, und an unserem Theile uns bestimmt sind. Drei Tagreisen von uns hat die Cholera in Mitte Asiens jetzt Fuß gefaßt, geht sie nicht in die Winterquartiere, wird sie uns wohl, ehe Weihnachten herangekommen, erreicht haben. Wir sind wohlgerüstet sie zu empfangen, nach unserer Weise nämlich, mit Schweißmitteln, Ölen, Wurzeln und Kräutern, mit Kordons und Absperrungen, die jeden zu erschießen drohen, der der Krankheit entrinnen will, aber der Krankheit selbst nichts anzuhaben vermögen. Sonst hat das Ministerium bei der geistlichen Behörde sich ausgebeten, die Sache nicht als eine Strafe Gottes anzugeben, denn da wir so vortrefflich und tugendhaft sind, hieße es Gott lästern, wenn wir voraussetzten, er könne Schuldlosen solche Strafe senden. Außerdem hat er keine Macht über solche Dinge, die als Naturereignisse nur den Naturgesetzen folgen. Nebendem unterminirt sich der Boden mehr und mehr. Die Regierung liberal wie die sie anfechtende Partei, täglich von ihr beschimpft und im Kothe herumgezogen, wetteifert doch mit ihr, was von alten Stützen noch feststeht, niederzureißen, ohne weder ein haltbares Neue, noch dem Unhaltbaren irgend etwas dauerhaft Stützendes zu finden. So graben sie und wühlen und scharren und sprengen, bis die Knallhütte über ihren Köpfen zusammenstürzt. Was sich in der Schweiz vollendet, steht Deutschland bevor und es ist nur die Schlaffheit der Nation, die es seither verspätet hat, da man nicht sagen kann, daß die Regierungen es auch nur um einen Monat zu verspäten in Fassung wären. Es ist eine ganz fatale Geschichte, wenn man nichts als wankende Trümmer um sich her, und überall den Geruch der Verwesung in der Nase hat.

Alle die Meinigen sind wohl und grüßen aufs Beste.

Ihr Ergebenster

München, 12. September 1831. J. Görres.“

Ähnlich tröstete Abbé Mollevaux seinen Freund von Paris aus. „Ce sont les vils échos de nos démagogues et anarchistes, qui rêvent le désordre, mais qui ne pourront l'effectuer“ (Brief vom 28. Juli 1831). Er faßte indeß die schweizerischen Verhältnisse als viel zu abhängig vom Auslande auf, und dasselbe läßt sich auch wohl von

Görres sagen, wenn er in seiner kaustischen Weise die Schweiz als das bloße Äffchen Deutschlands betrachtete:

„München, 15. August 1833.

Es regnet Dreck bei Ihnen da drüben in den Bergen, nach einem alten Ausdruck und das kleine Äffchen thut, was es den großen Langhändigen vorthun sieht. Wie alles wiederkömmt, so sehe ich auch die alten Schweizergeschichten wiederkommen, wo das Directorium Katinat und Schauenburg gesendet, um mit Kanonen und Bayonetten die kleinen Kantone in der Freiheit zu unterrichten. Wenn nur die conservative Partei nicht dort wie allerwärts so gar ungeschickt wäre. Die Hauptaction wird nun wohl auch allerlei Nebenactionen setzen, und Sie insbesondere dürfen sich schon auf einige Vexationen gefaßt machen. Die Ungebühr wird indessen an Ihnen schon ihren Mann finden, sind die ersten Wellenschläge auch einmal vorbeigerollt, dann wird sich die Bewegung in der sattsamen großen Mattigkeit schon wieder ebnen. Sie sperren freilich in ihren Blättern und Schmieralien den Rachen immer gar weit auf, aber sie können doch nur wie Wallfische kleine Häringe verschlingen. Also darf ich Ihnen recht Muth einsprechen. Sie haben schon einen Andern, der für Sie einsteht. In Luzern haben sie, wie ich lese, Arretierungen gemacht, sie werden freilich, was sich begeben, ausbeuten bis zur Hefe und alter Haß wird sein Müthchen zu kühlen suchen. Alles geht aber nur bis zu einer gewissen, sehr bornirten Gränze hin, über die sie nicht hinauskönnen.

Wie wirds denn mit H. v. G. und seinem oder seines Sohnes Kommen? Sie haben mir gar nicht geschrieben, ob Sie meinen Brief darüber erhalten und zu was er sich entschlossen.

Ich wollte nur in der Eile in einigen freundlichen Worten Sie begrüßen, da der junge Mann, der den Brief mitnehmen soll, ohne Verzug.

Leben Sie recht wohl, und wenn es möglich ist ruhig und vergnügt!

Ihr Ergebenster

J. Görres.“

Thatsächlich waren die schweizerischen Kirchenwirren ein sehr vollständiges Vorspiel en miniature zu dem Kölner Kirchenstreit und zu den Zuständen, unter welchen Deutschland seit den letzten zehn Jahren leidet. Der „Staat“ maßte sich genau dieselben Rechte über die Kirche an, verfolgte dieselben Tendenzen und setzte dieselben Mittel in's Werk, um sich der angeblichen Übergriffe der Kirche zu erwehren.

Ähnlich wie Joseph v. Görres, doch entschieden schwarzseherischer, beurtheilte die Zeitlage auch dessen Freund, der Freiherr Werner v. Haxthausen, der am 30. October 1833 Greith sehr freundlich einlud, sich im gemüthlichen Westphalen von den schweizerischen, republikanischen Plackereien zu erholen. Greith war mit ihm durch seinen Neffen Werner v. Heeremann-Zuydtwyk bekannt geworden, mit dem er noch von München her als Studienfreund in traulichem Verkehre stand.

„Wie würde es uns freuen, liebster Greith!“ so schrieb ihm Haxthausen von Boekerhof bei Brakel aus, „Sie hier bei uns zu sehen! Wir gehen, meine Frau, die kleine Marie und ich, in einigen Tagen nach Münster zum Provinzial-Landtage, wo wir bis April bleiben werden; dann aber kehren wir wieder auf unser Dörfchen zurück und würden uns herzlich freuen, wenn Sie uns besuchten und die Sommermonate bei uns blieben. Freund Laßberg, der Pater Guardian des schönen Klösterchens zur villa Epponis, hatte uns ebenfalls versprochen, hierherzukommen; schon vorigen Herbst wollte er eintreffen, dann aber bestimmt im Mai, sobald die Kirschen blühten; die Kirschen sind verblüht und gereift, alles Andere hat blühen und reifen müssen, nur unsere Freude, ihn wiederzusehen, hat nicht blühen und reifen sollen; wir haben ihn täglich den ganzen Sommer über erwartet; er hat fortwährend versprochen, zu kommen, und ist doch ausgeblieben. — Seien Sie weniger unfreundlich und machen Sie wieder gut, was Ihr Landsmann und Nachbar, der sonst so treffliche Laßberg, gegen uns gesündigt. Kommen Sie zu uns und versuchen Sie es auch, dem Laßberg in's Gewissen zu reden und ihn zu bewegen, mit Ihnen hierherzukommen! . . .

„Die politischen Wirren in der Schweiz sind mir aus den öffentlichen Blättern bekannt. Die Geschichte zeigt kein Beispiel, wo man die Lüge so schamlos, den Spott und Hohn mit Freiheit und Volk, mit allem Heiligen, was der Mensch im Staate zu bewahren hat, so frevelnd und offen ausgesprochen hat. Überall, mehr oder weniger, herrscht dieser Geist der Lüge, des Unglaubens, des Verderbens. Die Schweiz wird untergehen, wie sie es verdient, da die bessere Mehrzahl keinen Muth hat, sich selbst zu behaupten; aber wird Europa überall noch sich behaupten können? Scheint es nicht Gottes Beschluß, Alles zuvor untergehen zu lassen, ehe ein neues Geschlecht aus der Trunkenheit erwacht? Es ist eine fürchterliche Kelter des Zornes, die der Herr tritt. Es ist das Gefühl der Cassandra, das Jeden ergreift, der verurtheilt ist, nüchtern dem Taumel zuzusehen! Damnosa quid non imminuit dies? aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem! . . . Der Provinzial-Landtag in Münster, das Treiben unserer Beamten, die projectirten Gesetze und Constitution haben mich veranlaßt, meine Meinung über all diese Sachen ebenfalls öffentlich auszusprechen; ich habe ein kleines Büchelchen damit angefüllt, welches jetzt gedruckt wird und binnen wenigen Wochen die Presse verläßt.“ [1]

---

[1] Die sehr interessante Schrift „Über die Grundlagen unserer Verfassung“, welche dem Verfasser vielfache Anfeindung und sogar amtliche Verfolgungen zuzog, ist noch jüngst von seinem Schwiegersohne Hermann Frhr. von Brenken neu herausgegeben worden (Paderborn, Schöningh, 1881). In einem Artikel der „Histor.-polit. Blätter“ (LIII. 510) charakterisirt Greith seinen Freund Haxthausen folgendermaßen: „Hold der Kunst und Wissenschaft, ein abgesagter Feind jener Abart des Constitutionalismus, wie er im Parlament Frankreichs zur Fratze mißstaltet worden, ein tapferer Soldat, der die Schlachten in Spanien und in den deutschen Befreiungskriegen mitgefochten, ein wahrer deutscher Edelmann.“ Über den Eindruck der genannten Schrift

Inzwischen gestalteten sich die Verhältnisse in St. Gallen immer trauriger. Einer der fortschrittlichen Geistlichen brachte das Programm des kirchlichen Aufruhrs sogar auf die Kanzel. Der Bischof suspendirte ihn. Die Regierung schützte den Suspendirten und trat mit neuen, unberechtigten Forderungen an den Bischof heran. Karl Rudolph erlag dem Herzeleid, das die unseligen Zustände über ihn verhängten. Er starb am 30. October 1833. Eigenmächtig erklärte die Regierung sofort das Doppelbisthum für aufgehoben, setzte ein provisorisches Kirchenregiment nach ihrem Sinne ein und entwickelte ein staatskirchenrechtliches Programm, das die Kirche fürder vollständig unter die Bevormundung des Staates bringen sollte. Die Luzerner Regierung nahm den Anlaß wahr, die Angelegenheit zu einer allgemein schweizerischen zu machen und auf der Badener Conferenz das neue Kirchenrecht zum völligen Schisma zu entwickeln.

In diesem kritischen Moment, wo das verwaiste Bisthum allen Angriffen bloßgestellt ward, trat Greith, erst 27 Jahre alt, muthig als Apologet der Kirche auf — mit einer Schrift, welche die ganze Sachlage von katholischem Standpunkte aus beleuchtete: „Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse im Bisthum St. Gallen. Luzern 1834." Ebenso klar und gründlich in ihren Principien, wie wahr in ihren Darlegungen der Thatsachen und hinreißend in ihrer Beredsamkeit, ist die Schrift ein würdiger Vorläufer zu Görres' „Athanasius". Als Probe davon sei hier eine Stelle angeführt, in welcher Greith die Anklage zurückweist, als stehe er mit „französischen Congregationen, Missionen und jesuitischen Umtrieben" in Beziehung:

„Ich kannte aber damals, wie jetzt noch, nur eine große Congregation und Bruderschaft, der ich angehöre und in deren Interesse ich stehe. Seit achtzehn Jahrhunderten hat sie nicht nur herrlich bestanden, sie hat sich in allen ihren Emissären, Insignien und Orden offen als eine streitende Macht gegen Irrthum und Verderbniß kund gethan; alles Große und Erhabene, alles Edle und Heilige hat sich bei ihr in allen Jahrhunderten eingefunden, und Jedermann, dessen Herz rein, dessen Gesinnungen dem Ewigen zugewendet, hat sich bei ihr im Leben und im Tode wohl befunden; die Paulus und Petrus haben im Interesse derselben gewirkt, gelitten und ihr Leben hingegeben; die Gregor und Augustin haben ihre Philosophie und Rednergabe ihr gewidmet;

---

auf König Friedrich Wilhelm III. war Greith nicht ganz richtig berichtet (siehe von Brenken, S. XX). Harthausen fiel nicht in Ungnade, doch angenehm war die Schrift dem König wohl nicht.

die Konstantin und Karl für sie das Schwert des Helden gezogen und der hl. Gallus selbst hat sie aus Celtiberien herüber hier am Fuße des hohen Alpsteins begründet und wohl dreizehn hundert Jahre hatte sie mitten unter allen Verwüstungen unter uns bestanden. Der König dieses offenen Bundes ist der Herr, der mit der Dornenkrone unter uns erschienen. Er hat, um den Bund zu verewigen, einen Stellvertreter auf Erden zurückgelassen, dem ich, verschmähend mit Hieronymus den Meletius, Vitalis und Paulinus, mit innigster Vereinigung bis zum letzten Hauche meines Lebens mich anschließe."

Nicht weniger trefflich charakterisirt er den patriotischen Werth seiner strengkirchlichen Grundsätze für das confessionell gemischte Land:

„Der Freiheit aber des Vaterlandes im innersten Herzen zugethan, kann ich mit allen politischen Umgestaltungen, die dieselbe fördern, mich gar wohl vertragen, und nur jenen Institutionen und Gesetzen bin ich abhold geblieben, die mit organischen Artikeln und Statuten aller Art das Wirken der Kirche auf die Gläubigen umschreiben, umstricken, und sie unter eine Oberaufsicht und Bevormundung stellen, als wäre sie mitten im Lande eine feindliche Macht, die täglich erniedrigt werden müßte, um die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu behaupten; abhold bin ich jenen Tendenzen geblieben, Institutionen zu begründen, die nach und nach die Vermischung beider Confessionen und ihrer Angelegenheiten herbeiführen sollen. Eine solche Vermischung von religiösen Systemen, die dem Wesen nach verschieden sind, würde die innere Eigenthümlichkeit beider zerstören, und statt mit einer Vereinigung mit einem todten Indifferentismus in Sachen der Religion enden, während in der ruhigen Fortbewegung beider neben einander die Wahrheit und der religiöse Friede seine sicherste Gewähr hat."

Ehe Greith seine zündende Apologie vollendet hatte, wurde er schon seiner Ämter als zweiter Bibliothekar, Subregens und Professor am Priesterseminar enthoben[1] — und war, da der vom Staat bestellte „Bisthumsverweser" Zürcher ihm keine Anstellung geben durfte, einfach an die Luft gesetzt. So nachtheilig seine Verfolgung für die St. Gallische Kirche war, so günstig war sie für Greiths weitere Bildung als Gelehrter. Im Auftrage eines englischen Parlaments-Ausschusses (Board of

[1] Das Absetzungs-Decret ist vom 3. Februar 1834. Man ließ Greith nicht einmal eine Woche Zeit, schon am 8 Februar wurden durch ein neues Decret Schlüssel, Bücher, Manuscripte u. s. w. dringend zurückverlangt. Der „Staat" hatte gar keine Ruhe, bis er den jungen Gelehrten von der Bibliothek entfernt hatte. Eine tiefe Ironie liegt darin, wenn ihm am 20. Februar Joseph von Laßberg den Herrn Buchon, membre de l'institut de France et ancien directeur des Archives de France, mit den Worten anempfahl: „Wenn Sie gleich aufgehört haben, Bibliothekar dort zu sein, so wird doch jeder Besuchende, so lang Sie da sind, gern Ihre Unterstützung und Anweisung benützen; die letztere werden Sie wenigstens meinem Gastfreunde nicht versagen."

Records) ging er nach Rom, um in den dortigen Bibliotheken die auf englische Geschichte bezüglichen Urkunden zu sammeln. Mit dem Secretär des Board, Charles Purton Cooper, war er schon 1832 durch Mittheilungen historischen Materials aus der Stiftsbibliothek in Verbindung getreten. Durch den Nuntius de Angelis an den Cardinal-Staatssecretär Bernetti und durch diesen wieder an den Bibliothekar Mezzofanti empfohlen, gelang es ihm, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich Pertz und anderen Gelehrten in Benützung der Vaticana entgegengestellt hatten. Dritthalb Jahre arbeitete er auf der Vaticana und anderen römischen Bibliotheken und war im Stande, seinem Freunde Cooper eine umfangreiche Bibliotheca Vaticano-Britannica (theils aus Katalog-Excerpten und archivalischen Notizen, theils aus Copien wichtiger Handschriften bestehend) einzuliefern[1]. Als die Arbeit beendigt ward, starb fatalerweise König Georg, unter dessen Protection das Unternehmen gestanden; dasselbe wurde sofort eingestellt, sogar angefangene Werke aus der Druckerei zurückgezogen, und Greiths Mittheilungen blieben ungedruckt im Archive liegen.

Vergeblich wandte er sich an seinen Freund Purton Cooper, um seine Manuscripte zurückzuerhalten und selbst veröffentlichen zu können. Der Engländer erklärte, daß hierzu die nöthige Vollmacht nicht zu erhalten sei[2]. Dagegen erhielt Greith die Vollmacht, alle Materialien herauszugeben, die sich auf Deutschland oder andere Nationen bezögen. Hiervon machte er schon 1837 in seinem Spicilegium Vaticanum Gebrauch, das ihn nicht nur in neuen Verkehr mit seinen alten Freunden: Görres, Hofrath Schlosser, Frhr. v. Laßberg, Professor Kopp, brachte, sondern ihm auch die Verehrung und Freundschaft der angesehensten deutschen Historiker: Pertz, Böhmer u. A., erwarb. Heinrich Leo besprach das-

[1] Von Rom aus, wo er Via del banco nuovo di S. Spirito No. 12 wohnte, besuchte Greith u. A. auch die Abtei Monte Cassino und wurde hier mit dem gelehrten Benedictiner und späteren Abt P. Tosti befreundet. Auf einen Dankbrief nach seinem Besuche erwiederte der damalige Abt Cölestin Gonzaga: „Tibi potius, Constantino et Francisco grates referendae, qui virtutis vestrae nobis luculentissimum specimen praebuistis, illo perexiguo temporis spatio, quo vestra quotidiana consuetudine frui nobis datum fuit“ (Ex Casinensi Archicoenobio die 27 Oct. 1835).

[2] „Sed antequam ad eam partem laborum nostrorum perventum esset, subito mutabantur consilia (defuncto Rege, cujus auctoritas nobis fuerat commissa) atque opera, tam ea quae sub editorum manibus, quam quae typographorum subirent, subita mora detinebantur, nec adhuc progredi concessum est“ (Brief Coopers, Londini, 20 Martii 1840).

selbe in den „Blättern für Literarische Unterhaltung“ (1837, S. 1431), Schmeller in den „Münchener Gelehrten Anzeigen“ (1838, Nr. 63) mit großer Anerkennung. Die Schrift[1] besteht aus zwei Theilen, von denen der erste reiche Notizen über die Handschriften-Kataloge der Vaticana und anderer römischer Bibliotheken, sowie Verzeichniß und Beschreibung altdeutscher, lateinischer und französischer, auf die deutsche Literatur des Mittelalters bezüglicher Handschriften enthält, während im zweiten Theile zum ersten Mal die Dichtung Hartmanns von Owe: „Gregor auf dem Steine“, nach der Vaticanischen Handschrift (Bibl. Christina, Nr. 1354) mit einleitendem Commentar und erklärenden Anmerkungen veröffentlicht wurde. Letztere Ausgabe wurde in kritischer Hinsicht noch im selben Jahre durch eine vollständigere Ausgabe der Dichtung durch Lachmann überholt, enthält aber in ihren Beigaben, namentlich in der Einleitung, werthvolle Bemerkungen, und verdiente es sicher nicht, von neueren Herausgebern gänzlich unberücksichtigt zu bleiben[2]. Görres nahm Notizen daraus in seine Mystik auf[3]. Mehr Erfolg hatte der archivalische Theil des Spicilegiums, das Böhmer mit vielem Dank von Greith selbst entgegennahm. „Ich besaß dieses Werk,“ schrieb er ihm (12. Mai 1838), „zwar schon längst, nun aber bewahre ich das eine Exemplar als Andenken an den verehrten Verfasser, während ich das andere in zwei Theile binden lasse, deren erster einst in Roms Bibliotheken mein Führer sein soll.“

Die Einleitung zu „Gregor auf dem Steine“ ist von Stift Neuburg bei Heidelberg, März 1837, datirt, wo Greith nach seiner Rückkehr aus Rom bei Hofrath Schlosser einige Zeit gastliche Aufnahme fand und den Vortheil genoß, mit mehreren deutschen Gelehrten bekannt zu werden. Was ihn eigentlich bewogen hatte, Rom zu verlassen, war die Erledigung der Bibliothekarstelle in St. Gallen durch den Tod des ersten Bibliothekars. Obwohl er zu diesem Amt eine seltene Tüchtigkeit bewährt, der interimistische zweite Bibliothekar, A. Fuchs, aber, einer der liberalen Kleriker, sich ganz unfähig erwiesen hatte, blieb ihm jedoch aus politischer Abneigung diese Stelle versagt. Noch im Jahre 1837 ward er indeß von der Gemeinde Mörschwyl am Bodensee zum Pfarrer und Mitglied des Großen Rathes (der gesetzgebenden Versamm-

---

[1] Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur näheren Kenntniß der Vaticanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Frauenfeld, Beyel, 1838.

[2] So von Fedor Bech in F. Pfeiffers „Deutsche Classiker des Mittelalters“. Bd. V. Leipzig, Brockhaus, 1867.

[3] Freundesbriefe, III. S. 507.

lung) gewählt und nahm unter den 150 Volksrepräsentanten alsbald eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Badener Conferenz-Artikel, welche man in Form eines Gesetzes — einer wohlgeplanten Maigesetzgebung — dem Volke aufzuhalsen versucht hatte, waren inzwischen durch das Veto desselben mit glänzender Majorität verworfen worden. Gregor XVI. hatte sie dazu noch durch eine Encyklika (17. Mai 1835) verurtheilt, andererseits aber auch den von St. Gallen aus gestellten Bitten Gehör geschenkt, durch Consistorial-Decret vom 23. März 1836 das Doppelbisthum Chur-St. Gallen aufgehoben und St. Gallen zu einem eigenen Apostolischen Vicariat errichtet. Nach vierzigjährigem verstecktem und offenem Guerillakrieg gegen die Kirche stand das Land nun wieder an demselben Ausgangspunkt, wo es bei Aufhebung des Stiftes St. Gallen gestanden — vor einem Provisorium, dessen Titel schon an heidnische Missionsländer erinnert. Greith verzagte nicht. In den politischen Verhandlungen der Jahre 1837 und 1838 trat er muthig für die Rechte der bereits bedrohten schweizerischen Klöster ein, erhob seine Stimme gegen die Säcularisation des Klosters Pfäffers und suchte im Volke selbst, wo noch Glaube und gesunder Sinn vorhanden war, das Verlangen nach entsprechenden kirchlichen Verhältnissen anzubahnen, getreu dem Programm, das er schon 1834 den liberalen Kirchenstürmern gegenüber entwickelt hatte:

„Obwohl ich Menschen nie verdamme, weil über den Glauben ein Höherer richtet als wir, bin ich dennoch von ganzem Herzen und mit der lebhaftesten Überzeugung der katholischen Kirche, deren Priester zu sein ich die hohe Ehre und das unverdiente Glück habe, zugethan, und ihre Lehren, ihre Rechte, ihre Freiheit und Erhaltung sind immer der Gegenstand meiner Studien, meiner Liebe und meines vollkommensten Interesses gewesen; ich fand nichts Höheres vor in der Weltgeschichte, als ihre Institution, keine tiefere Philosophie als ihr Lehrsystem, keine vollkommenere und wunderbar geordnetere Gesellschaftform als ihre Hierarchie, nichts Erhabeneres als ihre Kunst in allen Zweigen und Formen, nichts Beseligenderes im Leben und im Tode als ihre Gnaden und ihre Verheißungen, und keinen bessern Schutz für die Freiheit und Bildung der Völker als den Einfluß, den ihre Glaubens- und Sittenlehre auf die Gewissen und Gemüther der Herrscher und Nationen ausübt. Mit voller Begeisterung Allem zugethan, was immer wahrhaft sie erneuern kann und ihren beglückenden Einfluß auf die Menschheit, statt erschwert, erleichtert und fördert, sind mir hingegen die unberufenen Stürmer jederzeit widerlich gewesen, die mit dem Höllensteine Wunden heilen, mit dem Öle das Feuer, das in der Welt aufgelodert, löschen und die Erneuerung eines lebendigen Ganzen mit der Zerstörung seiner Theile beginnen wollen!" (Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Der Eid und die Grundveſten der geſellſchaftlichen Ordnung.

II.

Mit Vorbedacht haben wir nicht bloß über die Abſchaffung, ſondern auch über die Profanirung des Eides geſagt, daß ſie die Grundveſten der geſellſchaftlichen Ordnung erſchüttere. In der That liegt beiden derſelbe Frevel gegen Gott zu Grunde, und wir möchten die Profanirung als die nähere Stufe bezeichnen, welche zuletzt in eine auf Gottesverachtung oder Gottesläugnung beruhende Abſchaffung des Eides ausläuft.

Es gibt verſchiedene Arten der Entheiligung des Eides. Der Factor der Bosheit fällt ſchwer in's Gewicht beim Meineide, da dieſer mit dem Bewußtſein der Unwahrheit oder mit dem Willen, das gegebene Verſprechen nicht zu halten, abgelegt wird. In Bezug auf dieſe ſubjective Erfaſſung der Bosheit, nicht gerade von der objectiven Sündhaftigkeit, gelten daher die Worte des hl. Auguſtin, in welchen er, den Meineid mit dem Eidſchwur bei falſchen Göttern vergleichend, ſich nicht ſcheut zu ſagen: „Zweifelsohne iſt es ein geringeres Übel, bei einem der falſchen Götter nach der Wahrheit zu ſchwören, als beim wahren Gott einen falſchen Eid zu leiſten. Je heiliger nämlich der iſt, bei dem man ſchwört, deſto ſtrafwürdiger iſt der meineidige Schwur“ (Ep. 47. al. 154. n. 2). Wer immer die Gottheit, und ſei es auch nur eine vermeintliche Gottheit, mit Bewußtſein als Zeugen der Lüge anruft, der macht, ſoviel an ihm liegt, Gott ſelbſt zum Lügner und zum Mitſchuldigen des Truges. Dieſer Frevel entgeht auch dem ungebildetſten Gewiſſen nicht, und auch das nur wenig für Gut und Bös empfängliche Herz ſchreckt vor ſolcher That zurück.

Eine nicht geringerſtehende Entheiligung des Eides iſt das eidliche Verſprechen zu Unerlaubtem. Natürlich iſt eine ſolche Zuſage von Haus aus nichtig, weil niemals Jemand eine Verbindlichkeit zur geringſten unerlaubten Handlung eingehen kann; allein der Verſuch, ſich durch Eidſchwur zu Sündhaftem verpflichten zu wollen, iſt eine großartige Gott angethane Schmach. Das wird erſt recht verſtändlich, wenn man die eidliche Verpflichtung als eine religiöſe Obliegenheit, wie ſie es thatſächlich iſt, betrachtet. Wenn Gott gegenüber eine Verpflichtung übernommen

ist, so wird deren Ausführung zu förmlichem Gottesdienst: auf solche Weise eine sündhafte That zu einer gottesdienstlichen Handlung machen wollen, ist ein gotteslästerlicher Frevel, wie er vermessener kaum gedacht werden kann.

Hier hat die Loge das Mögliche geleistet. Wir können es uns nicht versagen, aus einem alten, von einem „wahren und vollkommenen Br." niedergeschriebenen Buche „Sarsena" aus dem Jahre 5617 (!) eine Probe jener grauenhaften Eide zu geben, wie sie im dortigen Freimaurer-Ritual vorkommen. Schon bei der ersten Aufnahme zum sogenannten Lehrlingsgrade figurirt folgender Schwur: „Ich schwöre und gelobe im Namen des allerhöchsten Baumeisters aller Welten, daß ich nie die Geheimnisse, Zeichen, Griffe, Worte, Lehren und Gebräuche der Brüder Freimaurer entdecken werde ... weder von dem, was mir bis jetzt anvertraut wurde, noch in Zukunft bekannt gemacht werden wird. Ich verbinde mich dazu bei der Strafe, welcher ich mich, wenn ich nicht Wort halte, unterwerfe, nämlich daß man mir die Lippen mit einem glühenden Eisen abbrenne, die Hand abhaue, die Zunge ausreiße, die Gurgel abschneide.... So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Es folgt in den späteren Graden die stete Bestätigung der abgelegten Eide, neue Schwüre, die anzuvertrauenden Geheimnisse unverbrüchlich zu bewahren, „die Arbeit zu treiben, an welchem Orte es anbefohlen wird", „den Orden zu vertheidigen", „den Vorgesetzten zu gehorsamen". Und doch muß noch bei der Aufnahme in „die vollkommene Maurerloge" der Candidat gefragt werden, „ob er Argwohn hege, daß in den Geheimnissen etwas Böses sei, welche er erfahren werde".

Wie höchst unsittlich ist es doch, so blindlings für alle Fälle und alle nur möglichen Dinge ein solch tiefes Geheimhalten zu versprechen, da es möglicherweise derartige Sachen sind, welche Mittheilung an Andere fordern. Also die eidliche Zusage, sich selbst unbedingt an ein Geheimniß zu knüpfen, von dem man ohne sichere Garantie nur vermuthet, es werde nichts Böses darin enthalten sein. Wie oft hat man den religiösen Gehorsam angegriffen, welcher auf blinden Vollzug lautet, falls sich das Anbefohlene nicht als etwas Sündhaftes klarlege! Und hier die eidliche Angelobung ohne diesen Rückhalt!

Dazu kommt dann noch die schauerliche Selbstverfluchung, mit der der Aufzunehmende der Loge das Recht einräumt, ihn für eine etwaige Verletzung der gemachten Zusage kurzer Hand ohne Erbarmen durch Schwert und Dolch zu strafen. Und doch, wer gibt denn einer Privatgesellschaft

das Recht über Leben und Tod? wer gibt dem Freimaurer-Candidaten die Gewalt, das Recht auf Leben und Tod in die Hand der Br. zu legen? Diese eidliche Abdankung des unveräußerlichen Rechts auf das eigene Leben genügt allein, um die ganze Gotteslästerung solcher freimaurerischen Schwüre zu erkennen.

Der sittlichen Verschuldung nach weniger tief, wiewohl immer noch auf der Stufe schwerer Sünde, steht der nachträgliche Bruch eines an sich ernst und redlich gemeinten Eidschwures; nur kann hier, im Unterschied von den vorigen Arten schlimmerer Entheiligung, die Geringfügigkeit des Gegenstandes die Sünde bis zur läßlichen herabdrücken. Um die ihrer Art nach todsündliche Bosheit der nachträglichen Eidesverletzung zu erkennen, muß wiederum auf die durch den Eid eingegangene religiöse Verpflichtung zurückgegriffen werden. Wohl ist eine eidliche Zusage nicht gerade ein Gott selbst gemachtes Versprechen, und deßhalb der Bruch der ersteren, wenn sie anfangs treu gemeint war, nicht so hochgradig sündhaft, wie ein Gelübdebruch; allein wer irgend welche Zusage vor Zeugen und Bürgen macht, der begeht schon an menschlichen Bürgen eine Unbill, wenn er der Zusage untreu wird; um wie viel ärger und unvergleichlich größer ist die Unbill, welche den unendlichen Gott in eine solche Untreue gleichsam mitverwickelt?

Alle diese Arten der Profanirung des Eides können kaum in die Wirklichkeit treten, wenn nicht vorher die richtige Erkenntniß von Gott und seinen Eigenschaften verwischt oder das Bewußtsein davon wenigstens getrübt wurde. Es ist nicht zu verwundern, daß aus der Verzerrung der Gottesidee, welche die heidnischen Völker begingen, alle jene Entheiligungen des Eides zu üppiger Saat emporwuchsen. Wo freilich unter dem Zerrbilde der Götter doch noch vor Gott dem Herrn eine mehr oder minder große Scheu sich barg, da fiel der Frevel des Meineides noch fühlbarer in's Gewissen, und die schweren, nach bürgerlichem Gesetze bestimmten Strafen riefen solches Bewußtsein stets wieder wach. Bei den Ägyptern stand Todesstrafe auf Meineid und Eidbruch; ebenso bestimmten die Zwölftafelgesetze der alten Römer, daß, wer falschen Zeugnisses überführt werde, vom Tarpejischen Felsen herabzustürzen sei. Später freilich verwies man die eigentliche Bestrafung des Meineidigen an die strafende Vorsehung und begnügte sich, im menschlichen Verkehr auf Ehrlosigkeit oder auch auf Unfähigkeit, weiterhin je wieder ein Zeugniß abzulegen, die Strafe zu beschränken. Diese bei den Griechen durchgängig beobachtete Praxis ging auch in die spätere Anschauung der Römer über und findet

ihren Ausdruck in dem Ciceronianischen Satze: „den falsch Schwörenden treffe als Strafe von Seiten der Gottheit Verderben, Schande von Seiten der Menschen“ [1].

Fast alle Folgen der Eidesentweihung waren nun auf die göttliche Strafgerechtigkeit abgeladen; anderntheils verschwand beim heidnischen Götterwesen allmählich der verborgene Kern eines wahren Gottes mehr und mehr dem Bewußtsein; es blieb nur der leicht durchsichtige Trug der Zuthat menschlichen Aberwitzes. Da darf es nicht Wunder nehmen, daß, wo keine göttliche Heiligkeit mehr dem Geiste vorschwebte, auch die auf ihr beruhende Heiligkeit des Eides preisgegeben wurde. Daher die sich häufenden Klagen über Eidbruch, wie sie uns bei griechischen Schriftstellern nicht selten begegnen, und der Wahn, es habe mit solchem Mißbrauch des Eides nichts weiter auf sich, als durch bestimmte Opfer den Zorn der Götter zu beschwichtigen, denen es mehr um dergleichen Gaben als um die Heiligkeit des Schwures zu thun sei. Keinenfalls besser sah es zur Zeit des größten Sittenverderbnisses bei den Römern aus, welche durch eine Wassersprenge an der dem Mercur geweihten Quelle ihre falschen Eide im täglichen Verkehre wegzuspülen suchten. Nun, solche Zustände paßten in den Rahmen der übrigen sittlichen Verkommenheit, das eine Laster bedingte das andere; allein es wurde eben auch der Ruin und Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung angebahnt, und nur noch das Christenthum war es, welches da erneuernd und neubelebend eingreifen konnte.

Das Christenthum war von Anfang an bemüht, die Heiligkeit des Eides wieder herzustellen und den Frevel des Meineides klarer als je zum Bewußtsein zu bringen. Die alte kirchliche Bußdisciplin stellte in ihren Strafbestimmungen den Meineid in dieselbe Reihe mit Mord, Raub und Ehebruch; auch die weltliche Gesetzgebung, speciell das germanische Recht, zog den falschen Eid vor ihr Forum; die allgemeine Rechtsgewohnheit, welche auch in die Carolina überging, verhängte über jene Unthat nebst Ehrenverlust das Abhauen der Hand oder der beiden Finger. Wenn heutzutage auch noch der Meineid mit jahrelangem Zuchthaus bestraft wird, so ist das ein Überbleibsel dessen, was naturgemäß aus der tiefernsten Auffassung des Christenthums hervorging, die selber aber jetzt bei Vielen dem Leichtsinn oder Unglauben Platz gemacht hat.

Hiermit kommen wir zu der letzten Art der Eidesprofanirung, dem

---

[1] De leg. II. 2, 22: „Perjurii poena divina exitium, humana dedecus.“

Leichtsinne in Behandlung und Ablegung des Schwures. An sich ist dieß der geringste Grad der Entheiligung und, allein genommen, eine nicht gerade todsündliche Verletzung. Aber die bloße Leichtfertigkeit des Schwörens kann zu schwereren Verletzungen führen, und die leichtsinnige und unwürdige Behandlung ist nicht selten derartig, daß sich eine todsündliche Mißachtung des Eides oder geradezu ungläubige Gottesverachtung darin wiederspiegelt.

Die Natur selbst drängte auch die heidnischen Völker, wenigstens zur Zeit strengerer und ernsterer Sitten, die Ablegung des Eides mit religiösem Ritus so zu umgeben, daß dadurch auf die Wichtigkeit der Handlung aufmerksam gemacht werden sollte. Die echt christliche Zeit unterließ es weder im kirchlichen noch im bürgerlichen Brauch, durch äußere Ceremonien die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides zum Ausdruck zu bringen. Auch nach bürgerlicher Norm fehlte nicht die Vorschrift von Crucifix, brennenden Kerzen, Evangelienbuch selbst für weniger feierliche gerichtliche Vereidigung und von eindringlicher Ermahnung über die Bedeutung des Schwures und Frevels einer eidlich bekräftigten Lüge. Heutzutage begnügt man sich vielfach damit, solche Verordnungen als Reste eines überwundenen Standpunktes zu betrachten. Die Aufforderung zum gesetzmäßigen Schwure geschieht oft mit einer Gleichgiltigkeit, welche die Heiligkeit der bevorstehenden Handlung parodirt; die Ermahnung begnügt sich mit dem Hinweis auf Zuchthaus oder sonstige Strafe, welche den überführten Meineidigen treffe; die Abnahme und Leistung trägt nicht selten das gleiche Gepräge der höchsten Frivolität. Ist es da zu verwundern, daß bei Vielen aus dem Volke der Eid nach seinem wahren Gehalte nicht mehr geschätzt, die Verletzung desselben nicht mehr gefürchtet wird, sobald man sich nur vor gerichtlicher Strafe sicher weiß?

Statt nun auf Hebung sittlichen Gefühls und sittlicher Grundsätze hinzuarbeiten, werden Stimmen genug laut, welche der Abschaffung des Eides das Wort reden. Man glaubt einen tiefgescheidten Ausspruch gethan zu haben, wenn man für die Abschaffung des „religiösen" Eides sich in die Brust wirft: als ob ein Eid denkbar wäre, ohne ein religiöser Act zu sein. Es zeigt in der That eine klägliche Verworrenheit der Begriffe, daß selbst tonangebende Blätter es wagen können, solchen Unsinn ihren Lesern zu bieten, und einen noch kläglicheren Bildungsgrad unserer „gebildeten Welt", wenn ihr solche Nahrung mundet.

Die Emancipation vom Eide hebt in höheren Kreisen an, wird aber

darum, wenn sie gelingt, nicht verfehlen, einen verderblichen Reflex auf alle Schichten der Bevölkerung zu werfen. Hoffentlich hat das gesammte deutsche Volk noch inneren Halt genug, um solch principiell ungläubiger Tendenz der Eidesabschaffung wirksam entgegenzutreten.

Wir gaben schon früher zu, daß, zumal vom Standpunkte eines paritätischen Staates, Verhältnisse eintreten können, unter welchen mit Grund zur Wahrung nothwendiger oder garantirter Gewissensfreiheit von Ablegung des Eides Umgang genommen wird. Als Beispiel wurde dort auf solche Secten verwiesen, welche aus irriger Übertreibung jede Eidesformel als Verstoß gegen die Gott schuldige Ehrfurcht verwerfen. Wir könnten andere, durchschlagendere Beispiele anführen, bei denen wenigstens eine Eidesmodification nothwendiger und pflichtschuldiger Weise zugestanden werden muß. So war es beispielshalber nur die Abtragung einer schweren Schuld strengster Gerechtigkeit, als im Jahre 1829 das englische Parlament den Suprematseid zu Gunsten der Katholiken abschaffte, damit auch ihnen fortan der Weg zum Parlamente offenstehe. Lange genug hatte seit der sogenannten Reformation der Schandfleck katholikenfeindlicher Intoleranz der englischen Regierung angehaftet. Diese forderte von allen Beamten und Parlaments-Mitgliedern nicht nur den in anderen Ländern gebräuchlichen Treue-Eid gegenüber dem Könige, sondern auch einen Eid, durch welchen die Anerkennung der höchsten Gewalt des Königs in kirchlichen und religiösen Dingen, also die Verwerfung des Papstes als kirchlichen Oberhauptes, feierlich beschworen werden mußte. Nach der Vertreibung Jakobs II. sollte den Katholiken noch radicaler jeder Weg zu irgend welchem Staatsamte abgeschnitten werden; deßhalb fügte man die Abschwörung des Dogmas von der Transsubstantiation und der Verehrung der Heiligen hinzu. Daß diese gewissenlosen Vorschriften so lange aufrecht bleiben konnten, daß sie Stück um Stück zerschlagen werden mußten, daß an dem letzten Bruchtheil ein so großer Theil der englischen Lords mit unglaublicher Zähigkeit festhielt, wäre kaum erklärlich, wenn man nicht wüßte, wie unmenschlich menschliche Leidenschaftlichkeit und zäher Fanatismus werden können. Wie konnte es auch der menschlichen Vernunft einfallen, durch einen Schwur Gott gegenüber eine Verbindlichkeit erzeugen zu wollen, welche nach der Überzeugung des Schwörenden eine Lossagung von Gott ist? Man möchte eher geneigt sein, solches für ein Resultat übermenschlicher Bosheit zu halten, der es darauf ankommt, die Gewissen mit Gott zu verfeinden. Übrigens ist das Gleiche zu sagen von jedem Schwur, welcher auf evi-

dente Weise das Gewissen des Schwörenden verletzt. Die Abschaffung solch frevelhaften Eides ist nur das Werk der elementarsten Billigkeitsrücksicht. Ganz etwas Anderes ist aber die Abschaffung und Entwerthung des Eides zu Gunsten des Indifferentismus und der Religionslosigkeit. Während in dem einen Falle Achtung vor Gott und dem Eide sich ausdrückt, offenbart sich im anderen nur Verachtung.

Ein Überblick über die Gepflogenheiten der einzelnen Länder bezüglich der Eidespraxis zeigt leider, wie weit schon die Verflachung gediehen ist und wie viel man von oben her an der Entwurzelung der Religion gearbeitet hat. Ob es Plan ist oder unüberlegte Kurzsichtigkeit: jedenfalls wäre es Zeit, das Rad religiösen Umsturzes, auf dem die Staaten dem Abgrunde zurollen, zurückzudrehen.

Wir berücksichtigen bei dem Überblick über die einzelnen Länder fast ausschließlich die Eidespraxis bei den volksvertretenden Versammlungen: ist ja auch kaum eine bessere Gelegenheit, bei welcher eine Nation als Nation sich gläubig oder ungläubig erweisen kann, oder vielmehr bei welcher die gesetzgebende Macht die Wahl hat, durch feierlich und öffentlich veranlaßtes religiöses Bekenntniß zu zeigen, welche Werthschätzung sie für die Religion hat oder wie wenig Werth sie auf dieselbe legt. Die Notizen sind entnommen dem Berichte der englischen diplomatischen Agenten, welche auf Anordnung des Lord Granville Bericht erstattet haben über die Usancen, die in den volksvertretenden Versammlungen der einzelnen Länder beobachtet würden, damit man bei der geplanten Umformung des englischen Parlamentes diese vor Augen habe: der Eid nimmt darin eine hervorragende Stelle ein.

Der ausgeprägt christliche Charakter in Wort und religiöser Feier tritt nur noch bei wenig Staaten auf. Bisher stand Spanien mit in der vordersten Reihe. Bei Kammer und Senat ward zuerst an die versammelte Körperschaft folgende feierliche Anfrage gerichtet: „Schwören Sie, die Constitution der spanischen Monarchie zu beobachten und für deren Beobachtung zu sorgen? Schwören Sie dem legitimen König von Spanien (Don Alphonso XII.) Treue und Gehorsam? Schwören Sie, gut und getreu das Amt zu verwalten, welches die Nation Ihnen anvertraut hat, und in Allem das Wohl dieser Nation zu beachten?" Daraufhin näherten sich die Abgeordneten zu zwei und zwei, knieten zur Rechten des Präsidenten nieder, und die Hand auf's Evangelium gelegt, sprachen sie: „Ja, ich schwöre." Der Präsident antwortete: „Nun wohl, wenn Sie den Schwur halten, möge Gott Sie belohnen; wenn nicht, so

möge er Sie darob zur Rechenschaft ziehen." — In jüngster Zeit hat bekanntlich die Kammer diese Vorschrift abgeschwächt; es soll nur eine Betheurung „vor Gott" oder „auf Ehre" geschehen, je nach dem Belieben und der Wahl eines Jeden.

In dem rein katholischen Portugal, obgleich unterwühlt von der Freimaurerei, bringt die Eidesformel in noch stärkerer Weise den christlichen und exclusiv katholischen Charakter des Volkes zum Ausdruck. In der zweiten Kammer hat der Deputirte, „die Hand auf die heiligen Evangelien gelegt", zu schwören, „unverletzlich treu zu sein der katholischen, apostolischen, römischen Religion, dem Könige, dem Vaterlande und der Constitution u. s. w." In der ersten Kammer ist die Fassung unwesentlich geändert: „Ich schwöre auf die heiligen Evangelien, aufrecht zu halten die katholische, apostolische, römische Religion, die Unversehrtheit des Reiches u. s. w., treu zu sein dem Könige, dem Vaterlande, und das allgemeine Wohl der Nation zu wollen." Die Vorschrift fußt noch auf der nur zu sehr mißachteten Wahrheit, daß die Treue gegen Gott und die Religion das Fundament ist, ohne welches die Treue gegen König und Vaterland der sichern Stütze entbehrt.

Auch in dem kleinen Montenegro muß die geringe Zahl der Mitglieder des Staatsrathes dem Fürsten und der Dynastie den Treue-Eid unter christlich-religiöser Feier leisten. Der Eid wird vor dem Erzbischof in öffentlicher Kirche unter Berufung auf die Evangelien und das heilige Kreuz abgelegt.

In dem griechisch-schismatischen Serbien soll der specifisch christliche Charakter des Eides dadurch wenigstens gewahrt werden, daß der Eid vor einem Priester der griechischen Kirche abgelegt wird; in den Worten selber kommt das nicht formell zum Ausdruck. Der Eid auf die Constitution lautet: „Ich schwöre bei dem einzigen Gott und bei Allem, was in den Augen des Gesetzes am heiligsten und in dieser Welt am theuersten ist, daß ich treu die Constitution aufrecht halten will und in meinen Vorschlägen und meiner Abstimmung beständig das allgemeine Wohl des Königs und des Volkes in's Auge fassen werde, nach meiner besten Überzeugung und Einsicht. Und so wahr ich dieß erfülle, so wahr möge Gott mir beistehen in dieser und in der andern Welt."

Schweden trägt durch Nennung der heiligen Evangelien dem christlichen Charakter noch einige Rechnung. Freilich ist nicht den einzelnen Kammermitgliedern ein feierlicher Treue-Eid vorgeschrieben, sondern nur dem Präsidenten und Vicepräsidenten: „Ich verspreche und schwöre vor

Gott und seinem heiligen Evangelium, nach allen meinen Kräften die königliche Macht und die Rechte des Landtages aufrecht halten und vertheidigen zu wollen nach Gemäßheit der constitutionellen Gesetze. Das Alles verspreche ich treu zu halten, so wahr Gott meinen Leib und meine Seele retten möge."

In Norwegen wird kein specieller Eid verlangt; allein der öffentlich zu leistende Treue-Eid ist eine wesentliche Bedingung, um in die Wählerliste eingetragen werden zu können.

In den deutschen Ländern ist es nur Bayern, welches bei der Vereidigung der Mitglieder des Reichsrathes oder des Abgeordnetenhauses noch ein wesentlich christliches Moment in die Eidesform hineinzieht. Der Schwur wird abgelegt: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium"; den nicht christlichen Mitgliedern werden die letzten Worte nicht zugemuthet.

In Preußen hat die Eidesformel wenigstens noch einen klaren und deutlichen Ausdruck des religiösen Momentes bewahrt. Den Mitgliedern eines jeden der beiden Häuser des Landtages ist der Eid in der Form vorgeschrieben, daß man schwört bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, Sr. Majestät dem Könige treu und gehorsam sein und gewissenhaft die Constitution beobachten zu wollen, „so wahr mir Gott helfe".

In Österreich ist auf gleiche Weise für den ungarischen Reichsrath ein Eid vorgeschrieben unter der Formel: „So wahr mir Gott helfe", jedoch nicht für alle Mitglieder des Reichsrathes, sondern nur für gewisse Funktionäre in den Commissionen. Sonst begnügt man sich sowohl beim ungarischen, wie beim österreichischen Reichsrath mit dem einfachen Versprechen der Treue, welches die einzelnen Mitglieder abzulegen haben.

Der Eid in Hessen-Darmstadt lautet ähnlich: „Ich schwöre Treue dem Großherzog, Gehorsam den Gesetzen u. s. w., so wahr mir Gott helfe". — Ungefähr gleichen Inhalts und gleicher Form ist der Schwur für die Mitglieder der Kammern im Königreich Sachsen; desgleichen in Sachsen-Coburg-Gotha; ebenso im Großherzogthum Baden.

Württemberg ist der einzige der deutschen Einzelstaaten, der den Landtagsmitgliedern keine Eidesleistung auferlegt. Doch auch im deutschen Reichstag wird von dessen Mitgliedern ein Eid nicht gefordert.

Auf gleicher Stufe, wie fast alle deutschen Einzelstaaten, stehen außer Deutschland: Luxemburg, Holland und England. Über die beiden letzten

Staaten soll freilich noch weiter unten Mehreres nachgetragen werden. Zur Ehre all dieser Länder muß oder mußte bis jetzt gesagt werden, daß sie trotz manchen bösen Keimes, den sie in die Eidespraxis eingesenkt haben, dennoch die wesentliche Bedeutung des Eides als hochwichtigen religiösen Actes und unentbehrlichen Mittels zur Verfestigung von Treue und Wahrhaftigkeit festgehalten haben. Darum haben sie auch keineswegs dem Belieben eines Jeden die Erfüllung der Eidesforderung anheimgestellt; sondern dieser Nachlaß oder die Umänderung in eine einfache feierliche Zusage ist nur Denen gewährt, welche aus mißverstandener Ehrfurcht und religiösem Scrupel nach der Lehre ihrer Secte den Eid für unerlaubt und für eine Unehrerbietigkeit gegen Gott halten.

Bedenklicher schon ist der Abfall vom christlichen und zugleich vom natürlich richtigen religiösen Standpunkt, wie er in der Gesetzesclausel liegt, welche für die Schweiz maßgebend geworden ist. Die Mitglieder des Stände- resp. Nationalrathes sollen freilich beim Eintritt in ihr Amt auf folgende Weise vereidigt werden: „In Gegenwart des allmächtigen Gottes schwöre ich (getreu zu beobachten und aufrecht zu halten die Constitution und die Bundesgesetze), die Einheit, die Ehre und die Unabhängigkeit des Schweizer Vaterlandes zu schirmen, die Freiheit (resp. die Souveränität) und die Rechte des Volkes zu vertheidigen u. s. w.: so wahr ich wünsche, daß Gott mir beistehen möge." Allein am 27. Juni 1874 fand man für gut, zu bestimmen: „Für die gerichtlichen Beamten, denen ihre Überzeugung verbietet, den Eid zu leisten, kann ein feierliches Versprechen an dessen Stelle treten", und es hat sich kurz nachher gezeigt, wie man nicht umhin konnte, dieses Zugeständniß von gerichtlichen Beamten auch auf die Mitglieder der regierenden Körperschaften zu übertragen. Welche „Überzeugungen" es aber sind, die dadurch geschützt und gepflegt werden, ist leichter zu errathen, als zu sagen.

Noch größere Abschwächung in der Eidesformel finden wir in Belgien und Italien, in irgend welcher Weise auch in Nordamerika, und in der jetzt für Spanien von der Kammer acceptirten Formel. Spanien will jetzt die „Betheuerung vor Gott"; da wir jedoch glauben annehmen zu müssen, die gesetzmäßig ausgesprochene Absicht gehe bei diesen Worten auf eine wirkliche Anrufung Gottes als Zeugen, so wollen wir den Ausdruck als für einen Eid genügend gelten lassen. Die beiden ersten Länder haben für gut befunden, die ausdrückliche Erwähnung Gottes fallen zu lassen und sich mit dem nackten Worte: „Ich schwöre" zu begnügen. An sich ist das jedenfalls ein höchst zweifelhafter Eidesausdruck.

Doch auch hier scheint dennoch als Absicht des Gesetzes sattsam sich herausgestellt zu haben, daß ein wahrer Eid gewollt sei, und zwar in Belgien und Italien nicht facultativ; darum halten wir den dem Ausdrucke nach jedenfalls möglichen Eid durch die hinzutretende Absicht für verwirklicht. Wird daher abgesehen von der Ungerechtigkeit der Sache, welcher in Italien der Eid der Deputirten dienen soll, so läge bei der soeben ausgesprochenen Unterstellung in der Eidespraxis Belgiens und Italiens nicht der Grad des Abfalls von religiösen Principien, wie in dem facultativen Eid der Schweiz. Auffallender jedoch und ausgeprägter ist dieser Abfall in der jetzt gewollten Praxis Spaniens und in dem später nur einigermaßen corrigirten Gesetze der Vereinigten Staaten Nordamerika's vom Jahre 1789. Spanien will nach Belieben des Einzelnen eine Betheuerung „vor Gott", oder „auf Ehre". Für Nordamerika lautet Art. 6 der Constitution also: „Die Senatoren und die Mitglieder der Repräsentativ-Versammlung, sowie der gesetzgebenden Versammlung, wie auch alle Beamten bei den Executiv- oder richterlichen Behörden, sei es in der Union oder in den Einzelstaaten, sind auf Eid oder Versprechen hin gehalten, diese Constitution zu vertheidigen: doch ist die Zugehörigkeit zu irgend einem religiösen Bekenntniß nicht eine nothwendige Bedingung, um einen öffentlichen Dienst oder ein Amt in den Vereinigten Staaten anzutreten." Dennoch liegt auch in dem feierlichen Versprechen insofern noch irgend ein öffentliches Gottesbekenntniß, als es mit den Worten: „In Gegenwart Gottes", abzulegen ist. Eine fernere Correctur, oder richtiger, ein Supplement dieser Versicherung ist, wie gesagt, später eingetreten. Nach den Beschlüssen vom 2. Juli 1862 und 11. Juli 1868 müssen die Mitglieder des Senates und der Abgeordneten-Versammlung eine schriftliche Formel unterzeichnen, welche die Aufrechthaltung und die Vertheidigung der Constitution zum Gegenstande hat. Diese Formel enthält den directen Appell an Gott mit den gebräuchlichen Worten: „So wahr mir Gott helfe"; nur wird der religiöse Act oder vielmehr die Intention eines religiösen Actes dadurch abgeschwächt, daß die Unterschrift nach Belieben unter die Worte: „Ich schwöre" oder „Ich versichere", gesetzt wird. Hier wird nun freilich die Versicherung zur Eidesformel. Würde jedoch ohne Appell an Gott nach Wahl und Belieben des Einzelnen auch ein bloßes Versprechen gewählt werden können, so wäre das unseres Bedünkens ein großer Schritt zum völligen Preisgeben des Eides an die Eidesgegner und involvirte thatsächlich einen Abfall der öffentlichen Gewalt von Gott; denn wer nicht mehr die Verpflichtung

aufrecht hält, Gott öffentlich zu bekennen, der hat sich thatsächlich von Gott abgewandt.

Doch das sind nur Haltstellen auf der Marsch-Route des Unglaubens. Er beeilt seine Schritte, bis durch jähen Sprung in den Atheismus sammt dem Glauben auch die Vernunft ihr Grab gefunden hat. Dem Atheismus ist aber der leiseste Anklang an Gott und Gottes Namen, darum jeder Eid, ein Greuel, und er will förmliche Werthloserklärung desselben. Die Vorgänge der letzten Jahre in verschiedenen Ländern beweisen das. Über dem dahin zielenden Scandal, der unterdessen angeregt worden, ist das ärgerliche Spiel, welches in dem kleinen Dänemark von dem Atheisten Brandes vor nicht langer Zeit aufgeführt wurde, fast der Vergessenheit anheimgefallen. Die Wahl dieses erklärten Gotteslängners, welcher vor seinen Wählern bezeugte, er glaube weder an den Gott der Christen, noch an den der Juden, wurde sonderbarer Weise von der Commission für giltig erklärt. Der Präsident der Kammer glaubte daher dem Erwählten den gesetzlich geforderten Eid anbieten zu müssen; doch that er es mit der Bemerkung, daß hoffentlich kein Mitglied einen Eid ablege, den es für bedeutungslos hielte, und daß er, sollte Herr Brandes die Eidesformel unterschreiben, annehmen müsse, diese Unterschrift sei keine Farce, sondern der Ausdruck wahrer Überzeugung. Die unverfrorene Antwort des Unterschreibers, daß er von seinem constitutionellen Rechte Gebrauch mache und sich jede Inquisition auf wahrheitsgetreue, persönliche Überzeugung verbitte, gab den Anstoß zu ärgerlicher Debatte. Dieselbe hat wenigstens das Gute eingetragen, daß die überwältigende Majorität gegen die atheistische Richtung auf die Seite des Präsidenten trat und der Justizminister die feste Erklärung abgab, der Eid, und zwar im Sinne des wahren, von religiöser Überzeugung getragenen Eides, sei eine Nothwendigkeit.

In Holland zeigte bekanntlich der Atheist Hartog Heys van Zouteveen eine nicht geringere Unverschämtheit. Nachdem er zuerst auf Grund seines Atheismus hin die Eidesablegung verweigert hatte und sich mit bloßem Versprechen begnügen wollte, hatte auch er die Stirn, den Eid unter Anrufung Gottes abzulegen, weil sein obiger Grund als eine legitime Entschuldigung nicht angesehen wurde. Wir müssen der Kammer und dem Ministerium es als Ehre anrechnen, daß sie gegen die Zumuthung auftraten, einer Handvoll sogenannter Atheisten Rechnung zu tragen und diesen dieselbe Freiheit, statt des Eides ein bloßes Versprechen abzulegen, rechtlich zuzugestehen, wie den aus falsch verstandener Scheu

den Eid ablehnenden Mennoniten; daß aber einem solchen Atheisten die Profanation des Eides anstatt des Eides erlaubt wurde, können wir nur bedauern. Mit Rücksicht darauf, daß man aus liberaler Gesetzlichkeit die Profanation des Eides dem ernst gemeinten Eide gleichzustellen bereit ist, wurde vom katholischen Abgeordneten Schaepman eine Resolution vorgeschlagen und von der Kammer acceptirt, welche die Nothwendigkeit ausspricht, die Gesetze über den Eid einer Revision zu unterziehen, und den Wunsch äußert, die Anwendung desselben zu vermindern.

Wie auch das in den großen Massen des Volkes noch immer katholische Spanien sich durch den Pseudoliberalismus in die Opposition gegen den Eid hat drängen lassen, ist schon oben berührt worden.

Am acutesten spitzte sich die Eidesfrage vor Kurzem in England zu und war nahe daran, eine Lebensfrage des Cabinets zu werden. Gebunden an die radicale Richtung der liberalen Partei, hatte Gladstone sich dazu verstanden, aus Achtung vor der Freiheit der Überzeugung (sic!) dem erklärten Atheisten behilflich zu sein zur ungestörten Besitznahme von Sitz und Stimme in der gesetzgebenden Versammlung und ihm zu lieb den Antrag einzubringen, daß statt des Eides von nun an eine bloße Zusage auf Treue und Gesetzlichkeit von den Parlamentsmitgliedern zu fordern sei. Die religiöse Stimmung in der großen Mehrzahl des englischen Volkes hat den Premier und sein Gefolge auch in letzter Stunde nicht gehindert, das Patronat eines Bradlaugh und seiner Gottesläugnung festzuhalten, wie wenn er als Schlußstein in die Krone einer zweifelhaften Berühmtheit das Attentat noch einfügen wollte, die letzten Reste eines tausendjährigen christlichen Regierungssystemes in Trümmer zu schlagen.

Freilich war die Presse schon scharf in's Gericht gegangen mit dem englischen Cabinetschef. Als dieser seine politische Laufbahn begann, that er den denkwürdigen Ausspruch: „Männer, welche nicht an eine göttliche Offenbarung glauben, sind nicht fähig, unsere Nation zu regieren.“ Man hat ihn daran erinnert, ob er denn jetzt sogar Menschen, die gar nicht mehr an einen Gott glauben, zur Mitregierung desselben Volkes berufen wolle. Man warf ihm vor, ob er denn so sehr vor der Verwegenheit eines rücksichtslosen Demagogen in unmännliche Furcht gerathe, daß er lieber sein Gewissen auf die Folter spannen, als die Luftstreiche eines solchen Gegners auffangen wolle. Man forderte ihn auf, offen und frei vor das Volk hinzutreten und klar darzulegen, ob er denn bloß eine heuchlerische Maske aufsetze, wenn er in religiösen Versamm-

lungen als devot gläubiger Christ auftrete, oder ob er in pilatusähnlicher Feigheit Wahrheit und Religion und öffentliches Wohl dem Geschrei einer Handvoll Gottloser preisgeben wolle.

Das Resultat des Kampfes im englischen Parlamente ist bekannt. Ein Petitionssturm ward von Freunden und Feinden der Bill in's Leben gerufen. Doch während die Ersteren nur 767 Petitionen mit 83 000 Unterschriften auftreiben konnten, wurde das Haus zu Gunsten der Beibehaltung des Eides mit 2900 Petitionen, die 373 000 Unterschriften trugen, überfluthet. Gladstone vermochte mit all seinem Einfluß und all seiner Sophistik, die er in langer Rede zur Schau trug, dennoch bei seinen eigenen Parteigängern nicht so viel, daß nicht wenigstens vorderhand die Bill mit drei Stimmen Majorität wäre zum Falle gekommen.

In der That, wäre es bloß auf eine weise Beschränkung des Eides abgesehen, so könnte diese nur am Platze sein aus schuldiger Ehrfurcht vor dem göttlichen Namen. Die völlige Abschaffung aber, oder auch nur das Verwischen des christlichen Charakters müssen wir, principiell wenigstens, verwerfen, weil darin entweder der Abfall von Gott sich ausspricht, oder die Ohnmacht der staatlichen Auctorität, die Anerkennung Gottes zu fordern. Und doch hat der Staat unbedingt das Recht, diese Anerkennung zu fordern; allein was sage ich? das Recht nicht bloß, sondern sicher auch die Pflicht. Was bindet denn die Träger der Auctorität und die Untergebenen? Was gibt den Gesetzen bindende Kraft? Was schützt die Ordnung und gibt irgendwelche Garantie vor dem grauenhaften Tanz, in welchem der Nihilismus Paläste und Städte und Reiche zum Todessprung aufpeitscht? Ist es nicht das Bewußtsein und die Anerkennung eines gerechten Gottes, vor dem Alle dereinst Rechenschaft ablegen müssen, und der Gehorsam und Unterwürfigkeit als Grundgesetz in die Herzen der Menschen eingeschrieben hat? Soll denn die schuldige Toleranz so weit gehen, daß der Wahnwitz, welcher an die Grundlagen aller Ordnung den Sprengstoff anlegt, als berechtigte Ansicht Achtung verdiene? Mag er auch im Philosophenmantel auftreten, so verhüllt dieser das Mal der Lüge und des Truges nicht, welches seiner Gestalt eingebrannt ist. Wer Raub und Diebstahl übt oder dazu anreizt, der verfällt unnachsichtig der Strafe: und doch stellt der Dieb und Räuber nur eines der menschlichen Güter in Frage, der Gottesläugner schier alle.

Daß daher im Ernste die Rücksichtnahme auf Gottesläugner befürwortet wurde durch den Hinweis auf ein Unrecht, welches ihnen geschehe,

auf einen „ungerechten“ Schaden, der den Atheisten durch unbedingte Unfähigkeitserklärung zur Eidesablage erwachse, ist uns unverständlich geblieben. Einem Zuchthäusler erwächst auch Schaden dadurch, daß er eingesperrt wird, einem Mörder ein noch größerer, wenn man ihn köpft; aber es ist eben kein ungerechtes Übel, und durch den Schaden wird eine wohlgeordnete Gerechtigkeitspflege sich nicht abhalten lassen, ihres Amtes zu walten. Um wie viel weniger darf die öffentliche Auctorität sich abhalten lassen, Denjenigen in zeitlichen Nachtheil zu versetzen, der das denkbar größte Majestätsverbrechen gegen die höchste, göttliche Majestät begeht, und fortwährend begeht, und damit die Fundamente des Staates und des ganzen socialen Lebens angreift? Also die Rücksicht auf die vermögensrechtlichen Nachtheile, in welche ein Atheist unter Umständen gerathen würde, darf die öffentliche Gewalt nicht abhalten, den Gottesläugner von der Fähigkeit einer Eidesablegung auszuschließen — diese wäre ja in dessen Munde ein Absurdum, und die Forderung oder Abnahme von Seiten des Staates oder der Behörde eine grandiose Gotteslästerung — noch auch darf jene Rücksicht auf zeitlichen Nachtheil des Betreffenden den Staat abhalten, einen Eid in gewissen Fällen als nothwendiges und einzig noch zulässiges Rechtsmittel vorzuschreiben. Wer von diesem Rechtsmittel ausgeschlossen ist, ist es durch eigene Schuld.

Auch in deutschen Kreisen wurden anläßlich der Bradlaugh-Affaire die Herzensgedanken Mancher offenbar. Es gibt auch im deutschen Vaterlande nicht Wenige, welche auf breitester liberaler Basis nicht bloß Trennung von Kirche und Staat, sondern Trennung des Staates von jeder Religion verlangen. Von diesem Standpunkte aus zeihen sie die englische Opposition der Inconsequenz und des Unrechtes; sobald einmal Religionsfreiheit auf die Fahne geschrieben sei, müsse, mit Ausschluß jeder Religion, das allgemein menschliche Wohl und das Recht der Einzelnen vom Gesetze und bei dessen Handhabung respectirt werden. — Dieser Einwurf leidet an der unverzeihlich absurden Unterstellung, daß es ein allgemein menschliches Wohl oder irgend ein Recht geben könne ohne Rücksichtnahme auf Gott. Es ist ein grober Mißgriff gegen die ersten Grundsätze der gesunden Vernunft, einen Gottesläugner als den normalen Typus der rein menschlichen Natur hinzustellen und ihn den übrigen Menschen gleichwerthig anzusetzen. Wer sich von jeder Religion und von jeder Möglichkeit der Religion losgesagt hat, der hat eben die edelste und wichtigste Seite des Menschen als Individuum und als sociales

Wesen preisgegeben und die Grundlage zerstört, von der alle natürliche Würde und Idealität des Menschen bedingt ist; comparatus est jumentis insipientibus et similis factus est illis. Religionsfreiheit darf in einem Staate doch nie zur Religionsläugnung und zum Religionshaß werden. Trennung von Kirche und Staat ist denkbar ohne absolute Degradation des Menschlichen; Trennung des Staates von aller Religion und von Rücksichtnahme auf irgend etwas von Religion ist ohne diese Degradation undenkbar. Ist es ja doch auch bei einem Individuum denkbar und hoffentlich bei Vielen auch thatsächlich wahr, daß er, im guten Glauben verharrend, ohne seine schwere Schuld zur Kenntniß der wahren Kirche nicht gelangt ist; mit diesem kann ich, auch im öffentlichen Leben nach der religiösen Seite hin, noch einen Anknüpfungspunkt haben, mindestens auf Grundlage der Trennung von Kirche und Staat. Es ist denkbar, daß Jemand ohne seine dießbezügliche schwere Schuld zur Kenntniß der Offenbarung überhaupt nicht gelangt ist; auch mit diesem ist noch ein Anknüpfungspunkt möglich auf der Grundlage der Trennung von Kirche und Staat, d. h. der geoffenbarten Religion und des Staates. Selbst wenn Jemand in seinem Irrthum oder seiner Unkenntniß unentschuldbar ist, falls er aber noch das natürliche Verhältniß des Menschen zu Gott anerkennt und grundsätzlich wenigstens aufrecht hält: ist immerhin ein religiöser Vereinigungspunkt noch möglich; es ist noch möglich, daß ich ihm in Erstrebung der natürlichen Güter der Menschheit begegne, und somit behufs der directen Aufgabe des Staates ein einträchtiges Zusammenwirken mit ihm nicht abzuweisen habe.

Wer aber die Existenz eines höchsten Wesens läugnet und diese Läugnung zu seinem Losungsworte macht, der zerschneidet mit frecher Hand alle Bande, welche den Menschen an den Menschen knüpfen; er entwurzelt und zerstört alles Recht und alle Sittlichkeit. Macht er Ernst mit seinem Grundsatz, und liegt das Gemeinwohl in seinen Händen, dann wird unter ihm, soviel es von ihm abhängt, die Welt bald zu einer Cloake jeder Gemeinheit und jeglichen Verbrechens. Auf Läugnung Gottes gegründet, hat jedes Recht und jede Sittlichkeit ja nur so viel Realität, als eigene Lust und eigener Nutzen ihnen geben will. Nicht Rechtsverletzung gegen einen offenen Gottesläugner ist es mithin, sondern die dringlichste Schutzwehr für das Recht und das Wohl der Andern und des ganzen Volkes, jenen abzusperren gegen jeden Einfluß, den er, zumal auf das öffentliche Wohl, ausüben möchte. Voll und ganz stim-

men wir den Worten einer englischen Zeitschrift bei[1], wenn dieselbe über diesen Gegenstand sich folgendermaßen ausdrückt:

„Nicht ohne guten Grund unterscheiden wir zwischen einem noch so unlogischen Anhänger einer Confession, welche Wahrheit und Irrthum untereinander mengt, und einem Elenden, der jede Religion verneint und befehdet. Der Erste mag aus nicht leicht überwindlichem Irrthum entschuldbar sein; der Zweite ist immer und in jedem Falle unentschuldbar. Der Eine mag ein braver Mensch sein, der Andere kann das nicht. Der Eine mag trotz seines Irrthums dennoch ein Freund Gottes sein; der Andere ist nothwendig sein Feind . . . Der Eine mag immer noch ein Erbe des Himmels sein; der Andere ist nur ein Erbe des ewigen Verderbens. Der Eine ist vielleicht nach seinem Innern noch ein Mitglied der Kirche Christi; der Andere ist in der That und Wahrheit ein Glied der Kirche des Widerchristes . . . Der Eine ist vielleicht abgelenkt vom Wege der Wahrheit aus Unkenntniß, die er selbst nicht verschuldet hat; der Andere hat mit vorsätzlicher Bosheit wegen der Verderbtheit seines eigenen Herzens das Böse statt des Guten, die Lüge anstatt der Wahrheit gewählt. Denn bezüglich der Wahrheit, daß ein Gott sei, ist unüberwindlicher und entschuldbarer Irrthum nicht möglich. Nur wissentliches Verharren im Bösen und im Laster kann die Gotteskenntniß aus dem Verstande eines Menschen so auswischen, daß er ohne Bewußtsein von der Sündhaftigkeit seines Thuns mit Herz oder Mund sagen könnte: ‚Es gibt keinen Gott.‘ Vereinzelte Individuen gibt es freilich, welche den Weg durchlaufen haben von der Empörung gegen Gott zum Hasse gegen ihn, vom Hasse Gottes zum Wunsche, es möge kein Gott sein, von diesem Wunsche bis zum Zweifel an seiner Existenz, vom Zweifel bis zur wirklichen Verneinung im eigenen Herzen. Aber selbst im Innern Solcher schlummert noch eine Überzeugung, welche von Zeit zu Zeit wie ein Blitzstrahl aufleuchtet mitten in der ihre Seele umlagernden Nacht: daß sie nämlich sich selber vorgelogen haben. Die Läugnung, die so zuversichtlich und so unverschämt von ihren Lippen kommt, paßt wenig zu der Unsicherheit, welche sie in sich selber fühlen . . . Oder wenn sie schließlich es doch zuwege bringen, sich zu überreden, daß sie noch redliche Menschen seien . . .; so sind sie nur mit Jemandem zu vergleichen, welcher freiwillig seine Augen mit undurchdringlicher Binde zuschließt und dann behauptet, es sei nur Täuschung, zu glau-

[1] The Month, Apr. 1883, p. 7.

ben, daß Sonne und Mond am Himmel stehen, um die Erde zu beleuchten."

Also eine Reclame zu Gunsten der Atheisten, welche ihre Gründe von Recht bezw. Rechtsverletzung und Schädigung dieser potenzirten Ungläubigen herleitet, muß a limine abgewiesen werden. Wenn man dann meint, durch Aufrechthaltung des Eides gegenüber der gottesläugnerischen Tendenz, die ihn befeindet, würde man nur Heuchler schaffen oder eine unleidliche Inquisition befürworten müssen, so ist auch ein solcher Einwurf nach keiner Seite hin stichhaltig. Daß es Solche geben kann, welche zur Erreichung ihrer Zwecke heuchlerisch Gott bekennen, während sie im Herzen ihn verläugnen, ist richtig. Allein im menschlichen Leben ist nichts absolut vor Mißbrauch gesichert; ein etwaiger Mißbrauch kann daher ein durchschlagender Grund nicht sein, das nöthige und nützliche Gute deßwegen fahren zu lassen. Eine Inquisition auf religiöse Überzeugung ist aber ebenso wenig nöthig, um diejenigen Gottesläugner vom Einflusse auf die übrige Menschheit möglichst fernzuhalten, welche gerade die Gefahr bereiten. Ein Ausschluß der notorischen oder offenkundigen Gottesläugner zieht schon eine heilsame Schranke; diese zu constatiren, dazu bedarf es keiner Inquisition, sondern kaum mehr als gesunder Sinne, die Jedem zu Gebote stehen. Einen offenkundigen Atheisten also für eidesunfähig zu erklären oder aus der Eidverweigerung und deren Motivirung einen Atheisten zu constatiren, macht nicht solche Schwierigkeit, daß ihrethalben der Eid abgeschafft werden müßte.

Allein wir gingen noch weiter, da wir auch die Abstreifung des christlichen Charakters des Eides principiell verwarfen. Von einem christlichen Staate im vollen Sinne ist freilich höchst selten mehr die Rede, weil die christlichen Principien als leitende Grundsätze nicht mehr allseitig anerkannt werden. Doch jegliche Spur seines christlichen Charakters auszutilgen, ist auch dem heutigen Staate kaum möglich; darum muß er demselben auch in seinen Rechts- und Gesetzesbestimmungen in etwa Rechnung tragen. Die geschichtliche Entwickelung der civilisirten Völker hat die elementarsten Wahrheiten des Christenthums zum Gemeingut gemacht; sie sind so sehr in's Licht gestellt, daß ein Preisgeben derselben, ein Abfall von ihnen ein evidenter Bruch ist mit eingebürgertem Rechte und mit dem eigenen Gewissen. Solchen Bruch muß und darf der Staat nicht gleichgiltig hinnehmen. Er kann und soll also auch sein öffentliches Leben und sein öffentliches Recht auf diesen Grundwahrheiten aufbauen, und daher auch dem Eide den christlichen Charakter

belassen. Gebe er jenem Bruchtheile Andersgläubiger, wenn's ihm beliebt, Freiheit und Duldung. Erzwingung religiöser Überzeugung wollen wir nicht. Aber wo Stellung und öffentliches Leben christliches Bekenntniß erheischen, da ist es Schuld des Betreffenden, wenn er von gewissen Befähigungen und Begünstigungen ausgeschlossen wird, weil er zur christlichen Überzeugung vorzudringen vernachlässigte. Die Toleranz fordert denn schließlich doch nicht, daß der ganze moderne Staat verjude und daß das christliche Gewissen in die Geldtruhe der Goldanbeter eingeschlossen werde.

Wir sagten, principiell müßten wir die Abschaffung und Entchristlichung des Eides verwerfen. Damit kann bestehen bleiben, daß die Einschränkung desselben und die Aufhebung in Einzelfällen befürwortet werden, selbst da, wo es absolut nicht wünschenswerth erschiene. Unter zwei Übeln kann oft das geringere zu wählen sein. Allein die Forderung auf Entchristlichung oder Abschaffung des Eides aus dem Grunde, weil Christus nicht anerkannt oder weil gar bis zur vollen Gotteslängnung geschritten wird, ist auf alle Fälle unannehmbar. Selbst nicht einem großen Bruchtheile von Gottesläugnern und Religionsspöttern zu lieb darf auf ein so starkes und nothwendiges Mittel verzichtet werden, welches eigennütziger Willkür einen so mächtigen Hemmschuh anlegt und auf alle Diejenigen immerhin gewaltigen Eindruck macht, deren Herz und Verstand noch nicht in der Wurzel verdorben ist. Für den schnöden Mißbrauch wird Gott dereinst die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen, und nicht bloß für diesen, sondern auch für die Untergrabung des Fundamentes öffentlicher Ordnung und Wohlfahrt; so viel an ihnen liegt, haben sie es ja von Grund aus zerstört.

Mit der aus frivolem Grunde vollzogenen Abschaffung des Eides ist der Abfall von Gott, den der Staat als solcher begeht, praktisch bestätigt. Die Folgen werden eintreten, ähnlich wie beim Individuum, welches sich von Gott trennt. Ganz entlassen aus dem Schutze der göttlichen Vorsehung und Sorge wird zwar Niemand, aber ein Zurückweichen besonderer Vorsorge von Seiten Gottes darf mit Recht erwartet oder muß vielmehr gefürchtet werden. Wie den verlorenen Sohn läßt Gott die Völker ziehen, welche ihm den Rücken kehren, bis sie auch die Mitgift natürlicher Gaben und natürlicher Einsicht verpraßt haben und, unvermögend, sich aus dem Elende herauszureißen, endlich zu der einzigen Heilsanstalt, der Kirche, zurückkehren, mit ihr den Bund zu schließen, der auch für die zeitliche Wohlfahrt der Völker die nothwendige Bedingung bietet.

A. Lehmkuhl S. J.

---

† Louis Veuillot. †

„Ce que je voulais chanter, il a fallu le défendre.“
(Was ich besingen wollt', mußt' ich vertheidigen.)
Çà et là.

Louis Veuillot ist nicht mehr; am 7. April rief der ewige Feldherr seinen „treuen Wachtmeister“ [1] von seinem Posten zur Siegespalme und zur Ruhe. Auf dem Sarge des Soldaten lag seine gute Waffe — die Feder — und die Fahne, für die er gefochten und geduldet — das Kreuz. Kein Ordenszeichen eines irdischen Königs beschwerte seine Brust, kein Ehrentitel von wissenschaftlichen Gesellschaften begleitete seinen Namen. — Er selbst war ein König im Reiche der Geister, er selbst schrieb seinen Brief der Unsterblichkeit. Die Mitwelt kannte ihn nur als: „Louis Veuillot, Redacteur des Univers“, unter diesem Namen wird er auch der Nachwelt verbleiben; nicht als Einer aus den Vielen, die beredt, geistreich und gewaltig waren im Wort, sondern als der Eine, zu dem die Besten aufschauten wie zu ihrem Meister, vor dem die Gefürchtetsten bangten wie vor ihrem Stärkeren. Wer die Geschichte Frankreichs schreiben will, wie sie seit der Restauration der Ordnung und des Katholicismus in diesem Jahrhundert sich abgewickelt hat bis zu den Tagen, welche gleich gewaltsam Ordnung und Katholicismus verfolgen, der kann unmöglich an dem Namen Louis Veuillot's stillschweigend vorübergehen, der muß nothgedrungen als eine der Hauptquellen die Schöpfung Veuillot's, den Univers, zu Rathe ziehen. Was einst in den Tagen des ersten Napoleon die Zeitung Joseph von Görres' in Deutschland für die Politik, das war Louis Veuillot's Blatt vierzig kampfreiche Jahre hindurch für die Religion und Freiheit in Frankreich.

Wenn wir daher dem großen französischen Publicisten an dieser Stelle einige Worte der Erinnerung und Verehrung weihen, so glauben wir in ihm den katholischen Journalistenstand auch in Deutschland zu ehren. Veuillot hat in Sturm und Noth die katholische Tagespresse in Frankreich geschaffen und dadurch den Rest der öffentlichen Macht gerettet, welchen der Katholicismus noch in Frankreich besitzt. So ist auch die deutsche katholische Presse groß geworden und stark gerade im Kampfe um die höchsten Güter des Volkes, und auch ihre Devise ist wie diejenige Louis Veuillot's: Freiheit der Kirche und Vertheidigung der Autorität; auch ihre Feinde sind der kirchenfeindliche Staat und die gottlose Revolution.

Die ganze Idee, das Ideal eines katholischen Journalisten ist schwerlich in einem einzelnen Manne so verkörpert worden wie in dem großen Ver-

[1] So pflegte sich der Verstorbene scherzweise nach dem Beispiel seines heiligen Patrones, Ludwig IX., zu nennen. Seine Feinde nannten ihn „den Gensdarm der Kirche“.

storbenen. Menschliche Schwächen, Augenblicke der Übereilung fehlen im Leben keines Menschen, aber Vorzüge des Geistes und Herzens, ein Genie und ein Charakter wie diejenigen Veuillot's werden in ihrer Vereinigung eine Seltenheit bleiben selbst in der katholischen Presse.

Alles was geeignet ist, einen Mann groß zu machen, finden wir in schönster Harmonie und in einem ungewöhnlichen Grade bei Louis Veuillot. Eine große einheitliche Idee als Lebensziel, ein unverrücktes, opferfreudiges Streben, gewaltige Mittel und ein herrlicher Erfolg, das sind die unbestreitbaren Ehrentitel Veuillot's für unsere Achtung und Liebe.

Über Veuillot's Lebensidee ist Niemanden ein Zweifel möglich, der auch nur zehn Seiten des Verstorbenen gelesen hat. Wie kaum bei einem zweiten Laien unserer Zeit tritt bei Veuillot der alles Andere beherrschende Gedanke so überwältigend zu Tage, Rom, der katholischen Kirche, dem Papstthum überall und in allen Verhältnissen die unbedingte, göttlich gewährleistete und nothwendige Freiheit, die ihnen schuldige Achtung und Liebe zu erwerben und wo nöthig zu erkämpfen. In den Kreis dieser Idee gehört auch der unscheinbarste Artikel, der harmloseste Vers des bändereichen Schriftstellers sozusagen unmittelbar hinein. Im Lichte dieser einen Lebensidee betrachtet er alle Vorkommnisse des Tages, alle Ereignisse der Geschichte, von diesem Standpunkt allein aus beurtheilt er Verhältnisse und Menschen.

„Wäre es mir nicht erlaubt, die katholische Sache zu vertheidigen, so würde ich fast erröthen, noch für irgend etwas Anderes zu kämpfen. Politik, Philosophie, Literatur, was ist das Alles losgetrennt von der Kirche! Was ist das Alles vor Gott und selbst vor den Menschen! Was nützt es, einem Politiker zu widersprechen, einem Philosophen zu antworten, einen Schriftsteller zu befehden?"

Und als von Seiten der Regierung dem edlen Kämpen der Freiheit des Papstes Vermahnungen und Drohungen zugingen, antwortete er entschieden: „Von dem Tag an, wo es uns versagt sein würde, nach der Überzeugung unseres Herzens zu sprechen, werden wir auch mit Freuden die Erlaubniß aufgeben, Kleinverkäufer von ‚vermischten Nachrichten' zu sein. Und muß dieser Tag kommen, ist's uns gleich ob heut oder morgen."

Veuillot hatte für Rom, das Papstthum, die Kirche, d. h. für Christus eine wahre Liebe der Begeisterung und des Enthusiasmus.

In der That. Überschauen wir den ganzen literarischen Nachlaß des Verstorbenen und fragen wir uns, welches der Grundton all dieser Schöpfungen sei, die uns so verschiedenartig an Inhalt, Form und Haltung entgegentreten, so werden wir unschwer als solchen die Liebe, die begeisterte, enthusiastische Liebe erkennen. So parador diese Behauptung bei der anerkannten Vorliebe und dem noch unbestreitbareren Talent Veuillot's für Kritik, Satire und Persiflage auch klingen mag, so sehr ihr auch von den Gegnern Veuillot's widersprochen und ein gewisser pessimistischer Haß entgegengestellt wird — Veuillot's Grundzug war Liebe und Begeisterung.

Nur weil man den Grundzug Veuillot's nicht kannte, war es möglich, die Frage aufzuwerfen, „wie nur Pius IX., dieser Mann der Liebe, dem

Manne des Hasses eine goldene Feder schenken konnte und ihm sagen: „Ihre Feder gilt mir 100 000 Mann‘?“

Veuillot hat gehaßt, gegeißelt, verlacht und verachtet — aber er war ebenso weit vom Pessimismus des Hasses als der Resignation der Verachtung entfernt; Veuillot war und blieb Idealist mit einem großen Herzen voll Liebe und Begeisterung. Der ganze Veuillot liegt in dem Satze, den er von sich selbst geschrieben: „ce que je voulais chanter, il a fallu le défendre“. Wie der Soldat selbst in der Hitze, ja der ganzen Gewaltthätigkeit des Kampfes durch sein Feldgeschrei der Liebe und Begeisterung für seine Sache Ausdruck verleiht und so das blutige Werk seines Schwertes zu einer That der Liebe adelt, so ist auch Veuillot nie in einen Streit gezogen, hat er nie einen Gegner die Wucht, Schärfe oder Spitze seiner Waffe fühlen lassen, ohne daß es sich um die Vertheidigung eines höheren Gutes gehandelt, und daß er nicht lieber diesem Gegner seine treue Mannesrechte geboten und zu ewiger Freundschaft eingeschlagen hätte. Mag das jüdische „Deutsche Montagsblatt“ dem frivolen „Figaro“ nachschreiben: „Veuillot sei unverläßlich als Freund — als Feind dagegen verläßlich gewesen“ — Paul de Cassagnac hat Recht mit seinem Wort: „Veuillot's Ironie war ebenso grausam, als seine Güte groß und weitherzig, seine Faust ebenso derb und rauh, als seine Rechte treu und bieder.“

Veuillot hatte das unaussprechliche Glück, einen Gegenstand zu finden, den er zugleich lieben und begeistert verehren durfte.

„Lange Zeit hatte ich gesucht und nicht gefunden, was ich lieben und bewundern konnte, wie ich es gewünscht hätte und wie ich immer versuchte, es zu thun. Ein unaussprechlicher Ekel hatte mich darob erfaßt. Wundern Sie sich also nicht, daß ich mir in Rom so sehr gefalle. Was ich suchte, habe ich hier gefunden. Hier habe ich die Aufgabe gelöst, hier habe ich die Begeisterung gekannt vereint mit der Liebe — und habe mich mit beiden berauscht. — Alles Begeisterung, Alles Liebe — und Alles in einem Brennpunkt. Dieser Herd ist so stark, daß er seine Strahlen ausgesandt hat über die Erde und über mein Leben. Hier habe ich das Auge empfangen, welches zu bewundern, das Herz, welches zu lieben versteht.“

Man kann Veuillot's Thätigkeit, ja selbst seine Schwächen nicht ganz verstehen und noch weniger richtig würdigen, wenn man nicht die Entstehung und Allgewalt dieser begeisterten Liebe für Rom, die Person des Stellvertreters Christi und für die Einheit und Freiheit der Kirche im Auge behält.

Als ein kleiner Zeitungsschreiber ohne Principien und ohne Ideal, ohne Begeisterung und besonderes Ziel, aber bereits voll Verachtung für Personen und Verhältnisse in Politik und Literatur, welche gar zu sehr seinen natürlich redlichen Sinn durch Lüge und Unnatur verletzten, und im Besitz einer Feder, welche bereits dreimal einen solchen Strauß durchgefochten, daß der ohnmächtige Gegner zur Pistole rief — kurz ein Parvenu der Presse zweiten Ranges, ein gefürchteter Dictator der Provincialliteratur, nicht gottlos, aber gottvergessen, nicht besser und nicht schlimmer als die anständigsten seiner

Genossen, war Veuillot nach Rom gekommen. Gleich dem hl. Christophorus hatte er einen Herrn gesucht, dem er in Ehren hätte dienen, dem er aus Begeisterung und Überzeugung seine Feder hätte weihen können. Es waren gewiß keine Scrupel, die ihn verfolgten, aber sein klarer Verstand und sein edles Herz fand selbst bei den Vertretern der Ordnung, hinter den Coulissen der Regierung soviel Halbheit, Kleinlichkeit und Gemeinheit, daß er es auf die Dauer nicht ausgehalten, seine Kraft der Vertheidigung einer Sache zu weihen, die er nicht von Herzen lieben konnte. Als er nach Guizot's Sturz vollends seinen Rest Begeisterung für die Politik verloren und das literarische Feuilleton des **Journal des Débats** selbst damals unter seiner Würde hielt — so war er augenblicklich ohne Beschäftigung und, was schlimmer war, ohne Plan und Lebenszweck. Der gewaltige Ekel aller großen Seelen, die noch ihr wahres Ideal nicht gefunden, hatte auch ihn erfaßt. Da traf ihn der Ruf der Gnade durch die Stimme eines Freundes. Dieser lud den Entmuthigten zu einer Reise ein — Veuillot folgte ihm gern; wohin, das war ihm gleich, nur fort, fort aus den bisherigen Verhältnissen, daß er sich selbst vergessen und vielleicht ein Anderer werden könnte in einer neuen Umgebung. Er glaubte nach Constantinopel zu reisen und er ging weiter — nach Rom. Er fand sich selbst und ward ein Anderer, er fand sein Ideal und seinen Frieden.

Er kam ohne Verlangen. Man hatte ihm gesagt: Du wirst das Capitol sehen und den Vatican, die großen Grabmäler und die weiten Katakomben, die Feste des Volkes und die Feste der Kirche. Mit dem Stolz eines Sohnes der neuen Zeiten hatte er sich gesagt: „Ich werde den Papst sehen" — aber bevor er zum Vatican hinaufstieg, tauchte er zum ersten Male wieder seit langer, langer Zeit unter in das Bad der Buße und ließ in diesem Bade den Stolz und den Schmutz der neuen Zeiten. So trat er nun in den Palast, den Papst zu sehen — nicht selbstbewußt, aber auch nicht zitternd, nur bewegt bis in's Innerste der Seele. Er sah das weiße Kleid des großen Greises. Seit acht Jahren trug Gregor die Tiara und hatte sich nicht gebeugt, seit acht Jahren führte seine Hand das Steuer inmitten des Sturmes. Der Neubekehrte vergaß den Greis, den Lehrer der Völker, den König, den Bischof: ein viel erhabenerer, viel süßerer Titel krönte das starke Haupt — er warf sich nieder vor Demjenigen, der niemals stirbt, vor Jesus Christus in seinem Statthalter und nannte ihn: „Vater". Und der Papst beugte sich nieder, ihn zu segnen, und sprach zu ihm „Figliuolo! mein Sohn!" Er fügte noch einige Worte hinzu, der Knieende aber hörte nur dieses eine Wort. In diesem einen Wort hatte er Alles verstanden. Er war jung, namenlos, ein vorübergehender Fremdling — der Greis, der König, der Papst hatte ihn so mild empfangen, ihm so zärtlich gelächelt, ihn Sohn genannt und ihm dadurch die Würde eines Christen gezeigt.

Figliuolo! In einem Sprunge der Gedanken durcheilte der junge Mann sein armes Leben; sah, wie er so manches Jahr das Kleid der Armuth getragen, wie er später die Noth und den Hunger der Seele verkostet. — Mein Sohn! dieses Wort ward ihm zur Sonne, die für alle Zu-

kunft ihm die Dinge dieser Welt beleuchtete — durch dieses Wort erkannte er die Geschichte der Menschheit . . .[1]

„Mein Sohn" — in diesem Worte Gregors XVI. enthüllte sich das Lebensgeheimniß Veuillot's. Die Erkenntniß ging ihm auf in der Liebe. Wie bis dahin sein groß angelegter Geist nicht so sehr in den Fesseln des Irrthums und Unglaubens gebunden, sondern vielmehr in den Schranken kleinlicher, unwürdiger Verhältnisse eingeengt gelegen hatte und gleichsam durch Atrophie des Ideals und der Liebe an seiner vollen Entfaltung gehindert dahingesiecht war: so kam Veuillot auch nicht durch lange Erwägungen auf den weiten Umwegen des Verstandes, sondern durch einen gewaltigen Flügelschlag der Liebe auf die lichte Höhe — zu der einheitlichen Auffassung seines eigenen Selbst und der Welt um ihn. Der Christ hatte seinen Glauben, der Künstler sein Ideal, der Soldat seine heilige Sache — der gewaltige Christophorus seinen Herrn gefunden. Zu dem armen Böttcherssohn hatte der Papstkönig „mein Sohn" gesagt, und der Journalist wollte in überwallender Begeisterung, „in dem Rausche seiner Liebe" künftighin der Welt zeigen, daß ihr im Papste „ein Vater" gegeben war.

Diese ganze Bekehrungsgeschichte hat etwas von der feurigen Unmittelbarkeit der mittelalterlichen Heiligenlegenden. Mancher dürfte geneigt sein, sie der Überschwänglichkeit des Gefühles und der Schwärmerei der Phantasie zu zeihen, und es fehlt wirklich nicht an Stimmen, die Veuillot seit seiner Bekehrung für einen schwärmerischen Fanatiker halten — es ist eben in unseren Tagen der Halbheit, Feigheit und Berechnung so selten geworden, einen gewaltigen Geist in einer idealen Idee mit dem ganzen Feuer der Liebe sich verzehren zu sehen, daß wir es kaum mehr dem normal angelegten Menschen zugetraut hätten. In Veuillot's Bekehrung sehen wir einen Strahl jenes Lichtes, das Saulus auf dem Wege nach Damascus niederschmetterte, das Franciscus zum Bettler und Seraph, und Ignatius zum Ritter Christi machte. Der göttliche Stempel der Beständigkeit und der Thatkraft hat bewiesen, daß Veuillot's Umkehr das Werk der Gnade und nicht der Schwärmerei war. Des Fanatismus mag ihn der Unglaube, die Revolution und der liberale Katholicismus zeihen; denn Veuillot hat wirklich allen diesen und was zu ihnen gehört einen Vertilgungskrieg geschworen, und diesen Krieg nach Kräften auch geführt alle Tage mit neuem Muthe und der ganzen Unerbittlichkeit eines von der absoluten Nothwendigkeit des Kampfes überzeugten Herzens. Veuillot war ein Fanatiker, wenn die Wahrheit, der er diente, fanatisch ist, weil sie den Irrthum haßt; wenn das Licht fanatisch ist, weil es die Finsterniß verdrängen muß, überall wohin es scheint. Volle, reine Wahrheit war für Veuillot's Herz ein Lebensbedürfniß, er hatte die Leidenschaft der Wahrheit in einem seltenen Grade; halbe thatsächliche Verhältnisse konnte er milde beurtheilen, halbe Grundsätze niemals. „Den liberalen Katholicismus hat er daher bis auf's Messer verfolgt, mit der Revolution auch nicht um eines Haares Breite pactirt."

---

[1] Le parfum de Rome. Einleitung.

Mit dieser begeisterten Liebe für die Wahrheit und die Kirche Christi kehrte Veuillot von Rom nach Paris zurück, und wie ihm Rom fürderhin der Inbegriff aller seiner Ideale ist, so birgt Paris, insofern es sich in Gegensatz gestellt hat zu Rom, die Summe seiner erklärtesten Antipathien. Zwischen Rom und Paris bewegt sich künftighin nicht nur der äußere Lebensgang des Neubekehrten mit seinen häufigen Reisen, sondern in viel höherem Grade noch der Gedankenzug seines Herzens und seine ganze schriftstellerische Thätigkeit. „Le parfum de Rome“ und „Les odeurs de Paris“ sind nicht etwa zufällig zwei vereinzelte Büchertitel, sie bezeichnen vielmehr die zwei entgegengesetzten Pole und sind die typischen Vertreter des ganzen überreichen Schriftthums Veuillot's. Ja, Veuillot hatte einen großen, einen männlichen, einen unauslöschlichen Haß und Abscheu gegen Paris — aber man darf es nie vergessen, der Grund auch dieses Hasses war die Liebe — die Liebe zu Rom, der Wahrheit und Freiheit.

Wie wenig indeß Veuillot selbst seine künftigen Wege und den ihm von Gott bestellten Posten ahnte, geht daraus hervor, daß er ohne Bedenken eine Stelle im Ministerium des Innern annahm, die ihm bedeutendes Gehalt, wenig Berührung mit dem Parteigezänke und viel Muße für seine Lieblingsstudien brachte. So erschien denn auch in den nächsten Jahren ein Werk Veuillot's nach dem anderen, und die Titel derselben genügen, uns ein deutliches Bild seiner damaligen friedlich-poetischen Ideenrichtung zu geben. Les pélerinages de Suisse (1839) Pierre Saintive (1840); Rome et Lorette (1841); Le saint rosaire médité (1841); Agnès de Lauvens (1842); L'honnête femme (1842); Les Français en Algérie (1842): d. h. Autobiographie, Erbauung, Geschichte, Roman — Alles in bunter Mischung, in Allem aber als Grundton absolute Hingabe an die Kirche — absoluter Abscheu gegen die Revolution und die Verlogenheit der gottlosen modernen Gesellschaft. Auch die Politik ist in diesen Büchern wiederholt berührt, aber nur in ihren allgemeinen Grundfragen oder den gar zu offen zu Tage tretenden Mängeln der modernen Regierungen, und die Behandlung zeigt jene Ruhe, wie sie die philosophische Betrachtung oder die poetische Darstellung mit sich bringt. Es ist noch nicht der Leitartikel, sondern das Buch, welches redet. So näherte sich Louis Veuillot allgemach der Vollkraft seines Lebens und der vollen Entfaltung seines Genies. Er mochte sich wohl seinen kleinen Plan für die Zukunft entworfen haben und auch fernerhin in der stillen Abgeschiedenheit seines Amtes den christlich-philosophisch-historischen Studien zum Besten der Kirche und seines Landes zu leben gedenken. Aber: „ce que je voulais chanter, il a fallu le défendre“. Auch an ihn erging der Ruf des Herrn, der ihn hinausschickte, eine gewaltige Stimme des Rufers in die tosende Brandung, ein Schwert Gedeons über die Madianiten, Amalekiten und alle Völker der Revolution, einen neuen Samson, der seine Brandfüchse hineinsenden sollte in die Felder der Philistäer.

Es bestand dazumal in Paris ein kleines Blatt mit kaum 1000 Abonnenten, der schüchterne Anfang eines katholischen Tageblattes nach dem Falle des Avenir. Der Univers religieux war die opferreiche Schöpfung eines

großmüthigen Herzens, aber trotz alles guten Willens seiner bisherigen Redacteure war er weder zu großem Einfluß noch zu einem selbständigen Bestehen gelangt und war eben damals in Gefahr, ganz einzugehen, weil es an einem Haupte fehlte. Weltlichen Lohn konnte er kaum bieten, und ein großer Einfluß stand vorderhand auch nicht zu erhoffen. Man ging zu Veuillot, der das Blatt kannte und schon einige Artikel geliefert hatte. Veuillot mochte sich wohl auch in manchen Augenblicken im Stillen eine Zeitung gewünscht haben — aber auch er konnte einer Zeitung damals weder die Popularität und das Ansehen eines berühmten Namens noch die Gunst der Machthabenden bringen, da er die Opposition als Princip ebenso haßte, als er die blinde Servilität verabscheute. So fanden sich beide, die kleine Zeitung und der noch ruhmlose Redacteur, im Jahre 1843 — Veuillot erhielt seinen Univers — der Univers seinen Veuillot.

Es ist charakteristisch für Veuillot, daß er ungebeten sofort seine Stelle bei der Regierung niederlegte, obwohl sie ihm doppelt so viel einbrachte, als man bei der Redaction zu bieten im Stande war, und ihm andererseits seine Ämter beim Minister Zeit genug gelassen hätten, den Pflichten eines Redacteurs im vollsten Maße nachzukommen. Auch war es keineswegs die Absicht Veuillot's, der damaligen Regierung systematisch entgegenzutreten, aber es schien ihm der Ruf einer Zeitung viel zu gefährdet, wenn sie auch nur in den Verdacht der Abhängigkeit kommen könnte.

So war Veuillot's erster Schritt in die Journalistik ein Opfergang, wie ihn nur Wenige machen; er erlangte dadurch aber auch eine Freiheit des Wortes, wie sie nur Wenigen zusteht.

Es geht nicht an, die Geschichte Veuillot's oder seines Univers — denn beide Namen sind künftig unzertrennlich — an dieser Stelle im Einzelnen zu verfolgen, das muß nothwendig einer ausführlicheren Studie vorbehalten bleiben. Hier genügt es, in kurzen Zügen die Feinde zu mustern, denen Veuillot in den Jahren des Kampfes gegenüberstand, und die er alle, wenn auch nicht tödlich niederstreckte, so doch mehr oder minder mit schweren Wunden bedeckte.

Frankreich hatte freilich wieder einen König, aber dieser König war selbst in gewissem Sinne ein Sohn der Revolution; die Hefe revolutionärer Ideen gohr beständig in dem Kunstgebräu des constitutionellen Bürgerkönigthums und vermochte das innerlich Widerstreitende zu keiner Ruhe und Klärung zu bringen.

Veuillot erfaßte dieses Grundübel in seiner Tiefe — er schwur wie kaum Einer vor ihm einen Krieg auf's Messer der Revolution und deren Ideen, den „unsterblichen Principien von 89“.

Frankreich war zu einer gewissen Regelung seiner religiösen Verhältnisse gelangt, aber mit der Religion war aus den Trümmern auch das Gespenst des Gallicanismus herübergekommen und drohte sich wie ein Vampyr blutsaugerisch auf die besten Lebensadern des erstarkenden Katholicismus zu legen.

Im Gallicanismus traf Veuillot, wenn man so will, seinen Herzens-

feind, weil der Gallicanismus in seinem innersten Sein die Liebe Veuillot's, Rom und den Papst, haßte. Was von den „vier Artikeln" noch übrig war, mußte fallen, und unter welcher Maske auch immer das Nationalkirchenthum auftreten mochte, Veuillot erkannte instinktmäßig den Feind, entlarvte ihn und hieß ihn weichen.

Frankreich schien wieder christlich geworden, indessen rollte in seinen Adern noch das tödliche Gift der Encyklopädie — und besonders der Bürgerstand war angefressen von dem Cancer der Philosophie des Unglaubens und der Frivolität.

Gleich sehen wir Veuillot auch diesem Feinde gegenüber Stellung nehmen und gegen jene Väter der Revolution, Voltaire und Rousseau besonders, einen Feldzug eröffnen, der nicht zum wenigsten zum Sieg der guten Sache und zum Ruhme Veuillot's beigetragen hat.

Es ist wahr, Frankreich zählte um jene Zeit eine Plejade von Männern, welche in ihrer Gesammtheit ihres Gleichen in einer gegebenen Zeit suchen. Das Wollen dieser Männer war so groß, als ihr Ziel edel, aber in diesem Wollen war ein Körnlein Eigenliebe und in diesem Ziele ein Schatten Irrthum. Beides war im Stande, unsägliches Elend über ein Land zu bringen, das sich solchen Führern blindlings anvertraut hätte.

Der Aufschwung des Katholicismus war gewaltig, als der „Napoleon der Theologie" das Banner desselben im Avenir und dem Essay geschwungen und Männer wie Lacordaire, Montalembert, Gerbet u. A. unter dasselbe vereinigt hatte. Als dann der Führer ein trauriges Opfer seines Stolzes geworden, blieben zwar die Soldaten der alten Fahne in demüthiger Unterwerfung treu; allein ohne daß sie selbst es ahnen mochten, war auch ihnen etwas von dem Geiste ihres Führers geblieben. Man hat diese Krankheit der edelsten Geister den „liberalen Katholicismus" genannt, und wir mögen erst heute ganz erkennen, wie tödlich sie zu werden vermag. Dem liberalen Katholicismus aber liegt, wenn auch noch so latent, etwas Abneigung gegen Rom zu Grunde, die sich oft sogar zur Romscheu steigert; Ursache genug für Veuillot, sich einem Systeme unversöhnlich entgegenzustellen, welches die Verneinung seiner Liebe zu Rom im Keime enthielt.

Nicht bloß ist Veuillot keinen Augenblick in den Verdacht des liberalen Katholicismus gekommen, sondern dieser liberale Katholicismus hat auch unter den Laien keines Landes einen entschiedeneren Gegner gefunden, als L. Veuillot.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Veuillot diese Feinde nicht im Allgemeinen gleichsam in der Luft schwebend bekämpfte, sondern sie so und dort und in den Personen angriff, wie sie sich ihm mit der Zeit entgegenstellten. Da standen denn in erster Linie die Zeitungen der Revolution und des Liberalismus, der Siècle, das Journal des Débats, die Presse, der Constitutionnel, und wie sie Namen haben. Sie alle wissen ein Wort davon zu sagen, was es heißt, dem Redacteur des Univers unter die Feder zu gerathen; die Revue des Deux-Mondes hat keinen gewaltigeren Feind, selbst der Figaro keinen gefährlicheren Gegner gehabt. Bei den einzelnen Blättern

waren es wieder die Hauptredacteure persönlich, welche die Wucht seiner Schläge zu ertragen hatten, und Namen wie Buloz, de Truffières, Cuvillier-Fleury, Fiévée, Chambolle, Sarcey und so viele, viele Andere werden in den Mélanges von Veuillot auf ewige Zeiten an dem verdienten Pranger der Lächerlichkeit oder der Schande stehen.

Neben den Zeitungen war es hauptsächlich die Universität mit ihren Vertretern, jener officielle Professorenring mit seinen antichristlichen Tendenzen, welche das ständige Ceterum censeo des großen Vorkämpfers für die Lehrfreiheit bildeten. Villemain, Cousin, Nisard und Etienne werden noch nicht so bald vergessen sein.

Dann kommen die modernen Schriftsteller, Romanschreiber und Dichter, die ihrerseits dazu beitragen, das alte Gift unter immer neuen Etiquetten dem armen Volke zu verkaufen. Man zähle in den Satiren und Mélanges die Namen der berühmten Opfer seiner Kritik, von dem lächerlichen Weill bis zu Victor Hugo, von Eugène Sue bis zu Béranger und Sainte-Beuve.

Leider spitzte sich auch die Frage des Liberal-Katholicismus persönlich zu, und es konnte nicht ausbleiben, daß in die Verfolgung, welche Veuillot dem Principe geschworen, auch die angesehensten Vertreter desselben verwickelt wurden. Es ist dieß eine der traurigsten Seiten aus der Geschichte Veuillot's, fürwahr nicht für Veuillot selbst, sondern wegen der berühmten und sonst so gesegneten Namen, welchen wir hier auf der gegnerischen Seite begegnen. Wenn aber heute der Name eines „Ultramontanen" der Ehrentitel eines überzeugungstreuen Katholiken ist, wer sollte dann Veuillot es nicht zum besonderen Ruhme anrechnen, denselben bereits vor zwanzig bis dreißig Jahren nicht bloß getragen, sondern dessen vollste Bedeutung zum Ausdruck gebracht und an der Spitze der sogen. „Ultramontanen Schule" gestanden zu haben!

Schon im Jahre 1851 schrieb er: „Die Welt wird entweder socialistisch oder christlich, aber sie wird niemals liberal sein. Wenn der Liberalismus dem Katholicismus, welcher seine Negation ist, nicht unterliegt, so wird er dem Socialismus weichen, welcher seine Folge ist. In dem einen wie in dem anderen Falle werden jene Propheten Recht behalten, welche ‚die Anmaßung' hatten, zu behaupten, die Welt werde den Gesetzen Jesu Christi nicht entgehen, oder sie wenigstens ohne Gefahr nicht verletzen."

Die ganze feindliche Linie, vom zahmen Liberalismus bis zum revolutionären Petrolismus, schien für Veuillot durch die „Logik des Teufels" verbunden und nur verschiedene Grade eines Grundirrthums zu sein. „In einem gegebenen Augenblick wird sich jeder Skeptiker als Voltairianer fühlen, jeder Voltairianer gewahr werden, daß er ein Revolutionär ist, und jeder standhafte Revolutionär muß es zum Petroleur bringen. Er folgt eben seiner Logik, diese reißt Alle, selbst die Widerstrebenden, mit sich, welche sich ihr einmal ergeben, wie die Logik Gottes Jene fortreißt, welche sich Gott ergeben. Es gibt nur diese doppelte Logik — man muß der einen oder der anderen folgen — man muß hier wählen, hier gibt's keine Wahlenthaltung." Das ist der ganze Veuillot — er zieht männlich, unablässig, unbeirrt durch Namen und Systeme, die Consequenzen nach der „Logik Gottes".

Und wie er es versteht, seiner mannhaften Überzeugung den beredtesten Ausdruck, seinen Gegnern die empfindlichsten Schläge zu geben, mit anderen Worten, welches Talent als Schriftsteller, welches Genie als Apologet Veuillot in den Dienst seiner Lebensidee stellte! Hunderte haben den gleichen guten Willen, wie Veuillot — ihr Verdienst vor Gott ist dasselbe — aber um dem Feind zu imponiren, um ihn zittern und schweigen zu machen, dazu bedarf es einer besonderen Gabe, und diese hatte Veuillot im höchsten Grade. „Er war," wie einer seiner Feinde sagte, „von jener Sorte himmlischer Menschen, welche auch auf Erden Geist haben."

In der That, über Veuillot's schriftstellerisches Genie sind Alle, Freund wie Feind, in dem Bekenntniß einig, daß er der größte Publicist, der beste Prosaist des 19. Jahrhunderts in Frankreich gewesen sei. Wenn Paul de Cassagnac, selbst einer der kraft- und stilvollsten Journalisten, von dem Verstorbenen schreibt: „In Veuillot verlor Frankreich seinen größten Schriftsteller", so steht er mit diesem allgemeinen Urtheil weder allein da, noch hat er es zuerst ausgesprochen. Seit langen Jahren, mitten in der Hitze des Gefechtes, also weit entfernt von dem Hyperbelton der Nekrologe, sahen sich selbst die feinsten Kenner der Literatur und erklärtesten Feinde des Schriftstellers gezwungen, das einzige Talent Veuillot's auf allen Gebieten des Schriftthums ohne Rückhalt anzuerkennen. Es gab Stimmen, die behaupteten, in Frankreich sei selten, vielleicht niemals ein Mann aufgestanden, der gleich Veuillot die echte, reine französische Sprache so vollkommen gekannt, so leicht beherrscht und so spielend zum klarsten, kräftigsten und schönsten Ausdruck seiner Gedanken gemacht habe. „Wer könnte sie ohne Bewunderung lesen?" fragt Sainte-Beuve, der feinste unter den französischen Kritikern, von einigen Zeitungsartikeln Veuillot's. „Veuillot ist beredt, begeistert, religiös und ganz französisch — oder, um in seinem Stile zu reden, ganz strahlend von den höchsten Lebensgluthen. Ich kenne in Wahrheit keine edlere Prosa, auf welche die Presse stolzer sein dürfte." Ein anderer Feind Veuillot's, der so oft von ihm gemaßregelte Sarcey, schrieb seinerseits: „Man lese doch nur die Artikel über die Kammersitzungen von 1847, 1848 und 1849; es sind wahrhafte Dramen, glitzernd und blitzend von Geist und Laune. Alle politischen Persönlichkeiten spielen hier eine ernste oder groteske Rolle; man glaubt sie vor sich zu sehen, sie zu hören; sie stehen lebend vor uns, kühn hingeworfen mit einigen Strichen dieses Meisterstiftes. La Bruyère könnte nicht feiner sein, seine Phantasie ist jedenfalls nicht so gewaltig. Wird man sich in einigen hundert Jahren nach Einzelheiten über unsere berathenden Versammlungen umsehen, so wird man sie in diesen Artikeln suchen müssen, wie man den Hof Ludwigs XIV. in den Memoiren Saint-Simon's findet." Am Stile Veuillot's sind besonders Klarheit, Prägnanz und Popularität zu loben. Man hat den Stil Veuillot's mit Recht eine Mischung von der Sprache Bossuet's und Voltaire's genannt. Mit dem Letzteren hat er die wasserhelle Klarheit und Leichtigkeit, mit Ersterem die Kraft und Erhabenheit gemeinsam. Aber damit ist Veuillot's Stil nicht hinreichend charakterisirt, denn er hat sich eben seinen eigenen Stil geschaffen, und um diesen ganz zu erfassen, darf

man nicht eine Probe geben, ein Werk lesen — weil eben der Stil sich jedesmal dem Stoff, der Form und den Umständen des Gegenstandes auf's Engste anschließt. Am ehesten noch wären Werke wie Çà et là oder Le parfum de Rome geeignet, einen annähernden Begriff von der Sprache Veuillot's zu bieten, wenn nicht beide Werke wieder nur in der von ihm erfundenen Prosastrophenform geschrieben wären, die anderen Büchern nicht eignet. Auch ist für uns Deutsche wohl zu merken, daß eine mittelmäßige Übersetzung Veuillot's Stil bisweilen unkenntlich, ja verächtlich erscheinen läßt, eine gute Übersetzung aber geradezu dieselbe Aufmerksamkeit und Sprachengewandtheit beim Verdeutscher erfordert, wie die Übertragung poetischer Werke in gebundener Form.

Wir sind außerdem gewohnt, Veuillot nur als Zeitungsschreiber nennen zu hören. Aber Veuillot hat Großes und Dauerndes geleistet auf den meisten Gebieten der Literatur, und sein Name wird der Belletristik und Kritik nicht weniger angehören, als der Journalistik. Obgleich Jugendwerke, sind seine Romane derart originell und gedankenvoll angelegt, geistreich und poetisch durchgeführt, daß sie einem Romancier von Fach zur Ehre gereichten und wenigstens der eine oder der andere — L'honnête femme und Corbin et d'Aubecourt — auch noch dann werden gelesen werden, wenn so manche heute berühmte Modewaare vergessen sein wird. Vor der poetischen Begabung Veuillot's haben Freund und Feind eine so hohe Achtung, daß man nicht ohne Bangen seinen Versen entgegensah, ja es dem erhabenen Sänger Roms sogar als eine Schwäche anrechnete, als er mit seinen „Satiren" und „Nattern" an die Öffentlichkeit trat. Es soll wirklich nicht geläugnet werden, daß seine edle, freie Muse sich befremdlich genug in dem Schnürleib des französischen Verses ausnimmt, und auch wir ihn lieber wie einen Bergadler auf den weiten Schwingen des freien Prosa-Rhythmus sich erheben sehen; aber trotzdem muß man eingestehen, daß selbst die Verse Veuillot's hinreichende eigene Verdienste haben, um nicht vom bloßen Namen ihres Dichters zu leben. Im Felde der Biographie und Charakteristik stellt Veuillot wie kaum ein Zweiter seinen Mann; in der literarischen Kritik aber und dem geistsprühenden Feuilleton reichen selbst Meister wie Jules Janin, Sainte-Beuve und de Pontmartin nur selten an die Höhe der Gelegenheitsstudien des Verfassers der Odeurs de Paris. Selbst über Kunst im Allgemeinen hat Veuillot Sachen von unglaublicher Zartheit, tiefster Wahrheit und bestem Geschmack hinterlassen. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, aber es dürfte wohl seine Richtigkeit haben, daß kein Franzose so schön und begeistert über Mozart und Murillo geschrieben, wie der streitbare Veuillot. Allein das zeigt gerade die eigentliche Größe Veuillot's, daß man einerseits Dinge, durch welche Andere allein groß werden, bei ihm als Nebensachen betrachtet, daß er gleichsam als Urlaubsarbeiten zwischen zwei Zeitungsfeldzügen Meisterwerke wie Çà et là, Le parfum de Rome, Les libres penseurs und so manche andere schreibt — und daß er andererseits sich inmitten der Dünste von Paris, der Atmosphäre der Corruption und des Materialismus, dem täglichen Zank und Streit, den Sorgen um die Schicksale der Kirche und des Vater-

landes, trotz des Ekels, der Entrüstung und unsäglichen Verachtung, welche ihn täglich beim Anblick seiner Umgebung befallen mußte, dennoch jenen idealen Schwung, jenen Idealismus des Glaubens und der Liebe bewahrte und im Gedränge der Noth und der Gewohnheit, Degen und Knüttel zu führen, während des Kampfes dennoch die Fähigkeit nicht verlor, Bilder des Friedens, heiliger Freude, begeisterter Liebe, wie Fiesole und Murillo, zu malen, Idyllen voll unaussprechlicher Gemüthlichkeit und Zartheit zu dichten. Wer Veuillot ganz kennen und schätzen will, muß bedenken, daß ein Journalist wie er nach dreißigjährigem Streiten gleichsam als Schwanenlied jenes Buch des Friedens schreiben konnte, das man eher aus den stets gefalteten Händen eines begeisterten Anachoreten, als aus der staubbedeckten Rechten eines Kriegers erwartet hätte. Vielleicht daß Veuillot in mancher Hütte seines Vaterlandes nur als der Verfasser des „Lebens Jesu Christi" fortleben wird, und vielleicht ist dieß auch die schönste und volksthümlichste seiner vielen Schöpfungen.

Noch einmal: Presse wie Kritik, Freunde wie Feinde sind einstimmig, das Talent Veuillot's anzuerkennen und zu preisen. Die Verschiedenheit beginnt aber ebenso entschieden, sobald die Thätigkeit des Verstorbenen oder seine Stellung zur Partei des Beurtheilers in Frage kommt. Und hier begegnen uns nicht bloß die ausgesprochensten Vorwürfe und bittersten Anklagen, sondern auch die ängstlichen oder gar gerechtfertigten Vorbehalte.

Veuillot war nicht umsonst im Journalismus herangewachsen, hatte nicht umsonst als ziemlich glaubensvergessener, aber scharf beobachtender Feuilletonist sich in den Redactionsstuben der Restauration herumgetrieben und hinter die Coulissen geschaut; er hatte nicht umsonst seinen Voltaire auswendig gelernt und seinen Rabelais studirt; er war nicht umsonst ein Kind des Volkes, das von den Pariser Gassenbuben seine erste Erziehung erhalten; Veuillot las nicht umsonst seine Gegner und hatte vor Allem nicht umsonst jene gewaltige Gabe des Sarkasmus empfangen, die wie kaum eine zweite in den Augen seines Volkes den Sieg auf ihre Seite zu ziehen vermag.

Veuillot hat in den Augen des Unglaubens, der Revolution und des Liberalismus das schwere Unrecht, daß er das Böse auf allen Feldern, unter jeder Maske nicht bloß mit dem Staatsdegen graciös becomplimentirte und dann etwa bis zum ersten Blut angriff, sondern daß er das edle Schwert oft bei Seite legte, um den Knüttel und die Geißel zu ergreifen, ja selbst die Birkenruthe des Magisters nicht verschmähte, um der vorlauten Naseweisheit zur Ruhe zu verhelfen.

Menschen, die ihr Leben damit zubringen, Alles, was groß und heilig ist, zu verhöhnen, in den Schlamm der Straße oder in die Narrentracht der Lächerlichkeit zu zerren; Menschen, die ein Geschäft daraus machen, jede ehrliche Überzeugung zu verfolgen, jeden Eifer als Heuchelei, jede Begeisterung als Verfolgungssucht zu verklagen, jedem guten Werke eine böse Absicht zu unterschieben; Menschen, die vor keinem Mittel zurückscheuen, wenn es gilt, die Wahrheit zu verfolgen: diese Menschen machen Veuillot einen Vorwurf daraus, daß er zur Vertheidigung der Wahrheit die Waffe des Sarkasmus, der Ironie und des persönlichen Angriffs brauchte.

Lange Zeit durfte der Liberalismus aller Schattirungen freilich glauben, allein im Besitze dieser Waffe zu sein, und vielleicht meinen, es sei entweder kein Talent unter den Katholiken, fähig, derselben sich zu bedienen, oder aber der Stand eines Katholiken verbiete es, von derselben jemals Gebrauch zu machen. Voltaire, der große Spötter des 18. Jahrhunderts, hatte keinen gefürchteteren Feind, als Fréron, aus dem einfachen Grunde, weil dieser Kritiker allein es versuchte, Voltaire lächerlich zu machen. Wenn man bedenkt, welch furchtbaren Bundesgenossen die antireligiöse Presse seit Voltaire's Tagen gerade am Spott und Hohne, am Sarkasmus und an der Ironie gehabt hat, so muß man sich wirklich fragen: Warum lassen wir dem Feind diese furchtbare Waffe? Verdient denn der Unglaube, die Frivolität und Frechheit nicht etwa den Fluch der Verachtung, oder sind sie zu respectabel, um verhöhnt und der Acht des Lächerlichen überantwortet zu werden? Wo ist das christliche oder natürliche Gebot, welches uns die Anwendung der Ironie und Satire auch in der Tagespresse versagt? Soll die Komik etwa bloß auf den Brettern das Laster strafen dürfen? Louis Veuillot war anderer Meinung, und er hatte Recht. Wer gleich ihm den Enthusiasmus der Wahrheit, die Überzeugung seiner Meinung und den gesunden Zorn eines Ehrenmannes über die Gemeinheit, Verlogenheit und Dummheit der meisten seiner Gegner hat; wer noch glaubt, daß jede ehrliche Waffe im offenen Kampfe erlaubt und es ein altes Kriegsrecht ist, daß die nützlichste Waffe gerade die beste ist: der werfe auf Veuillot den ersten Stein, wenn dieser nach dem Grundsatz handelt: Le ridicule tue! Ist denn die Person und der selbstpreisgegebene Ruf eines gottlosen Scribenten mehr werth, als die heiligste Wahrheit, als die Seele des Volkes? Mit Schlagwörtern war nun einmal bei Veuillot nicht anzukommen, und er war viel zu welterfahren, um hinter all den Phrasen von Freiheit, Überzeugung und Duldung nicht den Schuft oder, wie er es nennt, den gredin zu finden. Übrigens wußte Veuillot wirklich recht gut zwischen aufrichtig Irrenden und gemeinen Volksverführern zu unterscheiden. Auch hat Veuillot nie die bloße Dummheit verhöhnt oder den Privatmann zur Zielscheibe seiner Pfeile gemacht; er trat nur dort öffentlich und entschieden auf, wo sich die Bosheit öffentlich breit machte und ein allgemeines Übel zu befürchten stand. Da aber wird ihm kein Überzeugungstreuer Unrecht geben, wenn er glaubte, es sei besser, daß die Autorität des falschen Propheten durch jedes ehrliche Mittel erschüttert, die Hand des Brandstifters ihm abgehauen, als daß aus falscher Höflichkeit der Irrthum verbreitet und das Haus in lichten Flammen verzehrt werde.

Seltsam! gerade die ärgsten Feinde der Kirche haben einen anderen Vorwurf gegen L. Veuillot geschleudert und mit pharisäischer Trauer beklagt, daß Veuillot's Thätigkeit der Kirche unsäglichen Schaden gebracht habe. Den Stimmführern des Unglaubens fehlt es nicht an Zustimmung selbst von Seiten mancher ängstlichen Katholiken.

Veuillot soll durch seine Thätigkeit den Unfrieden in das katholische Lager und besonders den Zwist unter den französischen Klerus getragen haben. Eigenthümlicher Vorwurf! Ein Mann, der sein Leben daransetzte, möglichst

Alle dem von Gott gesetzten Centrum kirchlicher Einheit zuzuführen, soll ein Beförderer der Spaltung gewesen sein! Freilich, weil Veuillot beständig, unnachsichtlich auf jenen Mittelpunkt und die Nothwendigkeit hinwies, trat eben der verborgene Gedanke so manchen Herzens, so manche heimliche Liebe mit dem Gallicanismus oder den unsterblichen Principien der Revolution zu Tage. Aber schadet der Arzt dem Kranken, weil er das innerlich schleichende Gift an die Oberfläche zieht, die Wunde öffnet und so erst die Heilung ermöglicht? Nicht Veuillot brachte und schürte das Feuer der Zwietracht, das thaten Jene und einzig Jene, welche die von Veuillot gepredigten Principien der Einheit nicht anerkennen wollten. Wem die wahre Einheit ohne Vorbehalt lieb war, der hat zu allen Zeiten auf Seiten Veuillot's gestanden. Veuillot's Ideen waren ja nicht *seine* Erfindung, er wiederholte nur, was Rom gesagt und was Rom für *nützlich hielt* zu sagen. Im Übrigen war es des Verstorbenen Grundsatz: „Was nöthig und nützlich, ist auch zeitgemäß." Unter allen katholischen Journalisten darf Veuillot wohl kühn die Ehre für sich in Anspruch nehmen, am innigsten, am vollständigsten und aufrichtigsten die Fühlung mit Rom bewahrt zu haben. Und das ist seine beste Vertheidigung.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe sich dem Papst und den Bischöfen aufgedrängt und sie durch seine gewaltige Kühnheit beherrscht. Die Welt glaubt Alles eher als die Wahrheit, und so haben wir denn einen Pius IX. zitternd vor dem unverschämten Böttcherssohn! Wie schrieb doch Veuillot, als im Jahre 1847 Gioberti mit dem liberalen Klerus Italiens Pius IX. in seine Bahnen lenken wollte und man es den Jesuiten zum Vorwurf machte, daß sie sich ungleich anderen Ordensleuten jeder Manifestation enthielten: „Was die Jesuiten angeht, so ist es hier wie immer besser, dem Papst zu folgen, indem wir uns an seiner Soutane halten, als uns Mühe zu geben, ihn an seinem Kleide vorwärts zu ziehen. Der Papst ist weise genug, um weder zurückgehalten noch gedrängt werden zu müssen, die Sicherheit wohnt in seinem Schatten." Es hieße den großen Charakter Pius' IX. verkennen, der vor Königen und Nationen keinen Zollbreit aus dem Wege ging — wenn man ihn darstellt, als habe er vor einem armen Zeitungsschreiber gebebt. Es hieße aber auch die schönsten Seiten aus den Werken Veuillot's und die klarste Perle aus seinem Herzen reißen, wollte man ihm die Überzeugung und die tausend Ausdrücke seiner kindlichsten Verehrung und unumschränktesten *Folgsamkeit* gegen den Statthalter Christi nehmen.

Aber Veuillot hat sich ja nicht gescheut, gegen hochgestellte und hochverdiente katholische Männer aufzutreten, und *wie* aufzutreten! Über das *wie* ließe sich vielleicht reden, wenn es eigentlich der letzte oder hauptsächlichste Grund des Vorwurfs wäre — aber wenn die Vertreter dieses Vorwurfs offen sein wollten, so wäre es nicht die Art des Entgegentretens, sondern das Entgegentreten selbst, welches Veuillot in den Augen dieser Leute so geschadet hat. Noch einmal, wer will, wer darf es Veuillot zum Vorwurf, wer muß es ihm nicht zum höchsten Lobe anrechnen, daß er entschieden, standhaft, ohne

Menschenfurcht und persönliche Rücksicht das vertheidigte, was er nicht allein subjectiv als wahr erkannte, sondern was ihm als Wahrheit vom Glauben vorgestellt wurde? Wäre Veuillot nicht seiner heiligsten Pflicht als Publicist untreu geworden, wenn er öffentliche, literarische und publicistische Acte ohne Widerspruch und Kritik gelassen hätte, von denen er ein Recht hatte zu glauben, daß sie dem Heiligen Vater mißfielen und der Kirche in Frankreich Unheil bringen würden? Gingen diese Acte von sonst hochverdienten Männern aus, so hatte Veuillot ein Recht und die Pflicht, um so energischer gegen die Verlautbarungen zu protestiren, je höher und unantastbarer bisher die Auctorität Jener war, welche sie aussprachen. Daß Veuillot diesen Männern bisweilen in einer heftigen Weise widersprochen, verdient um so mehr Nachsicht und Entschuldigung, als ihm die Gegner meistens nur allzu gerechten Grund dazu gaben. Es ist wahr, Veuillot ist in einigen seltenen Fällen rücksichtslos gewesen; aber es gibt kaum einen Schriftsteller, gegen den man gegnerischerseits vorher so rücksichtslos, ja ungerecht zu sein sich berechtigt geglaubt hätte. Als sich im Jahre 1872 selbst Pius IX. bewogen fühlte, dem streitbaren Soldaten zum Besten des Friedens Mäßigung und Liebe anzuempfehlen, schrieb Veuillot nach jener so demüthigen und rührenden Antwort im Univers an einen Freund: „Trotz des gewaltigen Lärmens und Schreiens habe ich in Bezug auf meine Lieblosigkeit das Gewissen so ruhig, daß ich nicht glaube, mich zehnmal in meinem ganzen Leben wegen eines Artikels in der Beicht angeklagt zu haben — ebenso aber glaube ich, daß ich es niemals that wegen einer gedruckten Lüge.“[1] Veuillot mag, wie er selbst gesteht, zehnmal gegen die Sanftmuth und Liebe gefehlt haben — aber seine liberalen Gegner sind die Letzten, die ihm daraus einen Vorwurf machen dürfen, weil ihnen noch mehr diese Tugenden Veuillot gegenüber gefehlt haben.

Wir verweilen anscheinend zu lange bei einer Sache, die der ruhig und unpersönlich urtheilenden Nachwelt selbstverständlich scheinen wird. Heute ist die Richtigkeit von Veuillot's Handlungsweise leider noch gewissermaßen principiell in Frage. Es ist bei uns Katholiken ein sozusagen unausrottbarer Fehler, daß wir die in politischen Kämpfen so nothwendige Mäßigung und Klugheit mit Schwächlichkeit verwechseln, daß wir glauben, überall nur durch Güte und Nachgiebigkeit zum Ziele gelangen zu müssen, dem Feind immer die beste Absicht und den aufrichtigsten Willen unterschieben und wenigstens eine solche Hochachtung vor den Persönlichkeiten zur Schau tragen zu sollen, daß wir lieber schweigen, als selbst ein gutes Recht auf Kosten der Großmuth und sogenannten Toleranz und Liebe zu fordern. Nur nicht anstoßen, nur nicht reizen, scheint bei Vielen Grundsatz katholischer Kampfesweise geworden zu sein. Abgesehen von den täglichen Enttäuschungen, welche dieser Grundsatz seinen Vertretern bereiten muß, scheint er auch dem wirklich katholischen Wesen fremd und entgegengesetzt zu sein. Die Wahrheit ist groß — aber sie bedarf zu ihrem Siege für gewöhnlich auch der Mitwirkung der Menschen. Unentschiedenheit, Ängstlichkeit und gar zu große Vorsicht sind ebenso wenig angethan,

---

[1] Aus einem ungedruckten Briefe, dat. 26. April 1872.

den Sieg herbeizuführen, als unkluges Poltern und Dreinschlagen. Non veni pacem mittere, sed gladium, sagt der Heiland, und die Geschichte der Jahrhunderte ist da, um zu beweisen, daß nur die Verbindung von Klugheit mit männlicher Energie, nur entschiedenes beharrliches Kämpfen und Fordern zum Ziele geführt hat. Veuillot war keineswegs ein Phantast oder Schwärmer, er war nicht einmal ein Heißsporn — er war einfach und kurzhin ein ganzer Mann, der wußte, was er wollte, und ganz wollte, was er erkannt hatte. Er war ein gewitzigter und erfahrener Mann von Welt, dem es nicht verborgen war, daß die Revolution und das Antichristenthum der Kirche und den Katholiken nur diejenigen Rechte geben, welche man ihnen abringt, und daß es ein naiver Kinderglaube ist, die Lüge werde jemals auch nur die geringste Concession freiwillig und aus Überzeugung an die Wahrheit machen. Im Kampfe des Lebens entscheidet die Vernunft und die Kraft, da hilft nur männliche Entschiedenheit und Kühnheit. Es ist wahr: Leisetreter der Politik, Doppelgänger der Diplomatie, Flüsterredner der Wahrheit, Großhändler kleinlicher Rücksichtsnahmen, verschämte Bettler ihres guten Rechtes — alle jene Halbheiten der Überzeugung, des Willens oder des Muthes waren nicht Veuillot's Leute. Bei ihm galten nur Männer, die einen ganzen Charakter ganz und entschieden in den Dienst einer erkannten Idee stellen wollten. Daß es Veuillot bei seinen Kämpfen nicht um den Ruhm des Kampfes, um persönliche Interessen oder heißblütige Schwärmerei zu thun war, beweisen die zwei härtesten Schläge, welche den Univers getroffen, der bischöfliche vom Jahre 1852 und der kaiserliche von 1860.

Bei Gelegenheit des erstern schrieb Veuillot an einen Bekannten: „Ich glaubte, daß dießmal der Univers den Schlägen des Bischofs von Orléans unterliegen würde, und war schon ganz ergeben darein, nicht als ob ich den Kampf gefürchtet, sondern weil der Rückzug mit allen seinen Nachtheilen mir besser und wünschenswerther zu sein schien, als ein Sieg, den ich auch nur dem Anscheine nach gegen den Episcopat davongetragen.“ So Veuillot — und einer Unwahrheit wagte ihn bisher noch Niemand zu zeihen.

Am 28. Januar 1860 erhielt Veuillot die Encyclica Nullis certe, welche die letzten Attentate gegen den Heiligen Stuhl verdammte. Veuillot war sich keinen Augenblick unklar darüber, daß er die Pflicht habe, dieses Actenstück zur Kenntniß seiner Landsleute zu bringen, ebenso war es ihm nicht zweifelhaft, daß die Veröffentlichung desselben der Todesstoß für seine Zeitung sein würde. Er zeigt die Encyclica seinen Mitarbeitern: „Hier ist unser Tod, morgen wird unsere Zeitung unterdrückt.“ Aber es war nöthig, daß das katholische Frankreich das Wort des Papstes auch über die Politik Napoleons hörte — und Veuillot mit seiner Schaar geht offenen unverwandten Auges in den Tod — die Encyclica erschien, der Univers ward noch am selben Tage unterdrückt für sieben lange Jahre.

Wahrlich, ein katholischer Journalist, der sich so zu opfern wagt, hat das Recht, sein Wort auch den Besten gegenüber geltend zu machen. Übrigens gilt von Veuillot's gesammter Polemik im vollsten typischen Sinne sein Wort: „Ich bin in meinem Leben unendlich mehr angegriffen worden, weil ich in

Molière keinen ganz anständigen Menschen erkennen konnte, als Proudhon, der gesagt hat, Gott sei das Böse."

Die zunächst liegende Frage bei einem Journalisten ist diejenige nach seiner politischen Stellung.

Faßt man die staatlichen Verwickelungen und Änderungen Frankreichs während der journalistischen Thätigkeit Veuillot's in's Auge, so tritt gleich als einheitliche Erscheinung in all der Vielheit die politische Unsicherheit, die innere Gährung zu Tage, welche bald die Republik, bald das Bürgerkönigthum, bald die Commune, bald das Kaiserthum, bald sogar legitimistische Velleitäten als Blasen für kurze Zeit an die Oberfläche treibt, während im Innern der Nation die entgegengesetztesten Principien um die Herrschaft streiten. Frankreich in seiner Gesammtheit ist seit der großen Revolution noch niemals zu einer innern Einheit gekommen und keine einzige der um die Wette herrschenden Staatsformen war der Ausdruck des gesammten Nationalwillens.

Es fragt sich nun, wie soll sich der christliche Journalist zu diesen verschiedenen Formen stellen? Wie soll er der Einheit seines Strebens unter der Mannigfaltigkeit, ja oft dem inneren Widerspruch der Staatsformen Ausdruck verleihen, oder vielmehr welche Einheit soll er als Mann von Überzeugung anstreben?

Auch hier dürfte Veuillot das Rechte getroffen haben.

Im Innern sympathisch war ihm keine Regierung, als das von allen Principien der Revolution losgelöste Königthum von Gottes Gnaden. Das war sein politisches persönliches Ideal. Aber als Journalist hatte er nicht in erster Linie seinen persönlichen Sympathien Ausdruck zu geben, sondern dafür zu sorgen, daß geschehe, was unter den Umständen zum Wohl der Nation am förderlichsten wäre. Weil es hier keine ausschließliche, absolute Wahrheit zu vertheidigen galt, war er Opportunist und mußte es sein.

Veuillot hat keine Revolution vorbereitet oder gebilligt; Verhältnisse, welche irgend eine Revolution geschaffen, erhielten bedingungsweise seine Zustimmung, insoferne sie den Forderungen entsprachen, welche man an jede Regierungsform stellen muß.

Insofern kann man sagen: Veuillot hatte keine Politik, weil er als obersten Grundsatz hatte und aussprach: Alle Regierungsformen sind insofern gut, als sie die Kirche in ihrer völkerbeglückenden Thätigkeit unterstützen und Recht, Ordnung und Gerechtigkeit zum Princip ihrer Handlungen nehmen. Dieß drückt Veuillot ganz deutlich in seiner Antwort an den Grafen de Falloux aus: „In der Politik hatte man (beim Univers) eine allgemeine und fest bestimmte Richtschnur: keine systematische Feindseligkeit gegen die Gewalt. Im Jahre 1830 nahm man die Charte, den König, seine Dynastie an, und beschränkte sich darauf, von der Staatsgewalt Nutzen für die Freiheit der Kirche zu ziehen." Auch in den folgenden Umwälzungen hat der Univers niemals einer politischen Partei gedient. Das Programm, welches Veuillot mit Montalembert am Abend des 24. Februar 1848 entwarf, fand seine bal-

dige Bestätigung in den nachfolgenden Hirtenbriefen vieler Bischöfe. „Es war ebenso weit von der Tollkühnheit als von der feigen Niedertracht entfernt.“

Als Louis Napoleon um die Präsidentschaft der Republik warb, bat er Veuillot als den einflußreichsten seiner Partei um eine Unterredung; Veuillot schickte ihm Montalembert, als das wahre Haupt der Katholiken. Als aber Falloux, der Minister Louis Napoleons, das unzureichende Gesetz über den Unterricht einbrachte, da nahm sich Veuillot die Freiheit, dieses Gesetz und seine Vertreter offen und freimüthig zu bekämpfen. Als der Präsident dann einen gewissen Brief über die römische Frage geschrieben, nahm sich Veuillot ebenso wieder die Freiheit, diesen Brief auf das Schärfste zu verurtheilen. Nach dem Staatsstreich, an dessen Zustandekommen Veuillot freilich unschuldig war, trug er keinen Augenblick Bedenken, nach dem Beispiel Montalembert's denselben anzuerkennen. Er konnte am 8. December 1851 ruhig schreiben: „Wir (die Partei des Univers) sind weder Sieger noch Besiegte. Wir haben gar nichts zu sagen, so lange nichts von dem, was wir am meisten lieben, angegriffen oder gefährdet ist.“ Montalembert zeichnet die damalige Haltung Veuillot's sehr schön: „Er redete und schrieb als Zeuge, nicht als Bürge, er nahm an, was die Kirche annahm, und verachtete im Übrigen alle gemeinen Gerüchte und Verdächtigungen. Da es allein an uns liegt, pflegte er zu sagen, der Verleumdung einen Grund zu geben, so bleiben wir ruhig.“ „Der Prinz,“ so schrieb Veuillot am 14. März 1852, „möge sich erinnern an das Vertrauen, welches das Land auf ihn gesetzt hat: nicht zwar jener Theil des Landes, welcher seine Gewalt scheel ansieht und bestreitet, sondern jener andere, welcher von der Regierung die Gerechtigkeit, die Festigkeit und den Frieden verlangt. Der Prinz vermag viel im Guten wie im Bösen; aber Gott beschützt nicht lange, was nicht gerecht ist, und Frankreich achtet auf die Dauer nur das Große.“ Auch als das Kaiserreich verkündet wurde, sah Veuillot keinen Grund, sich öffentlich gegen diese Form auszusprechen. Was gut war an der kaiserlichen Regierung, das lobte er frei, ebenso frei aber tadelte er auch Alles, was gegen die Freiheit der Kirche geschah oder zugelassen wurde. Sobald die Ereignisse ihn in Napoleon einen Feind des Papstthums, einen verkappten Freund der Revolution erkennen ließen, da greift er zu den alten Waffen und erklärt dem Kaiser einen Krieg auf Leben und Tod. „Er bricht Bresche in die Grundsätze, hetzt die Zeitungen, enthüllt die Heucheleien, verfolgt die gebungenen Meuchelmörder des Kaiserthums und fällt endlich als Opfer seiner unermüdlichen Hingebung.“

Vom Jahre 1860—1867 bat Veuillot umsonst bei der Regierung um die Erlaubniß, eine Zeitung gründen zu dürfen; selbst dem Monde wurde nur unter der Bedingung das Recht der Existenz gegeben, daß kein Veuillot sich an der Redaction betheilige. Journale aller Farben waren entstanden — da endlich nach sieben Jahren ward die Regierung Napoleons inne, daß es nützlich sei, eine Kraft wie Veuillot in die immer stärker werdende revolutionäre Strömung zu stellen. So weit kannte Napoleon die Großmuth Veuillot's, daß dieser keinen Augenblick Bedenken tragen werde, die Obergewalt gegen

die Willkür zu vertheidigen, selbst wenn ein Mann wie Napoleon zufällig der Vertreter der Gewalt war.

Aber dem durch innere Lüge und äußere Sünden verrotteten Kaiserreiche war nicht mehr zu helfen, die Stunde des angedrohten Sturzes kam. Dem Ekel und Zorn, welcher Veuillot unter der nun folgenden Verwirrung und Anarchie der Commune erfaßte, konnte nur er den richtigen Ausdruck geben, und er hat es gethan in jenem herrlichen Buche: Paris pendant les deux siéges, dem er als Gegenstück kurz vorher sein ebenso herrliches Rome pendant le concile vorausgeschickt hatte.

Unter der dritten Republik blieb Veuillot seinem alten Grundsatze treu, er unterstützte die Regierung in Allem, was sie zur Ordnung und zur wahren Wiedererweckung Frankreichs unternahm; ebenso trat er aber auch unerschrocken gegen Alles auf, was ihm darnach angethan schien, die Kirche zu unterdrücken, die Revolution zu verstärken. Man mochte seine furchtbare Stimme zweimal für längere oder kürzere Zeit zum Schweigen verurtheilen, den Muth seiner Überzeugung aber und das Pflichtgefühl seines besorgten Gewissens vermochte keiner ihm zu rauben.

Seine persönlichen Sympathien in der Politik durften bei Veuillot erst zu Tage treten, als wirklich einige Augenblicke Hoffnung war, daß sein politisches Ideal, das absolute, christliche Königthum, sich verwirkliche. Der Brief des Grafen Chambord (27. October 1873) gab Veuillot Gelegenheit, sein ganzes Herz auszuschütten in tiefster Trauer über sein armes verblendetes Volk. „So sterben die Nationen“, schrieb er, aber trotz dieses Schmerzes muß er den königlichen Muth des Grafen preisen, der „einen Thron verschmäht, von dem er sein Volk nicht nach seinem Recht und seinem Bedürfniß regieren könnte“.

Die Soldatengestalt des Marschalls gab Veuillot wenigstens die Hoffnung, daß der Verfall nicht so rasch voranschreiten würde — dann zog die barmherzige Hand einen Schleier vor das Auge des Armen, daß er die letzten Dinge nicht schaue. Er hatte übrigens den Schmerz schon vorher erduldet; denn, wie selbst der Figaro sagt, „als Veuillot das Collége de France, die Normalschule und die Alma mater angriff, hatte er die Gabe der Fernsicht. Er hat diesen schäbigen Paul Bert, den größten Feind der französischen Familie, geahnt . . . Wir haben wirklich jetzt jene Elenden, die auftauchen wie die erschauten Gespenster seiner früheren Artikel . . . Er hatte das Jahr 1870 voraus empfunden; er sah die Seelen wie Schwalben vor dem Sturm über die Erde streichen; ich wiederhole es, er hatte die Ferrys der nahen Zukunft vorausgeschaut. O mein Gott, wie fehlt er uns heute, den wir noch unlängst so überflüssig fanden!“

Bei dem Streben, Wirken und Kämpfen Veuillot's liegt die Frage nur allzu nahe: Was hat er erreicht?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht so leicht und kurz gegeben. Wir stehen theils den Ereignissen noch allzu nahe, um sie zu überschauen, theils sind eben diese Ereignisse selbst noch zu sehr im Werden, um schon heute ein Urtheil zu erlauben.

Zudem, was soll denn ein Journalist mehr erreichen, als eine tägliche Beantwortung der täglich auftauchenden Fragen, eine sichere Führung durch das sich täglich erweiternde Labyrinth der Politik, eine wahrheitsgetreue Buchung der werdenden Geschichte? Der Journalist ist an erster Stelle die treue Schildwache, welche jede nahende Gefahr von außen, jedes drohende Unheil im Innern anzuzeigen hat; die nicht einschlafen darf im Bewußtsein der Sicherheit und kein heimliches Verständniß unterhalten mit dem Feinde — das Eine wäre Pflichtvergessenheit, das Andere Verrath. Wahrlich, wer wollte läugnen, daß L. Veuillot mehr als dreißig Jahre hindurch dieses Ziel eines echten Journalisten in einem seltenen Grade erreicht hat!

Wenn überhaupt die Thätigkeit des Journalisten in der oft unmerklichen, aber unläugbaren Beeinflussung der öffentlichen Meinung, in der Reinigung oder Verdumpfung der socialen Atmosphäre besteht, so läßt sich leicht erkennen, was L. Veuillot mit seinem Univers erreicht hat in den Jahren des Kampfes und der Klärung auf allen Gebieten.

In der Revue catholique sagt ein ungenannter, durchaus ruhiger Kritiker: „Die Nachwelt wird vielleicht mit Strenge einige Bestrebungen und einige Bücher Veuillot's beurtheilen — aber sie wird nicht vergessen, daß er in Frankreich die katholische Partei geschaffen hat. Nein, Partei ist ein häßliches Wort und mißfällt, ich sage darum lieber: die katholische Schule. Und das ist eine Schöpfung, die ihren Mann ehrt."

Hier also haben wir die Antwort auf die Frage: Was hat Veuillot erreicht? Eine streng römisch-katholische Partei von Männern aller Stände in Frankreich.

Was er erreichte? Eine katholische Presse — die, wie Univers und Monde, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen die Rechte des Katholicismus vertheidigen, die Reste des Hauses Israel noch zusammenhalten und einen künftigen Triumph der Ordnung und Religion in diesem armen, zerrissenen Lande nach Möglichkeit vorbereiten helfen. Man zähle die heute in Frankreich erscheinenden katholischen Zeitungen und vergleiche damit das Senfkörnlein der vierziger Jahre. Freilich, Veuillot hat nicht Alles gethan, aber an dem großen Werke hat er vielleicht einen unvergleichlich größeren Antheil, als irgend eine einzelne Persönlichkeit.

Es war keine Kleinigkeit für die besiegten, verschmähten Katholiken von 1840, die seit dem blendenden Erscheinen und dem schmerzvollen Fall des Avenir keine Zeitung mehr besaßen, welche mitzählte, als sie plötzlich auf ihrer Seite eine Kraft erstehen sahen, wie sie kein damaliges gegnerisches Blatt besaß, kampfbereit, zur Offensive geneigt, sich Gehör und Furcht erzwingend im Namen der Religion und im Namen jener Ironie, von welcher sie so viel zu leiden hatte. Dieser Kämpfer gab seiner bis dahin gedemüthigten Partei die freudige Möglichkeit, nun auch ihrerseits offen ihr Wörtlein mitzureden und in dem Streit der Presse nicht bloß das letzte, sondern oft auch das beste Wort zu behalten. So setzte Veuillot in seiner Weise das Werk fort, welches vor ihm Lacordaire auf der Kanzel von Notre-Dame und Montalembert auf der Tribüne in der Pairskammer begonnen hatten. Mit

diesen beiden berühmten Rednern gab Veuillot seinerseits den Katholiken Muth, Vertrauen und Selbstbewußtsein, und tödtete so jene Menschenfurcht, welche über so viele Geister eine unumschränkte Herrschaft übte. Wie Montalembert und Lacordaire, zwang Veuillot auf seinem Felde die öffentliche Meinung, welche sich bis dahin gleichgiltig oder verächtlich benommen, mit der katholischen Presse zu rechnen, und wäre es nur, um sie zu bekämpfen, sie zu fürchten, sich mit allen Fragen zu beschäftigen, welche sie aufwarf, und mit allen Forderungen abzufinden, welche sie vorbrachte. Das war viel um jene Zeit — das ist vielleicht auch der schönste Ehrentitel Veuillot's[1].

Was Veuillot erreichte?

„Die Kirche," sagt Paul de Cassagnac, „schuldet ihm, daß er beigetragen hat zur Ausrottung jenes Gallicanismus, welcher den unaussprechlichen Hintergedanken und den liberalen Feigheiten zum Schlupfwinkel diente."

Was er erreichte?

Veuillot hat, soweit dieß überhaupt einem Laien möglich war, dem liberalen Katholicismus in Frankreich zugesetzt und für die päpstliche Unfehlbarkeit gekämpft, bis Gott es gefiel, dieses Dogma definiren zu lassen. Wir können es in der That in gewissem Sinne mit dem gambettistischen Temps behaupten, „daß Veuillot's Name auf's Innigste verflochten ist mit der Geschichte der Kirche unter dem Pontificat Pius' IX. zwischen der Revolution von 1848 und dem Concil von 1870". Vielleicht — wer kann alle Möglichkeiten erfassen? — vielleicht wäre die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Syllabus und des Unfehlbarkeits-Dogmas nicht so allgemein bekannt und alle auf jene bezüglichen Fragen noch lange Zeit hindurch nicht so brennend geworden ohne Veuillot's unermüdlichen Kampfeseifer und die unerbittliche Consequenz, mit welcher er dem gefährlichen Feinde in der Hürde nachstellte.

Was er erreichte?

Veuillot erreichte als Journalist dasselbe, was Pius IX. als Papst erzielte, wie denn auch Veuillot's Verlangen kein anderes war, als dem Papste zu dienen, den Papst zu vertheidigen, die Ziele des Papstes nach Kräften zu unterstützen.

Was er erreichte?

Veuillot, der gewaltige, gefürchtete, gehaßte Kämpfer hat sich in tausend und abertausend Herzen katholischer Laien, denen er als Sprecher und Führer diente, ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit gestiftet; ein eifriger, gelehrter und romfreundlicher Klerus und Episkopat ist einstimmig, den Dank und die Anerkennung seiner Dienste dem treuen Soldaten in's Grab nachzurufen; der gesammte Ordensstand, von der kleinen Armenschwester bis zum gelehrten Benedictiner von Solesmes, der krankenpflegende Camillianer und der so oft geächtete Jesuit — sie Alle, Alle wissen und bekennen es froh, daß sie in Frankreich keinen Zweiten hatten, der mit gleicher Kraft und gleichem Feuer ihre heiligsten Angelegenheiten verfochten, der sich so entschieden in seiner Zeitung all ihrer Anliegen und Interessen angenommen hätte.

---

[1] So der keineswegs Veuillot freundliche Français.

Man kennt Veuillot im Allgemeinen nur vorwiegend als Vertheidiger der Kirche; was er als beredter Sachwalter der christlichen Charitas auf allen Gebieten und besonders dem der Missionen gethan, verschwindet nur zu leicht vor seinen übrigen Verdiensten. Die ascetische Seite Veuillot's, seine persönliche Frömmigkeit, ja sein energisches Streben und tägliches Ringen nach christlicher Vollkommenheit bedürfte einer ausführlicheren Darlegung. „Zahllose Ordensleute haben in der stillen Hut ihrer Klöster außerordentliche Tugenden geübt, aber die Welt schaut nicht in die Klöster. Veuillot's Verdienst war es, Allen, die Augen haben, auf dem offenen Markte des großen Paris einen Christen zu zeigen, der in denselben Umständen wie alle Welt lebte und doch alle seine Pflichten als Christ auf das Vollkommenste erfüllte, einen Christen, der nach der Meinung Aller weder dumm, noch furchtsam, noch närrisch, noch ehrgeizig, noch habgierig, noch heuchlerisch war." [1] Wir haben in Frankreich eifrige Ordensmänner gekannt, die sich schämten vor der Tugend dieses Journalisten. Vielleicht war dieses öffentliche Beispiel der Tugend nicht weniger nothwendig in dem Heimathlande der Menschenfurcht, als das öffentliche Bekenntniß des Glaubens.

Wir schließen mit den Worten des der Richtung Veuillot's nichts weniger als sympathischen Journal de Bruxelles:

„Der Name Louis Veuillot's wie der Name seines berühmten Freundes Donoso Cortes und derjenige Josephs de Maistre wird wachsen in der Bewunderung der Nachwelt. Die Voreingenommenheiten werden schwinden, der helle Tag wird leuchten, nicht in Betreff seines Talentes, das nach Aller Ansicht unzweifelhaft und außergewöhnlich war, sondern über die Geradheit seines Verstandes und seines Glaubens. Für die katholischen Journalisten wird er immerdar ein Meister, ein Muster und ein unsterblicher Helfer sein. Man hat ihn ‚den Laien Tertullian des 19. Jahrhunderts' genannt. Es sei, aber man halte fest, daß es sich um einen glaubenstreuen Tertullian handelt, der starb mit dem Kreuz an den Lippen, die Eucharistie im Herzen, die Augen wie immer gegen Rom gewendet und gegen das Licht, das niemals täuscht."

Das katholische Frankreich, ja überhaupt das Frankreich der ehrlichen Leute wird mit dem Figaro klagen: „O Elend und Noth! Der große Schriftsteller, den Frankreich zum Kampf gegen alle unsere Spitzbuben und Narren erwartet, ist so Einer, wie Veuillot! Derjenige, auf den wir harren — ist derjenige, den wir eben verloren haben." Frankreich wird nicht eher glücklich werden, als bis es voll und ganz zu dem geworden, was Bismarck durch seine Norddeutsche ihm als Spottnamen gab: „das Land Veuillot's".

W. Kreiten S. J.

---

[1] Liberté.

Recensionen.

Ein zweites Wort an meine Kritiker. Von J. Janssen. Gr. 8°. 145 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.50.

Wer das erste, mit der würdigsten Ruhe und überzeugendsten Beweiskraft geschriebene Wort Janssens an seine Kritiker gelesen, durfte unwillkürlich ausrufen: Nun, solche Kritiker werden dießmal genug haben und nicht leicht wiederum gegen ihren Meister aufstehen. Diese Voraussicht, so natürlich sie auch sein mochte, ist nicht eingetroffen. Dieselben Gegner: Baumgarten, Kawerau, Ebrard, sind wieder auf dem Kampfplatz erschienen, und andere haben sich mit ihnen verbunden, insbesondere der berufenste Luther-Kenner unter den Protestanten, der Hallenser Professor und Consistorialrath Köstlin. Es hat ihnen freilich wenig genützt, so viel sie auch auf Janssen, das Papstthum, die Jesuiten, die Missionen u. s. w. geschimpft haben und so sehr die Tagespresse ihnen sekundirt hat. Hat doch selbst der „Reichsbote", ein sonst respectables conservatives Blatt, Janssen „Perfidie" vorgeworfen. Ja, man entblödete sich nicht, über Janssens „Schamhaftigkeit" zu höhnen. Was aber Ebrard wieder an Invectiven geleistet, ist geradezu unglaublich. Er selbst ruft am Schlusse seiner horrenden und noch dazu völlig unbewiesenen, grundlosen, gar nicht zur Sache gehörigen Vorwürfe gegen die Päpste aus: „Genug des Gestankes!" Unter solchen Umständen war Janssen zur Antwort förmlich gezwungen. Er hat geantwortet, und zwar in einer Weise, daß er nicht nur die Angriffe seiner Gegner in den Augen eines jeden Ehrenmannes völlig zu Boden schlägt, sondern zugleich ein Werk von bleibendem Werth für die Geschichte verfaßt hat. Denn indem er zeigt, daß alle Versuche dieser Prediger, ihre großen Reformatoren zu rechtfertigen, völlig vergeblich sind und die Angeklagten sammt den Vertheidigern gründlich blamiren, hat er zugleich einige der vorzüglichsten geschichtlichen und dogmatischen Controverspunkte in's rechte Licht gestellt. Es scheint uns Janssen die providentielle Aufgabe zu haben, den Wust von Märchen, der über die Reformationszeit ausgebreitet ist, zu zerstören; eine einmalige objective Darlegung der Sachlage aus den Quellen reichte dazu nicht aus, weil die Vorurtheile zu sehr eingebürgert waren; er mußte darum alle gegen seine Geschichte erhobenen Einwendungen immer wieder von Neuem in ihr Nichts auflösen. Auch dieses zweite Wort hat die Gegner nicht zur Ruhe gebracht. Haben doch der „Reichsbote" und die „Kreuzzeitung" die aus Anlaß der Luther-Feier von der protestantischen „Schlesischen Zeitung" gegebene Mahnung zur Selbstverläugnung und Mäßigung als eine Selbstvernichtung des Protestantismus zurückgewiesen. Wir bedauern sehr diese gewaltige, durch jene Feier verursachte Aufregung, sehen

aber, da selbst freundschaftliche Ermahnung nichts fruchtet, kein anderes Mittel, solche Geister zur Ruhe zu bringen, als ihnen beherzt entgegenzutreten und zu zeigen, daß wir Katholiken uns vor einer wahrheitsgetreuen Schilderung Luthers gar nicht fürchten.

Unsern Lesern, welche die erste Antwort Janssens an seine Kritiker kennen, brauchen wir nicht mehr die Herren Baumgarten, Kawerau und Ebrard zu kennzeichnen; wir beschränken uns darauf, einige Proben der „vernichtenden Kritik", die Köstlin an Janssen geübt haben soll, vorzuführen. Köstlin will ein „Meisterstück von Janssens Citirkunst" seinen Lesern vorführen. Dieses Meisterstück ist indeß, wie er übrigens durch eine Erklärung in der Kreuzzeitung selbst eingestanden, völlig mißlungen. Janssen citirte nämlich in seiner Geschichte Bd. 3 S. 426 eine Stelle aus einem Briefe Luthers an seine Käthe: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher, das sei Gott gedankt. Amen." Köstlin wirft nun Janssen vor, er habe diese Worte Luthers verstümmelt, indem er die von Luther beigesetzten mildernden Parenthesen: „fressen wie ein Böhme (doch nicht sehr) und saufen wie ein Deutscher (doch nicht viel)", hinweggelassen; dieses Hinweglassen sei um so schlimmer, weil Janssen ganz richtig die Seite von De Wette's Ausgabe der Briefe Luthers citire und eine andere Ausgabe nirgends erwähne. Wo Köstlin seinen Kopf gehabt, als er diese Worte schrieb, ist schwer zu sagen. Denn Janssen citirt für seine Stelle nicht De Wette, sondern ganz ausdrücklich eine andere Ausgabe von Luthers Briefen, nämlich die neueste und correcteste von Burkhardt, der den Brief nach dem noch jetzt in München befindlichen Original abgedruckt hat. Die Parenthesen sind offenbar eine Fälschung, die ein furchtsamer Lutheraner beigefügt, weil sonst an den Worten des Gottesmannes Anstoß genommen werden könnte; denn „nicht sehr essen" ist offenbar das Gegentheil von „fressen wie ein Böhme", und „nicht viel trinken" ist offenbar das Gegentheil von „saufen wie ein Deutscher". So geht Janssen verschiedene Vorwürfe Köstlins durch und zeigt, wie frivol dieser mit Citaten und Vorwürfen umspringt. Die Behauptung Janssens, daß man in Worms Luther öffentlich als einen sündelosen, unfehlbaren Kirchenvater verherrlicht habe, will Köstlin bis auf Weiteres den „papistischen Mythen und Lügen" zuweisen; denn Janssen habe dafür „keine Quelle citirt". Und doch hatte letzterer eben dort, wo er solches erzählt, ganz genau die Quelle citirt. Noch einmal, wo hat Köstlin seine Augen gehabt, als er so mit „Lügen und Mythen" um sich warf? Religiöse Vorurtheile haben offenbar seinen Blick so getrübt, daß er, wie seine Anklagen wider Janssen beweisen, übersieht, was eben den „heiligen Gottesmann" allzusehr compromittiren würde. Und deßhalb wird es unserm katholischen Geschichtschreiber leicht, gegen Köstlin zu zeigen: daß die Abbildung Luthers als Heiligen nicht nur in einem Nachdruck, sondern in der ersten Wittenberger Ausgabe verschiedener Schriften Luthers steht; daß dieser sich selbst den „Heiligen Gottes und Propheten" beigezählt; daß derselbe wirklich es für recht ausgegeben, die aufständischen Bauern auch ohne Gericht zu schlagen und zu strafen, und nicht nur die Obrigkeit, sondern Jeden, „wer da kann", aufgefordert, sie öffentlich oder

heimlich zu „würgen“ und zu „stechen“; daß die allgemeine Zuchtlosigkeit und Verwilderung mit dem Beginn des Protestantismus von Jahr zu Jahr sich gesteigert hat; daß Luther, um uns der Worte des protestantischen Geschichtschreibers Hagen zu bedienen, die Ehe ansah „als eine äußere leibliche Verbindung, welche mit Religion und Kirche eigentlich gar nichts zu thun habe“, ja über die Ehe fast dieselbe Ansicht aussprach, die man „im Alterthume hatte, und wie sie später in der französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen“. Hiermit hängt einer der Hauptpunkte der Controverse zusammen, wider den sich die Luther-Freunde am meisten aufgebäumt haben.

Bekanntlich wirft man den Jesuiten den infamen Grundsatz vor: „Der Zweck heiligt die Mittel,“ ohne jedoch denselben auch nur in einem einzigen Werke eines Jesuiten nachweisen zu können. Offenbar ist es nur eine andere Fassung dieses Grundsatzes, wenn gesagt wird: Zu einem heiligen Zweck ist Alles erlaubt. Darum hat es die Luther-Freunde so sehr verletzt, daß Janssen aus Luthers Brief an Lange vom 18. August 1520 folgende Stelle übersetzt hat: „Wir halten dafür, daß uns gegen die Trügerei und Schlechtigkeit (des Papstthumes), um des Heiles der Seelen willen, Alles erlaubt ist (omnia nobis licere arbitramur).“ [1] Janssen weist aber aus vielen andern Citaten nach, daß unter „Allem“, was Luther zur Bekämpfung des Papstthums für erlaubt hielt, keineswegs bloß harmlose Mittel begriffen sind, sondern Trug, blutige Gewalt und Aufruhr. Er hätte zum selben Zweck auch noch auf zwei andere Dinge aufmerksam machen können, die er ausführlich in seiner Schrift behandelt: auf die Doppelehe Philipps von Hessen und die unsäglich schmutzigen, von Luther herausgegebenen Papstbilder.

Die von Köstlin betonten Milderungsgründe für die Dispens, welche Luther mit andern hervorragenden Reformatoren zur Eingehung der Doppelehe gegeben, sind gar nicht vorhanden. Denn angesichts der klaren Worte der Heiligen Schrift und der gesammten christlichen Anschauung über die Einheit der Ehe hätte doch ein großer Sittenreformator keine biblische Schwierigkeit gegen die Unerlaubtheit der Vielweiberei machen sollen. Die hämische Insinuation Köstlins, daß man damals in der katholischen Kirche mit dem Maitressenwesen es leicht genommen, ist völlig unbewiesen und ganz impertinent, da das Verbrechen Anderer Luther nicht entschuldigt, und sie wird von Janssen gegen die Reformatoren selbst gekehrt. Denn Philipp sagt von den hessischen: „Da wir so in öffentlicher Unzucht lebten, fochten sie uns nicht an.“ Wenn Köstlin ferner seinem Gegner eine „grobe Unwahrheit“ vorwirft, weil derselbe die „principiellen Erklärungen“ Luthers gegen die Vielweiberei verschwiegen, so zeigt Janssen, daß Luther selbst in Predigten 1527, ja auch noch im „Rathschlag“ an Philipp von Hessen die Erlaubtheit der-

[1] Allerdings werfen sich die protestantischen Kritiker darauf, daß Janssen die unrichtige Übersetzung Kampschulte's von diesen Worten mit in sein Werk herübergenommen hatte. Doch ist jene Übersetzung nicht derart, daß der Sinn dadurch wesentlich verändert würde. Denn es kommt wenig darauf an, ob der „heilige Zweck“ so oder etwas anders formulirt werde, sondern die Hauptsache ist, daß zum „heiligen Zweck“ nach Luthers Worten „Alles erlaubt“ sei.

selben gelehrt. Allerdings sagt der Reformator in demselben „Rathschlag", „daß wir aus dem Worte Gottes Befehl haben, die Ehe und alle menschlichen Sachen auf die erste und göttliche Einsetzung zu richten und so viel als möglich darin zu halten"; aber wer gab ihm dann die Vollmacht, von diesem göttlichen „Befehl" Dispens zu ertheilen? Konnte ihm, dem „Sittenverbesserer", unbekannt sein, was bis zur Reformation die gesammte christliche Welt einmüthig festgehalten, daß dieser göttliche „Befehl" die Grundlage des christlich-socialen Lebens, das Unterscheidungszeichen zwischen Christenthum und Türkenthum sei und darum auch vom Staate unter Todesstrafe sanctionirt worden? Konnte ihm die Wahrheit verborgen bleiben, welche bis zur Reformation jeder ehrliche Christenmensch anerkannt, so wie sie hoffentlich auch heute noch von Herrn Köstlin und seinen Collegen bekannt wird, daß eine polygamische Ehe keine wahre Ehe, sondern ein Attentat auf die Sittlichkeit und mithin jede Dispens null und nichtig, bloß ein Fallstrick zur Fortsetzung des Ehebruches sei? Und war auch nur ein Vorwand zur Ertheilung dieser Dispens, die „Noth", vorhanden? Philipps Gemahlin war noch bei ihm und hatte ihm eben erst das achte Kind geboren; er selbst gestand offen, er „möge" nicht, er sei „nicht Willens", den Ehebruch zu lassen, sowie er denn auch nicht sechs Wochen seiner Frau die eheliche Treue gehalten und durch unsittliches Leben sich die Lustseuche zugezogen hatte. Und einem solchen Wüstling erlaubt Luther, durch Eingehung der Doppelehe die der ersten Frau geschworene eheliche Treue fortwährend zu brechen, damit des Fürsten „Gewissen recht stehe"; und der Fürst ging wirklich nach Vollbringung des Verbrechens mit „freudigem Gewissen" zum Abendmahl. Wer denkt da nicht an Tartuffe's Worte:

„Zwar scheint uns das Verbot des Himmels streng zu binden,
Doch ist es gar nicht schwer, sich mit ihm abzufinden;
Denn je nach dem Bedarf gibt's eine Wissenschaft,
Die das Gewissen löst durch des Beweises Kraft."

Überhaupt empfehlen wir den Herren, die so eifrig auf der Suche nach der sogenannten „jesuitischen Casuistik" sind, den „Beichtrath" Luthers und Melanchthons an Philipp von Hessen zur nähern Erwägung; schwerlich werden sie auf katholischer Seite ein Actenstück finden, das nur im Entferntesten an diese Casuistik streift. Ein Grund schlug in Ermangelung anderer bei Luther durch: die kräftige Faust des Landgrafen schien zur Erhaltung des „Evangeliums" nothwendig und durfte nicht gestoßen werden; so gab er, der gegen das Papstthum „zum Heile der Seelen Alles für erlaubt" hielt, dem Fürsten auch die Erlaubniß zur Eingehung einer durch das Christenthum auf das Höchste verworfenen, durch das Staatsgesetz mit Todesstrafe bedrohten Doppelehe. — Einen weitern Beitrag zur Kenntniß dessen, was Luther zur Bekämpfung des Papstthums für erlaubt hielt, liefern die überaus unflätigen Papstbilder, welche der Reformator, wie Janssen unwiderleglich gegen Köstlin bemerkt, mit Vers- und Bibelspruch versehen und herausgegeben, ja als sein Testament bezeichnet hat. Bei diesen Bildern kam mir eine Geschichte in den Sinn, die ich aus dem Munde des P. Roh gehört. Er war in Freiburg

Professor der Theologie und gerade mit dem Lesen einer Schrift Luthers beschäftigt, als ein Berner Prediger bei ihm vorsprach. Der wunderte sich höchlichst über diese Lesung, worauf P. Roh erwiederte: „Es ist das die erste Ausgabe des Werkes, wie solches aus der Feder Luthers hervorgegangen ist; ich glaube nicht, daß dieselbe Ihnen bekannt ist." Und er zeigt sodann dem Prediger eine recht unfläthige Stelle, worin Luther mit rohen Ausdrücken förmlich spielt. Dem Prediger fiel das Buch, nachdem er die Stelle gelesen, aus der Hand; er blickte zum Himmel empor und seufzte: „Mein Gott, was für ein Mensch!" Wir zweifeln nicht, auch mancher Protestant wird, wenn er die Schilderung der von Luther als Testament herausgegebenen, über alle Maßen schmutzigen Bilder gelesen, emporseufzen und ausrufen: „Mein Gott, was für ein Mensch!"

G. Schneemann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Ozanam oder das Senfkörnlein des hl. Vincenz von Paul. Festspiel zur fünfzigjährigen Gründungsfeier der Vincenz-Vereine. Von Adolf von Berlichingen S. J. Kl. 8°. 86 S. Münster, Nasse, 1883. Preis: *M.* 1.20.

Stoff, Charaktere und Verwicklung des historischen Festspiels sind der wirklichen Entstehungsgeschichte der Vincenz-Vereine entnommen, mit warmer poetischer Begeisterung aufgefaßt und zu einem lebendigen, dramatischen Ganzen gestaltet. Ein allegorisches Vorspiel und Nachspiel rückt die an sich anziehende Thatsache und den leichtfließenden Dialog in die Höhe allgemeiner, zugleich philosophischer und poetischer Betrachtung. Von der „Armuth" gestört, vom „Socialismus" zum Kampf gefordert und bedroht, sieht sich der „Reichthum" sowohl von der „Wissenschaft" als vom „Staate" verlassen und fleht nun um Hilfe zur „Religion". Diese bietet ihm als Rettungsmittel das Samenkorn der christlichen Charitas. Hieran reiht sich das historische Spiel, welches das Walten und Wirken der Charitas ebenso schlicht und anmuthig entwickelt. Den Triumph der Charitas, der sich mit den historischen Farben nur andeuten ließ, führt endlich in gehobener Betrachtung das Nachspiel aus. Der Socialismus läßt sich zwar nicht versöhnen; aber Staat, Wissenschaft und Reichthum nähern sich der Religion und freuen sich am Dankesliede der Armen. Die gehaltvolle, anmuthige Dichtung, von herzlicher Liebe für das hohe Werk der Vincenz-Vereine durchglüht, ist ein schönes Geschenk zu deren Jubelfest. Dem etwas melancholischen Ton des Vorwortes entgegen, morituri vos salutant, regte sie uns zu dem freudigen Wunsche an: vivat, crescat, floreat! das wir nicht nur dem Vincenz-Verein, sondern auch dem Dichter von Herzen zurufen.

St.-Rupertus-Büchlein. Der hl. Rupertus von Bingen, die hl. Bertha, seine Mutter, der hl. Wigbert, sein Lehrer und Erzieher. Ihr Leben, ihre Verehrung und ihre Reliquien. Von Dr. Peter Bruder,

Kaplan in Bingen a. Rh. Mit Erlaubniß des hochw. bischöflichen Ordinariats zu Mainz. 12⁰. VIII u. 256 S. Dülmen, Laumann. Preis: *M.* 2.

Unter dem bescheidenen Titel „St.-Rupertus-Büchlein" beschenkt uns der hochw. Herr Verfasser mit einer durchaus gediegenen historischen Arbeit, die wir nicht in letzter Linie als einen schätzenswerthen apologetischen Beitrag für die katholische Heiligen- und Reliquienverehrung mit Freuden begrüßen. Die Verehrung jener drei Heiligen und ihrer Reliquien, im Spiegel der Geschichte betrachtet, will uns als eine bessere Vertheidigung des katholischen Cultus und Glaubenslebens erscheinen, als manche lange Abhandlungen über Berechtigung und Nützlichkeit der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien. Die wichtigsten Documente hat der Verfasser sämmtlich in extenso mitgetheilt. Besondere Erwähnung verdient die von der hl. Hildegardis geschriebene Vita S. Ruperti, die nach der ältesten Handschrift (im großen Hildegardis-Codex zu Wiesbaden) hier zum ersten Male vollständig dem Druck übergeben ist. Es wurde jedoch auch die erste gedruckte, von P. Joh. Busäus S. J. im Jahre 1602 nach einer Handschrift des Mainzer Jesuiten-Collegiums herausgegebene Vita nach Gebühr berücksichtigt. Übrigens ist der gelehrte Apparat fast ganz in die beigegebenen „Anlagen" verwiesen worden, so daß der größere Theil des Werkchens ebenso wohl der Erbauung wie der Belehrung dient. Derselbe handelt in drei Abschnitten über die Lebensgeschichte des hl. Rupertus, der hl. Bertha und des hl. Wigbert, über die kirchliche Verehrung der drei Heiligen vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart und über die Geschichte ihrer Reliquien während des gleichen Zeitraumes.

Mutter Kümmerniß und ihre Kinder. Ein Büchlein von der Standeswahl. Verfaßt von Max Steigenberger, Domprediger. 12⁰. VI u. 77 S. Augsburg, Huttler. Preis: 40 *Pf.*

Ein gründlicher Unterricht über die Standeswahl in spannender Novellenform — das ist gewiß ein Meisterwurf; aber, was die Hauptsache ist, dieser Wurf ist hier gelungen. Mitleid mit den Thränen so Vieler, die zu spät seufzen: „Hätte ich das gedacht!" hat dem hochw. Herrn Verfasser die Feder in die Hand gedrückt, um in einer Allen genehmen Form die für die Wahl eines Lebensstandes wichtigsten Lehren und Mahnungen unserer heiligen Religion dem Leser möglichst eindringlich vor die Seele zu führen und so unsägliches Unheil zu verhüten. Kein wichtiger Gesichtspunkt, der bei der Wahl des Ordensstandes und des Ehestandes in Betracht kommt, ist übergangen, keiner entbehrt einer lichtvollen und wahrheitsgetreuen Beleuchtung. Ausdrückliche Anerkennung verdient sodann der feine Tact des Verfassers, welcher ihn niemals, auch nicht bei Besprechung der delicatesten Fragen, im Stiche läßt. So besitzen wir denn in diesem Büchlein einen zuverlässigen und getreuen Wegweiser für das wichtige Geschäft der Standeswahl, den Niemand, schon wegen der liebenswürdigen Formen, in denen er auftritt, leicht von der Hand weisen wird. Nur sei noch bemerkt, daß der Verfasser erklärt, das Büchlein am liebsten in den Händen heranwachsender Töchter und deren Mütter zu sehen.

Originelle, kurzgefaßte, praktische **Marianische Fest-Reden** zur Feier des Monat Mai. Drei Jahrgänge. Auch verwendbar für alle Feste im Kirchenjahr und als Anreden in Marianischen Sodalitäten. Von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu, Doctor

der Theologie. Mit bischöflicher Approbation. 8⁰. 616 S. Mainz, 1882. Preis: *M.* 5.40.

Originelle, kurzgefaßte, praktische **Fasten-Predigten.** Sechs Jahrgänge in einem Band. Von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu, Doctor der Theologie. Mit bischöflicher Approbation. 8⁰. 372 S. Cincinnati, 1883. (Die Ausgabe für Deutschland erscheint Anfang Januar 1884.)

Originelle, kurzgefaßte, praktische **Predigten zu Ehren des allerheiligsten Sacramentes.** 36 Predigten in 12 Abtheilungen von je 3 Predigten. Zur Feier des 40stündigen Gebetes und der Frohnleichnams-Octave. Von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu, Doctor der Theologie. Mit bischöflicher Approbation. 8⁰. 348 S. Mainz, 1883. Preis: *M.* 4.50.

Der im Predigtamte ergraute Missionär kennt die Bedürfnisse des eifrigen Seelsorgsgeistlichen. Dieser will für seinen Gebrauch nicht vollkommen ausgearbeitete Predigten, die eben immer eine „fremde Rüstung" bleiben und die eigene Arbeit der Vorbereitung niemals ersetzen können, sondern er verlangt Beihilfe bei seiner eigenen Arbeit. Sein Wunsch geht dahin: Gib mir eine möglichst große Auswahl in origineller Weise angekündigter Themata und im Zusammenhange damit eine Reihe von Gedanken, kurz und praktisch — und laß mich reden. Diesem Wunsche wird P. Weninger in seinem jetzt bereits sechsbändigen Predigtwerke in vollkommener Weise gerecht. Auf die drei ersten von uns schon angezeigten Bände sind inzwischen die drei obengenannten gefolgt, über deren reichen Inhalt der Titel genügend orientirt.

Miscellen.

Notre-Dame de l'Usine. In Frankreich zerfrißt der Unglaube das Mark des Volkes bis in die untersten Schichten hinein. Aber wo sich der christliche Glaube und die Übung unserer heiligen Religion erhalten hat, da zeigt sich ein frisches, thatkräftiges Leben derselben: die Lösung aller bedeutenderen Aufgaben bekommt da eine specielle religiöse Weihe. So auch die wichtige Seite der socialen Frage, die Regeneration des Arbeiter-, besonders des Fabrikarbeiterstandes. In Deutschland steuerten die Marianischen Congregationen unter der arbeitenden Klasse auf dasselbe Ziel los, und nach gewisser Seite hin selbst in gründlicherer Weise; in Frankreich liebt man es, für jeden Specialzweig christlicher Thätigkeit ein eigenes oeuvre in's Leben zu rufen. Nun, auch diese Eigenart hat ihren Segen. Ihr verdanken wir die Entstehung einer neuen Erzbruderschaft unter der Anrufung Unserer Lieben Frau, der Patronin des Fabrikstandes (**Notre-Dame de l'Usine**), welche am 6. Juni 1882 vom Heiligen Vater auf Bitten vieler Bischöfe Europa's und Amerika's als Erzbruderschaft auf den ganzen Erdkreis ausgedehnt ist. Nach

ihren Statuten ist Rückkehr zum wahren religiösen Leben seitens der arbeitenden Klasse, besonders des Fabrikstandes, der Zweck genannter Erzbruderschaft. Jedermann weiß, daß so viele Arbeiter verführerischen Vorspiegelungen, unchristlichen Vorurtheilen und trügerischen Versprechungen zum Opfer fallen, und daß sie vielleicht zwar noch im tiefsten Grunde ihres Herzens den Glauben ihrer Kindheit bewahren, der in großen Epochen des Lebens und besonders in der Todesstunde wieder erwachen mag, aber äußerlich indifferent, nicht so selten selbst gottlos geworden sind. Durch den Verlust des Glaubens aber hat der Arbeiter nicht nur die Ruhe des Gewissens, sondern auch das innerste Glück der Familie und leider zu oft seine Würde als Mensch eingebüßt. Und doch, die Arbeiter sind die Hoffnung der Zukunft. Wer die heilige Kirche und sein Vaterland liebt, der kann nicht gleichgiltig bleiben gegenüber der arbeitenden Klasse, welche von so vielen bösen Einflüssen umgarnt zu werden droht. Deßhalb schien es nothwendig, einen friedlichen Kreuzzug zu unternehmen zur Rettung der Arbeiter, besonders der zum Fabrikstande gehörigen.

Todtengelage auf Seeland. Einen charakteristischen Zug aus dem Volksleben der bekanntlich gutlutherischen Bauern im dänischen Seeland beschreibt die Aarhuser Stiftstidende (15. Januar 1883) folgendermaßen:

„Die Art und Weise, auf welche der gemeine Mann das Begräbniß seiner Todten feiert, erinnert uns unstreitig mehr an die Zeit des Heidenthums, wo man zum Gedächtniß der Verstorbenen Todtenbier trank, als an christliche Trauerfeste. Um den weißgescheuerten Tisch in der Wohnstube hat sich Vormittags eine zahlreiche Schaar Eingeladener gesammelt. Sie thun sich gütlich mit Schweinefleisch und Branntwein, der also an die Stelle des Meths in der Walhalla getreten ist und in Biergläsern aufgetischt wird. Die Luft ist schwül und erstickend und so angefüllt mit dem Dampf von Knaster und ähnlichen Tabakarten, daß dem Eintretenden ein ganz anderer als behaglicher Duft entgegentritt. Durch die dicken Tabakrauchwolken hindurch tönt lautes Reden und munteres Lachen zum Beweis dafür, daß die Stimmung keineswegs eine gedrückte ist. Jetzt tritt eine plötzliche Ruhe ein. Die munteren Gesichter legen sich auf einmal in feierliche Falten, und hinauf geht's in die ‚Oberstube', wo der Verstorbene im Sarge liegt. Man singt ein Lied, und dann wird der Sarg hinausgetragen. Vor dem Hofe stellt man den Sarg wieder nieder; die Anwesenden entblößen das Haupt und sprechen leise ein Gebet, worauf der Sarg auf den Wagen gehoben und nach dem Kirchhofe geführt wird.

Sobald man von der Kirche nach Hause kömmt, legt man sofort alle Feierlichkeit bei Seite; der ernste Theil des Festes ist vorbei, und der heitere beginnt. Die Männer setzen sich wieder zu Tisch in der Wohnstube, während für die Frauen in der Schlafkammer gedeckt wird. Denn streng wird an der Regel festgehalten, daß beide Geschlechter getrennt seien; und sind einmal Männer und Frauen in's ‚Trauerhaus' hineingekommen, so sehen sie einander nicht mehr, bevor sie nach Hause gehen. Große Schüsseln Reisbrei werden nun den Gästen vorgesetzt, und diese beginnen sofort den Schüsseln zuzusprechen.

Das folgende Gericht ist Klippfisch (Kabliau), zu dem man Vormittags aus Biergläsern Branntwein trinkt. Sollte einer der Gäste davon sich noch nicht satt essen können, so finden sich für diesen Fall ungeheure Haufen dicker Brodscheiben und mächtige Pyramiden Butter in Schüsseln auf dem Tische, welche vermuthlich auch dem stärksten Appetit gerecht werden können. Nach dem Mahl vertheilt man sich in kleine Partien zum Kartenspielen, und auf diese Weise wird das ‚Trauerfest‘ auf's Gemüthlichste fortgesetzt bis Abends 11 oder 12 Uhr. Von Zeit zu Zeit erquickt man sich mit großen Gläsern Branntwein, und am Abend werden verschiedene Bowlen Punsch servirt, so daß es immer lebendiger hergeht. Sogar die allernächsten Verwandten des Verstorbenen sitzen da mit den Karten in den Händen, trumpfen auf den Tisch und trinken Branntwein aus Biergläsern. Nur die Kinder und die noch unreife Jugend nehmen nicht am Kartenspiel Theil, sondern erfreuen sich an Spiel, Sang und Tanz. Als ganz charakteristischen Zug kann der Schreiber dieser Zeilen anführen, daß er sie einen lustigen Tanz aufführen sah an derselben Stelle, wo am Morgen noch der Sarg mit der Leiche gestanden hatte, und dabei sangen sie aus allen Kräften:

„Seht da, die ihr kommet her,
Jetzt ist keine Zeit mehr,
Zu trauern länger!
Frischen Muth und Lebenslust u. s. w.“

Diese Verslinien könnten eigentlich ganz passend über der Thür des ‚Trauerhauses‘ angebracht sein als Motto für das ganze Fest. Denn da ist wirklich keine Zeit mehr, ‚länger zu trauern‘, wenn ein Leichenbegängniß auf die Art gefeiert werden muß, wie es der Brauch fordert, und unser Bauernstand ist der am meisten conservative von allen Ständen, wo es sich um Emancipation von Brauch und Herkommen handelt. Das Gelage wird übrigens am folgenden Tage ebenso fortgesetzt, nur ist jetzt der Reisbrei in Bier gekocht. Sind die Gerichte gerade auch nicht kostbar, so berechnet man doch die Kosten einer solchen Schmauserei auf ca. 150 Kronen (134 Mark), da die Zahl der Gäste gewöhnlich sehr groß ist.“

Berichtigung.

S. 319, Z. 10 v. oben sind die Worte: „selbst von der protestantischen“ in Parenthese zu setzen.

